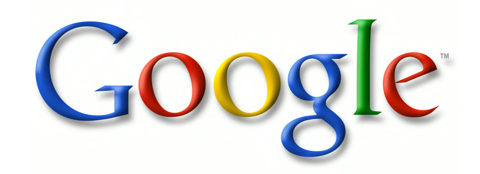
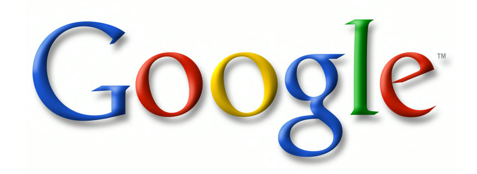
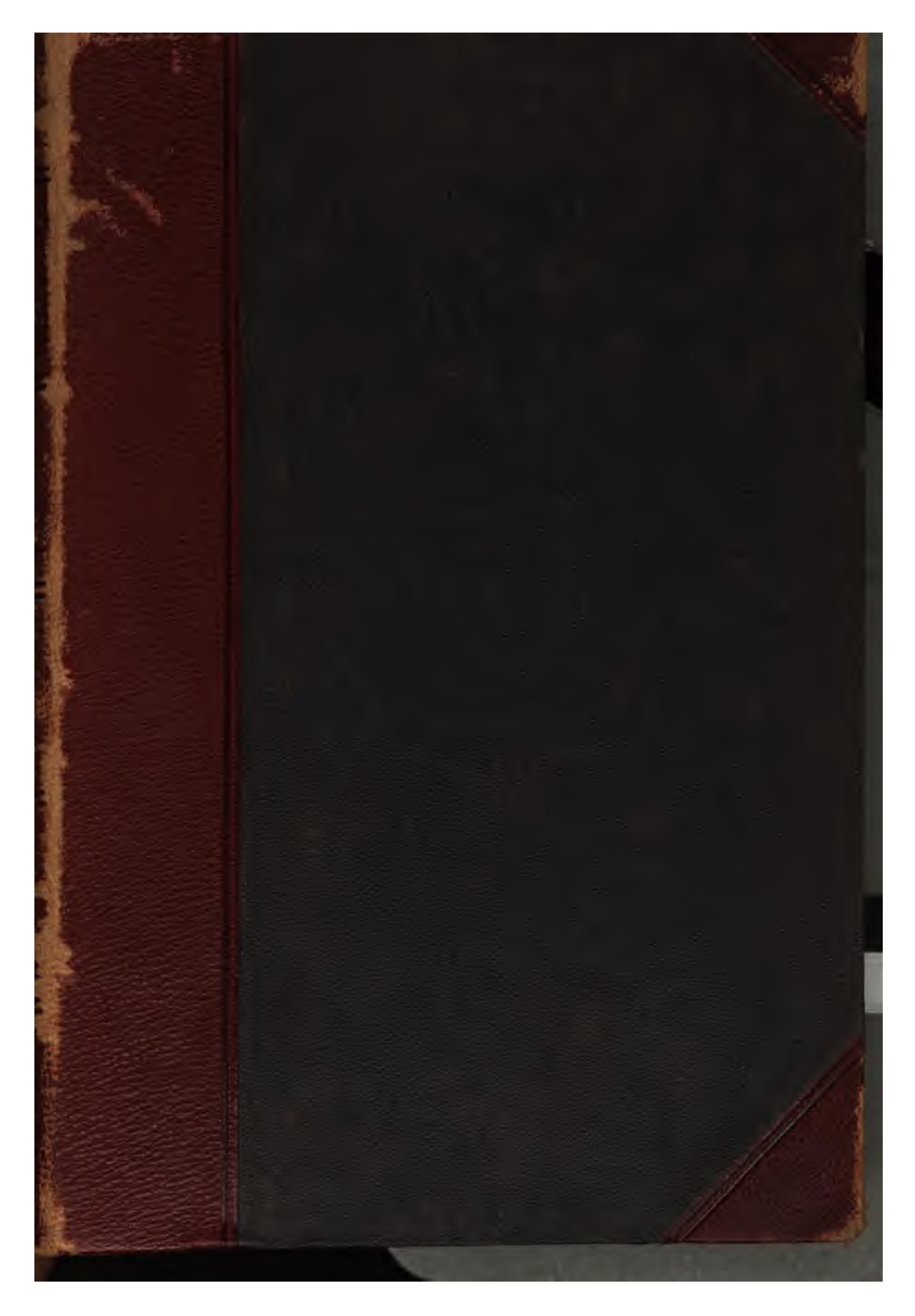












39.

Die

Volkswirthschaft

in ihren sittlichen Grundlagen.

Ethisch-sociale Studien

über

Cultur und Civilisation.

Von

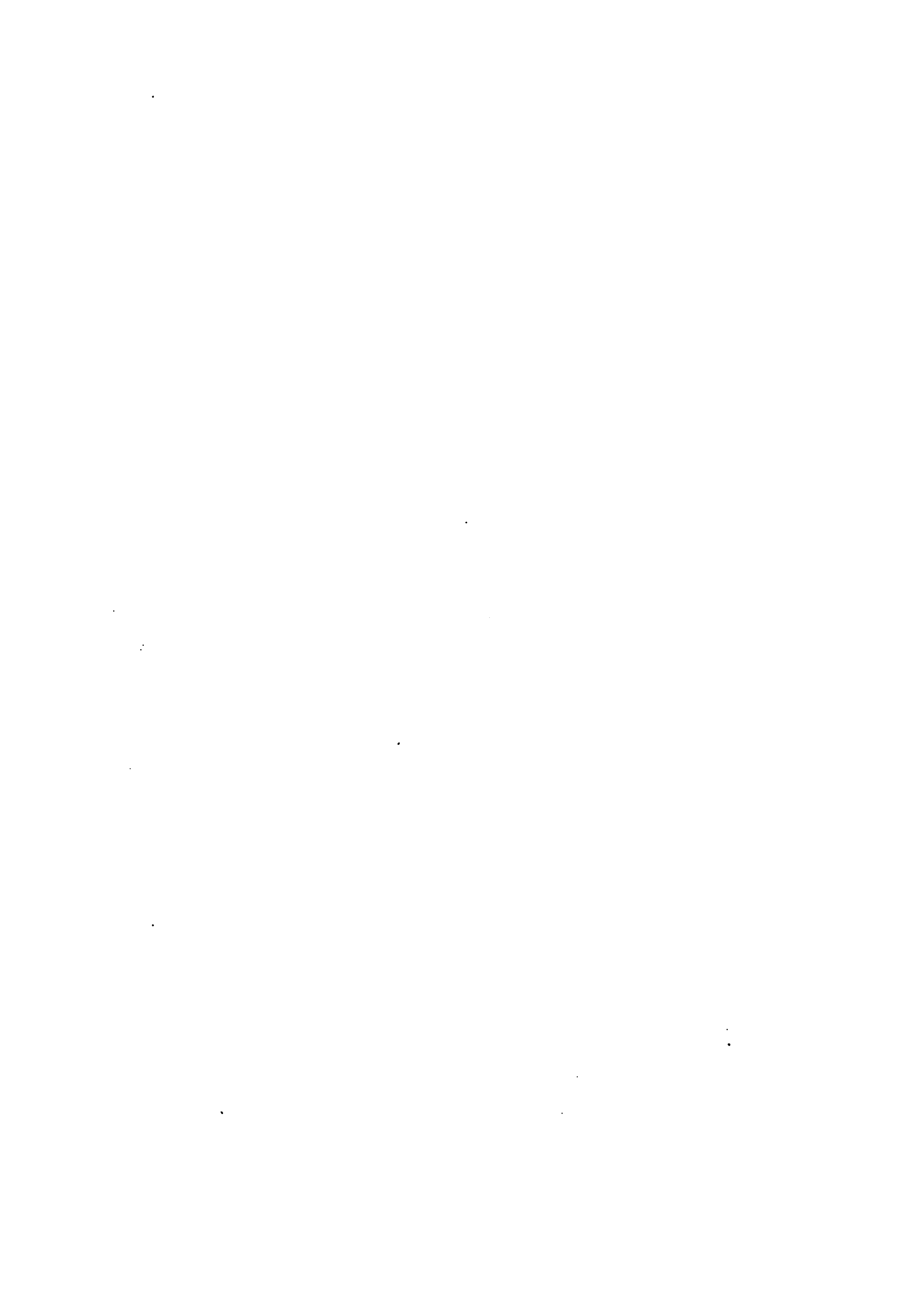
Dr. Georg Ratzinger.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1881.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis*, Mo.

Die

Volkswirthschaft

in ihren sittlichen Grundlagen.



Die

Volkswirthschaft

in ihren sittlichen Grundlagen.

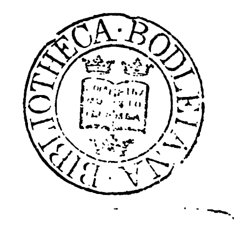
Ethisch-sociale Studien

über

Cultur und Civilisation.

Von

Dr. Georg Ratzinger.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1881.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis,* Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Hochgeboren Herrn

Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg

in größter Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

I. Armuth und Reichthum.

II. Eigenthum und Communismus.

III. Arbeit und Kapital.

IV. Wucher und Zins.

V. Vergangenheit und Gegenwart.

VI. Cultur und Civilisation.

Einleitung.

Gehen wir zurück zur Wiege der Menschheit. Schon dort finden wir das Bewußtsein, daß des Menschen Dasein ein Kampf sei: die ältesten Lieder und Erzählungen aller Völker weisen dem Menschen immer die Rolle des Kämpfers zu. Aeußere Noth und innerer geistiger Drang bedingen diesen Kampf, welcher nicht immer mit dem Siege, sondern nur allzu häufig mit einer Niederlage endet. Dieser Kampf gilt den äußeren Schwierigkeiten, welche die Natur bietet; gilt den Leidenschaften, welche im Innern des Menschen selbst toben. Die Siege, welche Einzelne wie ganze Generationen über die Natur und über sich selbst erringen, führen zu Fortschritt, Cultur und Civilisation. Die Niederlagen bedingen den Rückfall. Der Geschichtschreiber hat die Thatsache zu verzeichnen, daß die Fälle des Rückschrittes und des gänzlichen Verfalles viel häufiger eingetreten sind, als jene des Fortschrittes und dauernder cultureller Errungenschaften. Diese geschichtliche Thatsache vielfachen Rückfalles und gänzlichen Unterganges wird heute freilich von zahlreichen Theoretikern geläugnet. Man nimmt vielmehr an, daß die Menschen in stetiger Entwicklung und Vervollkommnung begriffen sind. Die ersten Lebewesen, so behauptet diese Theorie, seien eine eiweißartige Masse gewesen, „welche noch weder Pflanze noch Thier waren, welche weder Blatt noch Wurzel, weder Mund noch Magen, welche überhaupt noch gar keine Organe besaßen. Aus derartigen Wesen haben sich nach und nach die reich gegliederten Geschöpfe bis zum Hunde, Elephanten, Affen und Menschen empor ausgebildet". Diese Ausbildung erfolgte nicht etwa nach einem bewußten, schöpferischen Plane, wurde nicht etwa zweckmäßig durch einen über der Materie schwebenden Geist geleitet, sondern der Kampf um's Dasein brachte unbewußt die gesammte Lebewelt mit ihren wohlgegliederten Pflanzen- und Thierorganismen, mit all den reichen Anpassungen der Organismen aneinander, zur Entwicklung. Nach der Darwin'schen Theorie haben alle Organismen den Trieb, sich so zu vermehren, daß die Zahl der Nachkommen endlos progressiv wachsen würde, wenn nicht in dem Mangel an nöthigen Mitteln und an Bedingungen der Erhaltung eine unüber-

windliche Schranke gesetzt wäre. Im Kampfe um die Erhaltung und Vermehrung seien jene Anpassungen und Zweckmäßigkeiten der Organe, welche wir von der niedersten Pflanze bis zum Menschen hinauf in kaum übersehbarer Stufenreihe bewundern, allmählich entstanden und hätten sich immer mehr entwickelt und vervollkommnet. Mit Einem Worte, es gebe keine planmäßige, bewußte Schöpfung, sondern nur eine unbewußte Entwicklung der Organismen durch die Nothwendigkeit, sich zu erhalten und zu vermehren. Der Kampf um das Dasein bedinge es, daß die schwachen und unvollkommenen Wesen von selbst vom Schauplatz verschwinden, und daß nur diejenigen Organismen sich erhalten, welche durch eine vollkommenere Entwicklungsfähigkeit die Kraft besitzen, die Oberhand zu gewinnen und sich zu behaupten. Die Natur sei nicht bloß in einer fortwährenden Entwicklung, sondern auch in einer fortschreitenden Vervollkommnung begriffen, angefangen von den unorganischen Wesen bis hinauf zum vollendetsten Organismus des Menschen.

Diese Darwin'sche Theorie steht indeß mit allen geschichtlichen Thatsachen im Widerspruch; sie ist nicht bloß eine unbewiesene, sondern auch unbeweisbare Hypothese. Die Beobachtungen, welche die Darwinianer zu Gunsten ihrer Behauptungen anführen, haben nur die längst bekannte Thatsache zu bestätigen vermocht, daß durch künstliche Zuchtwahl eine Veredlung der Race ermöglicht werde; aber niemals und nirgends konnte ein Beweis erbracht werden für einen wirklichen oder möglichen Uebergang aus niedern Arten in höhere. Um der Nothwendigkeit dieser Beweisführung zu entgehen, flüchten sich die Darwinianer hinter die angeblichen Millionen von Jahren organischer Lebensentwicklung. Nichts als leere Hypothesen!

Begeben wir uns auf den Boden der Wirklichkeit und der Thatsachen, und fragen wir die Geschichte! Die Darwinianer sind genöthigt, allen geschichtlichen Thatsachen widersprechend, zu behaupten, daß die ersten Menschen körperlich und geistig noch ganz unentwickelt gewesen seien, sich wenig vom Orang-Utang unterschieden und ungefähr ein Mittelding gebildet hätten zwischen dem Affen und dem Wilden der Südsee. Alle Nachrichten des Alterthums sagen uns aber das Gegentheil. Die Männer des grauen Alterthums waren körperlich hoch entwickelt und ihr Geist war kräftig und jugendfrisch. Die Nachrichten aller Völker verbürgen uns, daß die Stammväter ein viel höheres Alter erreichten, als späteren Generationen beschieden war, und die geistigen Erzeugnisse der ältesten Zeit zeugen von jugendfrischer Ursprünglichkeit, von Energie des Geistes und von Tiefe des Gemüthes. Die Wilden der Südsee bringen keinen Moses, keinen Hesiod und keinen Homer hervor.

Wie kam Darwin zu seiner Hypothese? Die Beantwortung dieser Frage wird uns zeigen, daß Darwin von falschen Analogien sich verleiten

ließ, ohne Rücksicht auf die Geschichte der Menschheit sein System der Naturentwicklung willkürlich sich zu construiren. Darwins Bildungsgang fiel nämlich gerade in die Blütheperiode jener nationalökonomischen Richtung, welche die bekannten Namen Adam Smith, Ricardo und Malthus zu ihren Begründern zählt und welche heute gewöhnlich mit dem Namen „Manchesterschule“ bezeichnet wird. Der Egoismus und der wirthschaftliche Wettkampf um die Existenz und um das Wohlleben — so lehrten diese Nationalökonomen — sind es, welche im Leben der Völker und der ganzen Menschheit von selbst die wunderbarste Ordnung und Organisation, jegliche Zweckmäßigkeit und Harmonie hervorrufen; man lasse Jeden frei seinem Egoismus folgen, und er werde durch sein eigenstes Interesse getrieben werden, sein Können und sein Vermögen am besten und wirthschaftlichsten zu verwerthen. Aus dem egoistischen Getriebe der Individuen entsprosse nicht bloß die beste gesellschaftliche Organisation, der Wettkampf der Einzelnen erhalte auch die ganze Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes, und aus der schrankenlosen Freiheit erblühe die Harmonie und Energie der Kräfte.

Von da an wurde der „Kampf um's Dasein“ als die einzige Quelle des Fortschritts gepriesen und als ein Princip angesehen, welches nicht bloß für das Leben der Einzelnen, sondern für die Entwicklung der ganzen Menschheit maßgebend sei [1]. Darwin hat diese Anschauungen auf das Pflanzen- und Thierleben übertragen, und er hat selbst auf diese Thatsache seines Forschungsganges hingewiesen [2].

Schon Adam Smith hatte die Thatsache angedeutet, daß durch den Concurrenzkampf allen untüchtigen Elementen der Untergang bereitet werde, daß nur das Tüchtigste zur weitesten Verbreitung und zur Vollkommenheit gelangen könne. Smith hatte aber nur die vortheilhaften Seiten dieses Kampfes betont, nämlich, daß dadurch die wirthschaftliche Fähigkeit vermehrt und gehoben, die Gesellschaft zu immer fortschreitender Culturentwicklung gereizt und gespornt werde. Aufrichtiger und offener war Malthus. Dieser ist der Erfinder des angeblichen „Naturgesetzes“, daß die Volksvermehrung die Tendenz habe, in geometrischer Progression zu wachsen, während die Unterhaltsmittel höchstens eine Steigerung in arithmetischer Progression zulassen. Wie weit diese Wissenschaft sich verirrte, mag folgender Satz von Malthus beweisen: „Ein Mensch, welcher in einer bereits occupirten Welt geboren wird, hat, wenn ihn seine Familie nicht ernähren, noch die Gesellschaft seine Arbeit gebrauchen kann, nicht das mindeste Recht, irgend einen

[1] Auf diesen unrichtigen Voraussetzungen beruht Thomas Buckle's History of Civilisation. Das Werk wurde, als ein Compendium liberaler Weltanschauung, viel gepriesen. Es wird bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen.

[2] Ursprung der Arten, Kap. 3. — Vgl. Neurath, Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. Wien 1880. S. 189.

Theil der Nahrungsmittel zu fordern, und er ist wirklich überflüssig auf der Erde. An dem großen Gastmahle der Natur ist für ihn kein Couvert gedeckt. Die Natur gebietet ihm, sich wieder zu entfernen, und säumt nicht, dieß Gebot selbst in Ausführung zu bringen." Hunger und Seuchen, Krieg und Verbrechen, Kindersterblichkeit und Kinderverwahrlosung, Prostitution und Syphilis seien die Formen; Spitäler, Zuchthäuser, Findelhäuser und Auswandererschiffe seien die Richtstätten dieser Execution durch die Natur. Die gepriesene individuelle Freiheit, welche einem Theile der Menschheit Wohlhabenheit und Genuß verbürgt, endet für den andern Theil in einem grausamen Vernichtungskampfe. Und das sollte ein Naturgesetz sein!

Darwin hat auch das malthusianische „Naturgesetz" für sein System adoptirt, welches kurz dahin sich zusammenfassen läßt, daß alles Leben nicht nach dem göttlichen Plane eines Schöpfers, sondern unbewußt von selbst sich entwickle und ausgestalte durch den Trieb, sich zu erhalten und zu vermehren, durch den Wettkampf um Leben und Wohlleben. Dieser Kampf sei das Mittel zu einer natürlichen Zuchtwahl, indem nur jene Lebewesen sich erhalten könnten, welche die Fähigkeit besäßen, der Oekonomie der Natur sich anzupassen, für jedes Bedürfniß vollkommenere Organe zu erzeugen, für den Daseinskampf am zweckmäßigsten sich einzurichten.

Die Darwin'sche Auffassung der Naturentwicklung entlehnte ihren Ideengehalt und Gedankengang den Lehren und Grundsätzen der englischen Nationalökonomie. Gegenwärtig hat auch bereits eine philosophische Richtung sich gefunden, welche die Anschauungen der englischen Volkswirthschaftslehrer und des Darwinismus combinirte und zu einem Systeme verarbeitete. Es ist die Philosophie des „Unbewußten", jener Pessimismus, welcher im Nirwana, im Nichts, in der Selbstzerstörung endet, ganz nach dem Recepte von Malthus.

„Die Wissenschaft führt zur Erkenntniß, die Erkenntniß zur That", sagt Comte. So ging es auch mit diesen Theorien. Sie wurden in Thaten umgesetzt, alle Gebäude wurden niedergerissen, um dem freien Wettkampfe, dem Kampfe um die Existenz, dem Vernichtungskampfe für so Viele, Raum zu schaffen. Die Folgen sind heute schon traurig genug, und wenn der Pessimismus nicht schon unser ganzes Volksleben verwüstet hat, so danken wir dieß ausschließlich dem großen Fond christlicher Lebensauffassung und christlicher Tugenden, welche eine achtzehnhundertjährige civilisatorische Erziehung unseren Völkern errungen hat.

Ein tiefer Denker und scharfer Beobachter, ein geistreicher Professor der Nationalökonomie, C. Marlo, hat die Resultate der Theorie der freien Concurrenz und des Wettkampfes um die Existenz in folgender, von Schäffle als „sehr mild" charakterisirten Zusammenfassung gezeichnet: „Obgleich die Liberalen ihre Grundsätze noch in keinem Lande vollkommen durchgeführt

haben[1], so sind die bereits gemachten Versuche mehr als hinreichend, die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen zu erweisen. Sie wollten die Arbeit frei machen, und haben sie unter das Joch des Capitals gebeugt; sie wollten die Entfesselung aller Kräfte, und haben sie in die Fesseln des Elends geschlagen; sie wollten den hörigen Arbeiter von der Scholle entbinden, und beraubten ihn durch Landaufkauf des Bodens, auf dem er stand; sie wollten den Wohlstand der Gesellschaft, und schufen nur Mangel und Ueberfluß; sie wollten das Verdienst zu Ehren bringen, und haben es zum Sklaven des Besitzes gemacht; sie wollten Vernichtung sämmtlicher Monopole, und haben sie alle durch das Riesenmonopol des Capitals ersetzt; sie wollten die Aufhebung der Völkerkriege, und haben den Bürgerkrieg entzündet; sie wollten sich des Staates entschlagen, und haben seine Lasten vervielfacht; sie wollten die Bildung zum Gemeingut Aller machen, und haben sie zum Vorrecht des Reichthums gemacht; sie wollten die höchste Sittlichung der Gesellschaft, und haben sie in sittliche Fäulniß versetzt; sie wollten, um Alles mit Einem Worte zu sagen, schrankenlose Freiheit, und haben die schmählichste Knechtschaft erzeugt; sie wollten das Gegentheil von Allem, was sie wirklich erlangten, und haben damit den Beweis geliefert, daß der Liberalismus in seinem ganzen Umfange nichts Anderes ist, als eine vollkommene Utopie."

Der Liberalismus trat mit dem Nimbus wissenschaftlichen Gepräges auf, und deßhalb erkannten ihn leider nur wenige tiefe Denker, wie Marlo, als das, was er ist, als eine tiefe Verirrung, als Utopie. Heute, wo die Folgen so grell sich zeigen, mehren sich die Stimmen, welche als Ankläger auftreten, aber man stellt sich fälschlicher Weise immer auf denselben Boden, welchen die liberale Nationalökonomie eingenommen hat, und fällt darum von einem Irrthum in den andern. Karl Marx, Lassalle und die übrigen Begründer und Vertreter des Socialismus adoptiren einfach die Resultate der englischen Nationalökonomie, des Darwinismus und des philosophischen Pessimismus, der Philosophie des Unbewußten. Auch ihnen sind die angeblichen Naturgesetze von dem Vernichtungskampfe, welchen der Trieb um Existenz und Fortpflanzung entfache, von dem Wettkampfe um Wohlleben, welchen der Egoismus veranlasse, unantastbare Sätze, auf welche sie ihr wissenschaftliches System basiren. Nur die Richtung, welche sie dem Egoismus anweisen, ist geändert; die Opfer, welche sie dem Existenzkampfe gebracht wissen wollen, sind andere. Die liberale Nationalökonomie pries die freie Concurrenz als Palladium für alle Uebel an, und der Darwinis-

---

[1] Marlo, pseudonym für Prof. Winkelblech, schrieb im Jahre 1850, also vor 30 Jahren, obige Zeilen. Seitdem ist es leider gelungen, das liberale System vielfach durchzuführen, und die Folgen, welche Marlo so treffend zeichnete, haben sich entsprechend gesteigert.

mus findet im Kampfe um das Dasein und um günstigere Bedingungen des Daseins die unerläßliche Voraussetzung des Fortschrittes und der Vervollkommnung, der Civilisation und Cultur. Das Tüchtige erhält sich und vervielfältigt sich, das Untüchtige im Kampfe muß untergehen. Mit dieser Theorie wollte man die heutige Gesellschaft mit ihrem üppigen Luxus einerseits, mit ihrem Massenelend andererseits als ein ganz selbstverständliches, von der Natur gewolltes, mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes wirkendes Ergebniß des Concurrenzkampfes um das Dasein und um bessere Bedingungen des Daseins rechtfertigen. Die Barmherzigkeit, die Freigebigkeit wurden als unwirthschaftlich verfehmt, das hieße auf eine Gleichstellung der Tüchtigen mit den Untüchtigen hinarbeiten. „Hilf dir selbst", war das Stichwort dieser Theorie.

Die Socialisten gaben alle Prämissen dieser nationalökonomischen „Wissenschaft" zu, nur zogen sie andere Schlußfolgerungen, so wie ihr Egoismus es forderte. Wenn nun einmal die größere Tüchtigkeit, die überlegene Kraft im Concurrenzkampfe entscheidet, so kann der schließliche Sieg den schwieligen Fäusten[1] der Arbeitermassen nicht fehlen. Denn sie bilden die Mehrzahl, und es fehlt ihnen nur Organisation, Einigkeit und Selbstbewußtsein. Darum riefen die Apostel des Socialismus den Arbeitern fortwährend zu, einig und muthig zu sein. Seien die Arbeiterbataillone im Concurrenzkampfe einmal formirt, so könne ihnen, als den Stärkern, der Sieg nicht fehlen.

Die liberale Oekonomie und die socialdemokratische Theorie stehen also auf ganz demselben Standpunkte; nur die Nutzanwendung ist eine entgegengesetzte. Die Einen benützen die Theorie zu Gunsten der Besitzenden, die Andern fordern dagegen ihre praktische Anwendung für die „Enterbten".

Ist es denn wahr, daß der Egoismus der Individuen, der Concurrenzkampf um Dasein und Wohlleben die Bahn des Fortschrittes eröffnen und jene Zweckmäßigkeit, jene großartige Organisation schaffen, welche wir in der Entwicklung der Menschheit und im Haushalte der Gesellschaft bewundern? Diese Frage wird von der heutigen „Wissenschaft" bejaht. Dennoch wird jeder Forscher, welcher nicht am Aeußerlichen kleben bleibt, welcher eine umfassendere Kenntniß besitzt, als sie bei den beliebten „Specialstudien" regelmäßig zu Tage tritt, diese Frage unbedingt verneinen müssen. Ist aber letzteres der Fall, dann entfällt die Basis für jene „Wissenschaft", welche, um die beliebten Schlagwörter zu gebrauchen, als Bourgeois- und als socialistische Oekonomie bezeichnet werden.

---

[1] Ideale Tüchtigkeit (als Religiösität, Adel der Seele, Hingebung für Werke der Liebe, Begeisterung für Kunst und Wissenschaft u. s. w.) kommt beim Concurrenzkampfe nicht in Betracht. Denn die Individuen idealer Richtung sind, wie die Erfahrung lehrt, nicht besonders stark für den Kampf um Reichthum, der das Leben des Marktes erfüllt. Vgl. Neurath S. 214.

Gewiß ist der Kampf um des Lebens Nothdurft ein mächtiger Hebel des Fortschritts und der Vervollkommnung, aber nur bei Individuen und Völkern, welche ein höheres Ziel anstreben, als Existenz und Genuß, Leben und Wohlleben. Bei diesen Individuen und Völkern, welche höheres, ideales Streben auszeichnet, ist der Kampf um das Dasein eines der Mittel, die geistige Kraft zu stählen, die sittliche Energie zu erhöhen. Wo aber der Kampf nur den Zweck hat, den Trieben der Existenz und der Fortpflanzung zu dienen, da muß alsbald Verfall, Rücksinken in thierische Zustände, Auflösung gesellschaftlicher Verbände eintreten. Wo der Stachel der Noth in jedem Augenblicke des Lebens seine Schärfe fühlen läßt, zieht sich der in Egoismus versunkene Mensch in sich selbst zurück und verhärtet sich für seine Umgebung, welche ihm nur Nebenbuhler zeigt, stets bereit, ihm seine erbärmliche Existenz streitig zu machen [1]. Die Geschichte zeigt uns Beispiele genug, welche dieß bestätigen. Sobald die Noth so groß geworden ist, daß der Kampf um's Brod und der Trieb zur Vermehrung das Streben einer Gesellschaft absorbiren, da ist der Verfall, der Untergang unaufhaltsam. Nur ein thierähnliches Dasein ist dann noch möglich, wie man dieß bei den Schwarzen in Afrika, bei den Rothhäuten in Amerika, bei den Wilden der Südsee beobachten kann. Diese Völker sind von einer höheren Stufe herabgesunken; sie sind keineswegs, wie der Darwinismus, entgegen den geschichtlichen Zeugnissen, annimmt, auf der Entwicklungsstufe vom Thiere zum civilisirten Menschen begriffen, sondern umgekehrt, sie haben Geist und Gemüth von der Sinnlichkeit und von den thierischen Trieben vollständig überwuchern lassen und sind darum auch halbthierischen Zuständen verfallen. Wir brauchen nicht zu den Zulus, zu den Wilden zu gehen, um diese Beobachtung zu machen; mitten in der civilisirten Gesellschaft Europa's findet man ähnliche Erscheinungen. Sobald trotz einer besseren Erziehung, trotz aufmunternder Beispiele, in einzelnen Individuen wie in größeren Bevölkerungsschichten das religiös-sittliche Leben erstorben ist, sinken sie alsbald von Stufe zu Stufe, bis sie ganz von Rohheit und Sinnlichkeit beherrscht werden. Sie enden in Brutalität oder Stumpfsinn. Die Philosophie des Unbewußten hat ganz richtig die letzten Consequenzen jener Theorie gezeichnet, welche im Kampfe um das Dasein die einzige bewegende Ursache erblickt. Das Schlußresultat ist die Selbstvernichtung.

Nicht in den sinnlichen Trieben, nicht im Kampfe um Brod und Vermehrung liegt die Ursache des Fortschrittes, der Civilisation, der Cultur. Geistige Tendenzen sind es, welche den Menschen zur Thätigkeit spornen, um die Herrschaft über die Natur zu erringen. Aber auch hier sind wieder

---

[1] Vgl. *Périn*, De la richesse dans les sociétés chrétiennes (deutsch von Weizenhöfer) I, 43.

zwei Möglichkeiten gegeben. Es sieht sich der Mensch selbst als Mittelpunkt der Natur an, empfindet sich selbst als Herrscher und Souverän und bezieht Alles nur auf sein eigenes Ich. Die Natur erscheint ihm dann nur als Mittel, um seinem Egoismus zu dienen, ihm Genuß zu verschaffen. Die Folge davon ist, daß der Mensch sich in die Natur versenkt und seinen Leidenschaften freien Spielraum läßt. Die Strafe bleibt nicht aus; anstatt Herr der Natur zu werden, wird er ihr Sklave[1]. Der Mensch will Alles für sich und verliert Alles. Schon an das erste Menschenpaar trat diese Versuchung heran, welche mit einer Niederlage endete. „Ihr werdet sein, wie Gott", so schien es ihnen. Der Genuß erzeugte aber nur Sklaverei, Abhängigkeit von der Natur.

Dieses Versenken in die Natur kann vorübergehenden Fortschritt, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, von Kunst und Wissenschaft im Gefolge haben. Aber nur von kurzer Dauer. Der Mensch verfällt bald in Weichlichkeit und Luxus; die egoistisch ausgebeutete Natur versagt ihre Dienste, wird unfruchtbar und erzeugt nur mehr Disteln und Dornen. Ein Blick auf die einstigen Culturländer Vorderasiens im Alterthume enthebt uns weiterer Ausführungen.

Dauernder Fortschritt ist nur möglich, wenn des Menschen Geist, seinem inneren Drange, einer unstillbaren Sehnsucht folgend, den Mittelpunkt des Daseins nicht in sich selbst, sondern in einem höheren Wesen, in seinem Schöpfer, in Gott sucht. Wenn der Mensch herrschen will über die Natur, so muß er zuvor seinen Egoismus, die Quelle aller Leidenschaften, die ihn zum Sklaven der Natur machen, besiegen. Um aber die Kraft zu solchem Siege zu gewinnen, um sich über sich selbst erheben zu können, muß er sich einen Stützpunkt suchen. Dies ist das Gesetz der geistigen wie der physischen Welt. Nur Münchhausen handelte nach dem Satze: Hilf dir selbst! und wollte am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe sich herausziehen. Der Stützpunkt des geistigen Menschen ist dort, wo auch der Mittelpunkt seines Daseins ist, in seinem Schöpfer, in Gott. Die Seele selbst hat eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Gott und nimmer kann sie mit den Glücksgütern der Natur ersättigt werden, wie schon Aeschylus in seinem „Agamemnon" so schön sagte. Wenn der Mensch aus eigenem freiem Entschlusse diesem Zuge nachgibt, erhebt er sich durch das Opfer der Selbstsucht, durch die Entsagung auf Egoismus zu einem höheren geistigen Leben. Wendet er sich von dieser Höhe wieder hinab zur Natur, dann geschieht es nicht mehr, diese Natur in Leidenschaft zu genießen und auszubeuten, sondern sie zu höheren Zielen und Zwecken zu benützen, sie

[1] Ein deutsches Sprüchwort drückt diese Wahrheit also aus: „Kannst du das Geld gebrauchen, so ist's dein Knecht, wo nicht, so ist's dein Herr." (Riehl, Deutsche Arbeit S. 143.)

zu veredeln, zu verschönern im Dienste des geistigen Lebens. In diesem Streben, die Natur zu einem höheren, idealen Dasein zu erheben, liegt der Grund dauernden Fortschrittes und der Cultur, der Wissenschaft und der Kunst, mit Einem Worte, der Civilisation. Aber nicht bloß zur Hervorbringung geistiger Güter dient die Natur, sie bietet in unbestimmbarer Fülle immer mehr Sachgüter auch für die materielle Existenz, für das tägliche Brod der Menschheit, sobald sie nicht brutal ausgebeutet, sondern auch gepflegt wird. Die Angst, als ob in wohlgeordneter, nach christlichen Grundsätzen geleiteter Gesellschaft die Natur jemals weniger materielle Güter bieten könnte, als die Menschheit braucht, zeugt von äußerst beschränkter Kenntniß und von kurzsichtiger, engbegrenzter Weltauffassung, wie sie einem Adam Smith und Malthus eigen war.

Selbst bei so anscheinend ausschließlich empirischen Fragen, wie bei der Frage vom Reichthume, vom täglichen Brode, von den materiellen Bedingungen des Daseins, kommt der Forscher schließlich zu den höchsten metaphysischen Fragen. Und das ist auch ganz natürlich. Wie der menschliche Körper nur durch und für seine Seele existirt, so ist es auch bei der ganzen Ordnung der Gesellschaft. Die materielle Ordnung existirt in der Gesellschaft nur für die geistige Ordnung, in welcher das Leben und Endziel der Völker liegt. Die materielle Welt hat nur Werth, insofern der Mensch bei Entfaltung seiner Thätigkeit auf sie den himmlischen Abglanz seiner eigenen Seele überstrahlen läßt. Die Natur ist mit dem geistigen Leben der Völker so innig verbunden, daß man im Materiellen, im Körperlichen einen Abglanz der Ordnung der Seele erblicken kann. Des Menschen Geist schafft sich in der Natur ein Ebenbild. Der Kunstwerth eines Bildes beruht nicht in der materiellen Masse, sondern in der Form, welche der gestaltende Menschengeist zu verleihen wußte, in der Seele, welche das Kunstwerk wiederspiegelt. Aehnlich ist es bei jeder Schöpfung der arbeitenden Hand.

Es ist nicht der Egoismus, die Selbstsucht, die Ausbeutung, was des Menschen Verhältniß zur Natur zu regeln vermag. Der Mensch muß vielmehr auf den rohen Genuß verzichten, er muß die Materie zu pflegen, zu durchgeistigen, zu erheben versuchen. Geschieht dieß nicht, so versagt die Erde die Fruchtbarkeit. Ungemein rasch ist der Boden ausgebeutet, wenn der Besitzer bloß augenblicklichen Gewinn und Genuß anstrebt, wenn er durch Arbeit und Pflege nicht wieder zu ersetzen sucht, was er entzogen hat. Dieses Gesetz beherrscht die ganze materielle Welt.

Auch im Verhältniß zum Mitmenschen ist es nicht der Egoismus, welcher im Kampfe um's Dasein von selbst die richtigen Beziehungen schafft, wie die moderne „Wissenschaft" der Nationalökonomie behauptet. Allerdings bildet der Mensch als selbständige Persönlichkeit den Mittelpunkt

zahlreicher Interessen. Aber die Verfolgung dieser Interessen findet ihre ganz bestimmte Schranke in der Solidarität aller Menschen. Nicht ungestraft kann sich der Einzelne diesem Gesetze entziehen, nicht ungestraft darf er der Selbstsucht und dem Egoismus fröhnen. Vernachlässigen die Reichen die Pflichten, welche Besitz und Macht mit sich führen, so wird alsbald in den ärmeren Klassen Unruhe und Aufregung entstehen. Gegen die Genußsucht auf der einen Seite wird sich die Macht der empörten Begierlichkeit auf der andern Seite wenden. Vergeblich trotzt der Reiche in keckem Stolze, um in einem zwecklosen, müßigen Leben sich der Genußsucht ergeben zu können. Mit roher Naturgewalt werden die Leidenschaften derjenigen, denen er die helfende Hand entzieht, sich geltend machen und Sühne fordern. Das verkannte Gesetz der Solidarität wird mit unerbittlicher Strenge sich rächen. Dieses Gesetz, welches den Reichen und Armen in gegenseitiger Abhängigkeit und Schwäche erhält, wurde von der modernen „Wissenschaft" selbstverständlich nicht anerkannt. Dem Reichen schreibt diese Wissenschaft das absolute Recht zu, mit seinem Besitze zu thun, was er will; dem Armen ruft sie zu: Hilf dir selbst! Jeder besitze die ausschließliche Verantwortlichkeit für sein Thun und Lassen und Keiner dürfe diese Verantwortlichkeit Anderen aufbürden. Mit bekannter Schärfe hat Lassalle das Gesetz der Solidarität betont, und seitdem hat die „Wissenschaft" für gut befunden, ihre Sätze etwas zu corrigiren. Im juristischen Gebiete, sagte Lassalle, ist allerdings die Selbstverantwortlichkeit unbedingter Grundsatz. Das ökonomische Gebiet aber unterscheidet sich von dem juristischen durch den ganz kleinen Unterschied, daß, während im Rechtsgebiete Jeder verantwortlich ist für das, was er gethan hat, im ökonomischen Gebiete Jeder verantwortlich erscheint für das, was er nicht gethan hat. Der Ausfall der Getreideernte, der Baumwollernte, die Hemmung der Baumwollzufuhr durch Krieg, der Gang der Speculation u. s. w. zieht jeden Einzelnen, ob er will oder nicht, in den allgemeinen Wirbel des gesellschaftlich ökonomischen Schicksals hinein. Das ökonomische Gebiet ist das Gebiet der gesellschaftlichen Zusammenhänge, der Solidarität, der Gemeinsamkeit. „Diese gesellschaftlichen Zusammenhänge, sie sind die uralte orphische Kette, von welcher schon die alten Orphiker sangen, daß sie alles Existirende unzerreißbar an einander binde und mit einander verknüpfe. Und merkwürdiger Weise und nicht ohne einen gewissen tiefern Sinn und Humor trägt diese alte orphische Kette noch heute bei unseren Kaufleuten und Unternehmern den uraltorphisch-stoischen Namen Conjunctur. Wenn also gesellschaftliche Einrichtungen existiren, welche diese Solidarität nicht anerkennen und regeln, so existirt diese Solidarität nichtsdestoweniger fort, aber sie kommt nun als eine ihre Verkennung rächende, rohe Naturmacht, als ein Schicksal zum Vorschein, welches Ball spielt mit der vermeintlichen Freiheit des auf sich

angewiesenen Einzelnen."[1] Aehnlich wie Lassalle hatte schon der alte Plato das Gesetz der Solidarität klar erkannt und dieß, freilich mit mißverständlicher Uebertreibung, in folgenden Worten ausgedrückt: „Ihr selbst seid nicht euer Eigen und ebenso wenig ist es eure Habe; ihr gehört sammt dieser eurem ganzen Geschlechte an."

Die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit zeigt Jedem von selbst, daß Reichthum und Fortschritt, Cultur und Civilisation nicht das Resultat des Triebes um Erhaltung und Vermehrung sind. Im Thierleben, welches durch diese Triebe ausschließlich bewegt wird, ist seit Jahrtausenden niemals der mindeste Fortschritt beobachtet worden. Wir wissen, daß die Biene vor Jahrtausenden genau jene Thätigkeit entfaltete, wie heute, daß die Schnecke ihre Wohnung sich ebenso bildete, wie heute, daß die Ameise denselben emsigen Fleiß bethätigte, wie gegenwärtig, ohne irgend eine Veränderung und Verbesserung, ohne einen Fortschritt zu erzielen. Die Geschichte sagt uns ferner, daß die Menschen, sobald sie sich nur mehr von den sinnlichen Trieben leiten lassen, in thierähnliche Zustände herabsinken, während jeder Fortschritt von einer geistigen Ursache bedingt ist. Nicht der Egoismus ist es endlich, welcher die Harmonie in der menschlichen Gesellschaft und jene wunderbare Zweckmäßigkeit erzeugt, welche wir im Haushalte der Menschheit bewundern. Der Egoismus wird im Gegentheile in naturnothwendiger Entwicklung zur Ausbeutung der Natur und zur Ausbeutung des Nächsten, zu rascher Erschöpfung des materiellen Ertrages und zum Klassenkampfe führen. Der Mensch muß der Natur unter Mühe und Plage alle Gaben abringen und ihr gegenüber Entsagung üben, er muß dem schwachen und unglücklichen Mitmenschen helfend beispringen. Und die Kraft hierzu findet er nur in Gott. Das Christenthum, die Lehre des Gottmenschen drückt diese Wahrheit in dem großen und einzigen Gebote aus: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst."

Dieses Gesetz gilt nicht bloß für das sittliche Leben, sondern auch für die Beziehungen des Menschen zur Natur, zum materiellen Leben. Der Mensch kann, soll und muß in Beziehungen zur Natur, zum materiellen Leben treten, er soll sie mit seinem Geiste beherrschen, mit seiner Arbeit fruchtbar machen, aber er darf sie nicht als absoluter Herr ausbeuten, sie nicht in selbstsüchtigem Genusse zerstören, sondern er soll sich nur als treuer Verwalter fühlen. Herr der Schöpfung ist der Schöpfer selbst, auf den der Mensch jegliche Gabe, die ihm zu Theil wird, zurückführen soll. Die Beziehungen des Menschen zur Natur, der Genuß der Gaben der Natur, der Wirkungskreis des menschlichen Ich und die Thätigkeit des Interesses des Einzelnen haben eine doppelte Schranke: einerseits in der Richtung zu

---

[1] Bastiat-Schulze S. 26 ff.

Gott, andererseits in der Liebe zum Nächsten. Indem die Liebe zum Nächsten auf gleiche Stufe wie die Liebe zu sich selbst gestellt wurde, wurde der Interessenkreis des Einzelnen, welchen das Recht zu schützen hat, nicht bloß anerkannt, sondern durch das Gesetz der Solidarität erweitert. Die Selbstliebe ist also auch durch die Lehre des Christenthums als das nothwendige Postulat der freien Persönlichkeit anerkannt, aber durch das Gebot der Liebe zu Gott ist sie vor der Gefahr geschützt, im sinnlichen Genusse ihr Endziel, ihr Glück zu suchen und im Meere sinnlicher Leidenschaften zu verkommen; durch die Liebe zum Nächsten ist die nothwendige Schranke gezogen, daß die Harmonie der Gesellschaft keine Störung erleide. In der dreifachen Liebe zu Gott, zu sich selbst und zum Nächsten — diesem Abglanze der göttlichen Dreieinigkeit — ist das Motiv, das oberste Princip und die bewegende Ursache alles sittlichen und materiellen Fortschrittes beschlossen. Durch denselben Act der Liebe, durch welchen der Mensch Gott sich hingibt, findet er den Sporn und die Kraft, durch rastlose, ununterbrochene Thätigkeit nicht bloß seine eigene Vervollkommnung anzustreben, sondern auch für den Nächsten sich zu opfern. Und nur so lange diese Opferfähigkeit bei den Völkern vorhanden ist, werden sie wirkliche sittliche Größe erlangen, werden sie in Kunst und Wissenschaft schöpferische Talente erzeugen und dem Reichthume und Wohlstande immer neue Bahnen des Fortschrittes eröffnen.

Die thierischen Triebe um Brod und Vermehrung führen zu thierähnlichen Zuständen, zum Verfalle und Untergang der Völker; sie sind nicht die Triebfeder für Fortschritt und Cultur. Die Wissenschaft, welche Letzteres behauptet hat, versetzt sich in offenen Widerspruch mit allen geschichtlichen Thatsachen[1]. Auch der schrankenlose Egoismus, welchen die moderne Nationalökonomie als Grundlage der Einzelnwirthschaft und der Volkswirthschaft gepriesen hat, kann in seinen Consequenzen nur zu entfesselten Leidenschaften, zum gegenseitigen Kampfe der Vernichtung und schließlich, nach einem Uebermaße sinnlichen Genusses, zur Selbstvernichtung führen. Die Liebe ist es, welche zur Entfaltung aller Kräfte anspornt, welche im Adlerfluge zum Schöpfer sich erhebt, um dort die Kraft zu finden, im harten Kampfe gegen die Hindernisse der Natur das Angesicht der Erde zu erneuern, die Materie für den Dienst des Herrn, zur Erhaltung des eigenen Lebens und des Lebens des Nächsten durch Thatkraft und Energie ergiebig und

[1] Das Thier ist und war immer in mechanischer Abhängigkeit von seinen Trieben. Der Mensch gelangt dagegen nur zu menschenwürdigem Dasein, sobald und soweit er über seine Triebe zu triumphiren versteht. Hier ist eine himmelweite Kluft zwischen Thierleben und Menschenleben, welche auch durch Annahme einer nach Millionen von Jahren dauernden Entwicklung nicht ausgefüllt werden kann. Hier ist keine Brücke für einen Uebergang ersichtlich, und die entgegengesetzte Annahme der Darwinianer erweist sich als leere Behauptung ohne Beweis und ohne Möglichkeit eines Beweises.

fruchtbar zu gestalten. Diese Liebe ist es, welche den Anstoß gab und gibt zu jedem Fortschritte, welche jene Civilisation schuf, deren sich die christlichen Völker erfreuen! Dieses Gebot der Liebe zu Gott, zu sich selbst und zum Nächsten ist es, welches wieder das Leben der Völker beherrschen, welches werkthätig befolgt werden muß, wenn die Gefahren der Gegenwart glücklich beseitigt werden sollen. Dieß aus der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart nachzuweisen, ist die Aufgabe, welche dieses Buch lösen soll.

Auch das Leben, welches die Liebe zu Gott und zum Nächsten zum Leitstern nimmt, ist ein Kampf[1]; der Pfad, welchen die Menschheit seit dem Sündenfalle wandeln muß, ist dornenvoll und schmerzenreich. Noth und Arbeit lasten auf den Einzelnen und auf der ganzen Menschheit mit der Wucht des Fluches, welcher dem Sündenfalle folgte. Alles ist dem Menschen in sich und in der Welt zum Hindernisse geworden, und nur durch fortgesetzten schweren Kampf, durch Arbeit und Anstrengung kann der Sieg errungen werden. Aber dieser Kampf bedeutet nicht jene traurige Vernichtung der Existenz durch überlegene Kraft, wie der Darwinismus seinen Kampf um's Dasein versteht; dieser Kampf bedeutet nicht eine Bezwingung der Natur zu dem Zwecke, um sie in leidenschaftlichem sinnlichen Genusse auszubeuten und schließlich mit ihr im Nichts zu versinken, wie die moderne „Wissenschaft" annimmt; dieser Kampf, diese Anstrengung, diese Arbeit hat vielmehr die Kraft der Buße, der Sühne und der Erlösung. Mit dem Edelmuthe der Entsagung, mit der Begeisterung der Opferfähigkeit werden von großen und hochherzigen Seelen gerade die schmerzlichsten und wichtigsten Arbeiten in Angriff genommen und siegreich durchgeführt. Solche Beispiele reizen zur Nachahmung und geben jenen mächtigen Impuls, jenen unwiderstehlichen Anstoß zu den großartigsten Werken, welche wir in der Geschichte der christlichen Civilisation so häufig zu bewundern Gelegenheit haben.

Nein! des Menschen Leben ist nicht jener traurige Kampf mit einem blinden Verhängnisse, mit einer rohen Naturgewalt, welcher Millionen von Hekatomben geschlachtet werden; es ist nicht der Kampf mit einer bestrickenden Circe, welche zu schmählichem Untergang und Selbstvernichtung in sinnlicher Genußsucht verführt. Nur jene Gesellschaften, welche von Gott abgefallen sind und ihre Aufgabe verkannt haben, gehen in solcher Weise zu Grunde. Die Völker dagegen, welche die Liebe zu Gott und zum Nächsten werkthätig ausüben, sie gehen nicht unter, sondern der Kampf führt sie zum Siege über sich selbst, zum Siege über die Hindernisse in der Natur, zu Macht

[1] „Das Leben ist ein Schlachtfeld," sagt der hl. Ambrosius; „die Welt, von welcher der hl. Johannes uns lehrt, daß sie ganz vom Bösen erfüllt sei, ist der Schauplatz unserer Kämpfe; unser Feind ist dieses Fleisch, das unsere Seele demüthigt und ihr zum Gefängnisse dient" (in Psalm. 43, Nr. 72).

und Reichthum und zur Heiterkeit des Lebens im beseligenden Bewußtsein treuer Pflichterfüllung! All' das wird den Völkern beigegeben, welche das Reich Gottes suchen!

Auch ein vielgenannter Nationalökonom der Gegenwart, Roscher [1], konnte der Macht dieser Wahrheit bei der geschichtlichen Betrachtung der wirthschaftlichen Entwicklung sich nicht entziehen, und er schrieb bei Besprechung der Frage über das Altern und Verfallen der Völker folgenden Satz nieder: „Uebrigens darf zur Beruhigung des menschlichen Freiheitsgefühles kühn versichert werden, daß noch kein religiös und sittlich tüchtiges Volk, so lange es diese höchsten Güter (Religion und Sittlichkeit) bewahrte, verfallen ist." Bei solchen Anschauungen ist es freilich ganz unbegreiflich, wie Roscher trotzdem dazu kommen konnte, an die Spitze seiner Erörterungen über Wirthschaft nicht die Lehren der Religion und die Forderungen der Sittlichkeit, sondern den Eigennutz (self-interest) zu stellen. Roscher verfiel allerdings nicht jener Einseitigkeit der Begründer und Anhänger der Manchesterschule, welche den Eigennutz als einzige Triebfeder der Wirthschaft bezeichnen. Er gesellte dem Eigennutz noch den Gemeinsinn bei. Solch' unvermittelte Coordinirung zweier Begriffe, die sich nicht ergänzen, sondern gegenseitig ausschließen, ist freilich auffällig genug. Beide Begriffe müssen erst in einem höheren dritten Begriffe ihre Coordinirung, Ausdehnung und Begrenzung finden. In sich selbst findet Jeder wieder nur sein eigenes Ich. In Gott, im höchsten Gute, welches Jeder für sich und Alle zusammen zugleich besitzen können, finden Selbstliebe und Nächstenliebe ihre Einheit und ihren Mittelpunkt. Bei einiger Logik kommt man also von selbst auf die christliche Lehre von der Liebe zu Gott als erstem Gebote, und von der Liebe zum Nächsten und sich selbst als zweitem Gebote. Die Nationalökonomie wäre der Wahrheit viel näher gekommen und hätte den Völkern viel bessere Dienste geleistet, wäre sie von der Thatsache ausgegangen, daß für das materielle Leben dieselben Principien und Gesetze gelten, wie für das geistige Leben. Im Volke ist dieses Bewußtsein noch immer vorhanden und trotz aller verkehrten Theorien ist es nicht gelungen, die Ueberzeugung von dieser Wahrheit in den Anschauungen des Volkes zu verdrängen oder nur zu verdunkeln. Der gesunde Sinn des Volkes stellt z. B. an jeden Besitz die Forderung, daß er gerecht erworben wurde und edle Verwendung finde. Nur in diesem Falle verleiht der Reichthum dem Besitzer in den Augen des Volkes eine gewisse sittliche Größe, eine Werthschätzung, welche eigennütziger wucherischer Ausbeutung und ungerechtem Besitze, selbstsüchtiger verschwenderischer Verausgabung und geiziger Zurückhaltung immer versagt wird.

---

[1] Die Grundlagen der Nationalökonomie § 264.

Viel näher, als Roscher, kommt Schäffle[1] dem richtigen Begriffe der Wirthschaft, wenn er schreibt: „Immer und überall geht die wirkliche Wirthschaft aus dem inneren Leben der Persönlichkeit hervor und führt als Mittel menschlicher Entwicklung auf dasselbe zurück; Aufgabe der Wirthschaft ist es nicht, Güter um ihrer selbst willen anzuhäufen, Mammon zu sammeln für Rost und Motten, sondern dem Menschen die äußeren Mittel seiner Entfaltung zu bringen." Schon vor Schäffle hatte der Amerikaner Carey in seiner „Socialökonomie"[2] als Grundstein der Socialwissenschaft das christliche Princip bezeichnet: „Alles, was du willst, daß dir die Menschen thun, das thue ihnen."

Schäffle und Carey stehen mit ihren sittlichen Anforderungen an den Charakter der Wirthschaft ziemlich vereinzelt da. Die meisten Nationalökonomen haben die materialistischen Grundsätze der englischen Schule adoptirt und haben in den Anschauungen der Völker große Verirrungen, in der Gesetzgebung der Staaten tiefwirkende Fehler veranlaßt. Für den Egoismus wurde freie Bahn geschaffen, alle Leidenschaften wurden entfesselt im Jagen nach Reichthum, alle sittlichen Schranken wurden mißachtet, alle beengenden gesetzlichen Bestimmungen beseitigt. Es ist wohl nicht leicht eine gefährlichere Verirrung auf sittlichem und wirthschaftlichem Gebiete denkbar, als die Straflosigkeit, welche einem der ärgsten Verbrechen gegen die Societät, einer himmelschreienden Sünde, dem Wucher, in der modernen Gesellschaft gesetzlich lange Zeit zugesichert wurde. Die Gegenwart ist auf dem Pfade des Verfalles, welchen das griechische und römische Heidenthum gewandelt ist. Es gilt in vielen Kreisen wieder der Grundsatz, daß man über den Ursprung des Reichthums und Besitzes sich keine Skrupel machen solle. Die Thatsache des Besitzes genügt, um zu gelten; das Geld hat keinen Geruch und verräth den Ursprung nicht[3]. Mit allen Mitteln erwerben, ohne Rücksicht auf die sittlichen Anforderungen, mit bloßer Beobachtung äußerer Gesetzlichkeit, ist auch heute wieder Grundsatz geworden: Gelderwerb ist die Hauptsache, Tugend Nebensache[4]. Der Idealismus der Arbeit ist im Absterben begriffen, jede Thätigkeit hat nur raschen Gelderwerb im Auge. Reichthum ist das einzige Mittel, sinnliche Genüsse jeder Art vermitteln zu können, und Endziel aller Bestrebungen eines großen Theiles der Gesellschaft ist ja der sinnliche Genuß. Die Liebe zum angestammten Besitze verschwindet immer mehr; um des Gewinnes willen, um einigen Profit zu erzielen, wird er alsbald losgeschlagen. Auch die Sorge für die Zukunft beängstigt nicht, man will nur genießen und sich die Freuden des Tages nicht trüben lassen

[1] Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft S. 20.

[2] Deutsch von Adler. Berlin 1866.

[3] Pecunia non olet.

[4] Quaerenda pecunia primum, virtus post nummos.

durch das Bild der Zukunft. Eine leidenschaftliche Begierde nach Reichthum, eine unersättliche Lust, zu genießen, charakterisiren die Gegenwart und lassen die großen Gefahren ermessen, welchen die moderne Gesellschaft entgegeneilt [1].

Die materialistische Richtung in Theorie und Praxis hat nicht bloß die wilde Jagd nach Reichthum und Genuß hervorgerufen, sondern auch den Klassenkampf entfesselt. Wie für den Erwerb, so anerkennt nämlich diese Nationalökonomie auch für die Verwendung des Besitzes keine sittlichen Schranken und Forderungen. Mit roher Naturgewalt macht sich nun die Reaction der darbenden Massen, der „Enterbten" geltend, welche auch genießen wollen. Die Socialdemokratie ist eine naturnothwendige Gegenwirkung gegen die Verkennung der großen sittlichen Pflichten, welche Reichthum und Besitz auferlegen.

Wer die Geschichte der Civilisation zu verfolgen versteht, Ursachen und Wirkungen des Entwicklungsganges der menschlichen Gesellschaft beobachtet, dem werden die zerstörenden Kräfte nicht entgehen können, von denen die heutige Societät und der Stand der Cultur ernstlich bedroht sind. Das bloße Streben nach Reichthum hat in den herrschenden Klassen die schöpferische, ideale Kraft gebrochen, hat alle Größe, welche nur in der Liebe, in der Entsagung und im Opfer wurzelt [2], vernichtet und hat ein Herabsinken auf den Stand einer gewissen Mittelmäßigkeit verursacht. Unsere Poesie erreicht in ihren Erzeugnissen der Gegenwart kaum mehr die Höhe dieser Mittelmäßigkeit, die ideale philosophische Schöpferkraft scheint ganz erloschen zu sein. Nur in den empirischen Wissenschaften und in der Geschichte, also da, wo der Verstand einen gegebenen Stoff zu verarbeiten hat, vermag die Gegenwart ihre größten Leistungen aufzuweisen. Wie in der Wissenschaft, ist auch in der Kunst die ideale Schaffenskraft nicht mehr vorhanden.

---

[1] „Die sogen. bürgerliche Weltperiode ist im Ablaufen begriffen, und in naivster Verwechslung das Ende einer Periode für ihren Anfang nehmend, glaubt unsere Bourgeoisie Frühlingswehen und Knospendurchbruch in sich zu verspüren." Lassalle: Bastiat-Schulze S. VII.

[2] Moltke erklärt in seinen beiden Briefen, an Bluntschli und Goubarew gerichtet, den Krieg für nothwendig, weil er die Opferwilligkeit erzeugt, „große Männer und edle Charaktere in helles Licht stellt". Derselbe Moltke hat durch sein Votum beigetragen, den viel größeren christlichen Heroismus zu ächten, welcher so viele großherzige Seelen, so viele Mönche und Nonnen, dem Dienste der leidenden Menschheit weihte. Selbst ein Moltke bewegt sich in den Fragen über die Momente, welche über das sittliche und geistige Leben der Völker entscheiden, in fortwährenden Widersprüchen. Nicht der Krieg erzeugt den Opfergeist, er bringt ihn nur zur Entfaltung. Nur in sittlicher Ueberzeugung wurzeln Opfermuth und Hingabe. Mangelt der Geist des Opfers und der Entsagung, so wird der Krieg die Demoralisation nur noch beschleunigen. Der Krieg ist immer ein Unglück, eine Geißel. Die Völker, welche diese Züchtigung zur Buße benützen, werden im Kriege den Anlaß zur Erhebung gewinnen; andern Völkern gereicht er zum Untergang.

Es wird in der Imitation Großartiges geleistet, aber es ist immer nur Nachahmung der Antike, der Gothik, der Renaissance. Die Gegenwart weiß trotz des hochentwickelten materiellen Arbeitslebens keine neuen Formen zu schaffen. Diese Formen sind nur die Gabe eines kräftigen, idealen Seelenlebens und daran gebricht es der Gegenwart, welche nur Sinn für die Begierlichkeit des Reichthums und des Genusses hat.

Wie in Kunst und Wissenschaft das Schwinden der idealen Schaffenskraft ein bedenkliches Symptom ist, so auch der Mangel an organisatorischer Fähigkeit im socialen Leben. Eine falsche Doctrin und in ihrem Gefolge eine gewaltthätige Praxis haben seit 100 Jahren fortwährend zerstört, so daß die Gesellschaft heute gar keine Gliederung mehr besitzt. Das zeigt sich selbst in der äußeren Erscheinung, welche in dem halbbürgerlichen, halbhöfischen Frack und im Cylinder einerlei Kleidung für den Aristokraten wie für den Arbeiter aufweist. Wie reich und mannigfaltig waren dagegen die verschiedenen Trachten des Mittelalters!

Es gibt heute keine Organisation der Gesellschaft, sondern es stehen sich nur noch zwei Schichten gegenüber, Reich und Arm, die sich gegenseitig verachten und hassen, die nichts in Anschauung und Gesinnung, Gefühlen und Lebensweise gemeinsam haben und sich so fremd sind, als gehörten sie zwei verschiedenen Völkern an. In dieser Trennung, in dieser Verachtung und in diesem Hasse besteht die größte Gefahr für die Zukunft. Es werden wohl gegenwärtig Anstrengungen gemacht, der Gesellschaft neue Organisationen zu geben, aber alle diese Versuche werden mit einem Mißerfolge enden, weil es der Gesellschaft an jener idealen Kraft und jugendlichen Ursprünglichkeit fehlt, welche allein neue Formen und Organisationen hervorbringen können. In immer weiteren Volkskreisen schwindet die religiöse Ueberzeugung und die Uebung der religiösen Werke, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, die Entsagung und das Opfer, und damit trocknet auch die Seelenkraft aus. In einem großen Theile der Gesellschaft, namentlich in den gebildeten Kreisen, denen die Führerschaft zufällt, ist jene Gluth der Begeisterung, jenes Feuer hingebender Liebe erloschen, welche nur in der religiösen Ueberzeugung wurzeln und in innerster Seele die Schaffenskraft wecken können.

Keine Zeit kann mit der Gegenwart wetteifern, was die überraschende Entwicklung und die Verfeinerung des Lebens anbelangt; aber dem steht ein bedenklicher Mangel an innerer, sittlicher Energie gegenüber. Die Gegenwart übertrifft alle Zeiten in den Leistungen für Schule und Bildung, aber die ideale Schöpferkraft ist in Abnahme begriffen. Keine Zeit verfügte über soviel Wissen, wie die moderne Gesellschaft, aber bei allem Wissen vertrocknet das Gemüthsleben, schwindet die werkthätige Liebe und überwuchert der Egoismus, welcher der Tod der Civilisation ist.

Die Herrschaft der Mittelmäßigkeit hat eine eigenthümliche Erscheinung hervorgerufen in der sogen. öffentlichen Meinung, welche der ureigenste Ausdruck der großen Masse der mittelmäßig Gebildeten ist. Allem Großen und Erhabenen steht diese öffentliche Meinung tieffeindselig gegenüber; das Genie, welches über die große Masse hervorragt, wird angefeindet; religiöse Forderungen, welche über ein gewisses Durchschnittsmaß von Opfer und Entsagung hinausgehen, werden auf das Heftigste bekämpft. Die Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung wird als Verbrechen gegen den Geist der Zeit bezeichnet und über den Mann wird der Stab gebrochen. Schelling hat die Gefahr, welche hierin für unsere Civilisation liegt, schon vor 80 Jahren geschaut, indem er im Jahr 1803 schrieb[1]: „Die Erhebung des gemeinen Verstandes zum Schiedsrichter in Sachen der Vernunft führt ganz nothwendig die Ochlokratie im Reiche der Wissenschaften und mit dieser früher oder später die allgemeine Erhebung des Pöbels herbei." Auch Göthe[2] war ein entschiedener Gegner der öffentlichen Meinung, welche er in folgender Weise charakterisirte:

„Ueber's Niederträchtige
Keiner sich beklage,
Denn es ist das Mächtige —
Was man dir auch sage.
Wanderer, gegen solche Noth
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Laß sie dreh'n und stäuben."

Am besten hat Lassalle die öffentliche Meinung der Gegenwart gezeichnet, gegen welche er eine gründliche Verachtung hegte. „Das nationale Denken," schrieb Lassalle[3], „soweit es sich im Bürgerthum darstellt, wird heutzutage von den Zeitungen fabricirt. Wer heute eine Zeitung liest, braucht nicht mehr zu denken, nicht mehr zu lernen, nicht mehr zu untersuchen. Er ist mit Allem fertig und steht ‚über' Allem. Mit einer, da sie bis in's kleinste Detail hinabsteigt, fast erschreckenden Sehergabe hat Fichte vor sechzig Jahren den reinen Leser geschildert, der nie mehr ein Buch, sondern immer nur in den Journalen über die

[1] Ges. Werke V, 259. — Sehr lebhaft und drastisch hat J. Lukas, „Die Presse ein Stück moderner Versimpelung", die verflachende Wirkung der sogen. öffentlichen Meinung auf das geistige Leben der Völker geschildert.

[2] Bezüglich der Zeitungen schrieb Göthe:

„Das Zeitungsgeschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten!"

[3] Bastiat-Schulze S. 252 ff.

Bücher liest und in dieser narkotischen Lektüre Wille, Vernunft, Denken und jede Spannkraft des Verstandes verliert. Was er aber auch verliert, er gewinnt dafür die höchste Selbstzufriedenheit und Sicherheit des Meinens. Damals lag das Alles erst im Keime und erstreckte sich nur auf literarische Fragen. Heute steht es in vollster Blüthe und wendet sich an auf alle politischen und socialen Fragen. Ja wohl die Zeitungen, sie sind das functionirende Gehirn unseres Bürgerthums geworden. Der Bürger denkt nicht, selbst wenn und wo er die erforderliche Fähigkeit hierzu weit besser hätte, als diejenigen, von denen er das fertige Gedankenfabrikat bezieht. Aber der Zeitungscultus kann als solcher nicht offen eingestanden werden. Es wäre zu schmählich, wenn eine Nation offen eingestände, in ihrem Denken und Glauben von einer Handvoll verkommener Literaten abhängig zu sein, die zu jeder bürgerlichen Hantirung zu schlecht, unfähig zu jeder selbständigen Gedankenleistung, nur noch — so sehr schlagen die Gegensätze in einander um — gut genug sind, den Gedankenproceß der Nation in anonymer Zeugung zu bestimmen. Der Zeitungscultus bedarf daher seiner mystischen Göttin. Und diese mystische Göttin ist die öffentliche Meinung.... Und da scheint aller Widerstand um so unmöglicher, als es im Namen der Freiheit und Sittlichkeit ist, daß diese stupide Tyrannei gegen ein namenlos betrogenes Volk ausgeübt, die Zuchtruthe dieses Cliquemonopols geschwungen und die Kränze einer falschen Popularität vertheilt werden. Dieser großen Hure von Babylon stolz und gebieterisch entgegenzutreten und ihre Lügenaltäre zu zerschmettern, darin besteht alle Mannheit und alle Ehre unserer Periode." Die Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung hält Lassalle mit Recht für die erste formelle Bedingung zu etwas Großem und Vernünftigem, in der Wirklichkeit wie in der Wissenschaft. Freilich ist diese Unabhängigkeit selten mehr anzutreffen und heute ist mehr als je die Lassalle'sche Frage am Platze: „Wo wäre Rettung vor den Wassern dieser geistigen Sündfluth?" Wissenschaft und Kunst müssen dem Geschmacke der öffentlichen Meinung schmeicheln, um Eingang und Absatz zu gewinnen. Je roher die Sinnlichkeit zum Ausdruck kommt, je mehr die Leidenschaften erregt werden, um so sicherer ist der Erfolg. Das kündigt einen bedenklichen geistigen und sittlichen Verfall an, ja dem aufmerksamen Beobachter kann die Thatsache nicht entgehen, daß wir bereits mitten in diesem Verfalle stehen. Die Rückwirkung auf das wirthschaftliche Leben kann und wird nicht ausbleiben und macht sich gleichfalls jetzt schon bemerklich. Die heutige Zeit will nur *wirthschaftliche* Zwecke, nur Vermehrung des Reichthums; ideale Zwecke und Bestrebungen finden kein Verständniß. Dabei verdorrt aber nicht bloß das geistige Leben der Völker, sondern auch das materielle Leben verliert ihre Basis. Dem Verfalle des geistigen Lebens, der Abnahme der idealen Kraft ist immer und überall

2*

der Verfall des materiellen Lebens, die Vernichtung des Reichthums, die allgemeine Verarmung gefolgt. Das beredteste Beispiel bildet der Ausgang des griechischen und römischen Alterthums. Zuerst verschwand die sittliche Energie und geistige Kraft, mit ihr die Einfachheit des Lebens, die Hingebung für die Familie und die Gesammtheit, die Fähigkeit der Entsagung und des Opfers. Solange die römische Welt Männer wie Curtius hatte, welche sich selbst zum Opfer brachten, so lange war dieses Volk unüberwindlich. Aus dem Orient [1] kam aber der Unglaube und die Genußsucht nach Rom und nun wurde der Untergang unabwendbar. Sophisten und Epikuräer zeigten den geistigen und sittlichen Verfall an. Geldgier und Genußsucht kannten bald keine Schranken mehr und veranlaßten den materiellen Niedergang. Der Reichthum concentrirte sich in den Händen einiger Weniger und wurde rasch vergeudet. Der Boden wurde ausgebeutet und versagte die Fruchtbarkeit; die einstens so ergiebigen Gestade des Mittelmeeres: Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Afrika leiden heute noch unter dem Fluche dieser Ausbeutung.

Diejenigen, welche wähnen, das wirthschaftliche Leben könne blühen ohne tiefe religiös-sittliche Bildung eines Volkes, kennen weder die Geschichte, noch die Gesetze, von denen der Wohlstand einer Nation abhängt. Ein Volk, welches die religiös-sittliche Kraft eingebüßt hat, verfällt einer unwiderstehlichen Begierde nach sinnlichem Genusse. Um sich diesen Genuß zu schaffen, wird die Natur, der Boden ausgebeutet, die Absatzgebiete werden der Sucht nach möglichst hohem und möglichst raschem Gewinne geopfert und werden zerstört. Dann folgt Krisis auf Krisis, immer steigende Verarmung, Vergeudung des Reichthums im Luxus, bis die allgemeine Noth das ganze Leben vergiftet und die Population zerstört. Das war der Ausgang der Culturvölker des Alterthums.

Wohlstand und Fortschritt sind nur möglich, so lange die religiös-sittliche Bildung mächtig genug ist, um zu bewirken, daß der Reichthum nicht dem bloßen Luxus dient, sondern eine ideale Verwendung findet, daß der Besitz geschont werde, daß Entsagung und Sparsamkeit auf Seiten der Reichen wie der Armen herrschen, daß die industriellen Absatzgebiete und die natürlichen Hilfsquellen, Grund und Boden nicht ausgebeutet, sondern sorgsam gepflegt werden, damit die Fruchtbarkeit nicht schwinde, vielmehr die Ergiebigkeit immer mehr sich steigere. Dann ist ein Fortschritt in's Unbestimmbare (nicht in's Unbegrenzte, denn die sinnliche Welt hat

---

[1] Asiatische Genußsucht hat für Rom sich gefährlicher erwiesen, als alle Feinde in offener Feldschlacht. Asiatica luxuria Romam omni hoste pejor irrepsit, schreibt der hl. Augustin, De civitate Dei (*Migne* VII, 102). Das Ueberwuchern dieses Uebels führt Augustin auf die Zeit der punischen Kriege zurück.

ihre Schranken) möglich, wie die großartige Entwicklung der christlichen Civilisation beweist.

Die Gegenwart ist in Folge des religiös-sittlichen Verfalles und in Folge der herrschenden materialistischen Anschauung und Gesinnung, welche ein fieberhaftes Jagen nach Reichthum und Genuß hervorgerufen haben, in eine wahre Wucherströmung hineingerathen. Ausbeutung ganzer Volksschichten von den wirthschaftlich überlegenen kapitalistischen Machtkreisen, Ausbeutung ganzer Völker (wie Irland, Indien, die iberische und Balkan-Halbinsel durch England), Ausbeutung von Grund und Boden in den meisten Ländern, besonders auch in Deutschland[1], das sind Thatsachen, welche jedem Beobachter sofort in die Augen springen. Der überall beklagte wirthschaftliche Niedergang ist eine ganz selbstverständliche und naturnothwendige Folge davon. Aus den höheren Klassen ist ferner jene werkthätige Liebe geschwunden, welche allein die Bitterkeit zu überwinden vermag, die der Anblick der so verschiedenartigen Vertheilung des Vermögens selbst in den edelsten und reinsten Seelen zurückläßt. Die Inhaber des heutigen Großkapitals, welches meist durch Ausbeutung und Wucher entstanden ist, hat ein geistreicher deutscher Politiker, Rob. v. Mohl, ganz richtig als die Partei der non-donnants bezeichnet. Ein solches Geschlecht trägt das Zeichen des Unterganges auf der Stirne geschrieben. Nicht als ob dieses Geschlecht zu keiner Spende fähig wäre: sie werfen noch Almosen in den Hut des Armen, besuchen Armenbälle, setzen gewisse Summen aus und lassen es durch die Zeitungen ausposaunen, so daß an all' diesen Gaben wieder die eigene Selbstsucht klebt. Aber ganz unfähig ist diese Generation, für den Armen selbst Opfer zu bringen, auf eigenen Genuß zu verzichten, um Andern helfen zu können, um die Armen persönlich sich anzunehmen. Man sehe sie nur, wie eisig ihr Hauch, wie kalt ihr Herz, wie steinern die Miene, wie hart das Wort, wie steif der Rücken, wo es gilt, sich persönlich zu den Hilflosen, Verlassenen, Elenden herunterzubeugen, Wunden zu stillen, welche der eigene Wucher, die eigene Ausbeutung geschlagen haben[2]. Die königliche Pflicht persönlicher Spende der Barmherzigkeit, der Liebe, des Almosens kennt diese „obere Schichte" nicht mehr, welche oft in einer einzigen Nacht mehr verpraßt, als mehrere Familien in harter Arbeit Monate hindurch zu erwerben vermögen. Die Rückwirkung ist nicht ausgeblieben, Selbstsucht ruft Selbstsucht hervor. Der Wucher, der Geiz, die Hartherzigkeit der Reichen haben auch dem Armen die lähmende, entleerende Selbstsucht nicht bloß durch das Beispiel,

[1] „Mit Stroh düngen wir und Stroh ernten wir." Mit diesen Worten hat jüngst ein angesehener deutscher Landwirth die schwindende Ergiebigkeit des Bodens und die Ursache hiervon treffend bezeichnet.

[2] Vgl. Merz, Armuth und Christenthum S. 122.

sondern auch durch die künstlich erzeugte und herzlos übersehene Noth als Gift und Tod in's Herz gesenkt. Und nicht bloß mehr das Geld des Reichen verlangt die entfesselte Wuth des Enterbten: sein Herz, sein Herzblut fordert sie. Der Golddurst auf der einen Seite hat den Blutdurst auf der andern Seite erzeugt. Jetzt, wo diese gefährliche Wendung eingetreten ist, erinnern sich die oberen Schichten wieder der Religion, aber nicht als Heilmittel für die eigene Selbstsucht, sondern als Beruhigungsmittel für die darbenden Klassen. Und sie haben ein Echo gefunden. Fortwährend hört man Stimmen, welche ankündigen, dieses Beruhigungsmittel auf Lager zu haben, und welche sich damit nach oben hin in empfehlende Erinnerung bringen. Solcher Mißbrauch der Religion zu Machtzwecken muß in den untern Klassen den letzten Funken des Glaubens ertödten und jene satanische Wuth entfesseln, wovon die französische Revolution und neuestens der russische Nihilismus so haarsträubende Beispiele geliefert haben.

Der Unglaube und die Selbstsucht wurden von den oberen Klassen den unteren Schichten der Bevölkerung in's Herz gesenkt; diejenigen Klassen, welche zur Leitung und Führung berufen sind, müssen mit dem Beispiele der Besserung vorangehen. Sobald die gebildeten Stände durch Wort und That christlichen Lebenswandel und christliche Tugenden üben, ist die sociale Frage gelöst. Das Beispiel christlichen Lebens von Oben wird ebenso heilend und bessernd nach unten wirken, wie das Beispiel des Unglaubens und der Selbstsucht zerstört, verwundet und vergiftet hat.

Aber von dieser Seite ist keine Rettung und kein Heil zu hoffen. „Aus versumpften Nationen, aus faulenden Religionen steige reines Menschenthum", dieser hochmüthige Wunsch eines radicalen Achtundvierzigers ist das Programm und das Ziel der sog. gebildeten Gesellschaft von heute. Es ist das Menschenthum mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften, mit seinen edlen und verwerflichen Trieben, es ist die Vermischung von Wahrheit und Irrthum, von Tugend und Laster, was die große Masse der Gebildeten unter der Firma „Humanität" anstrebt. Man trägt keinen offenen Haß gegen das Christenthum zur Schau, rühmt vielmehr gelegentlich die Schönheiten und die sittliche Größe christlicher Erscheinungen; aber man läugnet die Principien, denen sie entsprungen sind. Man bedauert deßhalb diejenigen, welche glauben, daß die Tugend ohne entsagende Liebe und Opfer nicht möglich sei; man deutet an, daß dieß heutzutage ein überwundener Standpunkt sein müsse, daß wohlverstandener Egoismus und gemäßigter Genuß an die Stelle von christlicher Liebe und Opfer zu treten habe. Man preist die Wohlthaten des Christenthums und anerkennt die sittliche Würde, die es in der Menschheit hervorgerufen hat, aber die Gesetze und Pflichten, welche die christliche Lehre auferlegt, werden zu Gunsten des eigenen Stolzes

und des eigenen sinnlichen Genusses mißachtet. Man findet sie nicht mehr zeitgemäß und sucht sie in der Gesellschaft gänzlich vergessen zu machen. Daher die Erscheinung, daß diejenigen, welche die christliche Lehre rein bekennen und üben, daß namentlich die religiösen Orden und Körperschaften überall zu vertilgen gesucht werden. Es wird dabei eine Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit, eine Rohheit und Barbarei der Gesinnung an den Tag gelegt, welche mit der sonstigen „Humanität“ in schlimmem Contraste steht. Man sieht da gelegentlich, wie viele Widersprüche in jenen Herzen Platz finden, welche von Stolz und Sinnlichkeit bewegt werden.

Das eigentliche Kennzeichen dieser „Humanität“ besteht darin, daß sie Alles nach den Forderungen des Egoismus und des sinnlichen Genusses beurtheilt. Das einzige Princip dieser Richtung ist die Nützlichkeit. Man fragt nicht: was ist wahr und was ist gerecht, was ist edel und was ist schön? sondern nur: was bringt es Nutzen? Daraus entspringt von selbst jene Schwäche und Charakterlosigkeit, welche die heutige Generation als Brandmal an der Stirne trägt. Man hat wohl noch soviel Kraft, das Recht formell anzuerkennen; sollte man aber in die Lage kommen, Partei ergreifen und dafür etwas von seinem Behagen und seiner Ruhe zum Opfer bringen zu müssen, so wird man sofort über das Recht zur Tagesordnung übergehen. Man nennt solch' sittliche Ohnmacht und Schwäche „kluge Mäßigung“ und rühmt sich in seinem Hochmuthe sogar noch der vornehmen Weisheit und der überlegenen Vernunft, daß man es verstanden habe, alles aus der Umgebung ferne zu halten, was die Ruhe des Genusses hätte stören können. „Man hat es nicht bloß verlernt, für die Gerechtigkeit ein Opfer zu bringen, man hat es sogar verlernt, gegen jene unwillig zu werden, welche sie verletzen, und es findet sich kaum noch dann und wann eine jener tugendstarken Seelen, in denen eine begeisterte Liebe für Recht und Wahrheit einen edelmüthigen Protest gegen die Verkommenheit und Niederträchtigkeit der Menge erhebt. Die Ideen verschlechtern sich mit den Gefühlen; das Ideal räumt dem Realismus den Platz; sowohl in der Politik wie in der Wissenschaft und Kunst nimmt Alles den Charakter der Speculation an. Die Gesellschaft hat in ihrer Masse nur Einen Gedanken und nur Eine Neigung: Ruhe im Wohlsein.“ [1]

Auch von der bitteren Noth des Nächsten darf diese Ruhe nicht gestört werden. Man schließt sich deßhalb gegen die Armen persönlich ab und glaubt für seine „Humanität“ genug gethan zu haben, wenn man die gesetzliche Armensteuer berichtigt und noch obendrein einige Beiträge für freiwillige Vereine geleistet hat. Jene Liebe, welche Opfer und Demuth in sich schließt, wird für überflüssig erklärt und als unverträglich mit der eigenen

---

[1] Vgl. *Périn* I, 5.

Würde zurückgewiesen. Stolz und Hochmuth, Gleichgiltigkeit und Kälte charakterisiren diese Gesellschaft, welche sich fortwährend ihrer Weisheit und Mäßigung, ihrer Höhe der Anschauung und ihrer Unparteilichkeit in selbstgefälliger Weise rühmt.

Trotz dieser vermeintlichen Weisheit und Klugheit, trotz dieser „Mäßigung" und dieser leidenschaftlichen Begierde nach Ruhe im Wohlsein ist die Gesellschaft einer fortwährenden Unbehaglichkeit, immer wechselnden Störungen und Aenderungen ausgesetzt. Sie ist nicht im Stande, etwas aufzubauen und etwas Dauerhaftes zu schaffen. Wie folgen Gesetze auf Gesetze, Mächte auf Mächte, Doctrinen auf Doctrinen! Nichts gewinnt Bestand, nichts Dauer, weil im engen Kreise irdischer Befriedigung Alles zur Sättigung der Sinne und zur Ermüdung des Geistes führt. Minder wechseln die Wogen des Meeres, als die Wogen dieser Menge, welche der Windhauch jeder Begierlichkeit forttreibt. Nur Eines scheint in ihr Bestand zu haben, eben die Unbeständigkeit selbst, die Frucht jener Leidenschaftlichkeit, welche durch nichts gestillt werden kann und sich von dem nur nährt, was zur Sättigung ihr geboten wurde. Hier gibt es nur Eine Regel und nur Ein Ziel: das endlose Wachsthum von Genüssen, welche sich immer steigern[1]. Nichts Bestimmtes in den Grundsätzen und im Streben, nichts Dauerhaftes in den Errungenschaften: dieß ist das Bild der Gesellschaft, welche den „wohlgeordneten Egoismus und den gemäßigten Genuß" an die Stelle der christlichen Tugenden der Liebe und des Opfers setzte.

Nicht in dem Hasse und in der Wuth der proletarischen Massen gegen die Religion liegt die größte Gefahr für die christliche Civilisation in der nächsten Zukunft, sondern in dem kalten Egoismus, in dem Hochmuthe und in der Genußsucht der herrschenden Klassen. Der Haß läßt sich unschwer in Liebe wandeln, sobald die Mißleitung und die Irreführung durch die Belehrung trauriger Erfahrungen dem Lichte der Wahrheit weichen müssen. Aber an dem Hochmuthe und an der Selbstsucht der Besitzenden prallt jede Belehrung wirkungslos ab. Christus hat nicht umsonst denjenigen, welche ihre Hoffnung auf den Reichthum setzen, die Möglichkeit der Seligkeit abgesprochen, er hat nicht umsonst den Reichen sein Wehe! zugerufen. Ist noch eine Hoffnung vorhanden, daß die christliche Cultur in Europa die drohenden Gefahren der Zukunft glücklich überwinden werde, so beruht sie nicht etwa auf den „gebildeten" und herrschenden Klassen der Gegenwart, welche, in Folge der Selbstsucht und Genußsucht, der Schwäche und Ohnmacht verfallen sind, sondern sie stützt sich auf die Energie der armen und ausgebeuteten Massen. Diese Energie, in Folge falscher Richtung durch das schlimme Beispiel von Oben jetzt der Zerstörung zugewandt, wird der-

[1] Ibid. I, 34.

einst die Bausteine für die Zukunft liefern. Aus dem wüthenden Verfolger Saulus wird der eifrige Apostel Paulus werden.

Die christliche Civilisation hat schon mehrfache Krisen überstanden und der Sieg bedeutete immer ungeahnte neue Triumphe. Wer die Geschichte des 11. Jahrhunderts verfolgt, der weiß, wie die Selbstsucht damals so schwer auf der Christenheit lastete, daß es nicht mehr gelingen wollte, dem Kriege Aller gegen Alle Einheit zu thun[1]. Handel und Verkehr war unmöglich, weil jede Burg ein Raubschloß war; Raub und Plünderung waren an der Tagesordnung und hatten eine derartige Verwilderung herbeigeführt, daß die katholische Kirche nur mit größter Mühe an einigen Tagen der Woche durch den „Gottesfrieden" (Treuga Dei) dem wüthenden Kämpfen und Plündern ein Ziel setzen konnte. Als die Verwirrung der Verhältnisse am schlimmsten, die Noth am höchsten war, da erfolgte jenes wunderbare Eingreifen einer höheren Macht, jene großartige Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes, für die Kreuzzüge. Der Adel und das Fürstenthum, vorher in rohe Selbstsucht versunken, ergaben sich von nun an den idealsten Bestrebungen mit einer Kraft und Energie, welche unser heutiges Geschlecht gar nicht mehr zu erfassen vermag. Der Adel weihte sich von jetzt an dem Kampfe für den Glauben und dem Dienste der Armen in den zahlreichen Hospitaliterorden; die alten Raubschlösser wurden in Klöster oder Hospitäler umgewandelt, auf den Flüssen und Strömen entstand ein lebhafter Handel, welchem die neu erschlossenen Verbindungen mit dem Oriente einen ungeahnten Aufschwung gaben; an den Hauptstapelplätzen bildeten sich Städte mit einer gewerbsfleißigen Bevölkerung, das Land erblühte zu großem Wohlstande unter den fleißigen Händen der bäuerlichen Bevölkerung.

Von Professoren, deren geistiger Blick sich nicht über das alltägliche Niveau erhebt, werden die Kreuzzüge verhöhnt und verspottet. Für den Culturhistoriker sind dagegen die Kreuzzüge ein Ereigniß von hervorragendster civilisatorischer Bedeutung; in ihnen offenbart sich das unmittelbare Walten Gottes in der Weltgeschichte, jenes Eingreifen einer höheren Macht, durch welches die Menschheit aus der Versumpfung herausgerissen und für die Zwecke des Reiches Gottes auf Erden befähigt wurde. Schon ein begabter Zeitgenosse, Bischof Otto von Freising, hat die günstigen Wirkungen der Kreuzzüge[2] angedeutet, welche so viele Seelen zur Bekehrung stimmten, welche so viele Raubritter bewogen, ihr Vermögen den Armen zu schenken, zu mildthätigen Stiftungen zu verwenden und in den beschwerlichen Fahrten und Kämpfen im Orient frühere Verirrungen zu sühnen.

---

[1] Vgl. Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege S. 185 ff.

[2] Vgl. dessen vortreffliche Schilderung des Deus peregrinus in den Gesta Friderici, ed. *Wilmans* p. 9.

Als im 13. Jahrhundert der wachsende Reichthum Luxus und Selbstsucht erzeugte, erschien als ein Apostel für die neuen Bedürfnisse der Zeit jener „leidenschaftliche Liebhaber der Armuth", der hl. Franziskus, welcher ein Regenerator der Gesellschaft wurde. Wiederum waren zu Ende des 15. und 18. Jahrhunderts die höheren Stände und herrschenden Klassen in Luxus und Ausschweifungen versunken. Die Gesellschaft besaß nicht mehr die Kraft, wie im 13. Jahrhundert in den Orden, welche die freiwillige Armuth erwählten, ein Heilmittel in ihrem eigenen Schooße zu erzeugen. Die Selbstsucht mußte in ihrer verthierten Gestalt sich zeigen, es mußten Ströme von Blut fließen, bis die Menschen einsahen, daß keine Gesellschaft auf Gold sich gründen und durch den Egoismus zusammenhalten lasse, sondern daß die Liebe zu Gott ihre Grundlage, die Liebe zum Nächsten ihr Kitt sein müsse.

Die Geschichte der Civilisation zeigt uns aber auch eine Gesellschaft, welche so sehr in Selbstsucht und Genußsucht versunken war, daß sie zu Grunde gehen mußte. Es war die römische Welt, welche trotz äußerlicher Annahme des Christenthums in den Lastern des Heidenthums versunken blieb. Ein kleiner Theil des Volkes hatte die Lehren des Christenthums mit jenem Feuereifer ergriffen und mit jener Innigkeit im Leben befolgt, wie sie sonst nur jugendfrischen Völkern eigen zu sein pflegt. Man muß immer wieder mit Bewunderung auf jene Christenschaaren blicken, welche in den ersten sechs Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein Leben voll Heiligkeit führten, „als wandelten sie im Himmel". Aber sie bildeten nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Der größere Theil der Besitzenden schmachtete in den Fesseln eines entnervenden Luxus, zwei Drittheile der Bevölkerung lagen in Sklavenketten und verkümmerten in thierischen Leidenschaften. Man muß die Schilderungen der damaligen Zeit bei Salvian [1] lesen, um einzusehen, warum aus dem Sumpfe von Arbeitsscheue, Selbstsucht und Genußsucht keine Rettung mehr möglich war. Jener Bruchtheil, welcher die Lehren des Christenthums nicht bloß bekannte, sondern auch übte, wurde verhöhnt und verspottet. Die Mönche, welche jenes hellglänzende Beispiel der Arbeitsamkeit und der Entsagung gaben, durften sich in den Städten auf öffentlichen Plätzen gar nicht sehen lassen, ohne dem Hasse der Bevölkerung zum Opfer zu fallen [2], eine Erscheinung, welche auch heute ihr Analogon findet.

---

[1] De gubernatione Dei und Adversus avaritiam.

[2] *Salvian.*, De gubernatione Dei lib. VIII, 4: „Sie haßten in den Mönchen das, was mit ihrem eigenen Leben im Widerspruch war: die Unschuld, die Keuschheit, die Frömmigkeit, lauter Tugenden, von denen die Verfolger das gerade Gegentheil übten ... So oft ein Diener Gottes aus den Klöstern Aegyptens oder aus den stillen Einöden der Wüste nach Karthago kam, wurde er vom Volke auf den ersten Blick mit Unbilden, Flüchen und Verwünschungen empfangen; sie stürzten sich auf ihn, als gelte

Ueberhaupt bietet die Gegenwart viele Erscheinungen, welche lebhaft an den Untergang der alten römischen Welt erinnern. Das Streben, sich der Arbeit zu entziehen, durch Ausbeutung und Wucher reich zu werden; die Thatsache, daß ein großer Theil der Bevölkerung nicht mehr von productiver Thätigkeit, sondern von der Differenz der Werthe lebt; das Haschen nach Genuß und nach Abwechslung im Genusse[1], die Gleichgiltigkeit in den religiösen Fragen, die sittliche Ohnmacht und Schwäche der höheren Stände und die Versunkenheit und Rohheit der proletarischen Massen, der fortwährende Wechsel und die Unstetigkeit in den politischen Verhältnissen, endlich die Ansammlung riesenhafter Reichthümer in wenigen Händen und dem gegenüber das Elend der Menge: das sind Erscheinungen, welche die Gegenwart mit der Zeit der untergehenden römischen Welt durchweg gemeinsam hat. Damit sind indeß die Analogien noch nicht erschöpft. Die Römer und die Griechen waren niemals so stolz auf ihre „Bildung" und Civilisation, als zur Zeit, wo bereits der kläglichste Verfall eingetreten war. Alle anderen Nationen galten ihnen nur als Barbaren, und doch gehörte diesen Barbaren und nicht den verfeinerten Griechen und Römern die Zukunft. Für die „Gebildeten" galt damals, wie vielfach auch heute, der religiöse Glaube, der Glaube an einen Gott als Weltregenten, als überwundener Standpunkt. Sie glaubten und hofften nur noch auf die Natur, auf ihren „Stern", auf das blinde Schicksal, das rohe Fatum. An Stelle Gottes brachten sie dem Kaiser, einer Tänzerin oder Schauspielerin religiöse Huldigungen dar, genau so wie die Revolution 1793 eine Buhldirne als Göttin begrüßte. Das Bekenntniß: „Ich habe gar keine Religion", gehörte zum Ruhme der Sophisten und Dichter der absterbenden römischen Welt, wie heute. Mit Eiden zu spielen, war an der Tagesordnung; Tempelraub, Frevel auf offenen Straßen, Schandthaten jeder Art gehörten zu den gewohnten Erscheinungen. Der Genuß war Lebenszweck, Unzucht in greuelhafter Ausdehnung vergiftete alle Klassen, Ehebruch und Kindsmord wucherten tausendfältig. Da kamen die Pamphletisten und bliesen das unreine Feuer für Alt und Jung mit Wollust an; das Theater diente der Unsittlichkeit, das Amphitheater der Grausamkeit. Wahnsinnige Verschwendung der Vornehmen, Buhlen um Volksgunst, Ehr-, Geld- und Blutgier, Verrath, Auf-

---

es, ein Raubthier zu erlegen. Sicherer durften die Apostel einst die heidnischen Städte betreten, um das Evangelium zu verkünden; in Karthago dagegen durften die Diener Gottes weder auf den Plätzen noch auf den Straßen sich sehen lassen, ohne schwere Unbilden und Beleidigungen zu erfahren. Wie sollten wir uns daher wundern, daß die Afrikaner jetzt die Barbaren (Vandalen!) dulden müssen, nachdem die heiligen Männer in ihnen Barbaren erfahren haben? Gerecht ist Gott, und gerecht ist sein Gericht."

[1] Panem et Circenses (Juvenal).

ruhr, Erpressung, Steuerdruck und Wucher, steigende Arbeitslosigkeit und Mangel an Verdienst charakterisiren die römische Kaiserzeit [1].

Die auffallende Aehnlichkeit dieser Zustände mit Erscheinungen der Gegenwart ließen Viele die Befürchtung aussprechen, daß letztere auch das Schicksal der griechisch-römischen Welt erleiden werde. Die Barbaren, meinte ein so unterrichteter Historiker und nüchterner Beurtheiler, wie Niebuhr, brauchen nicht durch eine Völkerwanderung in Bewegung gesetzt zu werden, sie wachsen aus der Mitte der heutigen Gesellschaft empor. Die Ansicht, daß die Gesellschaft großen Erschütterungen und Umgestaltungen in der nächsten Zukunft entgegen gehe, wird von den weitesten Kreisen getheilt. Die Vorboten lassen sich ja jetzt bereits erkennen. Dennoch dürfte die Meinung, daß eine ähnliche Katastrophe zu befürchten sei, wie beim Untergange der römischen Welt, vielerlei Gründe gegen sich haben. Die alte römische Welt krankte an einem Rechtsleben, welches ausschließlich auf Selbstsucht und Ausbeutung beruhte und christlicher Einwirkung hartnäckig sich verschloß; sie krankte ferner an jenem unheilbaren Uebel, gegen das auch die Heilmittel der Kirche vergeblich ankämpften, an der Sklaverei, welche die Sitten der Reichen wie der Sklaven fortwährend vergiftete und ein christliches Familienleben nicht aufkommen ließ. Indem es dem Einflusse der Kirche gelungen ist, bei allen christlichen Völkern die Sklaverei, dieses unheilbare Erbübel des Heidenthums, zu beseitigen und eine bessere Rechtsanschauung zu begründen, dürften wohl mehr oder minder heftige Umwälzungen, aber kein förmlicher Völkeruntergang zu befürchten sein. Es ist unmöglich, der künftigen Entwicklung der Gesellschaft irgend ein bestimmtes Prognostikum zu stellen; dennoch dürfte, gestützt auf die bisherigen Erfahrungen im Entwicklungsgange der christlichen Völker, die Ansicht nicht ohne Berechtigung ausgesprochen werden, daß die heute in Selbstsucht und Genußsucht versunkenen Völker die letzten Consequenzen der materialistischen Weltanschauung ertragen, den bitteren Kelch schwerer socialer Kämpfe schlürfen müssen, bis die Menschheit wieder dem Kreuze, dem Zeichen und

[1] *Salvian.*, De gubern. Dei lib. 3 sqq. Vgl. Merz S. 116. Was die Christen so tief entsittlichte, das waren die Theater, die öffentlichen Kampf- und Vergnügungsspiele. „Soll ich“ — schreibt Salvian lib. VI — „alle die Amphitheater, Musiksäle, Spielhäuser, Straßenaufzüge, Wettkämpfer, Luftspringer, Tänzerinnen und Spiele aller Art schildern? Ich will mich auf Circus und Theater beschränken. Da werden Dinge getrieben, an die man nicht einmal denken kann, ohne seine Seele zu beflecken. Kein einziger Sinn der menschlichen Natur, weder Auge noch Gehör, noch die Seele selbst bleiben dort ohne Befleckung, so schamlos geht Alles zu; wer noch reinen Sinnes es sieht, kehrt vom Geiste der Unkeuschheit angesteckt nach Hause zurück. In den Schauspielen werden Laster und Verbrechen jeder Art verherrlicht ... Wir ziehen die Schauspielhäuser den Kirchen vor und verlassen Christum auf dem Altare, um an unzüchtigen Spielen eine Augenweide zu haben.“

Symbole der Erlösung, sich zuwendet und in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Nächsten, in der Entsagung und im Opfer die Kraft zu neuen idealen Schöpfungen, zu dauernden Gestaltungen und gesellschaftlichen Organisationen gewinnen wird.

Th. Carlyle sagte einmal, es sei thöricht, die Revolutionen zu segnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, sie zu studiren; es sei verdrießlich, ihnen durch Schlamm und Koth zu folgen; es sei gefährlich, ihnen zu dienen; erfolglos, gegen sie anzukämpfen; rühmlich aber, mitten in die Trümmer für den Wiederaufbau Keime des Glaubens, sittliche Ideen auszustreuen und damit einen Stein für den Neubau zu liefern. In diesen letzten Worten ist auch der Zweck ausgedrückt, welchem dieses Buch in bescheidenen Verhältnissen dienen soll. Es werden die Principien des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens untersucht und auf Grund der Thatsachen, an der Hand der Geschichte auf ihre Wahrheit geprüft werden. Es wird sich zeigen, daß in den einfachen und erhabenen Lehren des Christenthums die Grundlage für das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben gegeben ist, und daß es für die Völker verderblich ist, wenn sie eine andere Grundlage wählen wollen, als diejenige ist, welche Jesus Christus selbst gelegt hat. Wie Einzelne, so haben auch ganze Völker die Freiheit, die Lehren des Christenthums zu mißachten, sich dem Egoismus und der Genußsucht zu ergeben, aber die Verirrung muß schmerzlich gebüßt werden. In einem solchen Zustande theoretischer Verirrung und in Folge dessen im Zustande thatsächlicher Verwirrung des socialen und wirthschaftlichen Lebens befindet sich heute die Gesellschaft. Noch besitzt das Christenthum Millionen treuer Bekenner, welche in demüthigem Glauben und hingebender Liebe die Leiden der Gegenwart mildern und den allgemeinen Verfall aufhalten; es läßt sich aber nicht läugnen, daß die Mehrzahl der sog. „Gebildeten" einer materialistischen Weltanschauung huldigt, welche auch in den unteren Klassen immer mehr den christlichen Glauben untergräbt. Mit dem Glauben schwindet die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten, Egoismus und Genußsucht treten an die Stelle der christlichen Tugenden treuer Pflichterfüllung, der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Die Wissenschaft der Nationalökonomie hat so lange die Selbstsucht und den Genuß, den allgemeinen Concurrenzkampf egoistischer Bestrebungen als die Grundlage der Volkswirthschaft gepredigt, bis sie die practische Durchführung als Ziel erreichte. Diese Nationalökonomie muß zuerst wissenschaftlich widerlegt werden; es muß die Erkenntniß sich allgemein Bahn brechen, daß der egoistische Kampf um die Existenz zum Verfalle der Gesellschaft führe, daß nur in der christlichen Liebe die richtige Grundlage für das sociale und wirthschaftliche Leben gefunden werden könne, ehe an eine Umkehr im practischen Leben und an eine wirkliche Reform der Gesetzgebung gedacht werden

kann. „Die Wissenschaft führt zur Erkenntniß, die Erkenntniß zur That.“ Was sich heute „Reform“ nennt, auch in sog. „christlich conservativen“ Kreisen, ist meist nichts als ein unsicheres Hin- und Hertasten, ein Schwanken und Wanken von einer Halbheit in die andere. Es fehlt eine positive theoretische Grundlage und aus der unklaren Erkenntniß entspringt die unsichere Haltung in der Praxis. Nichts zeichnet diese unklare Situation besser, als die Thatsache, daß diejenigen, welche die Gesellschaft wieder auf positiv-christliche Grundlage stellen zu wollen vorgeben, an dem heutigen Unterrichtssysteme, welches doch die Quelle materialistischer Verirrung ist, nichts geändert wissen wollen.

Was speciell die heutige Wissenschaft der Nationalökonomie anbelangt, so basirt ihr System auf der Läugnung zweier christlicher Lehren, wodurch sie zur förmlichen Fälschung der geschichtlichen Thatsachen verleitet wurde. Diese Wissenschaft läugnet a) die Erbsünde, durch welche dem Menschen die Neigung wurde, an Stelle Gottes sich selbst zum Mittelpunkte des Daseins zu machen. „Ihr werdet selbst wie Götter sein.“ [1] Die consequente Folge der Läugnung der Erbsünde ist, daß für den Menschen das höchste Gut und das höchste Ziel im egoistischen Wohlsein, im ausbeutenden Genusse zu suchen sei. Die heutige „wissenschaftliche“ Nationalökonomie läugnet b) die gemeinsame Abstammung und damit die Solidarität[2] der Menschheit. Nach dieser Wissenschaft beruht Alles auf dem Mein und Dein, das starre Recht gilt als die einzige Regel der menschlichen Beziehungen, für die ausgleichende Liebe ist kein Platz in diesem Systeme. Sie verkennt völlig, daß Gegenseitigkeit und gemeinsames Handeln die Gesetze für die Existenz und den Fortschritt der Menschheit bilden, daß nur in gegenseitiger Unterstützung, in gegenseitiger Zuneigung und in gegenseitigem Opfer die Existenz der Einzelnen und ganzer Völker ihre Basis und die Kraft lebensfähiger Entwicklung finden könne. Gerade mit dem Wachsen des individuellen Eigenthums muß auch die Kraft der Liebe zunehmen, wenn nicht Störungen im Organismus die Folge sein sollen. Die Socialisten hatten eine dunkle Ahnung von dieser Wahrheit, als sie im Jahre 1848 zu den zwei revolutionären Schlagworten von 1789, zu der liberté und

[1] Eritis sicut dii.

[2] Seit Lassalle's vernichtender Kritik hat diese „Wissenschaft“ sich nothgedrungen selbst corrigirt, freilich ohne die Consequenzen der Correctur zu ziehen. Die deutsche Nationalökonomie hat alle geistigen und sittlichen Factoren ignorirt, und hat heute noch keine Ahnung davon, daß die materielle Welt unter den Gesetzen der geistigen Welt steht und von der sittlichen Ordnung der Völker beherrscht wird. Blüthe und Verfall des wirthschaftlichen und socialen Lebens sind bedingt von der geistigen und sittlichen Entwicklung der Völker, von sittlichem Fortschritte oder sittlichem Niedergange.

égalité (Freiheit und Gleichheit) noch als versöhnendes Dritte die fraternité (Brüderlichkeit) hinzufügten.

Die Nationalökonomie verkennt die zwei Hauptbeziehungen des Menschen: a) die Liebe zu Gott, die Unterordnung unter den Willen des Schöpfers, den Verzicht auf den Egoismus, was für den gefallenen Menschen ein schmerzliches Opfer bedeutet; b) die Liebe zum Nächsten, welche vom Menschen Entsagung auf ausschließenden und ausbeutenden Genuß und Hingabe für das Wohl der Gesammtheit, die eine große Familie darstellt, verlangt. In Folge dieser Verkennung hat die Nationalökonomie eine falsche Grundlage sich erwählt im egoistischen Concurrenzkampfe, wodurch die wissenschaftlichen Untersuchungen über Volkswirthschaft in ein unfruchtbares Gebiet sich verirrten. Man streitet sich seit 100 Jahren über Gesetze herum, welche gar nicht allgemeiner Natur sind, sondern nur den in England herrschenden Mißbräuchen angepaßt wurden. Es ist Aufgabe der nachfolgenden Untersuchungen, diese „angeblichen" Gesetze auf ihren Werth zu prüfen. Die Grundrententheorie Ricardo's, welche so viele unfruchtbare Untersuchungen veranlaßte, ist nur das Resultat einer falschen Werthbestimmung. An dieser unrichtigen Definition vom Werth haben Marx[1] und Lassalle den Hebel angesetzt, um die gesammte Bourgeois-Oekonomie aus den Angeln zu heben und die heutige Form des Eigenthums als Fremdthum zu erklären. Die Formel: Eigenthum sei Fremdthum, ist hinwiederum nur die Verdeutschung des Proudhon'schen geflügelten Wortes: la propriété, c'est vol (Eigenthum ist Diebstahl), wie denn Lassalle den communistischen Anschauungen von Proudhon und Louis Blanc viele Gedanken entlehnt hat.

Auch in der Theorie vom Gelde ist die heutige Nationalökonomie über die zwei Formeln, welche das Mittelalter schon kannte, noch nicht hinausgekommen. Die eine dieser Theorien sieht im Gelde eine Waare, welche wegen ihrer Fähigkeit zur leichten Circulation für den Güteraustausch benützt wird und welche ihrer Natur nach Gleichwerth haben muß mit der Waare, für welche sie vertauscht wird. Die andere Theorie bezeichnet das Geld als ein Werkzeug, welches, ohne Rücksicht auf immanenten materiellen Werth, durch die Prägung, als Symbol der Garantie einer Gesammtheit, ihre Kaufkraft und ihren nominellen Tauschwerth erlangt. Beide Theorien, welche sich unvermittelt gegenüberstehen, sind zu eng und einseitig und entsprechen nicht den Bedürfnissen des so hoch entwickelten Verkehres der Gegen-

[1] Das Kapital. Das Buch ist in einer abstrusen Form geschrieben und verdient auch dem positiven Inhalte nach das Lob nicht, welches ihm gespendet wurde. Das Buch ist nur in der Kritik bedeutend und bahnbrechend. Positiv steht Marx auf den Schultern der englischen Nationalökonomen, von denen er sich nur dadurch unterscheidet, daß er aus ihren Resultaten socialistische und communistische Schlüsse zieht.

wart[1]. An dieser Einseitigkeit leidet auch die Bankpolitik, für welche die faktischen Verhältnisse der englischen Bank allgemein norm- und maßgebend wurden. Und doch ist die Organisation der englischen Bank mit besonderer Berücksichtigung des englischen Exportes entstanden und entwickelt worden. Die einfache Uebertragung dieser Organisation auf andere Verhältnisse hat in Deutschland zerstörend gewirkt. Ueber Wesen und Wirkungen des Credites waren die Lehren der Nationalökonomie äußerst mangelhaft, bis erst in neuester Zeit Makleod[2] sich das Verdienst erwarb, diesen Gegenstand klar und lichtvoll zu behandeln.

Nicht bloß in der Grundlage ist die heutige Wissenschaft der Nationalökonomie mit dem egoistischen Concurrenzkampfe in unhaltbarer Position, auch in den technischen Begriffen von Werth, Preis, Lohn, von Credit und Geld, in der Theorie von der Bevölkerung, von Luxus u. s. w. ist man noch keineswegs zu abschließenden Resultaten gelangt, so daß man von bleibenden und dauernden Errungenschaften der Wissenschaft sprechen könnte. Die Ursache dieser Unfruchtbarkeit der Untersuchungen liegt in der Anlehnung an Adam Smith, Ricardo und Malthus, welche die materialistische Richtung der Nationalökonomie begründeten und mit ihren beschränkten Kenntnissen die damals in England herrschenden socialen und wirthschaftlichen Zustände für alle Zeiten und Völker als maßgebend ansahen und zu „ewigen Gesetzen" stempelten. In Frankreich wurden die Resultate der englischen nationalökonomischen Schule freudig acceptirt, aber die französischen Schriftsteller paßten die Theorien, in Folge „glücklicher Inconsequenzen" in der Untersuchung, den praktischen Bedürfnissen des Landes an. Die consequenteren Geister aber gelangten dort schon lange vor Marx und Lassalle zum Communismus. „In Deutschland," schreibt Schäffle, „hat sich die nationalökonomische Wissenschaft zwar bis auf den heutigen Tag auf dem Boden des englisch-französischen Liberalismus niedergelassen und doctrinär Bedeutendes geleistet. Epochemachend, wie Quesnay, Smith, Ricardo, wurde aber kein deutscher Oekonomist. Unsere Nationalökonomik folgte überdieß in ihren meisten Vertretern dem Liberalismus nicht in seine letzten Consequenzen, sondern bewahrte theils altliberale Bruchstücke aus dem Merkantilismus, indem sie einer noch immer merkantilistischen Staatsverwaltung sich anbequemte, theils watete sie schon in einige gefahrlose Untiefen des Socialismus hinein."[3] Die sogen. historische Schule in Deutschland konnte schon deßhalb keinen wesentlichen Fortschritt bringen,

[1] Vgl. Neurath, „Die Function des Geldes", in seinen Essays S. 313 bis 521.

[2] Vgl. Dictionary of Political Economy, 1863, und schon früher in seiner Theory and Practice of Banking.

[3] Kapitalismus und Socialismus S. 169.

weil sie das bereits fertige englisch-französische System[1] in die Geschichte hineintrug. Die geschichtlichen Daten, mit denen die Theorie verbrämt wurde, dienten nur als Schmuck und Zierde. Eine umfassendere Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung ist bis jetzt nicht erreicht worden, ja sie wurde nicht einmal angestrebt.

Die bloße Aneinanderreihung geschichtlicher Thatsachen, das Aufzählen von vielerlei ähnlichen Erscheinungen gewährt noch nicht das Recht, von historischer Darstellung zu sprechen. Der Historiker muß von umfassendem Standpunkte aus das Große und Ganze überblicken, muß den allgemeinen Zusammenhang der Dinge erklären, muß darstellen, was einst gewesen und was vergangen und warum es vergangen ist; was, in der Vergangenheit wurzelnd, heute noch besteht und welche Entwicklungsphasen es durchgemacht hat; er muß die geistigen Ursachen und die wirkenden sittlichen Kräfte schildern und deren Einfluß auf die materielle Gestaltung klarlegen. Von all' dem ist bis heute wenig oder nichts geschehen. Einzelne Versuche sind gänzlich mißglückt, indem der Fehler begangen wurde, bestehende Verhältnisse als Maßstab zu nehmen, um daran frühere Einrichtungen zu messen, sie zu verurtheilen oder zu loben, anstatt das Werden, die allmähliche Veränderung und Ausgestaltung einzelner Institutionen zu verfolgen und jede Zeit in ihrem geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Leben verstehen zu lernen. Es mag genügen, auf den Abschnitt „Wucher und Zins" zu verweisen.

Wie wenig die sogen. historische Schule der Nationalökonomie den Anspruch auf diesen Titel erheben darf, mag man daraus abnehmen, daß sie von der centralen Bedeutung der Lehre des Welterlösers, von der Alles umgestaltenden Macht des Christenthums, von dem überwältigenden Einflusse der christlichen Weltauffassung auf das sociale und wirthschaftliche Leben kaum eine Ahnung verräth. Die Utopien von Plato bis Thomas Morus, die communistischen Systeme eines Campanella, Robert Owen oder Louis Blanc nehmen die Aufmerksamkeit dieser angeblich „historischen" Nationalökonomie viel mehr in Anspruch, als die Lehre des Welterlösers! Die Kirchenväter, in denen die gesammte Bildung des

[1] Marx bemerkt scharf, aber treffend in der Nachrede zur zweiten Auflage seines Werkes „Das Kapital" S. 814 u. 816: „Die politische Oekonomie blieb in Deutschland bis zu dieser Stunde eine ausländische Wissenschaft. Es fehlte in Deutschland der lebendige Boden der politischen Oekonomie. Sie wurde als fertige Waare importirt aus England und Frankreich; ihre deutschen Professoren blieben Schüler, Nachbeter und Nachtreter, Kleinhausirer des ausländischen Großgeschäftes. Ihre Wortführer theilten sich in zwei Reihen. Die Einen, kluge, erwerbslustige, praktische Leute, schaarten sich um die Fahne des Franzosen Bastiat, des flachsten und daher gelungensten Vertreters vulgär-ökonomischer Apologetik; die Andern, stolz auf die Professoralwürde ihrer Wissenschaft, folgten J. St. Mill in dem Versuche, Unversöhnbares zu versöhnen."

Alterthums sich verkörperte; in deren Wirken der Kampf der christlichen Ideen mit den heidnischen Zuständen und Institutionen so anschaulich und lebhaft sich wiederspiegelt; welche durch die Energie ihrer Ueberzeugung, durch die Kraft ihres Geistes, durch die Macht der christlichen Wahrheit, deren Herolde sie waren, durch das Feuer christlicher Barmherzigkeit eine neue sociale und wirthschaftliche Zukunft anbahnten und die Leiden einer untergehenden Welt milderten: sie fanden bei der „historischen" Nationalökonomie gar keine Beachtung.

In nachstehenden Abhandlungen ist der Versuch gemacht, in historisch-genetischer Form die Bedeutung der Lehre unseres Erlösers, den Einfluß der Kirchenväter und der Kirche überhaupt auf das sociale und wirthschaftliche Leben darzustellen, wobei alle Probleme der Volkswirthschaft und des socialen Lebens, und zwar nicht bloß in geschichtlicher Betrachtung, sondern auch in den praktischen Forderungen der Gegenwart, Erörterung finden. Dem Leser wird ferner die Ueberzeugung vermittelt, daß das ökonomische Leben nicht von dem „Naturgesetz" des Kampfes um das Dasein beherrscht wird, sondern daß für das wirthschaftliche Leben dasselbe Gesetz gilt, wie für das sittliche Leben: Liebe und Freiheit.

Durch die historisch-genetische Darstellung wurde die Form von selbst bestimmt. Was dabei an Uebersichtlichkeit geopfert werden mußte, wurde durch detaillirtes Inhaltsverzeichniß, Personen- und Sachregister zu ersetzen gestrebt. Von dem überreichen Material, welches die Kirchenväter bieten, wurden nur jene Stellen ausgewählt, welche ein klares und prägnantes Bild ihrer Anschauungen zu bieten schienen. Nicht umfangreiche Excerpte, sondern ein Gesammtbild der Anschauungen der Kirchenväter wollte der Verfasser dem Leser bieten.

Die Autoren pflegen nicht bloß an das Wohlwollen der Leser, sondern auch an die Milde der Kritik zu appelliren und damit im Grunde genommen die eigene Anklageacte zu überreichen. Statt dessen mag der Grundsatz des großen Florentiners am Platze sein: segui il tuo corso, e lascia dir le genti!

I.

Armuth und Reichthum.

Kaiser Tiberius saß einsam auf der Insel Capreä und tiefer Gram verzehrte seine Seele. Das stolze Weltreich, dessen allmächtiger Herr er war, bereitete ihm schweren Kummer, denn er sah die ganze Gesellschaft von unheilbarem Siechthum ergriffen. Luxus und Elend bildeten die Krankheit, welche bereits am Lebensmark nagte. Soll es nicht möglich sein, dieser Krankheit Einhalt zu thun? Tag und Nacht quälte ihn dieser Gedanke, aber sein Geist fand kein Heilmittel. Er wandte sich an den Senat, um das Gutachten der weisesten Männer der Zeit zu hören, wie es möglich sein solle, an Stelle der Alles verschlingenden Genußsucht und Begierlichkeit wieder die alte Einfachheit und Bescheidenheit zu setzen. Er wollte Mittel kennen lernen, um die Entwerthung des Bodens zu verhindern und die immer weiter um sich greifende Latifundienwirthschaft einzuschränken, um die Schuldenknechtschaft zu mildern, um die unsinnige Verschwendung bei Gelagen und in der Kleiderpracht einzudämmen, um das fieberhafte Streben nach Geld, um den Golddurst zu beseitigen. Er sah, wie die Habsucht nicht bloß die Seele aller edeln Regungen beraubte, sondern daß Genuß und Ausschweifung auch den Körper ruinirten und daß die Gesellschaft von Krankheiten decimirt wurde, welche früher ungekannt waren. Mit tiefer Betrübniß nahm Tiberius wahr, daß durch Gesetze nicht zu helfen sei. Die Gesetze aus einer besseren Zeit bestanden ja noch in Kraft, aber sie waren so gut wie vergessen. Sein Vorgänger Augustus hatte zahlreiche neue Gesetze erlassen, welche aber nur schimpflicher Mißachtung begegneten. Furcht und Scheu waren aus den Herzen verschwunden, Habsucht und Genußsucht warfen alle Schranken nieder, das Laster triumphirte. Solchen Zuständen gegenüber fühlte sich Tiberius gänzlich ohnmächtig, er, der allmächtige Herrscher, den die Schmeichler als Gott ausriefen, dem das ganze Römerreich göttliche Ehre erwies. Auch die weisen Männer, welche im Senate saßen und an welche Tiberius brieflich um Gutachten sich gewandt hatte, wußten keinen Rath. Wohl saßen im Senate Philosophen, Sophisten, Schönredner in Menge; daran fehlt es untergehenden Nationen niemals. Aber sie waren um nichts besser, als ihre Umgebung. Kurz,

Tiberius fühlte sich ohnmächtig und seine Räthe waren rathlos. In Wollust und Grausamkeit suchte Tiberius seinen tiefen Gram zu ersticken[1].

Einer der besseren Philosophen der damaligen Zeit erkannte und sprach es aus, daß die Gesellschaft nicht mehr fähig sei, Heilmittel in sich selbst zu finden. „Niemand ist im Stande, sich selbst zu helfen, es muß ihm Jemand die Hand reichen, ihn emporzuziehen", schrieb Seneca[2]. Und schon während Tiberius in dumpfer Verzweiflung hinbrütend auf Capreä saß, war der Heiland erschienen und verkündete in einem verborgenen, unscheinbaren Winkel des Orients armen, ungebildeten Schaaren jene Lehren der Erlösung, welche allein im Stande waren, die Menschheit aus dem Sumpfe von Luxus und Elend herauszuziehen und sie zu den Höhen ungekannter Cultur und Civilisation emporzutragen.

Noch hatte der göttliche Heiland nicht gelehrt. Er hatte, als er das Haus seines Nährvaters Joseph, eines galiläischen Handwerkers, verließ, seine Sendung damit begonnen, Kranke zu heilen, Betrübte zu trösten, überall auf seinem Wege Leben und Gesundheit, Frieden und Segen zu spenden[3]. Von Bewunderung und Dankbarkeit überwältigt, folgten ihm die Volksschaaren in die Einsamkeit der abgeschiedenen Berge. Und hier war es, wo die ersten Worte der Belehrung über die Lippen des göttlichen Heilandes flossen. Und welches waren diese Worte?

„Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich; selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden; selig sind die Hunger und Durst haben nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden; selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen; selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen; selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden; selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich."[4]

Um die volle Tragweite dieser Worte der Erlösung zu verstehen, müssen wir uns in die Zeit versetzen, in welcher sie gesprochen wurden. Die griechisch-römische Culturwelt berücksichtigte als vollberechtigten Menschen nur den Staatsbürger, einen winzig kleinen Theil der Menschheit. Nur der physisch und wirthschaftlich Starke, der Reiche und Mächtige konnte in den Vollgenuß dieser Rechte gelangen. Der Schwache, der Kranke, der Arme, die Frau, das Kind, sie waren alle rechtlos und von der Willkür

[1] Vgl. die interessante Schilderung bei *Tacitus*, Annales III, 53 u. 54.

[2] Epist. 52. Vgl. Döllinger, Heidenthum und Judenthum S. 730.

[3] Pertransiit benefaciendo, sagt kurz und treffend der Evangelist Lucas in den Act. apost.

[4] Matth. 5, 3—10. Luc. 6, 20—26.

der Familienhäupter abhängig. In die Familie war sogar der Mord eingedrungen, indem die väterliche Gewalt über Leben und Tod des Kindes nach Willkür verfügte[1]. Das traurige Loos der Sklaven, welche den größten Theil der damaligen Gesellschaft bildeten, braucht kaum erwähnt zu werden. Wurden sie krank oder invalid, so wurden sie ohne Erbarmen dem Tode geweiht. Für die armen Kranken gab es keinerlei Hilfe, das ganze Alterthum kannte kein Krankenhaus, das Spital ist die Erfindung christlicher Liebe[2]. Für die Armen hatten selbst bessere Geister, wie Cicero[3] und Seneca[4], nur wegwerfende Worte, sie erklären Mitleid und Barmherzigkeit als Schwäche und Fehler des Charakters. Horaz spottete über die „schmutzige Armuth" und weiß ihr nicht genug Schmähworte nachzusagen[5]. Was man im gewöhnlichen Leben von der Armuth und Barmherzigkeit dachte, hat Plautus in einem Bühnenstücke ausgedrückt, indem der Sohn vom Vater folgende Belehrung erhält: „Schlecht macht man sich um den armen Bettler verdient, wenn man ihm Speise oder Trank reicht; denn du verlierst, was du gibst, und verlängerst dem Armen doch nur ein elendes Leben."[6]

Alle Schwachen: Frau und Kind, der Sklave, der Arme, der Kranke und Hilflose hatten in der griechisch-römischen Culturwelt nur insoweit auf Geltung und Beachtung Anspruch, als sie für die herrschende Klasse ein Genußmittel oder Ausbeutungsobject abgaben. Der Staatsbürger selbst war wieder nicht Selbstzweck, sondern ging mit seiner ganzen Persönlichkeit im Staate auf, dessen Sklave er war. Eine Menschheit existirte nicht, Begriff und Name mangelte der griechisch-römischen Cultur. Das sollten diejenigen etwas bedenken, welche für die „Schönheit" der antiken Götterwelt schwärmen. Das Recht des Individuums beginnt erst mit dem Christenthum. Und auf die persönliche Würde der Individuen gründete sich die Menschheit im christlichen Gesellschaftsbegriffe.

Jesus Christus hatte Menschengestalt angenommen, um Seelen zu erlösen und zu retten. Jeder Mensch trägt das Ebenbild Gottes, seines Schöpfers, eine unsterbliche Seele in sich. Und diese Seele, ein Schatz von unendlichem Werthe, ist das Göttliche, das Auszeichnende im Menschen; sie

---

[1] Vgl. die schöne Abhandlung: „Von der Wohlthat Christi" im 40. Bande der Histor.-polit. Bl.

[2] Vgl. Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege S. 94.

[3] Oratio pro Murena 29—30.

[4] De clementia II, 4. 5.

[5] Ingens vitium, magnum opprobrium, immunda pauperies, sind die Bezeichnungen, welche der Dichter der Armuth immer beifügt. Vgl. z. B. lib. II, Ep. II. Od. 18 u. s. w.

[6] Vgl. Näheres in der „Geschichte der kirchlichen Armenpflege" S. 2 ff.

bildet die eigentliche Würde jedes Menschen, während Reichthum, Macht, Ansehen, Gewalt etwas Zufälliges, Aeußerliches, Nebensächliches sind. Der Sklave, der Proletarier, der Arme und Hilflose, das mißachtete Weib, das verlassene Kind, sie alle besitzen eine unsterbliche Seele, für deren Erlösung der Gottmensch selbst Knechtesgestalt annahm und den Tod am Kreuze erlitt.

Damit war das Recht des Individuums als einer selbständigen Persönlichkeit mit eigenem Interessekreise festgestellt und auf Grund dieser Lehre begann jene großartige Entwicklung geistiger Befreiung, welche Jeder in der Geschichte christlicher Civilisation bewundern muß. Der geistigen folgte allmählich die materielle Befreiung, die Aufhebung unwürdiger Sklavenbanden. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch beigegeben werden.“ [1] Dieß ist das Grundgesetz in der christlichen Gesellschaft. Jeder Versuch, den Einzelnen wie eine ganze Gesellschaft auf eine höhere Stufe geistiger oder materieller Entwicklung zu bringen, muß damit beginnen, die Seele zu vervollkommnen.

Das Christenthum hat aber nicht bloß das Recht des Individuums, seine persönliche geistige Freiheit (liberté) begründet, sondern auch die Gleichheit (égalité) aller Menschen vor Gott gelehrt. Der Sklave so gut, wie der römische Cäsar, der in Purpur prangt und auf Gold sich wälzt, besitzt das Kleinod einer unsterblichen Seele, das Abbild Gottes. Diejenigen, welche den Ruf: Freiheit und Gleichheit! erhoben haben und damit das Christenthum entwurzeln zu können glaubten, wußten gar nicht, daß sie diese Begriffe nur den Lehren des Christenthums verdanken. Die gerühmte Humanität des Heidenthums kannte weder Begriff noch Wesen von menschlicher Freiheit und menschlicher Gleichheit. Diese Freiheit und Gleichheit in christlichem Sinne bezieht sich aber nur auf das Verhältniß zu Gott, in welchem jede Seele ihren Ursprung und ihr Endziel hat. Reißt man aber das Individuum von Gott los, vergißt die menschliche Seele ihren Ursprung, mißkennt sie ihr Ziel und versenkt sich in die Materie, dann verliert der Mensch seine Würde, wird unfrei und der Macht des Stärkeren unterworfen. Jede materialistische Zeitrichtung wird darum in naturgemäßer Entwicklung in Unfreiheit enden, wie dieß auch die geschichtliche Entwicklung zeigt.

Die menschliche Seele ist für Gott geschaffen. Das menschliche Leben hat in seinem letzten Grunde den Zweck, sich für das hohe Ziel, den Besitz Gottes, vorzubereiten. Hierzu sind aber Reichthum, materieller Besitz und Machtstellung nicht sehr geeignet. Ein Weltweiser, Baco, sagte mit Recht: „Der Reichthum verhält sich zur Tugend wie das Gepäck zu einem Heer“; er ist nur hinderlich auf dem steilen Pfade, welchen die Tugend wandeln

[1] Matth. 6, 33.

muß[1]. Nur allzu leicht vergißt derjenige, welcher Reichthum, Ehre und Ansehen, Gesundheit und alle irdischen Güter besitzt, auf Gott und macht sich selbst zum Mittelpunkte des Daseins. Sein Geist sinnt nur darauf, den Reichthum zu vermehren; sein Herz kennt nur die Eine Sorge um Besitz und Genuß. Geiz und Habsucht rufen immer neue Begierlichkeiten hervor und machen das Herz des Reichen unersättlich[2]. Deßhalb ist der in Habsucht und Genußsucht versunkene Reiche für die Heilslehre der Erlösung, welche Abtödtung und Selbstverläugnung fordert, unempfänglich. Mit Bezug auf diejenigen, welche auf den Reichthum ihre Hoffnung setzen, sprach Jesus Christus das strenge Wort, daß ihnen das Himmelreich verschlossen sei[3]. Und als die Apostel und Jünger des Herrn über diesen strengen Ausspruch in Staunen geriethen, fuhr der Heiland fort: „Ich sage euch noch einmal: es ist leichter, daß ein Kameel (oder Schiffstau nach anderer Uebersetzung) durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes gelange." [4] Sie haben ihren Trost schon hienieden in ihren Reichthümern[5].

Nur die Armen im Geiste[6] oder besser übersetzt die freiwillig Armen sind für das Reich Gottes, zur Seligkeit berufen. Derjenige Arme, welcher der Begierlichkeit nach Besitz und Genuß unterliegt, ist ebenso vom Himmelreiche ausgeschlossen, wie derjenige Reiche, welcher sich nicht des Stolzes und der Lust an seinem Reichthum, sich nicht der Habsucht und der Genußsucht entschlägt. Christus tadelte an dem reichen Jüngling, der ihn um Rath fragte, nicht, daß er überhaupt irdischen Besitz hatte, sondern daß sein Herz daran hing und daß seine Hoffnung darauf ruhte. Mit dem Ausdrucke „arm im Geiste" ist der bewußte, freiwillige Verzicht auf Begierlichkeit und Luxus ausgedrückt. Nicht jeder Arme ist damit selig gepriesen, sondern nur jener, welcher mit seinem Loose zufrieden, seine Hoffnung auf Gott setzt, nicht nach Besitz und Genuß lüstern ist. Nicht jeder Reiche wird ob seines Besitzes vom Himmelreiche ausgeschlossen, sondern

---

[1] *Salvian.*, Adversus avaritam lib. II (ed. *Migne* p. 202): divitiae impedimenta sunt, non adjumenta; onera, non subsidia.

[2] Vgl. *Augustini* Confessiones lib. XIII (ed. *Migne* I, 228); Contra academ. lib I (*Migne* I, 250); Soliloquiorum lib. I (*Migne* I, 365). Vgl. *Ambros.*, De officiis lib. II, cap. 5, 19.

[3] Marcus 10, 24. Matth. 19, 23.

[4] Matth. 19, 24. [5] Luc. 6, 24.

[6] Ueber die Erklärung dieser Stelle vgl. die „Geschichte der Armenpflege" S. 10. Vgl. ferner *Bossuet*, Sermon sur l'éminente dignité des pauvres. Es ist nicht eine intellectuelle Beziehung, sondern die sittliche Willensrichtung, welche in Frage steht. Und damit ist obige Uebersetzung: Selig sind die „freiwillig Armen", gerechtfertigt. Die gewöhnliche Uebersetzung: „die Armen im Geiste", hat gar keinen Sinn, wenn man darunter nicht etwa so viel als „die Demüthigen" ausgedrückt wissen will.

nur derjenige, der seine Hoffnung auf den Besitz baut und sein Herz an Geld und Gut hängt. Der Reiche kann so gut wie der Arme „arm im Geiste“ sein, wenn er nur auf die Lust des Besitzes, auf Habsucht und Begierlichkeit verzichtet und seinen Reichthum nicht einseitig für sich, sondern für Alle, welche desselben bedürfen, verwendet. Nicht der Mangel oder der Besitz des Reichthums macht den „Armen im Geiste“, ist das Kennzeichen desselben, sondern die Zufriedenheit mit der Lage, in welche der Mensch eintritt, der Verzicht auf Luxus und Genußsucht, die treue Verwaltung und gottgewollte Verwendung des Besitzes. Der Reiche braucht nicht auf den Besitz zu verzichten, aber er ist verpflichtet, sein Herz davon zu trennen. Er soll die irdischen Dinge benützen, soweit sie nothwendig sind; sie sollen ihm dienen, nicht aber soll er, wie dieß so häufig geschieht, ihr Sklave werden. Sein Geist soll über sie erhaben sein, so zwar, daß er jeder Zeit bereit ist, den Besitz als treuer Verwalter Gottes mit Umsicht zu vertreten, wie auch auf ihn zu verzichten und ihn zu verlieren, wenn es so im Willen der Vorsehung gelegen ist [1]. Alle irdischen Güter sind ja an sich sittlich indifferent und erhalten ihre sittliche Bestimmtheit im practischen Leben erst durch die Willensrichtung des Gebrauchenden, durch die Beziehung auf die geistige Welt, von welcher sie, wie ihren materiellen Werth nach Schönheit und Nützlichkeit, so auch ihren moralischen Werth erlangen. Deßhalb sagt der hl. Basilius, daß die irdischen Güter an sich nicht zu fliehen seien. Nur Eines sei zu fliehen, die Sünde, die verkehrte Willensrichtung. In der Begierlichkeit liegt das Verwerfliche, wenn nämlich der Mensch so sehr der Lust des Genusses sich hingibt, daß er auf Gott vergißt. Der hl. Augustin gebraucht das Beispiel von täglichen Bedürfnissen, wie Essen, Trinken u. s. w., um den erlaubten und sündhaften Genuß zu unterscheiden. Es müsse Maß und Ziel eingehalten werden, daß der Mensch nicht in die Begierlichkeit des Genusses versinke, sondern mit dem nothwendigen Gebrauche sich begnüge [2]. Die Beziehung auf den Schöpfer, welche in der christlichen Familie im Tischgebete ausgedrückt wird, ist unerläßlich.

Gegen die Manichäer, welche jeden Besitz für sündhaft erklärten, vertheidigte der hl. Augustin die sittliche Berechtigung des Reichthums. Auch

[1] *Augustin.*, De libero arbitrio lib. II (Mauriner Ausgabe I, 583): Qui bonis istis male utitur, amore his inhaeret atque implicetur, scilicet subditus iis rebus, quas ei subditas esse oportebat . . . ille autem, qui recte his utitur, ostendat quidem, bona esse, sed non sibi. Non enim eum bonum melioremve faciunt, sed ab eo potius fiunt, et ideo non iis amore agglutinetur . . sed iis totus superferatur, et habere illa cum opus est paratus, et amittere ac non habere paratior. Vgl. De civitate Dei lib. 19 cap. 17.

[2] *Basilius*, Hom. in psalm. 45 (Mauriner Ausgabe I, 171); *Augustin.*, In epist. Joannis ad Parthos cap. II (tom. III, pars II, 840): Sit modus propter creatorem, ne ad fruendum hoc ametis, quod ad utendum habere debetis.

Salvian beleuchtete diese Frage und führte aus, daß nicht der Reichthum an sich schädlich sei, sondern daß die sündhafte Willensrichtung des Besitzenden ihn gefährlich mache. Nicht der Reichthum sei Schuld, wenn der Besitzer der ewigen Seligkeit verlustig gehe, sondern der schlechte Gebrauch. Wer guten Gebrauch davon mache, könne sich doppelten Gewinn erwerben, indem er auch einen Schatz im Himmel sich damit sichern würde [1].

Die Väter heben auch die Unbeständigkeit des Reichthums hervor. Der hl. Basilius meint, man möge den Besitz der Häuser in den Städten durch ein Menschenalter verfolgen, und man werde einem fortwährenden Wechsel der Namen begegnen. Dieser beständige Wechsel des Glückes und Besitzes veranlaßt den hl. Augustin zu dem Ausrufe: „Ist nicht Alles Rauch und Wind?“ [2]

Der Arme, welcher im ganzen Alterthume verachtet und verspottet, dem Elende und der bittersten Noth preisgegeben war, erhielt durch die Lehre Christi seine volle Menschenwürde wieder zurück, ja er genießt in der christlichen Gesellschaft eine Bevorzugung; seine Hilflosigkeit, seine Ergebung in Gottes Willen, seine Demuth geben ihm Anspruch auf zuvorkommende Berücksichtigung. An erster Stelle wird der Arme selig gepriesen, und das erste Wort aus dem göttlichen Munde des Heilandes galt der Erlösung und Beseligung des Armen. Will der Reiche am Himmelreiche Theil haben, so muß er freiwillig am armen Leben Theil nehmen, muß in Mitte des Reichthums sich Entsagung auferlegen, muß auf die Lust und den übermäßigen Genuß des Besitzes verzichten. Nicht genug, daß Christus dem Armen seine volle Menschenwürde zurückgab, er verlieh ihm noch eine viel höhere Bedeutung im Heilsplane der Erlösung.

Das Reich, welches Jesus Christus auf Erden gründete, ist das Reich der Liebe. Die ganze menschliche Gesellschaft bildet nur Eine Familie [3], deren Haupt Gott selbst ist; alle Menschen sind als Angehörige Einer Familie Brüder und sollen mit brüderlicher Liebe einander zugethan sein. Durch den Eintritt des Gottessohnes in diese Familie ist er selbst ein Menschensohn, ein Bruder geworden und hat Allen ein Beispiel der Liebe gegeben, welche sich opferte bis zum Tode am Kreuze. Diese Liebe müssen alle Diejenigen, welche Christen sein und zur ewigen Seligkeit gelangen wollen, nachahmen: „Dieß ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch

---

[1] *Salvian.*, Adversus avaritiam lib. I (*Migne* p. 181—82): Non enim ipsae divitiae per se noxiae, sed mentes male utentium criminosae etc — *Augustin.*, De moribus eccles. lib. I (*Migne* I, 714—716).

[2] *Basilius*, Homilia in psalm. 61 (I. 197—198); *Augustin.*, In Joannis Evang. cap. 2, tract. 10 (Mauriner Ausgabe tom. III, pars II, 370): Nonne omnia fumus et ventus?

[3] Epist. ad Coloss. 3, 13.

geliebt habe." [1] — „Einer ist euer Vater, der im Himmel ist, ihr aber seid Alle Brüder ..., meine Brüder." [2] — „Seid also barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist." [3]

In diesem Reiche der Liebe ist kein Unterschied, „denn ein und derselbe ist der Herr Aller, reich an Liebe für Alle, die ihn anrufen" [4]. Alle sollen nur Eine große Familie von Brüdern bilden, die den himmlischen Vater einmüthig preise, gegenseitig sich zärtlich liebe und in Liebe sich gegenseitig unterstütze. „Der Ueberfluß des Einen soll dem Mangel des Andern abhelfen, auf daß Gleichheit sei, wie geschrieben steht: Wer vieles, hatte nicht Ueberfluß, und wer wenig, hatte nicht Mangel." [5] Mit dieser Lehre stürzte der Unterschied der Nationen ebenso, wie die sociale Ungleichheit: „Da ist nicht Heide, nicht Jude, nicht Barbar, nicht Scythe, nicht Knecht, nicht Freier." [6]

Die Liebe zum Nächsten hat ihren Ursprung in der Liebe zu Gott, ist ebenso unverletzlich wie diese, von ihr unzertrennlich. Die Nächstenliebe bildet einen Theil des Gott schuldigen Gehorsams, ist ein Gott dargebrachtes Opfer, ein Gottesdienst. „Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan." [7] Dieses Opfer der Nächstenliebe, Gott dargebracht, ist mehr „als alle Brandopfer und andern Opfer" [8]. Im Armen muß man Christus verehren, und wer den Armen vernachlässigt, versündigt sich gegen den Gottmenschen selbst. „Was ihr einem dieser Geringsten nicht gethan habt, habt ihr mir nicht gethan." Diese Liebe zu den Armen darf sich nicht bloß auf Diejenigen beschränken, welche uns selbst zugethan sind. „Wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was sollt ihr da für einen Lohn haben? Thun das nicht auch die Zöllner?" [9] Der Gebende soll nicht die Ausflucht gebrauchen, daß dieser oder jener Arme selbst an seinem Unglücke und Elend Schuld sei, wie man dieß so häufig hört, um sich der Pflicht der Barmherzigkeit entschlagen zu können. Christus erkannte diesen Trugschluß im tiefsten Grunde des egoistischen Herzens und kam ihm zuvor: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden. Vergebet, so wird euch vergeben werden. Mit demselben Maße, womit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden." [10] — „Wie oft muß man seinem Bruder vergeben, vielleicht siebenmal?" fragte Petrus. Jesus erwiederte ihm: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal" [11], d. h. jedesmal. Es ist aber nicht genug, daß die Fehler des Armen mit Zartheit und Edelmuth verziehen werden und daß der Geber im

---

[1] Joann. 15, 12. [2] Matth. 23, 8—9; 18, 10. Joann. 20, 17.
[3] Luc. 6, 36. [4] Epist. ad Romanos 10, 12. [5] II. Corinth. 8, 14.
[6] Coloss. 3, 11. [7] Matth. 25, 40. [8] Marc. 12, 33.
[9] Matth. 5, 46. [10] Luc. 5, 37. [11] Matth. 18, 21.

Geringsten mit innerer Hochachtung Jesus Christus selbst verehre, die Gabe muß auch mit Discretion, mit Bescheidenheit und Demuth gereicht werden. „Hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht übt vor den Menschen, damit ihr von ihnen gesehen werdet, sonst werdet ihr keine Belohnung haben bei euerm Vater, der im Himmel ist. Wenn du daher Almosen gibst, so sollst du nicht mit der Posaune vor dir herblasen, wie die Heuchler in den Synagogen und auf der Gasse thun, damit sie von den Menschen gepriesen werden. Wahrlich sage ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Wenn du aber Almosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen bleibe, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten.“ [1]

Unsere Liebe und Barmherzigkeit muß endlich nicht bloß bescheiden, sondern auch großmüthig sein. „Gebet, so wird euch gegeben werden, ein gutes, ein eingedrücktes, gerütteltes und aufgehäuftes Maß; denn mit demselben Maße, womit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden.“ [2]

Hoch hat Christus den Armen erhoben [3], jenen Armen, den die heidnische und ungläubige Welt einen „Elenden“ schmäht und ihn aus ihrer Mitte ausstößt. Der Erlöser hat die Liebe zum Armen zum Kriterium des Christen und zur Grundlage des sittlichen Lebens gemacht, welches in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Nächsten wurzelt. Noch mehr, Christus hat den Armen auf den Opferaltar erhoben, und jedes Opfer, welches dem Armen gebracht wird, nimmt er selbst entgegen; Alles, was dem Armen versagt wird, wird ihm selbst versagt. Die Liebe zum Armen wird darum den Maßstab der Liebe zu Gott bilden beim letzten Gericht.

Christus hat aber nicht bloß den Armen erhoben, sondern auch den *Reichen*. In jener Bergpredigt, in welcher der *freiwillig Arme selig gepriesen* wurde, ist auch für die Reichen das Mittel der Erlösung, der Erhebung, der Beseligung ausgesprochen. Selig sind die Friedfertigen, die Sanftmüthigen, die *Barmherzigen*. Wohl ist den Reichen ein vollerer Genuß der Lebensaufgaben zugefallen, als den Armen, aber die Beschwerlichkeiten des Lebens, die damit verbundene Beängstigung und Sorge, die Gefahr, im materiellen Genusse die höheren Güter zu verlieren und der Seligkeit verlustig zu gehen, die größeren Pflichten, welche der Besitz von selbst mitbringt, machen das Leben des Reichen ebenso peinlich

[1] Matth. 6, 1—4. [2] Luc. 6, 38.

[3] In der christlichen Gesellschaft findet man darum immer das Lob der Armuth. Das deutsche Volkslied ist hierin besonders mannigfaltig, während man nirgends den Preis des Besitzes oder gar des Reichthums singt. So tief sind die Lehren des Christenthums in das Volk eingedrungen, daß selbst eine materialistische Weltanschauung das Lob der Armuth im Volke nicht zu verdrängen vermag Vgl. *Riehl*, Die deut[illegible] Arbeit S. 117 ff.

und schmerzvoll, wie dasjenige des Armen. Der hl. Augustin sagt, es sei weniger schwierig und leichter, gar nicht zu besitzen, als Reichthum zu besitzen, ohne daran sein Herz zu hängen. Während der Mensch über die materiellen Güter Herr zu sein wähnt, wird er ihr Sklave und geht in der Begierlichkeit unter [1]. Die Güter dieser Welt, schrieb Augustin an Largus, wirst du mit Begierde anstreben, bis du sie gekostet hast, dann wirst du sie verachten. Sie versprechen Süßigkeit, bereiten aber nur Täuschung, sie zeigen Hoheit und Macht, bringen aber Gefahr, fortwährende Unruhe und eine fieberhafte Anstrengung ohne Ziel. Sorglos ist der Anfang, bittere Reue bringt das Ende [2]. Im Glücke sei derjenige, welcher der Begierlichkeit einmal verfallen ist, keiner Belehrung zugänglich, im Unglücke beherrsche ihn vollständig das Streben, das frühere Glück wieder zu erhaschen; selten seien diejenigen, welche sich der christlichen Wahrheit zuwenden [3]. Die meisten Reichen gehen mit ihrem Besitze zu Grunde.

Für diejenigen Reichen, welche der christlichen Wahrheit sich zuwenden, hat der Heiland ebenso süßen Trost, wie für den Armen. „Die Besitzenden und Glücklichen der Welt tragen manchmal die meisten Schmerzen in ihrem Herzen und vergießen die bittersten Thränen. Die Reichsten empfinden oft die größte Leere und Unruhe. Wohlan, die Barmherzigkeit, die Sanftmuth und der Frieden, welche sie über Andere ausgegossen haben, wird im reichsten Maße wieder auf sie zurückfallen. Man wird sie auf Erden lieben und sie werden Kinder Gottes sein.“ [4]

Wie Christus die Armen zur Würde des Opferaltars erhob, so erhöhte er auch die Reichen, welche von ihrem Besitze guten Gebrauch machen. Er läßt sie Theil nehmen an der ersten und bewunderungswürdigsten göttlichen Eigenschaft, an der Güte. Was der Reiche dem Armen gibt, das nimmt Christus entgegen und er wird selbst Schuldner, welcher mit Zinsen zurückzahlt. Der Reiche kann sich durch Almosen einen Schatz im Himmel sammeln, den Rost und Motten nicht verzehren [5]. „Gebet von eurem Ueberflusse Almosen und siehe, Alles ist euch rein.“ Selbst für diejenigen, welche ungerecht Gut erworben haben, gibt es noch eine Vergebung, wenn sie vor ihrem Tode das Unrecht durch Almosen sühnen [6]. Beim letzten

---

[1] De moribus eccl. cath. lib. I (*Migne* I, 703): Quae cum volunt homines per dominationem tenere, ab his ipsis potius per cupiditatem tenentur et rerum mortalium servi fiunt . . . multo enim mirabilius est, non inhaerere istis quamvis possideas, quam omnino ea non possidere.

[2] Epist. 203 (*Migne* II, 764): Initium sine providentia, et finis cum poenitentia.

[3] Rarius inter prospera, crebrius inter adversa, sed tamen pauci sunt.

[4] Dupanloup, Die christliche Nächstenliebe und ihre Werke S. 64.

[5] Luc. 12, 33. [6] Luc. 11, 41; 19, 9.

Gerichte wird die Entscheidung davon abhängen, ob die Reichen von ihrem Besitze den rechten Gebrauch durch Werke der Barmherzigkeit gemacht, ob sie ihre Pflichten dadurch erfüllten, daß sie in den Armen, Kranken und Hilfsbedürftigen durch Ausübung der christlichen Liebe des Herrn Gebot erfüllt und seiner Gnade und seines Erbarmens sich würdig gemacht haben.

Die Gabe, welche der Reiche als Almose spendet, ist nicht bloß eine Unterstützung des Nächsten; sie ist unendlich mehr, sie ist ein Opfer, Gott dargebracht. Im Armen, im Nothleidenden, im „Letzten seiner Brüder“ nimmt Jesus Christus selbst die Gabe in Empfang; und diese Gabe ist „ein lieblicher Geruch, ein angenehmes, Gott wohlgefälliges Opfer“ [1], welches die Sünden tilgt und vom ewigen Tode befreit [2]. Mit dem Almosen spendet der Reiche nicht bloß eine materielle Gabe, er opfert sich selbst Gott [3] und tritt in die innigste Liebesgemeinschaft mit dem Erlöser.

Wie der Reiche sein Almosen Gott opfert, so empfängt der Arme die Gabe als Gottesgabe, welche er in Dankbarkeit, Bescheidenheit und Demuth hinnimmt; er hat kein Recht zu fordern, sondern er erwartet die Nothdurft seines Lebens von der Liebe und Barmherzigkeit unter Gebet und Lobpreisung Gottes. Wie der Reiche seine Hoffnung nicht auf den Besitz bauen, nur das Nöthige gebrauchen soll, um vom Ueberflusse Opfer bringen zu können, so muß auch der Arme sich einschränken und muß zufrieden sein, wenn er Nahrung und Kleidung hat. Der Mensch habe nichts in die Welt mitgebracht, dürfe auch nichts aus ihr mit fortnehmen, der größte Besitz sei Zufriedenheit, mit Gottesfurcht gepaart [4]. Der wahre Reichthum bestehe nicht im Besitze materieller Güter, sondern in der Unterjochung der Begierden [5].

Der Arme wie der Reiche sollten arbeiten und thätig sein; „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ [6]. Die Arbeit sollte nicht bloß Buße sein für die Sünde [7], als Folge der Erbsünde, sondern sollte auch die Mittel bieten, den arbeitsunfähigen Armen Unterstützung bieten zu können [8]. Denjenigen, der es vorzieht, statt zu arbeiten, in Müßiggang zu leben und vom Bettel sich zu nähren, sollten die Gläubigen meiden, für einen solchen

---

[1] Epist. ad Philipp. 4, 18.

[2] *Augustin.*, Sermo 42 u. 86; *Leo Magn.*, Sermo I. de collect. Selbstverständlich ist dabei nur vom Almosen desjenigen die Rede, welcher in der Gnade Gottes lebt. Ohne innere Bekehrung reicht die Hingabe des Vermögens nicht hin, um die Seligkeit zu verdienen. Vgl. *Origenes*, Comment. in Matth. 19, 21—33 (ed. *Maur.* III, 546 u. 676); *Augustin.*, De civitate Dei lib. 31, cap. 22 (*Migne* VII, 734).

[3] II. Corinth. 8, 5.

[4] I. Timoth. 6, 6—7. 17.

[5] *Chrysost.*, Hom. 63 in Matth. cap. 2; hom 80 in Matth. cap. 4.

[6] II. Thessal. 3, 10

[7] Epist. Barnab. cap. 19. [8] Eph. 4, 28.

Menschen sollte in einer christlichen Gemeinde kein Platz sein [1]. Dieser Grundsatz, welcher für die Entwicklung und den Bestand der christlichen Gesellschaft von großer Wichtigkeit wurde, ist von den Kirchenvätern immer strenge festgehalten worden. „Nicht deßhalb," schreibt der hl. Augustin [2], „haben die Reichen den harten Pflichten des christlichen Lebens in Demuth sich gebeugt, damit die Armen dem Stolze sich ergeben können; in keiner Weise geht es an, daß Angehörige des Arbeitsstandes die Hände in den Schooß legen, während Senatoren zur Arbeit greifen, daß Landarbeiter in Ueberfluß und Vergnügen leben mit dem Vermögen derjenigen, welche auf Reichthum und Genuß Verzicht geleistet haben." „Wer bedarf des Mitleides so sehr," fragt an anderer Stelle [3] Augustin, „als gerade der Arme? Und was macht den Armen dieses Mitleids unwürdiger, als sein Hochmuth?"

Freilich ist die menschliche Selbstsucht der starken Versuchung ausgesetzt, an jedem Armen Tadelhaftes zu finden, um sich der Pflicht der Barmherzigkeit entschlagen zu können. Deßhalb warnen die Kirchenväter vor Rigorismus. Derselbe Ambrosius, welcher vor der Unterstützung arbeitsscheuer Vagabunden warnte, gibt den Rath, nicht ängstlich nach der Würdigkeit zu forschen [4]. Der hl. Chrysostomus bemerkt mit Recht, der Barmherzige solle kein Richter sein. Wenn man aus Aengstlichkeit immer nur prüfen wollte, ob der Bittende des Almosens auch würdig sei, so dürfte man bald Niemanden mehr finden, den man unterstützen könnte, da Niemand ohne Fehler sei. Wie ein Hafen alle Schiffe aufnehme, so solle der Reiche ein offenes, barmherziges Herz für alle Leidenden bekunden [5].

Der Heiland hat das Menschenherz und seine Trugschlüsse durchschaut; er hat die Bitterkeit gesehen, welche der Anblick unwürdiger Armer in den Herzen der Barmherzigen, und umgekehrt der Anblick ausschweifender und harter Reicher im Herzen des Hilfsbedürftigen hervorrufen mußte. Er stellte sich selbst in die Mitte, um aus den Händen des Reichen die Gabe als Opfer in Empfang zu nehmen und sie als Gottesgabe dem Bedürftigen zu spenden. Diese wunderbare Lehre war in der Kirche versinnbildet, indem der Priester bei der Darbringung der Eucharistie die Gaben entgegen-

---

[1] II. Thessal. 3, 11.

[2] Neque enim propterea in militia christiana ad pietatem divites humiliantur, ut pauperes ad superbiam extollantur. *Augustin.*, De opere monachorum cap. 25 (*Migne* VI, 573).

[3] De libero arbitrio lib. III (*Migne* I, 622): Quid enim tam opus habens misericordia, quam miser? et quid tam indignum misericordia, quam superbus miser?

[4] De Nabuth. cap. 8.

[5] Concio II de Lazaro; hom. 35 in Matth. c. 3.

nahm, für die Opfernden bitten und Gott preisen ließ, um dann die Spenden vom Altare weg den Armen zu reichen. Schöner, edler, großartiger kann die Gemeinschaft der Christen nicht zum Ausdruck gebracht werden. Der Reiche wurde erhoben, indem er von seinem Ueberflusse an Jesus Christus selbst sein Opfer darbrachte, sich einen Schatz im Himmel sammelnd; der Arme erschien als „Opferaltar Gottes", wie der hl. Polycarp sich ausdrückte [1], jede Erniedrigung, welche so häufig demoralisirend wirkt, blieb ihm erspart. Unter freudigen Lobpreisungen Gottes und in demüthigen Dankgebeten nahm er die Unterstützung entgegen. Die christliche Barmherzigkeit hatte in dieser Weise nicht bloß ergänzenden Werth, indem der Reiche durch seinen Ueberfluß ersetzte, was dem Armen abging, sondern sie erhielt eine überschwengliche Bedeutung durch die Lobpreisungen Gottes, die sie veranlaßte [2].

In der christlichen Gesellschaft muß Jeder geben; wer viel hat, muß viel geben, der Andere von dem Wenigen, das er sein eigen nennt. Wer kennt nicht die rührende Geschichte von der armen Wittwe? [3] „Jesus saß dem Opferkasten gegenüber und sah, wie das Volk Geld in den Opferkasten warf, und viele Reiche legten hinein. Da kam auch eine arme Wittwe und warf zwei kleine Stücke, das ist einen Pfennig, hinein. Und er rief seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr hineingeworfen, als alle, die in den Opferkasten gelegt haben; sie alle haben von ihrem Ueberflusse gegeben, diese aber legte von ihrer Armuth hinein, Alles, was sie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt." Wer aber gar nichts zu geben hat, kann durch Fürbitte und Dankgebet die Wohlthat erwiedern, durch Dienstleistung und Gefälligkeit dem Gebote der Liebe Genüge leisten. „Wer einem dieser Geringsten nur einen Trunk klaren Wassers zu trinken reicht, wahrlich, ich sage euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren." [4] Der Werth des Opfers hängt nicht von der Größe der Gabe, sondern von der Absicht und Gesinnung des Gebers ab [5]. Gerade die kleinen Spenden der Armen sind in der Gesellschaft von viel größerer Wichtigkeit, als die Gaben der Reichen. Wo es sich immer um Liebeswerke handelt, bilden selbst in materieller und wirthschaftlicher Beziehung die Beiträge der kleinen Leute den Hauptfactor; „die Macht der Kleinigkeiten" [6] ist ausschlaggebend. Aber noch viel entscheidender ist die sittliche Bedeutung. Nichts ist anziehender, rührender, als die thätige Liebe, die Gabe der Barmherzigkeit von Seiten derjenigen, welche,

---

[1] *Polyc.*, Ep. ad Philipp. c. 10.

[2] II. Corinth. 9, 12. [3] Marc. 12, 41—44.

[4] Matth. 10, 42. [5] II. Corinth. 8, 12.

[6] The power of the small things, sagte Chalmers, welcher aus eigener Erfahrung sprach.

selbst kaum dem Elende entrissen, ihr Scherflein auf den Altar legen, ähnlich der Wittwe im Evangelium.

Einer Gesellschaft, in welcher das Gebot der Liebe, der Unterstützung und der gegenseitigen Hilfeleistung praktisch ausgeübt wird, wird es niemals an dem Nöthigen fehlen. Solche Gesellschaften brauchen nicht ängstlich für das Leben besorgt zu sein, was sie essen, womit sie sich kleiden werden, denn der Vater im Himmel weiß, daß sie alles Dessen bedürfen[1], und wird es ihnen nicht vorenthalten. „Gott kann ja," schreibt der hl. Apostel Paulus[2], „die ganze Fülle seiner Huld über euch ausgießen, damit ihr in allen Stücken jeder Zeit alle mögliche Selbstgenügsamkeit, ja Ueberfluß besitzt zu jedem guten Werke." Es ist dieß keine Utopie und keine leere Phantasie, sondern es wurde dieses Ziel auch praktisch erreicht. In der ersten Christengemeinde zu Jerusalem gab es keinen, der des Nöthigen entbehrt hätte[3]. Aber auch im Zeitalter der Verfolgungen haben wir ausdrückliche geschichtliche Zeugnisse[4], daß es unter den Christen keine Bettler gab, obwohl die Christen nicht gerade zu den Reichen zählten, obwohl sie blutig verfolgt und ihre Vermögen oft genug confiscirt wurden. Selbst zur Zeit Julians waren unter den Christen noch keine Bettler, wie dieser Kaiser uns bezeugt[5]. In den Lehren des Christenthums waren also jene Heilmittel gegeben, nach welchen Tiberius und seine Gelehrten vergeblich forschten, jene Mittel, um den Luxus und das Elend zugleich zu beseitigen. Liebe zu Gott, welche Entsagung auf Selbstsucht, auf Geiz und Luxus bedingt, und Liebe zum Nächsten, welche Barmherzigkeit und Opfer einschließt, bilden die Grundlage für eine harmonische Entwicklung und für den Fortschritt der Gesellschaft.

Von angeblich „wissenschaftlicher" Seite wird eingewendet, daß die christliche Lehre, welche Verachtung des Reichthums und Liebe zur Armuth als Princip aufstelle, im vollen Widerspruch stehe mit den obersten Grundsätzen der Wirthschaftslehre[6]. Nur aus dem Eigennutze entspringe jener Trieb der Thätigkeit, möglichst viele Güter zu gewinnen, welche den materiellen Reichthum begründen. Der Reichthum selbst sei ein Element der Cultur, das unentbehrliche Mittel zur vollen Entfaltung des geistigen und sittlichen Lebens der Persönlichkeit. Armen Völkern seien die Mittel für die Würde und den Glanz des Lebens, die Bedingungen für höheren Culturfortschritt versagt.

---

[1] Matth. 6, 24 ss. [2] II. Corinth. 9, 8. [3] Act. ap. 4, 34.

[4] Vgl. Ratzinger, Armenpflege S. 58.

[5] Epist. 49 ad Arsacium.

[6] Riehl l. c. S. 195 drückt diesen Gegensatz in folgender Gegenüberstellung aus: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke, schreibt der Apostel. Indem Jeglicher für sich trachtet, reich zu werden, erblüht die höchste allgemeine Cultur, schreibt dagegen der moderne Volkswirth."

Solche Einwürfe mögen für den ersten Augenblick bestechen und imponiren, um so mehr, als sie Wahres mit Falschem vermischen. Eine nähere Prüfung wird indeß ergeben, daß die christliche Lehre den Erwerb von Reichthum und Wohlstand nicht verhindere, sondern daß gerade in den christlichen Principien die nöthige Voraussetzung für Erwerb und Erhaltung des Volkswohlstandes gegeben sei.

Prüfen wir zuerst die Frage über Entstehung des Reichthums und des allgemeinen Wohlstandes.

Die heutige „Wissenschaft" ist mit Beantwortung dieser Frage sehr rasch fertig. Man lasse Jedem die Freiheit, im Concurrenzkampfe jenen Platz einzunehmen, den er für sich selbst als den vortheilhaftesten erkennt; besitzt er Energie, Intelligenz und überlegene Kraft, so wird er es zum Reichthum bringen; fehlen ihm diese Eigenschaften, so wird er sich zu einer bescheidenen, dienenden Rolle begnügen müssen. Intelligenz und Kraft gewinnt der Einzelne durch geistige Bildung, folglich sei derjenige in günstiger Situation, welcher die beste Schulbildung genossen habe. Die Voraussetzung für Erwerb des Reichthums seien demnach gute Schulen und gesellschaftliche Zustände, welche die freie Bewegung nicht hindern, weßhalb die Forderungen der Wissenschaft in zwei Punkten sich zusammenfassen lassen: volle Freiheit im Concurrenzkampfe, tüchtige Schulbildung. Seien diese beiden Momente bei einem Volke vorhanden, so werde Reichthum und allgemeiner Wohlstand das nothwendige Resultat des Ringens der streitenden Einzelninteressen sein, welche von selbst sich in's Gleichgewicht setzen. Je mehr entfesselt die Concurrenz, je freier die Arbeit und Arbeitswahl, je geringer die Zahl der Privilegien, desto sicherer entscheide der Grad der Tüchtigkeit über die Höhe des Erwerbs und Reichthums. Bei freiem wirthschaftlichem Kampfe seien es die Tüchtigsten, welche siegen, die Untüchtigen, welche erliegen. Nichts versperrt den Weg zu Reichthum, Glanz und Würden; erliegst du, so hast du bewiesen, daß du des Sieges nicht würdig gewesen. Die Natur kämpfe auf Seite der Tüchtigen; das Untaugliche dürfe dem Untergange nicht entzogen werden, wenn die Gesellschaft fortschreiten solle[1].

Es ist unbestreitbar, daß auf diesem Wege der Erwerb großer Reichthümer für einige Wenige und für eine kurze Zeit möglich erscheint. Nicht bloß die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit bezeugt uns die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart. Aber niemals kann zugegeben werden, daß allgemeiner Wohlstand aller Klassen des Volkes, daß höhere geistige und sittliche Bildung, höchste allgemeine Cultur (nach Riehl) mit diesem Systeme zu ermöglichen oder nur vereinbar seien.

---

[1] Vgl. Neurath l. c. S. 59.

Das System der modernen liberalen Oekonomie führt mit der Unerbittlichkeit der Logik zu maßlosem Reichthume auf der einen Seite für Einzelne, zu maßlosem Elende auf der anderen Seite für die Massen. Nicht sittliche Strebsamkeit, nicht ideale Kraft, nicht Bildung des Geistes und Adel der Seele sind es, welche im entfesselten egoistischen Concurrenzkampfe die Palme des Sieges davontragen und den Reichthum einheimsen; nicht die productive Befähigung und die productive Arbeitsleistung behaupten schließlich das Feld, sondern die überlegene Kapitalskraft wird obsiegen, wenn die Kunst der Ausbeutung und die List der Kriegsführung ihr zur Seite stehen. Das Kapital, also eine Sache, eine rohe Naturkraft, im Bunde mit geistiger und sittlicher Brutalität gelangt zur Herrschaft. Das Kapital hat die Tendenz, wie ein Schwamm alle kleinern Kapitalien aufzusaugen, immer größere Massen von Besitzenden zu Besitzlosen herabzudrücken und auf diese Weise das Proletariat zu vermehren. Niemand hat dieß mit solcher Schärfe der Beweisführung zur Evidenz gebracht, wie Lassalle [1]. Die Gegenwart steht mitten in diesem Processe der Aufsaugung der kleinen Vermögen durch das Großkapital. Der einstmals so blühende Handwerkerstand ist auf den Aussterbeetat gesetzt; die selbständigen Meister mit eigenem Kundenkreise verschwinden immer mehr und werden von Kapitalisten abhängig, welche den Verkauf vermitteln. Die Besitzer von Grund und Boden sind in eine Schuldenknechtschaft gerathen, welche in der Geschichte der Volkswirthschaft ganz beispiellos ist. Die landwirthschaftliche Bevölkerung muß alle Kräfte anspannen, um nur noch die Zinsen erschwingen zu können, und sinkt von Jahr zu Jahr mehr zu einer armen zahlenden Menge herab [2]. Es ist indeß überflüssig, diese Entwicklung in ihre Details zu verfolgen. Die „wissenschaftliche" Oekonomie räumt ja die Thatsache selbst ein, will sie sogar mit der Sanction eines Naturgesetzes bekleiden. Roscher [3] z. B. kennzeichnet die entwickeltste Wirthschaftsperiode, in welcher das Kapital vorherrschend ist, in folgender Weise: „Der Reichthum des Volkes steigt fortwährend, aber der kleine Mittelstand mit seiner soliden Bildung und Wohlhäbigkeit nimmt ab; kolossaler Ueberfluß stellt sich bettelhafter Armuth gegenüber."

Die „wissenschaftliche" Volkswirthschaft gibt hiermit zu, daß ihr System nicht zu allgemeinem Wohlstande, sondern nur zur kolossalen Bereicherung eines kleinen Häufleins auf Kosten der Gesammtheit führe. Dieses System vermag aber auch keinen geistigen und sittlichen Fortschritt hervorzubringen, im Gegentheil ist Verwilderung der Sitten, Verschärfung der socialen Gegensätze, schließlich der Klassenkampf mit dem Rückfalle in anarchische Zustände die folgerichtige Entwicklung.

---

[1] Vgl. auch Karl Marx, Das Capital; Schäffle, Capitalismus u. Socialismus.
[2] Misera plebs contribuens. [3] L. c. § 47.

Das einzige Princip, welches der egoistische Concurrenzkampf kennt und befolgt, ist der Geldfang. „Princip, Idee, Ziel und Maß der Kapitalherrschaft ist einzig und allein der Profit. Das Kapital lebt vom Profit, strebt nach Profit, richtet seine Action nach dem Profit und ist thätig nur innerhalb des Profits. Ja, die gesammte Arbeit und die Gesammtheit der Arbeitenden haben für das Kapital nur die Bedeutung eines Profit erzeugenden Werkzeuges.“ [1] Von idealen Bestrebungen ist bei der selbstsüchtigen Erwerbsucht keine Spur zu entdecken; sie verfolgt im egoistischen Concurrenzkampfe lediglich materielle Interessen. Kunst und Wissenschaft haben nur Werth, soferne sie nützlich sind, der Selbstsucht, der Eitelkeit und Genußsucht dienen. Sie schätzt den Menschen nicht nach seiner Persönlichkeit, nach seinem geistigen und sittlichen Werthe, sondern nach der Summe seiner Käuflichkeiten und Verkäuflichkeiten; der Mensch wird zur Sache, das Geld oberster Zweck, weil man mit Geld Alles haben und kaufen kann. „Sie glaubt kaum an das Vorhandensein sittlicher Gesinnung, hat keine Vorstellung von christlicher Tugend und setzt stets die Unsittlichkeit der eigenen Motive bei ihren Gegnern voraus. Habsucht und Eigenliebe, Unbarmherzigkeit und Hinterlist, Unverschämtheit und Feigheit sind die Eigenschaften der Geldoligarchen.“ [2] Ihr Ende ist der geistige, sittliche und wirthschaftliche Untergang, wie der Ausgang der römischen Geschichte beweist. Wenn wir heute noch nicht demselben Verhängnisse verfallen sind, so danken wir dieß nicht etwa der „wissenschaftlichen“ Volkswirthschaft, sondern der christlichen Bildung und Tugend jener Klassen der Bevölkerung, in welche diese Wissenschaft des Egoismus noch nicht hineingedrungen ist. Der einfache Bauer, der seine Arbeit mit einem Aufblick zum Himmel beginnt und mit Dank zu Gott schließt, der schlichte Handwerker und der stille Arbeiter, welche um Gottes willen ihren schweren Pflichten sich unterziehen, sie sind diejenigen, welche die heutige Gesellschaft noch zusammenhalten, welche verhindern, daß der allgemeine Zusammenbruch erfolge.

Die „wissenschaftlichen“ Theorien über Entstehung des Reichthums beruhen also auf falscher Basis und führen nicht zum allgemeinen Wohlstande, sondern, neben dem Luxus Einzelner, zum Massenelende, zum Pauperismus; sie erzeugen nicht Fortschritt und Cultur, sondern haben geistigen und materiellen Verfall im Gefolge. Man verwechselte nämlich die Frage, wie Einzelne zu Reichthum kommen können, mit der davon ganz verschiedenen Frage, wie ein ganzes Volk, alle Klassen der Gesellschaft an den Gütern der Natur Antheil erhalten und zu verhältnißmäßiger Wohlhabenheit gelangen! Der Einzelne kann auf dem Wege und

---

[1] Neurath l. c. S. 71.
[2] Schäffle l. c. S. 267.

mit den Mitteln des Egoismus auf Kosten Anderer sich bereichern, die Gesellschaft dagegen muß unter der Herrschaft der Selbstsucht verarmen. Noch immer haben wir die Frage zu beantworten: Wie entsteht der Reichthum, der allgemeine Wohlstand der Völker?

Diese Frage führt von selbst wieder zu den höchsten metaphysischen Ideen über des Menschen Ursprung und Ziel zurück. Der Mensch darf in seiner Thätigkeit sich nicht vom beschränkten Gesichtspunkte und von den zerstörenden Interessen des Egoismus leiten lassen, sondern die Liebe zu Gott muß der berechtigten Selbstliebe die ideale Richtung verleihen, die Liebe zum Nächsten muß sie in die nöthigen sittlichen Schranken zurückweisen. Der Erwerb, der Besitz, der Reichthum darf nicht als Selbstzweck angestrebt werden, sondern nur als Mittel, um einerseits zur vollen Entfaltung der geistigen und sittlichen Kräfte der eigenen Persönlichkeit, andererseits zur Unterstützung des Nächsten zu dienen. Endziel und höchster Zweck muß immer Gott sein; jede Arbeit, jeder Dienst, jedes Geschäft, jede Kunst muß zu Gott zurückführen [1]. Ist dieses der Fall, dann wird Jeder in der Stellung, welche er einnimmt, sei sie nun hoch oder nieder, ein Amt erblicken, welches der Schöpfer, der weise himmlische Hausvater, ihm angewiesen hat. Dieses Amt wird er mit Freude, mit Aufgebot all seiner Kräfte, mit treuester Pflichterfüllung ausfüllen und dadurch seiner Thätigkeit jene Ehre, jenen Adel aufdrücken, den nur die Arbeit um Gottes willen verleiht. Mag diese Arbeit auf der untersten Stufe menschlicher Thätigkeit sich vollziehen, sie wird den Mann ehren, sobald sie aus höheren Motiven, aus Liebe zu Gott in treuem Berufe vollzogen wird. Mag dagegen die Stellung eines Mannes noch so hoch, das Amt noch so ausgezeichnet sein, sobald der Inhaber nur um des Erwerbes, um des schnöden Geldes, um des Profites willen seine Arbeit verrichtet, so verliert seine Thätigkeit jenen Charakter der Ehre, welchen nur das Handeln aus edleren und höheren Motiven, die ideale Beziehung auf Gott verleiht. So sagt Jedem sein inneres Bewußtsein, so sagt uns die christliche Sitte, welche tief in der menschlichen Gesellschaft wurzelt und durch keine „wissenschaftliche“ Sophistik hinwegdisputirt werden kann [2]. Es zeugt von dem geistigen und sittlichen Verfalle in den „gebildeten“ Schichten der Gegenwart, daß Männer, welche als Träger der Wissenschaft gelten wollen, den Egoismus als Triebfeder, den Gelderwerb als Zweck der menschlichen Wirthschaft zu bezeichnen vermochten. Eine schlimmere Verirrung des menschlichen Geistes ist wohl nicht mehr denkbar; sie beweist, wie tief des Menschen Geist zu sinken vermag, wenn er sich von der Quelle der Wahrheit, der göttlichen Offenbarung, entfernt.

[1] Vgl. *Augustin.*, De civitate Dei lib. 19, cap. 17; lib. 21, cap. 24; ferner De trinitate cap. 9. — *Thomas Aquin.*, Summa 1a 2ae, quaestio II art. 1.

[2] Vgl. Riehl S. 141 ff.

Der Mensch, welcher die Stellung, die Arbeit, den Dienst als Lebensaufgabe, als Beruf und Amt ansieht, welcher sich seiner Pflichten gegen Gott und den Nächsten wohl bewußt ist, welcher in den täglichen Verrichtungen nicht bloß eine Plage des Lebens, sondern die nothwendige Voraussetzung zur Entfaltung seiner Persönlichkeit erblickt: dieser Mensch wird ganz anders thätig sein, als derjenige Arbeiter, welcher ausschließlich nur die Mittel zum Broderwerbe, zum Genusse sucht. In seiner Arbeit, in seinem Werke wird sich die eigene Seele wiederspiegeln, es wird sich die persönliche Hingabe, die Liebe zu Gott auch dem Werke mittheilen, welchem die Hände die Form geben. Hinwiederum wird die vollbrachte Arbeit jenen Frieden der Seele, jene Freudigkeit des Herzens hervorrufen, welche dem Theile des heutigen Geschlechtes, der in Materialismus versunken ist, gänzlich mangeln.

In solcher Lebensauffassung wurzeln auch der Fortschritt im wirthschaftlichen Leben und die Entstehung des Reichthums. Diejenigen, welchen das tägliche Brod mangelt — und diese bilden ja immer die große Mehrzahl der Menschen — werden nicht bloß mit ihrer körperlichen Kraft, sie werden mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit ihrem Geist und ihrem Herzen bei der Arbeit sein, um etwas Tüchtiges und Vollendetes zu schaffen. Hierin, in der geistigen Spannkraft, in der innigen Gluth des Idealismus ruht die Kraft der eigenen Vervollkommnung, sowie aller *Fortschritt im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft.*

Den Erwerb, den Ertrag der Arbeit wird der christliche Arbeiter nicht in augenblicklichem Genusse vergeuden, sondern er wird ihn *sparsam* eintheilen für die täglichen Bedürfnisse des Lebens[1]; er kennt etwas Höheres, als den materiellen Genuß, seine Bedürfnisse dehnt er darum nur so weit aus, als zu seiner sittlichen und geistigen Entfaltung, für die Selbständigkeit seiner Persönlichkeit nothwendig ist; mit andern Worten: er wird *genügsam* sein. Sparsamkeit und Genügsamkeit sind aber die beiden Quellen des *Reichthums.* Der Mensch lebt nicht für sich, er ist Glied der Gesellschaft, der großen Familie der Menschheit. Mit seinem Erwerbe wird der christliche Arbeiter nicht bloß an die eigenen Bedürfnisse, sondern auch an die Noth des Nächsten denken, und die Allernächsten sind ihm Vater und Mutter, Frau und Kind, seine Familie. Er wird von dem Wenigen,

[1] *Riehl* S. 141: „Das Sinnbild der schlichten Leibesnothdurft ist uns das *Brod*, um welches wir ja schon im Vaterunser bitten. Es ist ein sinniger Zug der Genügsamkeit, daß wir von diesem bescheidenen Worte so viel Gebrauch machen und unsern gesammten Erwerb überhaupt als unser Brod bezeichnen. Das Volk ehrt das Brod, das Symbol der errungenen Gottesgabe der Leibesnothdurft, als ob es heilig wäre. Kleinen Kindern sagt man, es sei Sünde, Brod zu zertreten, mit Brod zu spielen. In dieser Symbolik des Brodes liegt eine tiefe Predigt der Genügsamkeit."

was er erwirbt, die Bedürfnisse seiner ganzen Familie zu decken bestrebt sein. Seine sittliche, persönliche Würde spornt ihn zur größten Kraftanstrengung, für sich und die Seinigen das tägliche Brod zu erringen und durch Genügsamkeit und Sparsamkeit die Zukunft zu begründen. Sparsamkeit und Genügsamkeit lehrte der Heiland seinen Jüngern durch Wort und Beispiel [1], und der Völkerapostel, der hl. Paulus, erklärte Zufriedenheit mit Gottesfurcht als den besten Besitz [2]. Wer für seine Familie, für seine Angehörigen nicht sorgt, ist nach einem Ausspruche des hl. Paulus nicht werth, Mitglied der Kirche zu sein, er hat seinen Glauben verläugnet und ist schlechter, als der Ungläubige und der öffentliche Sünder [3].

Sparsamkeit und Genügsamkeit, die Sorge für die Familie und die Hausgenossen, sind in der christlichen Gesellschaft nicht bloß Pflichten der Armen, sondern auch der Reichen. Der Reiche muß seine Reichthümer gebrauchen, als gebrauchte er sie nicht [4], wie der hl. Paulus sagt. Das heißt, der Reiche darf seinen Besitz nicht zu übermäßigem Genusse und Luxus mißbrauchen, sondern nur soweit benützen, als die Pflichten der persönlichen Genügsamkeit und Sparsamkeit nicht überschritten werden. Sein Besitz legt ihm nicht bloß Pflichten auf gegen die Familie und die Hausgenossen, sondern gegen alle Nothleidenden, weil ja alle seine Brüder, Mitglieder der großen christlichen Familie sind. So vielfach die Formen des Elends sind, so vielgestaltig werden die Werke seiner Barmherzigkeit sein müssen. Die Einwendung, daß er Kinder habe [5], entheben den Reichen nicht der strengen Pflicht, für die Nothleidenden zu sorgen. Entzieht er sich aus übertriebener Eigenliebe zu seinen Kindern dieser Pflicht, so gefährdet er sein Seelenheil. Wenn der Reiche in seinen Kindern und Erben nur sein Fleisch und Blut liebt, so ist das bloß eine andere Form der Selbstliebe, er muß in ihnen in erster Linie das Ebenbild Gottes, die unsterbliche Seele lieben [6], und diese Liebe hält ihn nicht ab, sondern spornt ihn an, gegen alle Nothleidenden hilfreich und barmherzig zu sein.

Die Liebe zum Nächsten wird den Reichen veranlassen, gegen jegliches

---

[1] Vgl. Matth. 14, 18. Marc. 6, 43; 8, 8. Luc. 9, 17. Joann. 6, 12.

[2] I. Timoth. 6, 6—7; 6, 17.

[3] I. Timoth. 5, 8.

[4] I. Corinth. 7, 31: Qui utuntur hoc mundo, tanquam non utantur. Vgl. *Augustin.*, De moribus eccles. cath. lib. I (*Migne* I, 701).

[5] *Salvian.*, Adversus avaritiam lib. I (*Migne* p. 180) bezeichnet es als Sünde, pro libidine haeredibus paganica sollicitudine transcribere. Vgl. *Clemens Alex.*, Quis dives salvus erit cap. 32.

[6] *Augustin.*, Liber de vera religione (*Migne* I, 779): Nec sic quidem ab homine homo diligendus est, ut diliguntur carnales fratres vel filii vel conjuges vel quique cognati vel affines et cives, nam et dilectio ista temporalis est, sed creaturam Dei ad ejus imaginem factam.

Elend mit milder Hilfe thätig zu sein; sie wird ihn aber noch mehr verhindern, durch Ausbeutung des Nächsten ungerecht zu werden. Der große Besitz verleiht seinem Inhaber gegenüber der überwiegenden Klasse derjenigen, welche wenig oder nichts ihr eigen nennen können, eine Monopolstellung. Der Egoismus beutet diese Macht aus, um von fremder Thätigkeit, vom Erwerbe des Nächsten eine möglichst hohe Quote sich anzueignen. Durch diese Ausbeutung entstehen die kolossalen Reichthümer neben massenhaftem Elende. Der Reiche, welcher nach christlichen Grundsätzen handelt, wird gewissenhaft abwägen, daß an seinem Erwerbe nicht fremder Lohn, nicht Ertrag fremder Thätigkeit, nicht Arbeitsgewinn fremden Schweißes kleben. Dieser Verzicht auf die Ausbeutung hat die Folge, daß die großen Vermögen nicht allzu sehr anschwellen, sondern daß die Frucht der Arbeit möglichst nach dem wirklichen Werthe und Arbeitsertrage sich vertheile und einen allgemeinen Wohlstand begründe. Der Besitz wird sich gliedern, vertheilen und abstufen, aber Keinem werden die Mittel zur Lebensentfaltung gänzlich fehlen. Im Allgemeinen wird in der Gesellschaft der Mittelbesitz überwiegen, welcher die beste Form der Vertheilung des Vermögens bildet. Alle Weisen der Welt und die großen Denker aller Nationen haben diesen Mittelbesitz als den glücklichsten wirthschaftlichen Zustand eines Volkes geschildert und gepriesen. Schon im Buche der Sprüchwörter heißt es: „Vor Elend und Reichthum bewahre mich und gib mir nur das, was zur Lebensnothdurft gehört." [1] Plato erklärte extremen Reichthum als Ursache der Parteiungen, extreme Armuth als Grund der Sklaverei; Aristoteles pries gleichfalls den mittleren Besitz als die beste wirthschaftliche Grundlage der Staaten [2]. Die Kirchenväter betonen immer wieder die Gefahren des Reichthums ebenso wie die des Elends und sehen gleichfalls im Mittelbesitze die beste Vermögensform, welche dem irdischen Glücke und dem ewigen Ziele am wenigsten abträglich ist [3]. „Mäßiger Reichthum verschafft Sicherheit und Behaglichkeit des Lebens, aber er verweichlicht den Muth nicht. Er gewährt die äußeren Mittel der Thätigkeit, von deren Gebrauch die moralische Vervollkommnung, Unabhängigkeit und Würde im gegenwärtigen Leben abhängt, aber er erweckt nicht den Wahnsinn jenes Hochmuthes, wie dieß so häufig die materielle Ueberlegenheit thut, welche indeß doch nur Scheinmacht ist

---

[1] Proverb. 30, 8: Mendicitatem et divitias ne dederis mihi, tribuas tantum victui meo necessaria.

[2] Polit. 4, cap. 9.

[3] *Salvian.*, Adversus avaritiam lib. I (*Migne* p. 202): In rebus tantum necessariis salus est, in superfluis laqueus; in mediocritate Dei gratia, in divitiis diaboli catena. Vgl. *Clemens Alex.*, Quis dives salvus erit; *Basilius*, In hexaemeron homil. 7 (*Migne* I, 65): Paupertas, cum rerum necessariarum copia vere suppetit, voluptati omni *a sapientibus anteponitur*. Und zahlreiche andere Stellen.

und die Stärke einer Gesellschaft ungefähr in dem Sinne bildet, wie das Fieber die Stärke eines Menschen. Aus dem Mittelbesitze gehen fast täglich Männer hervor, welche durch praktische Fähigkeiten, Kunst und Wissenschaft den Ruhm der Nationen bilden; er gibt einem Volke Soldaten, die vor keiner Gefahr erschrecken, von keinem Widerstande entmuthigt werden, deren Ausdauer trotz aller Entbehrungen nicht ermüdet; er gibt den Nationen Apostel, welche sich für das Seelenheil ebenso opfern, wie der Soldat für das Vaterland; er gibt endlich dem Staate jene finanzielle Macht, ohne welche die Ausführung großer Entwürfe eine Unmöglichkeit ist."[1] Sobald dagegen großer Reichthum und große Armuth sich gegenüberstehen, wird die Steuerlast ebenso erdrückend, als unergiebig. Im heutigen Frankreich hat sich mehr als in irgend einem andern Lande der Mittelbesitz erhalten, und deßhalb wird die Unerschöpflichkeit der Hilfsquellen dieses Landes gepriesen. Umgekehrt stehen sich in England und in den östlichen Ländern Europa's (Ungarn, Polen, Rußland) extremer Reichthum Weniger und extreme Armuth der Massen gegenüber.

Das Christenthum hat durch die Lehre von der Gleichheit Aller vor Gott jene gesunde Demokratie geschaffen, welche nicht in dem Einerlei der Wüste, wie der Radicalismus und Communismus sie anstreben, sondern in dem mannigfaltigsten Wechsel, in vielfachen Gliederungen und Abstufungen ihren Ausdruck findet. Aber in diesen Abstufungen fehlen die Extreme, welche der Egoismus erzeugt, der Luxus und das Elend. Die christliche Doctrin verwirft nicht jenen edlen Luxus[2], welcher aus höheren Bedürfnissen zur Wahrung der sittlichen Würde entspringt; sie kennzeichnet die entgegengesetzte Handlungsweise als Laster des Geizes. Aber sie nennt jenen Luxus, welcher entweder unsittlichen Bedürfnissen entspringt oder mit verschwenderischer Zerstörung von Gütern, die zur Befriedigung der Noth des Nächsten am Platze gewesen wären, verknüpft ist, eine Sünde, ja ein Verbrechen. Die Kirchenväter brandmarken jene, welche ihr Vermögen im Sinnengenusse vergeudeten, statt der Noth und dem Elende zu steuern, als Mörder der Armen[3]; sie fordern, daß der Ueberfluß nicht in Schwelgerei und Verschwendung zu Grunde gehe, sondern zur Tilgung des Elends benützt werde. Dadurch verschwinden aus der christlichen Gesell-

---

[1] *Périn* l. c. I, 40.

[2] Matth. 26, 6. Joann. 2, 10.

[3] *Chrysost.*, Hom. 35 in Matth. cap. 5; *Gregor. Magn.*, Pastor curae pars III, admonitio 22: Divites tot pene quotidie perimunt, quot morientium pauperum apud se subsidia abscondunt. In den Concilienacten werden die Unbarmherzigen, die non-donnants von heute, häufig als necatores pauperum bezeichnet. Concil. Aurel. III can. 5; conc. Arelat. V can. 6 u. s. w. Vgl. auch *Augustin.*, Epist. ad Macedonium.

schaft Luxus und Elend. Es bleibt die Armuth, es bleibt der Reichthum. Aber die Armuth schändet nicht mehr, sie ist nicht der Erniedrigung und der Ausbeutung ausgesetzt. Der Reichthum hat große Verpflichtungen, er muß mit seinem Ueberflusse dem Mangel des Nächsten abhelfen, er muß jeden verschwenderischen, unsittlichen Luxus ebenso vermeiden, wie die gierige Habsucht und den schmutzigen Geiz.

Dieß ist das Ideal. Es wurde niemals ganz erreicht. Jene Perioden, wo das Streben nach diesem Ideal die große Mehrzahl beherrschte, sind die Glanzepochen der christlichen Civilisation; sobald dieses Streben dagegen von Selbstsucht, von Irrthum des Geistes und Schwäche des Willens überwuchert wurde, begann der kirchliche, staatliche und sociale Verfall.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, welche jedem Beobachter und Forscher sich aufdrängt, daß weder Wahrheit noch Irrthum jemals ausschließlich geherrscht haben. Wie das Böse immer vom Guten bekämpft wird, wodurch die Consequenzen des Irrthums abgeschwächt werden, so findet auch das Gute überall die Spreu des Bösen, weßhalb auf dieser Welt das Ideal niemals erreicht werden kann. Es genügt, daß die Menschheit nach diesem Ideal ringt [1], um ihm immer näher und näher zu kommen. Im vorliegenden Falle liegt das Ideal in der gleichen Theilnahme Aller an den Gaben Gottes; dieses Ziel ist bei allen Anstrengungen unerreichbar, und der Communismus oder die Theilnahme Aller an allen Gütern des Lebens wird immer eine Utopie bleiben. „Aber es ist Weisheit und wahrhaft christliche Weisheit, ohne Rast und unablässig gegen alle Hindernisse der materiellen Natur und des menschlichen Egoismus zu kämpfen, damit die Völker in jene Lage versetzt werden, in welcher nach den Worten des Grafen von Maistre das möglichstgrößte Glück der Antheil der möglichstgrößten Anzahl von Menschen sein wird." [2] Dieß ist die wahre, edle Demokratie der volkswirthschaftlichen Lehre des Christenthums.

Die „wissenschaftliche" Nationalökonomie kennt dieses Ideal nicht. Dieser Wissenschaft ist die Gütererzeugung Zweck der Volkswirthschaft. Je mehr Güter erzeugt werden, je mehr Reichthum hervorgebracht wird, um so höheres Lob findet das System der Volkswirthschaft. Ob dabei Millionen von Menschen zu Grunde gehen, verkümmern oder in eine menschenunwürdige Lebenslage herabgedrückt werden, das läßt die Vertreter dieser Wissenschaft ganz kalt. Ja, zur Beschönigung erfinden sie angebliche „Naturgesetze", um den Glauben zu erwecken, als ob der Reichthum nur auf dem Ruine der

[1] In diesem Ringen erhöht sich die sittliche Kraft. Die Vollkommenheit ist für das Leben im Jenseits. So heißt uns auch Christus suchen, damit wir finden, und hat uns nirgends das fertige Wissen geschenkt, sondern nur Pflicht und Kraft des Suchens. Das Gewähren ist ein Act der göttlichen Gnade. Vgl. Riehl S. 196.

[2] *Périn* I, 38.

menschenwürdigen Existenz seiner Erzeuger hervorgebracht werden könnte[1]. Während nach christlicher Lebensanschauung Reichthum und Besitz nur Mittel sind, um dem Leben Unabhängigkeit und Würde, der Persönlichkeit volle Entfaltung zu gewähren, ist dieser „Wissenschaft" zufolge der Reichthum Selbstzweck. Es muß in's Endlose producirt werden, nicht um allen Menschen ein schöneres Dasein zu bereiten, sondern um Reichthümer aufzuhäufen, Mammon zu sammeln. Diesem Mammon zu Liebe wird die Gesundheit der Arbeiter durch Ueberarbeit vorzeitig untergraben, werden Kinder im zarten Alter in die Fabriken geschleppt, wird die Familie mißachtet, die Mutter dem häuslichen Herde entrissen und zur Lohnarbeiterin deklassirt. Diese unmenschliche, grausame und rohe Auffassung der Volkswirthschaft durch die moderne Wissenschaft zeigt, daß die Humanität mit den christlichen Ideen unzertrennlich verknüpft ist. Wer den Boden dieser Ideen verläßt und die materialistische Weltanschauung adoptirt, ist sofort durch die Logik der Thatsachen gezwungen, das Recht des Stärkeren, die überlegene Kraft anzuerkennen und die Schwachen zu opfern. Der Besitzlose, der wirthschaftlich Schwache, sei er auch noch so fleißig, seien seine geistigen oder physischen Arbeitskräfte noch so entwickelt und vorzüglich, muß sich den Händen des wirthschaftlich Starken, des Kapitalisten ausliefern, sinkt zu einem Object der Ausbeutung, zum bloßen Mittel der Bereicherung für Andere herab. Dieß ist die unabweisbare Consequenz jener wissenschaftlichen Doctrin, welche den *Egoismus* als Triebfeder, den Reichthum als Selbstzweck der Wirthschaft erklärt. Nur die christliche Lehre, welche alle Beziehungen der Menschen durch die *Liebe* regelt, welche im Reichthume nur ein Mittel zur vollen Entfaltung dieser Liebe erblickt, ist im Stande, dem Widerstreite der egoistischen Interessen durch das Streben nach einem *gemeinsamen* höchsten Gute, nach Gott, den verletzenden, zerstörenden Stachel zu benehmen und die Ausbeutung des Schwachen durch das Gebot der Nächstenliebe zu verhindern.

Reichthum, allgemeiner Wohlstand, Verbesserung des Looses der Schwachen und in Verbindung damit geistiger und materieller Fortschritt sind die Wirkungen der Liebe zu Gott und zum Nächsten, des Opfers, der Entsagung auf Egoismus und Ausbeutung. Der materialistische Wettkampf egoistischer Interessen wird wohl auch Reichthümer erzeugen, aber dieser Reichthum wird sich nur in den Händen der Starken concentriren und wird die große Masse der wirthschaftlich Schwachen dem Elende ausliefern. Dieß ist die logische Consequenz der Doctrin, dieß sagt uns auch die Geschichte der alten und neuen Zeit. So lange in den heidnischen Culturvölkern die

[1] Vgl. z. B. *Roscher* l. c. § 242, wo die „Grundansichten von Malthus als *festes Eigenthum der Wissenschaft*" erklärt werden.

sittliche Kraft der Entsagung, in der Verehrung des höchsten Wesens wurzelnd, so lange Liebe zur Familie und Gemeinsinn die Oberhand hatten, arbeiteten die alten Völker zu höheren Culturstufen sich empor. Mit dem Eintritte des religiösen Unglaubens und der sittlichen Entartung, mit dem Schwinden der Opferfähigkeit für Familie und Gemeinwesen trat auch alsbald in rascher Folge der wirthschaftliche und materielle Verfall ein. An Stelle der Wohlhabenheit traten Luxus und Elend, welche in dem Untergange des Staates, in der Vernichtung der Volkspersönlichkeit endigten [1]. Es zeigt sich dabei die bemerkenswerthe Thatsache, daß die Völker die Armuth leichter ertragen, als den Reichthum, daß sie leichter den Reichthum erwerben, als ihn erhalten.

Wie erhält sich der Reichthum? Diese Frage ist ebenso wichtig, ja noch wichtiger, als diejenige über die Entstehung des Reichthums. Die Folgen des Mißbrauchs des Reichthums sind noch viel schlimmer, als die egoistische Ausartung beim Erwerbe.

Bei der Erörterung der Frage über die Entstehung des Reichthums ergab sich, daß nicht das egoistische Streben, nicht die Liebe zum Reichthum den richtigen Weg zum Erwerbe zeigen, sondern daß die Verachtung des Reichthums, die Liebe zur Armuth [2], der Verzicht auf die Genüsse des Reichthums die Vorbedingungen zur Erlangung des Wohlstandes der Nationen bilden. Wollen die Völker allgemeinen Wohlstand erringen, so müssen sie die Armuth, die Sparsamkeit, die Genügsamkeit lieben und Entsagung üben.

Dieselben Grundsätze des christlichen Lebens, welche bei der Frage nach Entstehung des Reichthums erörtert wurden, sind auch maßgebend für Erhaltung und Vermehrung des Reichthums. Verzicht auf Selbstsucht, auf sinnlichen Genuß, auf das Versenken in den Besitz; Gebrauch des Reichthums für die persönlichen Bedürfnisse nur nach den Forderungen der Sparsamkeit und Genügsamkeit; Verwendung des Ueberflusses für die Nothleidenden aller Art, für die Würde und die Veredlung des Lebens, für Kunst und Wissenschaft, für die geistigen Güter der Menschheit: das sind die Grundsätze, welche befolgt werden müssen, wenn der Reichthum den beiden Gefahren der Zerstörung, welche ihn bedrohen, entgehen soll. Die eine dieser Gefahren besteht im verschwenderischen, unsittlichen Luxus, die andere in der Ausbeutung und Vernichtung der Quellen des Reichthums. Diese beiden Gefahren entspringen aus dem Egoismus und aus dem Con-

---

[1] Vgl. den ausführlichen geschichtlichen Nachweis bei *Périn* I, 101 ss.

[2] Unter den Volkswirthschaftslehrern hat Friedr. List, welcher jetzt erst mehr Beachtung findet, diese Wahrheit am besten erkannt und durchgeführt. „Liebe es, arm zu sein, und du wirst reich; lerne entbehren, und du wirst Ueberfluß erlangen; beschränke dich, und du wirst Meister werden.“ Dieß ist in kurzen Worten sein wirthschaftliches System und die Basis seiner Schutzzollpolitik. Vgl. Merz S. 130.

currenzkampfe. Der Luxuriöse will Genuß und nur Genuß, er vergeudet sein Vermögen im selbstsüchtigen Genusse. Im egoistischen Concurrenzkampfe sucht der Starke soviel Profit zu erhaschen, als nur möglich, ohne Rücksicht auf das Wohlergehen des Nächsten. In diesem Kampfe geht der Wohlstand der Völker rasch, viel rascher noch als auf dem Wege luxuriöser Verschwendung, zu Grunde. Im wilden Haschen nach Profit eignet sich der Mächtige einen Theil des Arbeitsgewinnes an[1], drückt den Lohn und drängt den Arbeiter in's Proletariat hinab. Sein Reichthum wächst, aber auf Kosten von Tausenden, welche in's Elend versinken. Die Sucht, den Reichthum rasch anschwellen zu machen, führt zum Uebermaße, zur Ueberproduction, zur „Krisis“, in welcher Millionen von Vermögen begraben werden. Die Production muß eingeschränkt werden oder kommt stellenweise ganz zum Stillstande, die arbeitenden Hände haben weder Verdienst noch Brod. Die fleißigen Hände, welche sonst Reichthümer geschaffen haben, sind zum Müßiggange verurtheilt. Aber nicht bloß die Kraft der arbeitenden Hände liegt müßig. Der wilde Speculationskampf, welcher raschen Profit erzielen will, beutet auch die Natur, Grund und Boden aus und läßt ihn unfruchtbar und verwüstet zurück. Die Unterlage des Reichthums, die Ergiebigkeit der Natur und der Fleiß der arbeitenden Hände, werden auf diese Weise vom egoistischen Concurrenzkampfe zerstört.

Nichts ist unwahrer, als die Behauptung von Adam Smith[2], daß sich im freien Concurrenzkampfe alle streitenden Interessen durch das bloße Gewährenlassen von selbst in's Gleichgewicht setzen, weil Jeder seinen Vortheil am besten wahrnehme. Schon Adam Müller[3] bemerkte zu dieser Phrase: „So viel Irrthümer über die Natur der Menschen und der menschlichen Verhältnisse, als Worte. Der Einzelne versteht seinen Vortheil besser, als der Regierungsbeamte, der ihn bevormunden will; nichtsdestoweniger bleibt er auch in Angelegenheiten seines eigenen Vortheils so gebrechlich, als in seinen höheren Angelegenheiten: bald hoffärtig, bald verzagt, hier gewinnsüchtig, dort arbeitsscheu. Auch in seinem Gewerbe kann er der höheren Leitung nirgends entbehren. Die Natur ferner hat freilich

[1] Vgl. Schäffle l. c. S. 24: „Die Vertheidiger und Beschöniger der heutigen volkswirthschaftlichen Ordnung übersehen, daß der gesteigerte Erfolg des gesellschaftlichen Productionsprocesses zur entsprechenden gleichmäßigen Steigerung des Lebens aller Theilnehmer der volkswirthschaftlichen Productionsgemeinschaft nicht führe ... Die Einen eignen sich vom Leben der Andern an, die Einen vergeilen, die Andern verkommen.“

[2] Die Männer der „Wissenschaft“ und des „selbständigen“ Forschens beten diese Phrase fleißig nach.

[3] Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere (1819) in seinen gesammelten Schriften I, 67.

dafür gesorgt, daß jedem Interesse am letzten Orte ein anderes Interesse die Wage hält, am letzten Orte nämlich, wenn der Kampf der Interessen ausgetobt und jeder Mißgriff bestraft ist; dazu gehören Jahrhunderte, Jahrtausende; Menschenalter zählen nicht. Und auch in Jahrtausenden beruhigt sich der Streit nicht ohne Einfluß einer höheren Autorität. Außer dem Gebiete der Christenheit, wo die höhere Hand unmittelbar nachhalf, zeigt die ganze Geschichte kein Beispiel wahrer Beruhigung auch nur der irdischen Interessen."

Seit Adam Müller dieses schrieb (1819), hat die Gesellschaft soviel durch Ueberproduction, Krisen und „Krach" zu leiden gehabt, daß Jedermann einsehen muß, es führe der egoistische Concurrenzkampf nicht zum Ausgleiche der streitenden Interessen, sondern bedinge periodisch wiederkehrende Krankheitserscheinungen. Nicht die Schwierigkeit der Erzeugung von Nahrungsmitteln, nicht die allzu rasche Bevölkerungszunahme sind Schuld an diesen Erscheinungen, wie seit Malthus die Vertreter der „Wissenschaft" zu behaupten beliebten, sondern das kurzsichtige egoistische Treiben, der Kampf um den Profit seitens der Monopolisten, der Kapitalsinhaber, welche Arbeit und Production nach dem kurzsichtigen Gesichtspunkte ihres Geldinteresses beherrschten und heute in wilder Speculation die Ueberproduction beförderten, um morgen Tausende von Arbeitern auf die Straße zu werfen. So lange das rein egoistische Interesse für die Speculation allein maßgebend ist, so lange werden die wirthschaftlichen Krisen immer mehr sich steigern, bis Arbeit und Natur völlig ausgebeutet sein werden. „Was kümmert es die einzelnen, mit einander concurrirenden und wider einander kämpfenden Speculanten, Unternehmer, Gründer, Börsenspieler, wohin ihr Treiben die Production führen und was endlich das Loos der noch vorhandenen vielen kleinen Besitzthümer, was das Loos der arbeitenden Klassen werden muß? Ein Jeder hofft eben, Profit einzusacken, und denkt, noch vor dem Zusammenbruche sich aus der Schlinge ziehen zu können. So frivoler Art ist die Natur unseres heutigen, den heiligen Namen der Freiheit usurpirenden Wirthschaftssystems, und von daher schreibt sich die immer trauriger sich gestaltende Lage des kleinen Besitzes, von daher die gleichsam vom Wellenschlage des Zufalls beherrschte Situation der von der Lohnarbeit lebenden Volksklassen." [1]

Verschlingung der kleinen Vermögen durch die Monopolkraft der großen Kapitalien [2], Zerstörung der Arbeitsvermögen und der Naturgaben, das

[1] Vgl. Neurath l. c. S. 73.

[2] Der hl. Basilius vergleicht ganz treffend die Vernichtung der kleinen Vermögen durch die Habsucht des großen Besitzes mit der Gefräßigkeit der Fische, von denen der große den kleinen verschlingt. Auch der Habsüchtige eigne sich nicht bloß das Vermögen des Armen an, er vernichte seine freie Persönlichkeit, verschlinge seine Existenz. Der

ist die Folge der freien Concurrenz und des egoistischen Wettkampfes um Profit und Geldfang. Dagegen wird die christliche Lehre, welche im Gelde nur ein Mittel sieht zur Erreichung höherer geistiger und sittlicher Interessen, dem wilden Interessengetriebe, dem rohen Kampfe um den Profit Schranken setzen; die christliche Nächstenliebe wird ebenso die Ausbeutung verhindern, wie sie eine gute Verwendung des Reichthums für die materiellen und geistigen Interessen der Gesellschaft veranlassen muß. Noch immer ist christliche Anschauung und Handlungsweise in einem großen Theile der Menschheit maßgebend und den Wirkungen hiervon verdankt es die Gesellschaft, daß die erhaltenden Kräfte bis heute die Oberhand haben. Aber schon machen sich auch die schlimmen Erscheinungen des wilden, entfesselten Concurrenzkampfes um den Profit in abschreckenden Formen geltend. Das Treiben an den Börsen, wo die sittlichen Grundsätze über Erwerb und Besitz gänzlich mißachtet werden, wo die sinnliche, thierische Gier in den Börsenwölfen vollständig zum Ausdrucke kommt und der egoistische Concurrenzkrieg seine täglichen Schlachten liefert [1]; die Erfahrungen bei Actiengesellschaften mit den traurigen Erscheinungen von Ausbeutung der Arbeiter, von Raubbau, von Devastirung der Wälder, besonders bei dem Bergbau und bei den Eisenwerken in den Alpenprovinzen Oesterreichs; sodann die Güterschlächtereien gewisser unchristlicher Elemente; betrügerische Bankerotte, betrügerische Manipulationen im Geschäftsverkehre; die Unreellität; die verschiedenen Formen des Wuchers: das sind lauter Thatsachen, welche zeigen, daß die Gesellschaft in der nächsten Zukunft die größten Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, wenn sie die hohen Güter der christlichen Civilisation kommenden Geschlechtern erhalten will. Hier hilft keine bureaukratische Bevormundung, hier helfen weder Gesetze noch polizeiliche Maßregeln, sondern einzig und allein die Macht christlicher Lehre und christlichen Lebens. Christliche Bildung und Erziehung allein bieten die Mittel, um die drohenden Gefahren zu beschwören.

Die Principien der christlichen Doctrin über Erwerb und Erhaltung des Reichthums bilden zugleich die constitutiven Elemente des nationalökonomischen Grundbegriffes der Wirthschaftlichkeit. Schäffle [2] gibt folgende Definition der Wirthschaftlichkeit: „Stelle in der Production mit geringster Lebensaufopferung (an Arbeit und Kapital) möglichst viele Güter zu leben (ökonomische Güter) her und erreiche in der Consumtion mit geringster Zerstörung von erarbeiteten Lebenswerkzeugen (ökonomischen Gütern)

Fisch wird endlich die Beute eines Höheren, des Menschen. Auch der Habsüchtige werde schließlich der Strafe Gottes nicht entgehen. In hexaëmeron homil. 7 (*Migne* I, 65).

[1] Vgl. die interessante Schrift des Banquier Bourron: Guerre au crédit. Paris 1869.

[2] L. c. S. 25.

die höchste persönliche Lebensentfaltung." Kürzer: „Erziele mit geringstem Lebensaufwande möglichst viel Leben." Mit andern Worten verlangt die Wirthschaftlichkeit jene Eigenschaften, welche wir soeben als das Ergebniß der christlichen Lehre über Erwerb und Erhaltung des Reichthums entwickelt haben, nämlich: Betriebsamkeit und Sparsamkeit bei der Production, Genügsamkeit und Häuslichkeit bei der Consumtion. Negativ ist damit die zwecklose Vernichtung (Verschwendung), wie das zwecklose Anhäufen (Geiz) als verwerflich bezeichnet.

„Die Wirthschaftlichkeit," schreibt Schäffle, „bewirkt, daß der in Production und Consumtion sich vollziehende Kreislauf[1] von menschlichem Leben mehr als bloße Erhaltung werde; sie macht ihn zur Quelle der Mehrung und Veredlung persönlichen Lebens auf Erden. Je mehr nämlich die sittliche, vernünftig wirkende Kraft zu Rathe gehalten, je mehr die haushälterische Maxime in Production und Consumtion angewendet wird, desto höher wird die sittliche Entwicklung des Einzelnen und der Gesammtheit gesteigert werden können. Es ist daher ganz unbegreiflich, daß die Moral den ökonomischen Proceß häufig über alle Gebühr geringschätzt, während doch durch ihn die Erhebung der Materie in die Potenz sittlich persönlichen Lebens erfolgt. Das Gesetz der Wirthschaftlichkeit ist ein Moralprincip, so würdig, so großartig, so unentbehrlich für die Gesittung, als das Recht."

Das Princip der Wirthschaftlichkeit gilt für Reiche wie Arme, wenn Vermehrung und Veredlung persönlichen Lebens auf Erden erreicht werden soll. Auch in dieser Beziehung entsprechen die sittlichen Forderungen des Christenthums, welche von Reich wie Arm Arbeitsamkeit und Häuslichkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit, Verzicht auf zwecklose Begierlichkeit (Geiz) und zwecklosen Luxus verlangen, den Maximen eines rationellen Wirthschaftssystemes. Verderblich dagegen für sittliches Streben wie für materiellen Fortschritt ist der Egoismus mit seiner Begierlichkeit nach Besitz und Genuß; er endet in Ausbeutung und Zerstörung sittlichen und materiellen Lebens. Es ist nothwendig, daß die Wissenschaft der Nationalökonomie endlich eine bessere Grundlage für ihr System suche, als den Egoismus. Nicht an die Moral, welche ja von jeher all' die Tugenden des sittlichen und wirthschaftlichen Lebens nach den Lehren des Christenthums gewürdigt hat, sondern an die Vertreter der Nationalökonomie hätte Schäffle die Worte des Bedauerns richten sollen, daß sie den ökonomischen Proceß in seinen sittlichen Voraussetzungen und Grundlagen vollständig verkennen.

[1] „Man muß sich den Kreislauf als ein zusammenhängendes Ganze denken. Lebenskraft strömt durch Arbeit aus, verdichtet sich zu Kapital, reift in fortgesetzter technischer Verwandlung des letzteren zu Genußmitteln und wird endlich durch die Consumtion in das innere persönliche Leben zurückströmen."

Der Egoismus, welchen die Nationalökonomen (mit wenigen rühmenswerthen Ausnahmen, wie Schäffle) als Grundlage und Motiv der Wirthschaft bezeichnet haben, ist ein unsittliches Princip und muß im wirthschaftlichen Leben ebenso wie im moralischen Gebiete zerstörend wirken. „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst", dieß ist das Princip der Harmonie und des Fortschrittes im geistigen und wirthschaftlichen Leben. „Die Liebe ist, wie die Gerechtigkeit, das Gesetz der Welt. Die Gerechtigkeit hält den Menschen in gemessenen Schranken, die Liebe theilt ihm Wärme und Fruchtbarkeit des Lebens mit. Durch das Werk der Liebe wird das Recht geheiligt. Das Recht greift nur thätig ein, um das zu sichern, was die Sitten angenommen haben; es festigt und kräftigt durch seine Vorschriften die Errungenschaften der Liebe. Das ist die Aufgabe des Rechtes, und in der That, es kann nur Kraft haben, wenn es sich auf die Sitten stützt, und es ist nur unter der Voraussetzung wirksam, daß die Sitten ergänzen, was seine rein äußerliche Wirksamkeit nothwendig Unvollkommenes und Unvollständiges hat. Die Sitten entspringen aus der Seelenthätigkeit und gehorchen darum nur der Liebe, welche die Macht über die Seelen hat. Es ist somit vorzugsweise die Liebe, von welcher im gesellschaftlichen Leben Alles abhängt. Die Menschheit schreitet voran begeistert und getragen von der Liebe, geführt und auf der rechten Bahn erhalten von der Gerechtigkeit. Das ist die Harmonie der christlichen Gesellschaft, in welcher Liebe und Gerechtigkeit gemeinsam darauf abzielen, das Reich der wahren Freiheit und vernünftigen Gleichheit zu erweitern und zu befestigen. Weil diese Wahrheiten verkannt wurden und weil man versucht hat, ohne Rücksicht auf das Gesetz der Liebe Alles durch das Recht allein zu erzwingen, darum hat sich die sociale Wissenschaft in so viele beweinenswerthe Irrthümer verstrickt und fühlt sich die Gesellschaft so tief erschüttert und in Frage gestellt." [1]

Es wurden bisher die Grundsätze erörtert über Entstehung, Erhaltung, Vermehrung des Reichthums, über das Verhältniß des Menschen zu den materiellen Gütern und über die Beziehungen zwischen Reich und Arm. Es wurden dabei im Allgemeinen bereits die Grundlinien gezeichnet, welche die Theilnahme Aller an den materiellen Gütern zu regeln haben; es wurden die Principien über die Vertheilung des Reichthums schon angedeutet. Es ist indeß nothwendig, diesen Gegenstand, welcher die eigentliche „sociale Frage" der Gegenwart bildet, noch eingehender und erschöpfender zu behandeln.

---

[1] *Périn* II, 546.

II.

Eigenthum und Communismus.

Die Parteien leben von den Uebertreibungen. Sie gehen von richtigen Principien aus, ziehen aber daraus falsche Folgerungen und treiben sie auf die Spitze, so daß sie schließlich mehr im Unrechte sind, als der Gegner, den sie an der tödtlichen Stelle getroffen zu haben wähnten. So erging es auch den beiden socialen Parteien, dem Liberalismus und Communismus, welche seit hundert Jahren sich bekämpfen. Die liberale Oekonomie der Adam Smith, Ricardo und ihrer Nachbeter hatte gelehrt, daß auf dem Gebiete des Erwerbes schrankenlose, absolute Freiheit herrschen müsse. Diese Doctrin wurde in die Gesetzgebung aller europäischen Staaten aufgenommen, zuerst in Frankreich durch die Revolution von 1789. In der berühmten Declaration der „Menschenrechte" heißt es in Artikel 4: „Die Freiheit besteht darin, daß man Alles thun kann, was Andern nicht schadet; so hat die Ausübung der natürlichen Rechte bei jedem Menschen nur jene Grenzen, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß dieser nämlichen Rechte sicher stellen." Dieser Grundsatz, auf das Eigenthum übertragen, ergab, daß der Mensch in der Benützung und Ausbeutung seines Besitzes absoluter Herr sei und in keiner Weise von irgend Jemanden behindert werden dürfe. Die einzige Schranke hatte er in der Freiheit des Nächsten, welche er formell nicht antasten durfte. Sittliche Grundsätze über Erwerb und Benützung des Besitzes waren nicht mehr maßgebend.

Auf dieser Doctrin fußte die Abschaffung der Wuchergesetze. Der Besitzer des Capitals hat das Recht, Wucherzinsen nach Belieben zu nehmen. Nur Eines darf er nicht; er darf die Freiheit nicht beeinträchtigen, er darf nicht sagen: „Du mußt bei mir Geld entleihen." Wenn der Geldsuchende trotz der hohen Zinsen die Schuld eingehe, so sei dieß ein Act der Freiheit, den Gelddarleiher treffe keinerlei Schuld und Strafe. Aehnlich war es im Lohnverhältnisse. Der Arbeitgeber konnte den Lohn so tief herabdrücken, als er wollte; nur Eines hatte er zu meiden, er durfte nicht sagen: „Du mußt bei mir arbeiten." Die himmelschreiende Sünde der Vorenthaltung verdienten Liedlohnes existirt für die Doctrin der liberalen Oekonomie nicht. Aehnlich ist es in allen Fällen des Erwerbes, der Benützung und Vermehrung des Besitzes. Der Eigenthümer mag Lebensmittel so hoch verkaufen, als er kann und will; es ist gleichgiltig, ob er sie vernichtet oder verderben läßt, er ist absoluter Herr über seinen Reichthum und einziger Richter über die Verwendung desselben.

Diese Doctrin hatte das Recht des Individuums, der freien Persön-

lichkeit übertrieben und hatte das zweite Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft, die Solidarität, gänzlich verkannt und mißachtet. Die Reaction war unausbleiblich und nothwendig. Die Communisten gingen von dem Gesetze der Solidarität aus, übertrieben aber dasselbe gleichfalls und opferten ihrerseits wieder das Recht der Persönlichkeit, die individuelle Freiheit.

Es ist interessant, daß nicht theoretische Ueberlegenheit, sondern der Anblick der Unsittlichkeit und des Unrechtes, womit die liberale Doctrin im practischen Leben behaftet sich zeigte, die namhaftesten Socialisten erzeugte. Ch. Fourier, neben St. Simon einer der Hauptvertreter des französischen Socialismus, war der Sohn eines Kaufmanns und büßte die Ehrlichkeit, einen Kunden über den wirklichen Werth einer Waare aufgeklärt zu haben, mit einer Tracht Prügel von der Hand seines Vaters. Noch mehr empörte sich, wie man erzählt, sein besseres Gefühl, als bei einer großen Theurung ein Getreidespeculant in Marseille große Mengen Kornes in's Meer versenken ließ, um die Preise künstlich zu treiben, und so mit dem Reste noch größeren Gewinn zu erzielen. Dieser hat nach der Theorie der liberalen Oekonomie nichts Unrechtes gethan, er war souveräner Herr seines Eigenthums und hatte das Recht, nach Belieben damit zu schalten. Sittlich, nach der christlichen Moral war er ein Scheusal, einem Mörder der Armen gleichzuachten.

Erörtern wir die Grundsätze der christlichen Lehre vom Eigenthum, und wir werden sehen, daß das Recht des Individuums und die Pflichten der Solidarität gar keine Gegensätze bilden, sondern daß nur die Einseitigkeiten und Uebertreibungen des Liberalismus und Communismus sie dazu gestempelt haben. Die individuelle Freiheit und die solidarische Gebundenheit finden in der Liebe [1], welche das Grundgesetz der harmonischen Entwicklung der Gesellschaft bildet, ihre Einheit.

Hören wir die Lehren der heiligen Schrift und der Kirchenväter.

Die christliche Gesellschaft bildet ein Ganzes, einen mystischen Leib, dessen Haupt Christus ist. „Alle sind wir Ein Leib in Christus." [2] Der Ueberfluß des Einen, das Bedürfniß des Andern ergänzen sich in dieser Gesammtheit, in welcher Freud und Leid, Glück und Unglück von Allen getheilt werden. Der Reiche verehrt im Armen Christus und reicht ihm in Demuth und im Gefühle seiner Sündhaftigkeit den Ueberfluß seines Besitzes mit dem Bewußtsein, daß das Almosen die Sündenschuld tilgt und tausendfältige Zinsen trägt. Umgekehrt sieht der Arme in der Gabe des Reichen eine Gottesgabe, welche er in Demuth und Bescheidenheit, unter

---

[1] *Augustin.*, Enarratio in Psalm. 98 (*Migne* IV, 1261): Quia lege quadam civitas continetur, *lex ipsa* eorum *charitas est.*

[2] Paulus ep. ad Rom. 12, 5.

Dank und Lobpreisung Gottes in Empfang nimmt. „Alles in Allem ist Christus.“ [1]

Paulus lehrte mit größtem Nachdrucke die Pflicht des Reichen, mit seinem Ueberflusse die Bedürfnisse des Armen zu decken, eine Pflicht, welche er selbst auf eine Lehre des Herrn zurückführte [2]. So sehr aber Paulus die Pflichten der Reichen betonte, ebenso ängstlich wahrte er die Freiheit, zu geben. Sollte das Almosen sittlichen Werth besitzen, sollte es ein Opfer sein, Christus dargebracht, dann mußte es aus freier Selbstbestimmung, aus freudigem Entschlusse, aus persönlicher Hingabe entspringen. Nicht die materielle Gabe, sondern die persönliche Gesinnung verbürgte den sittlichen Charakter des Almosens. Im zweiten Korintherbriefe [3] hat Paulus die zwei Principien der persönlichen Freiheit und der Solidarität mit einer Klarheit und Kraft geschildert, wie sie nur diesem großen Völkerapostel eigen sind. Man sieht es Paulus an, wie er sich bemüht und förmlich ringt, diese zwei Principien zu vereinen und zu versöhnen, ohne einem etwas zu vergeben. Er wünscht mit glühender Seele, daß die Achajer ihren nothleidenden Brüdern geben, und zwar viel geben, er legt ihnen die Pflicht des Almosens dringend an's Herz, er schildert die große Bedeutung der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit in den schönsten und rührendsten Worten, aber er will nicht befehlen, kein Gebot geben. Ihre Gabe solle keine anbefohlene, keine erpreßte sein, sondern eine vollständig freie, so „wie Segen und nicht wie Habsucht“. Jeder soll geben, wie es sein Herz ihm eingibt, nicht mit Betrübniß (etwas missen zu sollen) oder aus Nothwendigkeit, denn nur „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“.

Wie in der Schrift, so finden sich bei allen Kirchenvätern die zwei Principien der gegenseitigen Solidarität einerseits, der persönlichen Freiheit andererseits gewahrt. Die Güter der Welt sind für Alle in gleicher Weise bestimmt. Allein nach einem weisen Gesetze des Schöpfers, wonach die Menschen gegenseitig auf einander angewiesen sein sollten, können nicht alle zugleich und in gleicher Weise besitzen. Die menschliche Gesellschaft ist in der wirthschaftlichen Entwicklung an das Gesetz des Eigenthums gebunden, womit die Ungleichheit im Besitze von selbst gegeben ist: es wird und muß stets Reiche und Arme geben.

Aber wenn auch der Besitz nach Gottes Willen, nach dem Gesetze des Eigenthums, ungleich vertheilt ist, so ist es doch Aufgabe des Besitzes, im Gebrauche Allen zu dienen. Jeder Besitz ist von Gott, und der jeweilige Eigenthümer ist vor Gott nur Nutznießer und verantwortlicher

[1] Ep. ad Coloss. 3, 15. — Vgl. das 12. Kap. des Römerbriefes.

[2] II. Corinth. 9, 13. Vgl. Luc. 11, 41: Verumtamen quod superest date eleemosynam.

[3] Cap. 8 u. 9.

Verwalter, welcher die Pflicht hat, für sich nur das Nöthige zu gebrauchen, das Ueberflüssige aber den Bedürftigen zu geben. Der Besitzende kann sich dieser Pflicht entschlagen, aber dann begeht er einen Diebstahl am Armen, er wird zum Mörder des Armen, indem er ihm, soviel an ihm liegt, die nöthigen Subsistenzmittel entzieht. Solchen Besitzenden wird ihr Reichthum zum Verderben, zur Verdammniß, ihnen gilt das Wehe, welches Christus den Reichen zugerufen hat. Diejenigen Reichen dagegen, welche ihren Besitz nach Gottes Anordnung gebrauchen, erwerben sich Freude und Segen in diesem Leben, Gnade und Verzeihung und ewige Belohnung im Jenseits. Das Almosen wird ihr Vertheidiger beim letzten Gerichte, Christus selbst ihr Beschützer sein.

Dieß ist in kurzer Skizze die Lehre der Väter vom Eigenthume. Einige prägnante Stellen der Väter wollen wir hier wiedergeben. Schon in den apostolischen Constitutionen[1] heißt es: „Theile von deinem Besitze dem Nächsten mit und nenne nichts dein Eigenthum, denn Alles ist ein Geschenk Gottes, welches allen Menschen zusammen dienen soll." Der Pastor Hermas sagt[2]: „Gott hat den Reichen an den Armen angewiesen, den Armen an den Reichen. Beide sollen sich gegenseitig unterstützen, der Reiche den Armen mit seinem zeitlichen Gute, der Arme den Reichen mit seinem Gebete." — „Nichts," ruft Tertullian[3] aus, „dürfen wir unser Eigenthum nennen, denn Alles gehört Gott, in dessen Besitze wir sind." Cyprian[4] betont, wie schwer derjenige sich versündige in der Kirche, welcher aus Liebe zu sich und zu den Kindern, auf Christus vergessend, seinen Reichthum aufhäuft, statt vom Ueberflusse den Armen mitzutheilen. „Die Armen sollen von deinem Ueberflusse zehren, die Dürftigen von deinem Reichthume."[5] Salvian sagt: „Dem ganzen Menschengeschlechte hat Gott diese Welt und ihre Güter gegeben. Wenn also Gott Allen Alles gegeben hat, dann kann Niemand darüber im Zweifel sein, daß er Alles, was er als Geschenk Gottes empfing, auf Gott beziehen und in seinem Dienste gebrauchen müsse. Wir haben nur zum Gebrauche empfangen[6], was wir haben. Wir benützen nur von Gott uns geliehene Güter, und wir sind sozusagen nur Lehensträger und Nutznießer. Endlich, wenn wir aus dieser Welt scheiden, müssen wir

---

[1] VII, 12. [2] Bei *Hefele,* Patres apost. p. 291.

[3] De patientia cap. 7.

[4] De opere et eleemosyn. c. 16: Apparet quantum in ecclesia peccet, qui se et filios Christo anteponens divitias suas servat, nec patrimonium copiosum cum indigentium paupertate communicat.

[5] *Cyprian.,* De habitu virginum cap. 8; vgl. auch cap. 9.

[5] Adversus avaritiam lib. I (*Migne* p. 180): Nos usum tantum earum rerum accepimus quas tenemus: commodatis enim a Deo facultatibus utimur et quasi precarii possessores sumus.

wohl oder übel Alles hier zurücklassen." — „Gott wollte," fährt Salvian fort, „des Verdienstes wegen das Eigenthum und die Ungleichheit des Besitzes. Denn größerer Lohn gebührt demjenigen, welcher aus seinem Eigenen gibt [1]. Diejenigen, welche von ihrem Besitze guten Gebrauch machen, erwerben doppeltes Gut; sie sind reich in dieser Welt und verdienen sich die Anwartschaft auf reiche Belohnung im Himmel ... Strafe verdient dagegen derjenige, welcher seinen Besitz schlecht gebraucht, welcher nicht versteht, den Reichthum, der zu heiligem Werke ihm anvertraut wurde, recht zu benützen."

Der hl. Gregor der Große lehrt [2]: „Die Erde ist für alle Menschen gemeinsam, und für alle zugleich bringt sie die Nahrungsmittel hervor. Vergeblich betheuern deßhalb diejenigen ihre Schuldlosigkeit, welche die gemeinsame Gabe Gottes sich allein zueignen; sie versündigen sich am Leben ihrer Mitbrüder, wenn sie ihnen nicht mittheilen von dem, was sie empfangen haben. Sie vollbringen täglich an jenen Armen, welche zu Grunde gehen, einen Mord dadurch, daß sie für sich behalten, was die Armen bedurft hätten." Die Besitzenden, sagt Gregor an derselben Stelle, sollen ihr Almosen mit Demuth spenden, eingedenk des Umstandes, daß sie an Stelle Gottes geben, von dem sie ihr Besitzthum haben.

Ganz ähnlich spricht sich der hl. Augustin aus. „Sehe dir an, was Gott dir gegeben hat, und gebrauche davon, was deine Bedürfnisse erheischen. Das, was übrig bleibt, ist für die Bedürfnisse Anderer nothwendig. Der Ueberfluß der Reichen bildet die nöthige Ergänzung für die Armen. Fremdes Eigenthum behältst du zurück, wenn du Ueberflüssiges zurückbehältst." [3] Die Christenheit soll nach Augustin Eine Familie, Einen Leib bilden, und Habsucht und Neid sollen nicht Platz greifen. Dann verschwindet von selbst aller Unterschied. „Nimm hinweg den Neid, und alles gehört dein, was ich habe. Beseitige ich den blassen Neid, so gehört alles mein, was du besitzest. Der Neid trennt, die Reinheit der Seele ver-

---

[1] Ibid. p. 181: Ideo nostram appellans proprietatem possessionis, ut major sit merces operantis . . . duplici bono gaudent, cum qui sunt divites in hoc saeculo, esse quoque divites mereantur in coelo . . . p. 182: Torquendus quia dives, quia datas tibi ad opus sanctum divitias non intelligis.

[2] Pastor curae, III. pars, admonitio 22: Cunctis hominibus terra communis est et idcirco alimenta quoque omnibus communiter profert. Incassum ergo se innocentes putant, qui commune Dei munus sibi privatum vendicant; qui cum accepta non tribuunt, in proximorum nece grassantur . . . tot pene quotidie perimunt, quot morientium pauperum apud se subsidia abscondunt.

[3] Enarratio in Ps. 147, 12: Quaere quantum dederit tibi Deus et ex eo tolle quod sufficit, cetera, quae superflua jacent, aliorum sunt necessaria; superflua divitum, necessaria sunt pauperum. Res alienae possidentur, cum superflua possidentur. Vgl. In Joannis Evangel. c. 12, tract. 51.

bindet. Besitzest du die Liebe, so besitzest du Alles." [1] An anderen Stellen preist Augustin das Almosen und die Wohlthätigkeit. „Des Christen Opfer ist das Almosen für die Armen; es tilgt die Sünden und Mängel, welche mit diesem Leben verknüpft sind." — Wer auf Erden gibt, erwirbt sich einen Schatz im Himmel; Gott selbst wird dein Schatzmeister sein [2].

„Wenn ich mein Eigenthum behalte, was thue ich da Unrechtes!" rief Einer dem hl. Basilius zu. Der Bischof entgegnete: „Was ist denn dein Eigenthum? Von wem hast du deinen Besitz? Wenn du dasjenige, was für Alle bestimmt ist, als für dich allein vorhanden ansiehst, wenn du deine Besitzthümer für dich ausschließlich behalten willst, da glaubst du gegen Andere kein Unrecht zu begehen? Wenn Jemand mit dem Seinigen nicht zufrieden ist, nennt man ihn geizig. Man spricht von Ausbeutung, wenn Einer das an sich nimmt, was einem Andern gehört. Unterliegst du nicht dem Geize und der Ausbeutung, nachdem du dir allein zueignest, was du empfangen hast, um davon Andern mitzutheilen? Wer Einem ein Kleid nimmt, den nennt man Räuber. Wie soll man denn dich nennen, nachdem du trotz deines Reichthums den Nackten nicht bekleidest? Der Mantel, den du zurückbehältst, gehört dem Entblößten, und dem, der nichts zu essen hat, gehört das Brod, das du im Ueberfluß besitzest." [3]

Vom hl. Gregor von Nazianz [4] wurde auch die viel citirte Stelle: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist", in Bezug auf die irdischen Güter interpretirt: „Wir geben Gott, indem wir den Armen geben."

„Wir halten uns" — sagt der hl. Asterius [5] — „für Eigenthümer unseres Besitzes, und doch ist nichts von allem, was wir empfangen haben, unser eigen. Nicht einmal die Sinne, die Glieder unseres Leibes können wir nach Willkür gebrauchen, sondern nur nach der von Gott getroffenen Anordnung. Noch mehr gilt von dem irdischen Besitz, den wir durch Erbschaft oder Heirath, durch Handel oder Arbeit erworben haben, die Wahrheit, daß wir ihn nur mit der Gnade und Hilfe Gottes erlangen, daß wir nur Verwalter und nicht Eigenthümer sind. Gib also auf den Stolz auf das Eigenthum und betrachte dich nur als demüthigen Verwalter. Und

[1] In Joannis Evangel. cap. 7 tractat. 33: Tolle invidiam, et tuum est, quod habeo; tollam invidiam, et meum est, quod habes. Livor separat, sanitas jungit... caritatem habeto, et cuncta habebis.

[2] Sermo 42: Sacrificium Christiani est eleemosyna in pauperes; ab iis peccatis et delictis, sine quibus vita ista non ducitur, mundantur homines per eleemosynas ... Sermo 86: Qui dedit in terra, ipse servat in coelo; custos auri tui erit Deus tuus.

[3] Homil. in illud: Destruam etc. cap. 7.

[4] Orat. 19 ad Jul. cap. 11.

[5] Hom. de oecon. iniqu. (ap. *Combefis,* Biblioth. patr. I, 21 ss.).

wie mußt du diese Verwaltung handhaben? Theile davon dem Hungrigen, Durstigen u. s. w. mit. Thust du dieß, so wird Gott, der dieses Gesetz dir gegeben hat, dich belohnen; unterlässest du es, so wirst du der Strafe nicht entgehen."

Auch der hl. Chrysostomus verlangt, daß der Reiche nur als guter und fleißiger Verwalter (oeconomos) der von Gott ihm anvertrauten Güter sich ansehe und bewähre, und daß er die Armen zu Theilnehmern seines Besitzes mache[1]. Wer den Armen nicht mittheilt, begeht einen Raub an ihnen und nimmt ihnen das Leben. Der Reiche behält zurück nicht mehr was ihm, sondern was für die Nothdurft der Armen gehört[2]. Ist es nicht schändlich, die Güter der Natur und die Geschenke Gottes, welche für Alle bestimmt sind, aus Habsucht dem Gebrauche Aller zu entziehen?[3] Die Entschuldigung, daß man ja den Armen nichts Böses thue, daß man sich ihnen gegenüber einfach auf die Forderungen des Rechtes beschränke, genügt bei den Vätern nicht. „Auch der reiche Prasser," sagt Chrysostomus, „hat dem armen Lazarus kein Unrecht zugefügt. Aber er hat ihm von seinem Besitze und Ueberflusse nichts mitgetheilt, und damit schon hat er an ihm einen Akt des Raubes begangen. So oft wir das Almosen unterlassen, trifft uns die Strafe, welche Jenem gebührt, der dem Nächsten das Seinige nimmt. Preisen wir darum keinen Reichen, der von seinem Besitze einen schlimmen Gebrauch macht, glücklich, denn er ist einem Diebe gleichzuachten, der in seinem Schranke Schätze verbirgt, die er Andern entrissen hat."[4] Dagegen gibt es nichts Edleres und Nützlicheres, als das Almosen; es entreißt uns aus den Fesseln des Todes und gewinnt uns das ewige Leben. Es gewährt in diesem Leben Selbstzufriedenheit und bereitet uns im Jenseits eine Wohnung[5].

Am strengsten spricht sich der hl. Ambrosius gegen jene Habsucht aus, welche riesige Summen in zwecklosem Luxus vergeudete, während die Armen kein Stückchen Brod hatten, um ihr Leben fristen zu können. „Gott wollte[6], daß diese Erde für alle Menschen gemeinsamer Besitz sei und daß ihre Erzeugnisse allen dienen, aber die Habsucht gab den Maßstab für das Recht des Besitzes." Gott hat die Erde allen Menschen zum Erbe gegeben, und Niemand darf sich Eigenthümer nennen, weil Niemand mit Gewalt mehr für sich verwenden darf, als was nothwendig ist, sein Leben zu erhalten.

---

[1] Homil. 66 in Matth. c. 4.

[2] De Lazaro, concio 2, c. 61. Vgl. homil. 35 in Matth. c. 5.

[3] Homil. in Psalm. 48, c. 1.

[4] De Lazaro, c. 4 et c. 12. [5] Homil. 52 in Matth.

[6] Deus terram hanc possessionem omnium hominum voluerit esse communem et fructibus omnibus ministrare, sed avaritia possessionum jura distribuit (Expos. in Ps. 118, sermo 8, 22).

Wer den Armen entzieht, was zu des Lebens Nothdurft gehört, der begeht an ihnen einen Mord[1]. Mit der ganzen Macht seiner unerreichten Beredsamkeit wandte sich Ambrosius gegen die Alles verschlingende Habsucht seiner Zeit. „Wie weit wird euch eure unersättliche Habsucht noch führen? Wollt ihr denn allein das Recht haben, auf Erden zu sein? Es scheint, daß der Arme euch ein Unrecht zufügt, weil er noch einen kleinen Besitz hat, nach dem eure Habsucht gelüstet. Ihr scheint zu glauben, daß dasjenige, was euch noch nicht gehört, euch mit Unrecht entrissen worden sei. Um keinen Nachbarbesitz mehr sehen zu müssen, möchtet ihr euer Eigenthum ausdehnen bis an's Ende der Erde!" Und diesen Unersättlichen rief Ambrosius zu[2]: „Die Erde wurde Reichen und Armen gemeinsam gegeben. Warum wollt ihr sie für euch allein in Anspruch nehmen?"

Nach der übereinstimmenden Lehre der Väter ist demnach der Eigenthümer keineswegs absoluter Herr über seinen Besitz; er muß ihn vielmehr edel und treu verwalten, darf nur das Nöthige für sich gebrauchen und muß das Andere, den Ueberfluß, für gesellschaftliche Zwecke verwenden, damit Denjenigen, welche zu wenig oder gar nichts besitzen, das nöthige Brod nicht fehle. Aber noch eine andere Bedingung stellt die christliche Lehre an den Besitz. Er muß rechtmäßig erworben sein. Von Denjenigen, welche fremdes Gut sich aneigneten, den Schwachen ausbeuteten, Wittwen und Waisen bedrückten, durfte in der Kirche keine Gabe und kein Almosen angenommen werden[3]. Auch confiscirtes Gut wurde selbst aus den Händen von Fürsten nicht entgegengenommen[4]. Der hl. Augustin sträubte sich, Testamente zu acceptiren, durch welche Kinder enterbt worden wären[5]. Am Almosen sollte nicht der Fluch der Enterbten kleben[6].

So sehr die Väter die religiöse, sittliche Verpflichtung des Reichen betonten, so sehr sie seine Schuld vor Gott hervorhoben, so sehr haben sie auf der andern Seite, ganz im Sinne der heiligen Schrift, die Freiheit des Almosens, der wohlthätigen Spende, der milden Gabe festgehalten. Sie erkennen ausdrücklich an, daß das Eigenthum eine von Gott gewollte Ordnung in der Gesellschaft sei[7]. „Du bist Herr und kannst geben und nicht geben," sagte Hieronymus[8], und der hl. Chrysostomus betonte in

---

[1] Hoc est enim interficere hominem, vitae suae ei debita subsidia denegare. De Tobia, cap. 24. Vgl. In evangel. Luc. VII, 124; De off. ministr. I, 28.

[2] De Nabuthe cap. 1 et 3. [3] Constitut. apost. II, 10.

[4] Concil. Paris. III c. 3. [5] Sermo 355 c. 3 et 4.

[6] Vom gerechten Erwerbe muß das Almosen gegeben werden, sagt der hl. Augustin. Ep. ad Julianum comitem: Eleemosyna est facienda de *justis laboribus*, non de rapinis sive de multiplicatione frugum aut de ineptis negotiis.

[7] *Chrysost.*, Hom. 2 ad pop. Antioch. c. 7. *Augustin.*, Sermo 85 De scr. c. 6.

[8] Epist. ad Hedib.

inen Homilien mit großem Nachdrucke die Freiheit: „Theile mit von einem Besitzthume. Freilich wenn du nicht willst, ich zwinge dich nicht, h wende keine Gewalt an, aber ich beschwöre dich. Gott hätte ja das lmosen durch zwingenden Befehl gebieten können, aber er wollte es lieber om freien Willen haben, um uns dafür belohnen zu können. Und leider, ährend wir ohne Zögern geben, was das Gesetz mit Zwang fordert, nd wir träge, eine Pflicht zu erfüllen, welche dem freien Willen anheim-egeben ist."[1] Der hl. Cyprian[2], Clemens von Alexandrien[3], Salvian[4] . s. w. bezeichnen die Unterlassung des Almosens als schwere Sünde, als n Delict, welches vom Himmelreiche ausschließt, Alle aber wahren sie is Princip der Freiheit. Irenäus sieht in der Freiwilligkeit des Almosens nen der schönsten Vorzüge des Christenthums vom Judenthume[5]. Damit icht der Schein eines Zwanges erzeugt werde, sprachen sich die Väter ich dagegen aus, irgend einen bestimmten Theil des Vermögens zu be-ichnen, der als Almosen gegeben werden sollte. „Gebet den Armen, was ich euer freier Wille eingibt," sagte der hl. Augustin[6]. Von sämmtlichen irchenlehrern spricht sich auch nicht Einer für die Fixirung des jüdischen ehntens aus, mit Ausnahme des Origenes, welcher aber ausdrücklich be-erkte, daß er nicht einen Grundsatz der Kirche, sondern nur eine per-nliche Meinung ausspreche[7]. Dagegen haben die stark judaisirenden gen. „apostolischen Constitutionen" das Gebot, den Zehnten zu geben, ich für die Christen aufgestellt. Später, als man den Ursprung dieser postolischen Constitutionen in wirklichen Anordnungen der Apostel gegeben aubte, wurden sie maßgebend. Das erste kirchliche Gebot, den Zehnten geben, ging von der fränkischen Synode zu Macon 583 aus[8], welche ch in der Begründung offenbar auf die apostolischen Constitutionen bezog, hne sie indeß näher zu bezeichnen. Vom Frankenreiche aus verbreitete sich inn der Zehnten über die meisten Länder der abendländischen Christenheit.

Die Reichen sind für die Verwendung ihres Eigenthums nur Gott erantwortlich; die Pflicht, ihren Ueberfluß den Armen zu geben, ist eine ewissenspflicht, welche nicht mit Zwangsgeboten erzwungen, von den

---

[1] *Chrysost.*, Homil. 64 in Matth. c. 3; homil. 90 in Matth. c. 4; vgl. homil. 9 Phil. c. 4.

[2] De opere et eleem. c. 14; De unitate eccles. c. 23.

[3] Quis dives salv. c. 33. [4] Adv. avar. II, 4 ss.

[5] De haer. IV c. 18, 2: Quippe jam non a servis, sed a liberis offeratur; ; et per oblationes ostendatur indicium libertatis.

[6] Sermo 61 de scr. c. 3.

[7] Homil. 17 in Jos.; homil. in prov 3. 9. Vgl. „Gesch. der kirchl. Armen-lege" S. 40 u. 65.

[8] Concil. Matiscon. II can. 5.



Armen nicht als Recht beansprucht werden darf. Den Armen predigten die Väter Zufriedenheit, Demuth und Bescheidenheit mit derselben Energie, wie den Reichen die Pflicht der Wohlthätigkeit. Sie kämpften gegen die Habsucht und den Luxus der Reichen, wie gegen den Neid und die Begierlichkeit der Armen. „Das Beispiel des Lazarus,“ sagt der hl. Chrysostomus[1], „ist eine schwere Anklage gegen diejenigen, welche die Armuth nur mit Widerwillen tragen. Dieser Arme, welcher an der Pforte des Reichen lag, klagte nicht und murrte nicht. Er sagte nicht, wie so viele Andere: Was ist es mit diesem Reichen? Dieser Schlemmer verpraßt sein Leben in Luxus und ich, ich liege verachtet da und sterbe Hungers! Nicht also sprach Lazarus. Dafür wurde er aber auch bei seinem Tode von den Engeln in den Schooß Abrahams gebracht. Sagen wir darum nicht: Wenn Gott meine Seele liebte, würde er mich nicht in solcher Armuth schmachten lassen. Erinnern wir uns vielmehr, daß Gott diejenigen züchtigt, welche er liebt.“

Die französischen Socialisten haben seit Lamennais' Vorgange sich gerne auf die Kirchenväter berufen, um ihre Angriffe auf das Eigenthum mit Väterstellen zu schmücken. Allein die Väter haben nicht das Eigenthum als solches angegriffen, sondern nur den schlechten Gebrauch desselben. Man muß sich die wirthschaftliche Lage denken, in welcher die Kirchenväter wirkten. Es war eine trostlose Zeit, wo die wenigen Besitzenden an Einem Tage ganze Vermögen in sinnlosem Luxus vergeudeten, während ganze Massen des Volkes in tiefstem Elende schmachteten, keine Arbeit fanden, keinen Bissen Brod und kein Obdach hatten[2]. Die Kirchenväter mußten, um die Gesellschaft nur einigermaßen im Gleichgewichte zu erhalten, fortwährend gegen die Habsucht und Genußsucht der Besitzenden auftreten und mußten zur Wohlthätigkeit, zum Almosen ermahnen[3]. Sie erreichten auch wirklich Großartiges, und wenn es ihnen nicht gelang, die Mehrzahl zu bekehren, so errangen sie bei einem kleineren Theile um so schönere und leuchtende Erfolge. Man erinnere sich nur an die glänzenden Namen Fabiola, Pammachius, Demetrias u. s. w., an die Familien der hl. Paula, Furia, Marzella u. s. w., denen der hl. Hieronymus in seinem Briefwechsel ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Wenn ferner die Kirchenväter nicht im Stande waren, die trostlose wirthschaftliche Lage selbst zu ändern, so

[1] De Lazaro conc. 1 c. 9; conc. 2 c. 1. Vgl. *Augustin.*, Ep. ad sanctimoniales: Si divites illic (in monasteriis) humiliantur, pauperes inflantur, monasteria divitibus utilia, non pauperibus.

[2] Man vergleiche die ergreifenden Schilderungen bei *Salvian.*, De gubernatione Dei. *Ambrosius,* De Tobia und De Nabuthe.

[3] Chrysostomus entschuldigte sich einmal, daß er fortwährend vom Almosen predige, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes. Homil. 88 in Matth. c. 4.

erreichten sie doch das Eine, daß sie die traurigen Wirkungen abzuschwächen und durch das reichliche Almosen das herrschende Elend zu mildern vermochten [1].

Mit dem Socialismus hat die Lehre der Kirchenväter nichts gemeinsam. Die Väter stachelten nicht die Leidenschaft der Armen, entflammten nicht die Begierlichkeit der Besitzlosen, sondern mahnten sie zu Demuth und Genügsamkeit [2]. Die Socialisten wollen die Reichen mit Gewalt expropriiren. Die Väter vertreten die Freiheit des Almosens. Die Socialisten verneinen das Eigenthum, die Väter sehen in demselben eine Anordnung Gottes, ein über dem Belieben der Menschen stehendes Gesetz.

Indeß gab es auch damals schon Mißverständnisse, aber bei den Häretikern. Die Donatisten beriefen sich gegen die thatsächlichen Eigenthumsverhältnisse auf das Recht Gottes über die ganze Erde. Darauf antwortete der hl. Augustin [3]: „Allerdings gehört nach göttlichem Rechte die Erde und alles, was darin ist, Gott dem Herrn. Reich und Arm hat Gott aus derselben Erde gebildet und Eine Erde trägt und erhält sie. Nach menschlichem Rechte aber sagen wir: dieses Grundstück, dieses Haus, dieser Sclave gehört mein. Das ist mein Grund, das ist mein Haus. So sagen wir nach menschlichem Rechte, nach dem Gesetze, welches die Kaiser gegeben haben. Warum? Weil Gott die menschlichen Rechte durch die Kaiser und Könige dieser Welt der menschlichen Gesellschaft zu Theil werden läßt. . . . Nach dem Rechte der Könige haben wir unsern Besitz."

Daß damit nicht der bloßen Gesetzlichkeit des Besitzes das Wort geredet sein sollte, folgt aus den strengen Anforderungen, welche die Väter an den rechtlichen Erwerb des Eigenthums machten, folgt ferner aus der Unerbittlichkeit, womit sie die Restitution an die Beschädigten verlangten, ehe nur ein Almosen angenommen wurde [4].

Die Kirchenväter haben die Eigenschaften des Eigenthums nach christlichen Grundsätzen erörtert und gezeigt, daß das Eigenthum a) gerecht,

---

[1] Vgl. Ratzinger l. c. S. 61 ff. 116.

[2] *Barante*, Questions constitutionnelles (Paris 1849) p. 126: L'église prêchait les riches pour les pauvres, et les nouveaux apôtres prêchent les pauvres contre les riches. L'église veut, que les riches soient charitables, ceux-ci excitent les pauvres à la sédition.

[3] In Joannis evangel. cap. 1 tractat. VII: Jure divino Domini est terra et plenitudo ejus . . . jure tamen humano dicit: haec villa mea est, haec domus mea, hic servus meus est. Jure ergo humano, jure imperatorum. Quare? quia ipsa jura humana per imperatores et reges saeculi Deus distribuit generi humano . . . Per jura regum possidentur possessiones.

[4] Vgl. *Greg. Magn.*, Pastor curae pars III, admonitio 22; *Ambrosius*, Expos. evang. Luc. VIII, 76; Concil. Carthag. IV, can. 93; *Augustin.*, Ep. ad Macedonium und Ep. ad Julianum comitem.

ohne Ausbeutung des Nächsten und ohne Unterdrückung des Schwachen, ohne Uebervortheilung und ohne List, ohne betrügerische Manipulation und ohne Wucher erworben sein müsse. Die bloße Gesetzlichkeit des Erwerbes und Besitzes genügt nicht. Es ist nicht hinreichend, daß beim Erwerbe keine staatliche Beschränkung mißachtet, kein Strafgesetz verletzt wurde; der Erwerb muß nach dem Sittengesetze ein ehrlicher und redlicher sein. Wer dabei die schuldige Nächstenliebe verletzt hat, muß bis auf den letzten Heller zurückerstatten, sonst gibt es keine Verzeihung und Gnade bei Gott; b) das Eigenthum muß nicht bloß redlich erworben sein, es muß auch edel verwendet werden. Der Besitzer darf sich nicht schmeicheln, seine Pflichten erfüllt zu haben, wenn er dem Armen nichts Schlimmes zufügt. Er muß ihm Gutes thun, sonst trifft auf ihn zu die Parabel vom reichen Prasser. Der Eigenthümer ist nicht absoluter Herr seines Besitzes; er ist vielmehr für die Verwendung Gott verantwortlich, welcher vom Reichen so gut wie vom Armen Sparsamkeit und Genügsamkeit verlangt. Nur nach den Grundsätzen der standesmäßigen Genügsamkeit darf der Reiche von seinem Besitze für sich verwenden, alles Uebrige gehört der Gesellschaft, der Gesammtheit, den Bedürftigen, für deren Dienst der Besitzende durch Arbeit und Thätigkeit seinen Reichthum fruchtbar machen, das Elend beseitigen, die Armuth mildern und lindern muß.

Von diesen Grundsätzen muß die Nationalökonomie ausgehen, wenn sie die Wissenschaft fördern und dem wirthschaftlichen Leben der Völker nützlich sein soll. Der Ausgangspunkt der Nationalökonomie war ein einseitiger und verfehlter. Sie hat immer die Production der äußeren Güter vorangestellt und nur den Einen Zweck der Wirthschaft betont, daß recht viele Güter erzeugt, in Umlauf gesetzt und consumirt werden. „Gut“ und „Arbeit“, „Tausch“ und „Bedürfniß“ waren die Begriffe, mit denen fortwährend operirt wurde. Man hat ganz vergessen, daß die äußeren Güter doch nur des Menschen willen da sind, daß sie auf eine Persönlichkeit bezogen werden müssen. „Die Volkswirthschaft soll nicht eine Bewegung der Güter, nicht ein selbständiges Leben der Güter, sondern eine im Dienste höchster persönlicher Gesittung stehende sociale Organisation der Menschen für wirksamste Production und Consumtion äußerer Güter sein. Die ökonomischen Güter schweben nicht in selbständiger Bewegung durch das volkswirthschaftliche Universum. Sie sind — schon Aristoteles denkt sie so — Werkzeuge des Schaffens und des Lebens von Personen, Glieder eines äußeren Lebensorganismus von physischen Einzeln-, und von sogen. moralischen Gesammt- oder Collectivpersonen.“ [1] Von der Persönlichkeit ist der Begriff des Eigenthums unzertrennlich; nur in der Ver-

---

[1] Schäffle l. c. S. 60.

mögenssphäre einer Persönlichkeit finden einzelne Güter ihre Entstehung und Anwendung. Wie man aber den Menschen in der Volkswirthschaft ignorirte, so wurde auch das Eigenthum als Mittelpunkt der wirthschaftlichen Production verkannt und nur als äußere Erscheinung behandelt, deren Berechtigung in neuester Zeit von der einen Seite ebenso heftig bestritten, als von der anderen vertheidigt wird. Schon der Begründer der Nationalökonomie, Adam Smith, hat von dem Einflusse des Eigenthums auf die Werthbestimmung abgesehen und hat die Arbeit als einzige Quelle des Werthes und als Maßstab für den Tauschwerth aller Güter erklärt [1]. Ihm sind bis auf die Gegenwart hierin die Nationalökonomen fast ausschließlich gefolgt. „So kam es, daß der Nationalökonomie die hohe sociale Bedeutung des Privateigenthums fast gänzlich verloren ging, und daß man die centrale Stellung desselben für die Production und besonders für die Vertheilung der Güter nur wenig gewürdigt hat. Ja das Bewußtsein davon kam der Art abhanden, daß Carey sein dreibändiges Werk: ‚Die Grundlagen der Socialwissenschaft' schreiben konnte, ohne des Eigenthums mehr als nur vorübergehend zu erwähnen." [2] Die rechtsphilosophische und wirthschaftliche Begründung des Eigenthums steht darum heute noch auf sehr schwachen Füßen. Roscher [3] stellt die verschiedenen Theorien zusammen; folgen wir ihm und prüfen wir sie auf ihre Beweiskraft.

Die Herleitung des Privateigenthums von der ersten Besitznahme [4] ist heute so ziemlich allgemein aufgegeben. Auch die früher beliebte Methode, das Eigenthumsrecht mit der Anerkennung der Staatsgewalt (Hobbes) oder, wie Hugo Grotius wollte, mit der Annahme eines Vertrages zu begründen, findet wohl gegenwärtig keine Anhänger mehr. Ein wirklicher oder stillschweigender Vertrag ist nirgends nachzuweisen, würde auch keine bindende innere Kraft für alle Generationen haben. Die Anerkennung des Staates aber würde das Eigenthum von dem jeweiligen Belieben der Gesetzgeber abhängig machen. „Die Nationalökonomen," fährt Roscher fort, „sind meistens Locke gefolgt, der jedem Arbeiter das Recht zuerkennt, das Product seiner Arbeit zu haben und aufzusparen." Roscher selbst schließt sich dieser Begründung an und meint, daß Jedermann das Recht auf seinen Erwerb besitze, weil er ihn erarbeitet und erspart habe. „Wer möchte sparen, d. h. also dem gegenwärtigen Genusse entsagen, wenn er des zukünftigen Besitzes nicht sicher wäre?" Roscher kommt also auch hier wieder

---

[1] Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. Vol. I, chap. V, p. 44 ss. (Baseler Ausgabe.)

[2] Jäger Eugen, Der moderne Socialismus S. 420. Dieses sehr instructive Werk hat weniger Beachtung gefunden, als ihm gebührte.

[3] L. c. § 77.

[4] Res nullius cedit primo occupanti.

auf das System des Egoismus hinaus. Der klassische Vertreter der Ansicht, daß das Eigenthum darin begründet sei, daß dem Arbeiter das Recht auf sein Arbeitsprodukt zustehe, ist Thiers[1], welcher mit blendender Darstellungsgabe und mit schlauen Trugschlüssen ein System construirte, welches von den Vertretern der Wissenschaft in blindem Glauben dankbar acceptirt wurde. Wie wird Thiers, der besitzlose ehemalige Advocaturgehilfe und der spätere Millionär, heimlich selbst gelacht haben, als er seine Trugschlüsse aufbaute? Er wußte, wie unter dem Julikönigthum erworben wurde, er wußte, daß Keiner Millionär geworden war durch das, was er „erarbeitet und erspart" hatte; er wußte, wie ein Parteiführer unter dem Julikönigthum seinen Parteigenossen offen zurief: „Bereichert euch" (enrichissez-vous!). Thiers wußte, daß diese Parole von denjenigen, welche die Regierungsgewalt in Händen hatten, vollauf befolgt wurde, und zwar nicht durch Erwerb mittelst Arbeit und Sparsamkeit, sondern sie fanden ihr Vermögen auf dem Wege des Börsenspieles, der Gründungen, im Schlamme der Corruption! „Millionen neuen und alten Vermögens beruhen auf Gewalt, Herrschaftsmißbrauch und neuerlich auch auf großartigem Betruge. Man wird die unbefangene Welt nicht überzeugen, daß die an der Börse gewonnenen Millionen gewisser Cäsaren und Machthaber, Minister und Generale, Bankiers und Jobbers reines Arbeitsproduct seien."[2]

Diese Theorie, daß das Eigenthum aus dem Rechte an dem Arbeitsprodukte entspringe, hatte ihre sehr gefährliche Seite. Die Consequenz ist doch sehr naheliegend, daß jenes Eigenthum in der heutigen Gesellschaft, welches sich nicht als Arbeitsprodukt des Besitzers oder seiner Vorfahren nachweisen lasse, der innern Berechtigung entbehre. Der Socialismus hat diese logische Consequenz auch gezogen. Proudhon[3] legte den Maßstab des Arbeitsproduktes an das heutige Eigenthum und fand, daß es Diebstahl sei. Lassalle entdeckte, daß beim heutigen Produktionszustande „Jeder sein nenne, was nicht Resultat seiner Arbeit sei", und kam zu demselben Schlusse, wie Proudhon: Das Eigenthum der kapitalistischen Produktion sei „Fremdthum".

Nicht bloß zu gefährlichen, sondern auch zu trivialen und lächerlichen Folgerungen mußte die Theorie führen, daß das Recht des Eigenthums aus dem Rechte auf das Produkt der Arbeit folge. Die nächste Consequenz war, daß das Kapital aufgesparte Arbeit, das Kapitaleinkommen der Lohn der Sparsamkeit, der Enthaltsamkeit, des Verzichtes auf augenblicklichen Genuß oder, wie seit Senior[4] der technische Ausdruck lautete, der „Ent-

[1] Du droit de la propriété. Paris 1849. [2] Schäffle S. 83.

[3] Qu'est-ce que la propriété (1840).

[4] Outlines of Political Economy (1850).

behrungslohn" sei. Mit vernichtendem Spotte hat Lassalle in seinem Bastiat-Schulze diese Theorie gegeißelt, indem er höhnend ausrief: „Der Kapitalprofit ist der Entbehrungslohn! Glückliches Wort, unbezahlbares Wort! Die europäischen Millionäre Asceten, indische Büßer, Säulenheilige, welche auf Einem Beine auf einer Säule stehen, mit weit vorgebogenem Arme und Oberleibe und blassen Mienen einen Teller in's Volk streckend, um den Lohn ihrer Entbehrungen einzusammeln! In ihrer Mitte und hoch über alle seine Mitbüßer hinausragend als Hauptbüßer und Entbehrer das Haus Rothschild! Das ist der Zustand der Gesellschaft! Wie ich denselben nur so verkennen konnte!... Und was nur diese Arbeiter für Völler und Prasser sein müssen, wo sie insgeheim ihre Villen, Landhäuser und Maitressen haben, und ihre Orgien feiern müssen, daß sie so gar keinen Entbehrungslohn beziehen! Doch Scherz bei Seite, denn es ist nicht möglich, hierbei zu scherzen, und selbst der ingrimmigste Scherz reicht hier nicht aus und verwandelt sich nothwendig von selbst in den Ausbruch offener Empörung! Es ist Zeit, es ist Zeit, die Stimmen dieser Castraten durch den rollenden Ton groben Basses zu unterbrechen! Ist es erhört — während das Kapital der Schwamm ist, welcher allen Arbeitsertrag und Arbeitsschweiß in sich aufsaugt und den Arbeitern nur des Lebens Nothdurft übrig läßt, hat man den Muth, den Kapitalprofit den Arbeitern als den Entbehrungslohn sich kasteiender Kapitalisten auszugeben?! Arbeitern, armen Arbeitern, darbenden Arbeitern hat man den Muth, diesen unendlichen Spott, diesen beißenden Hohn öffentlich in's Gesicht zu werfen?! Gibt es gar kein Gewissen mehr und ist die Scham zu den Bestien entflohen? Und so weit hat man bereits die Verdummung und Entmannung des Volkes mit Erfolg betrieben, daß die Arbeiter selbst, statt in ein Gewitter von Unwillen auszubrechen, dieser offenen Verhöhnung geduldig zuhören? Warum hat das Gesetz keine Strafe für Dinge dieser Art und ist die systematische Verdummung des Volksgeistes denn kein Verbrechen?"

Wir haben diese Probe Lassalle'scher Kritik hier absichtlich wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, wie die liberalen Oekonomen unter der Firma „Wissenschaft" unglaubliche Doctrinen vertraten und mit dem Anspruche auf Alleinbesitz der „Intelligenz" in dickleibigen Büchern, von Tribünen und Kathedern herab docirten. Nur in Einem Punkte thut Lassalle den Vertretern dieser Wissenschaft Unrecht. Die liberalen Oekonomen hatten — mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Thiers — nicht die Absicht, zu betrügen, zu täuschen, zu verdummen; sie waren so sehr in ihr „wissenschaftliches" System verrannt, daß selbst die albernsten Consequenzen muthige Vertheidiger an ihnen fanden und noch heute finden!

Die Philosophen waren mit der Theorie Locke's, welche die Nationalökonomen so brauchbar fanden, nicht zufrieden. Kant sah im Eigenthume

ein Postulat der praktischen Vernunft, welche eine Sphäre der äußeren Freiheit benöthige; ebenso Hegel, welcher gleichfalls „eine Sphäre der äußeren Freiheit" für die Persönlichkeit forderte, während Stahl im Eigenthume einen Kreis der Offenbarung der Persönlichkeit erblickte[1]. Mit solchen Theorien ist aber gar nichts erklärt. Die Communisten greifen ja das Eigenthum gerade aus dem Grunde an, weil nach ihrer Ansicht beim Privateigenthum nur Wenige, nicht Alle „eine Sphäre äußerer Freiheit", einen „Kreis der Offenbarung der Persönlichkeit" finden. Durch dergleichen allgemeine Redensarten werden die Schwierigkeiten nicht gelöst, sondern umgangen. Dasselbe gilt von der Theorie der „Anbildung der Güter zu erweiterten Werkzeugen des persönlichen Lebens", womit Trendelenburg in seinem „Naturrecht" das Eigenthum erklären und begründen wollte. Schon Schäffle bemerkte hiegegen, daß das Vermögen nicht „angebildet", sondern erworben wird. Und um das Wie? dieses Erwerbes handelt es sich bei der Frage um die Berechtigung des Privateigenthums.

Der letzte Grund, die ideale Ursache des Eigenthums, liegt nicht im Menschen. Das Eigenthum ist ein Gesetz der menschlichen Gesellschaft, vom Schöpfer gegeben und darum vom Willen, von der Willkür und dem Belieben der Menschen unabhängig. Wie die Gesetze des Denkens, wie die Gesetze der körperlichen Entwicklung, so sind auch die Gesetze der menschlichen Gesellschaft: Familie (Ehe), Eigenthum und Obrigkeit (Autorität), im Willen Gottes begründet und darum der menschlichen Willkür entrückt.

Die Formen des Eigenthums wechseln je nach der geistigen und sittlichen Bildung der Völker und nach der wirthschaftlichen Entwicklungsstufe derselben, wie auch die Formen der Autorität immer sehr verschieden waren und sind. Aber so wenig die Gesellschaft sich dem Gesetze der Autorität, der Unterordnung unter irgend eine Form der Obrigkeit entziehen kann, ebenso wenig auch dem Gesetze des Eigenthums. Man hat nun allerdings einen Urzustand angenommen, wo Alles gemeinsam gewesen sein soll, später hätten dann List und Gewalt das Eigenthum begründet[2]. Allein einen solchen Urzustand hat es niemals gegeben. Schon in der Familie des ersten Menschenpaares, bei Kain und Abel sehen wir die Anfänge des Eigenthums und der Arbeitstheilung. Der Eine lebte von der Jagd, der Andere widmete sich dem Ackerbau; Jeder von Beiden zog um seine Persönlichkeit einen Kreis von Gü-

---

[1] Vgl. Schäffle S. 85.

[2] So schreibt Rousseau in seinem aller historischen Grundlage entbehrenden Contrat social (6. Kapitel): „Der Erste, welcher ein Grundstück einzäunte, welcher sich unterstand, zu sagen: das ist mein, und welcher einfältige Leute fand, die es glaubten, war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft." — Diese kindische Auffassung ging in die meisten wissenschaftlichen Werke über.

tern, den er benützte und beherrschte, der ihm also eigenthümlich war. Und Beide waren sich dieses Eigenthums auch vollständig bewußt, wie aus der Opferung hervorgeht, wo Jeder von dem Seinigen, von seinem Eigenthume Gaben darbrachte. An der Wiege der Menschheit finden wir also schon das Eigenthum, ja die Frage des „Mein und Dein", die Eifersucht und der Neid riefen den ersten Mord hervor[1]. Je mehr die Arbeitstheilung bei wachsender Bevölkerung zunahm, um so mehr mußte das Eigenthum sich individualisiren, und dieser Proceß ist in fortwährender Ausgestaltung begriffen. Je mehr ein Produkt der Natur Arbeit verlangt, um so rascher geht der Proceß der Individualisirung des Eigenthums. Wir sehen z. B., daß der Ackergrund, welcher fleißige Bearbeitung erfordert, einen viel rascheren Proceß der Individualisirung des Eigenthums durchmachte, als der Waldgrund oder Weidegrund, welche wenig oder gar keine Bearbeitung beanspruchen und darum bis in die Gegenwart herein vielfach Collectiveigenthum geblieben sind.

Zum Beweise für die Behauptung, daß das Eigenthum erst mit steigender Cultur, nach einem längeren Zustande der Gütergemeinschaft entstanden, daß also das Eigenthum nur eine „historische Kategorie" sei, wie Lassalle sich ausdrückte, beruft man sich auf einzelne verwilderte Stämme, wie die Ichthyophagen am rothen Meer, von denen der Märchenerzähler Diodor berichtet. Roscher geht noch weiter und bezeichnet die Gütergemeinschaft, gegenüber der ursprünglichen Isolirung, schon als eine höhere Stufe der Entwicklung![2] Historisch ist eine solche Darstellung nicht. Verwilderte, auf thierische Stufe herabgesunkene Ichthyophagen, welche in Höhlen wohnten und nackt herumliefen[3], stellen nicht den Urzustand dar, sondern einen tiefen Verfall. Die erste historische Kunde, welche wir in der Geschichte von Abel und Kain besitzen, bezeugt uns das gerade Gegentheil von der beliebten Annahme moderner Nationalökonomen. In der Patriarchenzeit sehen wir schon durchaus entwickelte Eigenthumsverhältnisse, ebenso in den sonstigen verlässigen Nachrichten, welche wir aus dem Alterthume besitzen. Roscher ist den geschichtlichen Beweis für seine Angaben schuldig geblieben.

Haben wir die ideale Ursache des Eigenthumsrechtes über und außer dem Menschen, im göttlichen Willen gründend, erkannt, so liegt der rationelle Erklärungsgrund im Verhältnisse des Menschen zur Natur. Die Gaben der Natur, welche als Stoff und Kraft für die Erzeugung von Gütern und als Befriedigungsmittel dienen können, sind in beschränkter Weise auf der Welt vorhanden. Der Mensch ist auf diese beschränkt vorhandenen Hilfsquellen der Natur angewiesen, wenn er

---

[1] Genes. 4, 2—8. [2] L. c. § 26.

[3] Es ist übrigens sehr fraglich, ob diese Angaben Diodors, sowie die Berichte Strabo's über die Scythen auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben können.

sich durch seine Thätigkeit die nöthigen Existenzmittel schaffen will. Der Mensch strebt aber zur größten Entfaltung und Vermehrung. Die Aufgabe besteht nun darin, die Menschheit zur Natur in jenes Verhältniß zu setzen, welches die wirksamste Production von Gütern und die wirthschaftlichste Consumtion von Genußvermögen ermöglicht. Diese Aufgabe kann nur durch das Eigenthum gelöst werden und deßhalb ist das Privateigenthum eine wirthschaftliche Nothwendigkeit[1].

Die wirksamste Durchführung der Güterbildung, der Production ist von der richtigen Verbindung der einzelnen Güter zum Kapitalvermögen abhängig und dieses Kapitalvermögen muß individuell, eigenthümlich, der Persönlichkeit entsprechend konstruirt sein. „Wenn Jeder jeden Augenblick alle Güter an sich nehmen will, so ist die Möglichkeit versagt, daß sie einer Persönlichkeit, einer Individualität wohl angepaßter Productions- und Erhaltungsapparat werden. Die allgemeine Balgerei, welche entstehen müßte, würde nur Unproductivität und allgemeine Armuth im Gefolge haben. Die volle und wirthschaftliche Ausschöpfung der productiven Naturfonds verlangt unbedingt, daß über ihrer Benützung das geübte Auge eines privaten oder mehrerer kollektiver Eigenthümer wache. Die nützlichen Dinge müssen einzelnen Personen oder ganzen Personenvereinigungen zum eigenthümlichen, fest angepaßten Productions- und Genußapparat, zum wirksamsten Kapital- und Genußvermögen gegeben sein. Je dichter die Bevölkerung wird, für je mehr Gäste die Gedecke der Natur zu richten sind, desto wirthschaftlicher und eigenthümlicher und wirksamer sind die beschränkt vorhandenen, natürlichen Productionsquellen im Vermögen zu fassen. Jeder Fortschritt in höherem Rohertrage durch intensivere Land-, Gewerbe-, Handels- und Transportwirthschaft ist bedingt durch einen angemessenen Fortschritt in der wirksamsten individuellen Angliederung der Productionsmittel an die gesteigerten Productivkräfte der Bevölkerung."

„Vollends zur Consumtion, zum Lebensunterhalt bedarf Jeder nicht blos vereinzelte Güter, sondern ein wohlbestelltes ‚Haus', eine ineinandergreifende Vielheit von Genußmitteln, welche in Art und Umfang einen nach dem persönlichen Leben des Hauswirthes und seiner Familie gegliederter Apparat von Mitteln des Lebens darstellt. Ohne die im Hausvermögen verbundene Mannigfaltigkeit von Lebenswerkzeugen ist wirthschaftliche Durchführung der Consumtion, planmäßige und wirksamste Entfaltung des persönlichen Gesammtlebens ganz und gar undenkbar. Das Vermögen muß in wirthschaftlicher Beziehung nicht minder ‚eigenthümlich', individuell sein, als in rechtlicher Hinsicht. Das Vermögen an Kapitalgütern muß für

---

[1] Vgl. Schäffle S. 59 ff.

einen Bäcker ganz anders komponirt sein, als für einen Hutmacher. Das Hausvermögen individualisirt sich nach den besonderen Bedürfnissen der Person, ob diese nun in körperlichen oder geistigen Eigenthümlichkeiten, in Klima oder Nationalität, in Standesansprüchen oder in persönlichen Liebhabereien wurzeln. Je mehr der Mensch über die Befriedigung der absoluten Nothdurft hinausgelangt, je mehr er sich individualisirt, desto mehr individualisirt sich auch sein Vermögen. Die persönliche Eigenthümlichkeit und das äußere Gütereigenthum lassen sich ohne Verwüstung und Zerstörung von Leben gar nicht auseinanderreißen." [1]

Aus dem Grunde der bereits begonnenen Individualisirung des Vermögens für persönliches Leben rechtfertigt sich wirthschaftlich auch das Erbeigenthum, welches die Grundlage des Familieneinkommens und damit die Grundlage der Individualisirung des ganzen Lebens aller Familienmitglieder bildet. Der Erwerber stirbt, hinterläßt Wittwe und heranwachsende Kinder, deren ganze Individualität auf der bisherigen Vermögensgrundlage sich gebildet oder zu bilden begonnen hat und bei Aufhebung dieser Grundlage zerstört werden würde [2].

Nach Schäffle ist das Privateigenthum durchaus berechtigt und unerläßlich nothwendig, „weil und insoweit es für eine Menge von Productionsaufgaben die wirksamste Form gemeinnütziger Verwaltung äußerer nationaler Productionsfonde und für die Masse der Privatbefriedigungen die wirksamste Form des Vermögens an Genußmitteln ist, der wirksamsten Individualisirung des Arbeitsvermögens dient und bei erblicher Gestaltung der Uebervölkerung entgegenwirkt. Ist es vollends durch Besteuerung und durch freien Gemeinsinn des Eigenthümers zu einem Organ gemeinnütziger Bestrebungen geworden, so wüßte ich nicht, was besser begründet sein könnte, als ein Privatvermögen, welches unter einem Vermögensrechte, in ehrlicher Speculation gewonnen ist."

In dieser wirthschaftlichen Rechtfertigung des Eigenthums sind genau jene Momente enthalten, welche die Lehre des Christenthums ihrerseits an das Eigenthum stellt. Die „wirksamste Form der Production" vollzieht sich nämlich nur dann, wenn in den Kreis des menschlichen Lebens möglichst viele Güter mit geringster Lebensaufopferung eingeführt werden, wenn bei der productiven Thätigkeit das Princip weiser Sparsamkeit waltet und die sittliche, vernünftig wirkende Kraft zu Rathe gehalten wird. Die wirthschaftlichste Consumtion der Güter für Erhaltung und Entfaltung des Lebens geschieht dann, wenn möglichst wenig ökonomische Güter verbraucht und zerstört werden, wenn der Grundsatz der Genügsamkeit zur Geltung

[1] Ibid. S. 63. [2] Ibid. S. 88.

kommt. Der Ueberfluß muß den Werken „freien Gemeinsinnes“, der Wohlthätigkeit, der Verschönerung und Veredlung des Lebens dienen. Weiter wird „die wirksamste Individualisirung des Arbeitsvermögens“ nur unter der Voraussetzung erreicht, daß die wirthschaftlich Ueberlegenen auf egoistische Ausbeutung verzichten und statt dessen Allen einen entsprechenden individuellen Benutzungsantheil an den beschränkt vorhandenen äußeren Productionsmitteln zu gewähren bestrebt sind. Und hierin liegt der Kernpunkt der socialen Frage. Die Besitzlosen dürfen nicht als Maschinen, als untergeordnete Wesen, nur zur Ausbeutung als Arbeitsobjecte geschaffen, angesehen werden, sie haben als Mitmenschen und Mitbrüder Anspruch auf die Güter dieser Erde. Endlich als letzte Bedingung stellt Schäffle — und auch das ist eine Forderung der christlichen Sittenlehre —, daß der Erwerb rechtlich, die Speculation ehrlich ist.

Alle Anforderungen an das Eigenthum vom nationalökonomischen, wirthschaftlichen Standpunkte aus decken sich also mit den Principien und Grundsätzen, welche die heilige Schrift und die Lehre der Väter an das Eigenthum stellen. Nur die liberale Theorie, welche fälschlicher Weise den Egoismus als Ausgangspunkt der Oekonomie, als Triebfeder der Wirthschaftlichkeit preist, ist im Widerspruche mit den Lehren des Christenthums. Diese liberale Theorie wird aber, so sehr sie sich auch in den Mantel angeblicher „Wissenschaftlichkeit“ kleidet und so gerne sie auch von Naturgesetzen spricht, von der Wirklichkeit und dem praktischen Leben selbst Lügen gestraft. Statt Freiheit und Gleichheit brachte die Verwirklichung der liberalen Theorie faktische Knechtschaft und die tiefste Ungleichheit. Eine viel „wirksamere Kette und Geißel“, als die frühere Unfreiheit, der Hunger schwebt nach Lamennais' Ausdruck über dem modernen Sklaven, dem vermögenslosen Lohnarbeiter. Der Sklave verkaufte sich einmal [1], der heutige Proletarier muß sich alle Tage neu verkaufen. Neben dem größten Reichthume steht das tiefste Elend unvermittelt. Die stabilen Monopole wurden beseitigt, an deren Stelle trat das Monopol des mobilen Kapitals, welches noch viel schlimmere Früchte zeitigte. Die liberale Theorie steht noch immer auf dem Standpunkte des heidnischen, monopolistischen ökonomischen Princips,

---

[1] Tresslich sagte schon Müller, Adam l. c. S. 57: Geldsklaverei, die jetzt herrschende Art der Sklaverei, ist die schlimmste Art, weil sie mit dem Lügengefühle vermeintlicher Freiheit verbunden ist. Ob man mich ein für allemal unterwirft oder mir täglich alle Lebensbedingungen so lange absperrt, bis ich mich unterwerfe; ob ich mich ein für allemal oder täglich von Neuem verkaufe, gilt gleichviel; statt daß man sonst meinen Leib zu eigen und deßhalb die Sorge für ihn übernahm, nimmt man jetzt nur das Wesentliche desselben, seine Kraft, und überläßt mir den Rest des unnützen Gerippes hohnlachend zur freien Disposition.

welches Wenigen auf Kosten der Massen gibt, während die christliche Lehre die sittliche Beherrschung der naturgesetzlichen Bedingungen des Wohlstandes im Interesse der verhältnißmäßigen und möglichen Beglückung Aller fordert[1]. Alle Menschen sind nach der Lehre des Christenthums gleichberechtigt; Jeder hat das Recht auf möglichste sittliche Entfaltung und wirthschaftliche Bethätigung der Persönlichkeit; diese Freiheit und Gleichheit scheitert aber an dem noch immer mächtigen heidnischen Monopolgeiste der liberalen Doctrin und Praxis. Das Christenthum muß in der Ueberzeugung und im Leben der Völker noch viel tiefere Wurzeln fassen, ehe die Freiheit, welche heute ohne ökonomische Basis eine leere, inhaltslose Phrase ist, und ehe die Gleichheit, nicht in einer gleichförmigen, sondern in einer verhältnißmäßigen, individuell eigenthümlichen Theilnahme Aller an der Production und Consumtion der Güter, an der gemeinsamen Lebensausstattung, Grundlage und Inhalt erlangen.

Mit den bisherigen Erörterungen sind eigentlich schon zwei Fragen beantwortet, welche vielfache Erörterungen und die verschiedensten Beantwortungen hervorgerufen haben, nämlich die Frage nach der Berechtigung des Luxus und die Populationstheorie.

„Was brauche ich Gemeinsinn zu bethätigen und Wohlthätigkeit zu spenden, fragen Viele. Mein Almosen besteht im Luxus, den ich entfalte. Mein Genuß und meine Eitelkeit, ja selbst meine Ausschweifungen und Laster werden zur Erwerbsquelle des Armen."

Dieser Einwand konnte nur einer sehr oberflächlichen Kenntniß des wirthschaftlichen Processes entspringen und fußt auf dem Irrthume der liberalen Oekonomie, welche Production und Erwerb als identische Begriffe behandelt. Zwischen bloß lucrativem Erwerbe und zwischen Production ist aber ein gewaltiger Unterschied. Es gibt auch einen unproductiven und unsittlichen Erwerb, welcher nicht neue Güter producirt und nicht neue Werthe schafft, sondern vorhandene Kapitale vernichtet und productive Kräfte zerstört. Ganz offenbar ist dieß der Fall beim Wucher, wobei der Wucherer fremdes Eigenthum an sich nimmt, nicht aber neue Producte hervorbringt. Bei der wucherischen Ausbeutung werden ferner Vermögen, welche Werthe geschaffen haben, zerstört und productive Kräfte vernichtet. Ganz ähnlich ist es beim Luxus. Es werden Kapitalien, welche für die Production nothwendig sind, um die Existenz Aller zu ermöglichen, im Genusse consumirt und zerstört und die Kapitalien des Luxuriösen zehren sich allmählich von selbst auf. Der Einwand, welchen die Vertreter des Luxus erhoben haben, geht von der Ansicht aus, als ob die Güter der Natur im Ueberflusse vorhanden wären, also auch nach Belieben zerstört

[1] Vgl. Marlo bei Schäffle S. 276.

werden könnten. Dieß ist aber nicht der Fall, sondern der Naturfond ist beschränkt und bedarf der wirkstamsten Production und der wirthschaftlichsten Consumtion, um mit der Vermehrung der Bevölkerung gleichen Schritt zu halten. Nur weil das Privateigenthum die wirksamste Gütererzeugung und die wirthschaftlichste Aneignung der Güter für das persönliche Leben (Consumtion) ermöglicht, ist es wirthschaftlich nothwendig; nur insoweit es diesem Ziele nachstrebt, ist es berechtigt. Wenn dagegen das Eigenthum Bahnen einschlägt, daß hier Wenige im Luxus ersticken, während Tausende der Mittel zur wirthschaftlichen Entfaltung entbehren, verliert es die innere wirthschaftliche Berechtigung[1]. Auch hier sind die sittlichen und wirthschaftlichen Principien im vollen Einklange.

Der Luxus hat schwere wirthschaftliche und sittliche Gebrechen im Gefolge. Ueberall wo Luxus sich breit macht, schwinden die productiven Kräfte, macht sich Schmarotzerthum breit und entsteht das Elend. Luxus und Elend sind zwei korrelative Begriffe; sie bedingen sich gegenseitig. Der Luxus ruft zahlreiche Existenzen hervor, welche nicht productiv thätig sind, sondern bloß consumiren. Die Kapitalien der Verschwender versiegen und all' die Existenzen, welche davon gelebt haben, sinken in's Elend herab. Dieß ist die wirthschaftliche Folge. Die andere Consequenz ist sittlicher Natur. Unter der 'Herrschaft des Luxus entwickelt sich der unproductive, unsittliche Erwerb, auf Kosten des ehrlichen Erwerbs, der productiven Thätigkeit. Und nun entstehen in der Brust des Menschen die Zweifel an der Rechtlichkeit des Eigenthums[2], welches in luxuriöser Vergeudung und im unproductiven Erwerbe die sittliche Basis und die innere wirthschaftliche Berechtigung verloren hat. Mit der Herrschaft des Luxus und des unreellen Erwerbes fällt darum immer die communistische Agitation gegen das Eigenthum zusammen.

Selbstverständlich haben wir hier nur den unsittlichen verschwenderischen Luxus im Auge, nicht jenen edlen Luxus, welcher den idealen Bestrebungen und den steigenden Bedürfnissen höherer Cultur Rechnung trägt, zur Verschönerung, Verfeinerung und Veredlung des Lebens beiträgt und der Gesellschaft Würde und Glanz verleiht[3]. Solche Ausgaben führen nicht zu

[1] Viel zu allgemein dünkt uns nachstehende Phrase Roschers l. c. § 225 zu sein: „Wenn sich ein Volkswirth für oder gegen den Luxus schlechthin erklärt, so ist das ungefähr ebenso, als wenn sich ein Arzt für oder gegen die Nerven erklären wollte.“

[2] Roscher l. c. § 78 sagt, daß die Idee der Gütergemeinschaft in Zeiten, wo schroffes Gegenüberstehen von Reich und Arm existirt, am meisten Anklang findet. Socialismus und schroffes Gegenüberstehen von Reich und Arm verhalten sich aber nicht wie Wirkung und Ursache, sondern beide Erscheinungen sind Folgen des Mißbrauchs des Eigenthums.

[3] Christus selbst vertheidigte (im 14. Kapitel bei Marcus) die Salbung „mit ungefälschtem und köstlichem Nardenwasser“ gegen den griesgrämigen Geiz.

zweckloser Zerstörung von Kapitalien, sondern rufen erhöhte geistige Thätigkeit und sittigende Arbeit hervor und eröffnen darum von selbst neue Quellen des Reichthums. In den sittlichen Forderungen der Sparsamkeit und Genügsamkeit einerseits und im Gemeinsinne andererseits wird der gesunde Blick immer die richtige Grenze zwischen den berechtigten Ansprüchen höherer Cultur und zwischen dem unsittlichen und verschwenderischen Bedürfnisse finden, welches aus Eitelkeit und Genußsucht entspringt und zur unsittlichen Vergeudung führt [1].

„Mit einer gewissen Zaghaftigkeit wird jeder Forscher das Gebiet der bevölkerungspolitischen Fragen betreten. Ich kenne keine Frage, deren Beantwortung so schwierig, so peinlich wäre", sagt Schäffle [2].

Ohne Zweifel gehört die Frage der Population zu den schwierigsten Problemen; sie läßt sich auf dem Wege, welchen Schäffle einschlug, auf dem Wege der politischen Gesetzgebung gar nicht lösen; sie findet vielmehr ihre Beantwortung im Zusammenhange mit der Verwendung des Eigenthums nach den soeben entwickelten sittlichen und wirthschaftlichen Principien.

Das sogen. „malthusianische Gesetz" hat Schwierigkeiten hervorgerufen, welche nur dort existiren, wo das Eigenthum die ihm auferlegten Pflichten verkennt, welche aber keineswegs als allgemeine Norm der menschlichen Entwicklung gelten können. Nach Malthus [3] soll die Volksvermehrung die Tendenz haben, in geometrischer Progression zu wachsen, während die Subsistenzmittel im besten Falle blos in arithmetischer Progression vermehrt werden könnten.

Beide Behauptungen entbehren der thatsächlichen historischen Grundlage und haben keinen Anspruch auf allgemeine Geltung. Die Vermehrung der Bevölkerung ist allerdings in Colonialländern, wie gegenwärtig in Nordamerika, eine sehr rasche; allein in den alten Culturländern steigt die Bevölkerung sehr langsam, ja sie zeigt mitunter kein merkliches Wachsthum, sondern Stillstand. Man sagt nun allerdings, daß hierin gerade das malthusianische Gesetz in Wirksamkeit sich zeige, nach welchem die Natur selbst für die Kinder der Proletarier zur Vollstreckerin des Todesurtheils werde. Allein diese Thatsache eines Stillstandes der Vermehrung zeigte sich in den letzten 30 Jahren gerade bei jenem Volke, wo das Elend am geringsten, der allgemeine Wohlstand verhältnißmäßig am größten ist, nämlich in Frankreich.

Schon vor Malthus hat Montesquieu die Zunahme der Bevölkerung mit dem Vorhandensein von Subsistenzmitteln in Zusammenhang gebracht,

---

[1] Vgl. Ep. ad Rom. 13, 14; *Basilius*, Homil. in div. c. 2 et c. 4; *Chrysost.*, Homil. 48 in Matth. c. 6. Besonders schön durchgeführt ist der Unterschied zwischen edler Verwendung und Verschwendung bei *Ambrosius*, De off. min. II, 21.

[2] S. 676. [3] Principle of Population I, chap. 1.

indem er den allgemeinen Satz aussprach, daß überall, wo eine Familie die nöthigen Subsistenzmittel finde, sofort ein Ehebund sich schließe[1]. Schon Sismondi hat diesen allgemeinen Satz damit widerlegt, daß er auf das rasche Aussterben gerade der reichsten Familien hinwies, wo doch den Mitgliedern die Mittel zur Vermehrung in höchstem Maße zu Gebote gestanden wären. Es ist eine Thatsache, welche von Montesquieu und Malthus ganz ignorirt wurde, daß gerade bei hochentwickelten Culturvölkern die höheren Stände und die wohlhabenden Klassen sehr selten großer Fruchtbarkeit durch mehrere Generationen sich erfreuen. Hier macht sich eine viel größere Vorsicht in der Eheschließung geltend, als bei den unteren Klassen. Auch physiologische Gesetze scheinen thätig zu sein, indem die größere Anstrengung der Nerven, die höhere Thätigkeit des Gehirns die Fruchtbarkeit beschränken. Man hat darauf hingewiesen, daß die bisherigen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche meistens durch größte Energie und geistige Kraft aus den untersten Ständen zur höchsten Stufe sich emporgearbeitet haben, nicht einmal eine Nachkommenzahl hinterlassen haben, welche ihnen und ihren Frauen gleichgekommen wäre. Die geometrische Progression des Malthus und der allgemeine Satz von Montesquieu trifft also nicht zu; ihre Thesen bilden kein allgemeines Gesetz. Jeder braucht sich nur im engsten Kreise umzusehen, um die Erfahrung zu machen, daß gerade die besser situirten Familien am ehesten aussterben. Bei der Aufstellung von allgemeinen „Gesetzen" abstrahiren ihre Urheber regelmäßig von der Willensfreiheit, von welcher gerade die höher gebildeten Schichten der Bevölkerung regelmäßig einen größeren Gebrauch machen, als die unteren Klassen.

Auch die andere These, daß die Subsistenzmittel höchstens in arithmetischer Progression sich vermehren lassen, ist eine unerwiesene Behauptung. Es ist vielmehr eine Thatsache, daß da, wo ein rechtlicher Erwerb und eine billige und gerechte Verwendung des Reichthums stattfindet, mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Unterhaltsmittel in's Unbestimmbare sich vermehren. Mit dem Wachsthume der Population steigert sich auch die Befähigung der Einzelnen, sich mit einander zu verbinden, die gegenseitigen Anstrengungen zu kombiniren und zu vereinigen, woraus beständig wachsende Macht zur Benützung und Unterwerfung der Naturkräfte hervorgeht und wobei jeder Schritt durch Erleichterung der Production und Beschleunigung der Circulation mit rascher Kapitalbildung und höheren Arbeitserträgen bezeichnet ist. Die Nachfrage nach geistigen und physischen Kräften wird größer und die nothwendige Folge davon ist zunehmende Productivität dieser Kräfte, zunehmende Leichtigkeit der Kapitalbildung und

[1] Partout où une famille peut vivre à l'aise, il se forme un mariage.

Steigerung der Quote des Arbeiters. Je mehr die Bevölkerung sich verdichtet, um so mehr muß Jeder nach neuen Erwerbsarten sinnen, um sein tägliches Brod zu finden. Dieses Sinnen und Streben erzeugt tausendfache neue Erwerbsarten und die Quelle des Gewinnes ist mit den gesteigerten Bedürfnissen gänzlich unbestimmbar. Wie Viele leben heute gegenüber früheren Zeiten von den sogenannten liberalen Erwerbsarten, von Unterricht und Schriftstellerei, von Kunst und Wissenschaft im weitesten Umfange? Wie viele neue Bedürfnisse und neue Existenzen hat die Erfindung und Benützung des Dampfes und der Electricität hervorgerufen und ermöglicht?

Umgekehrt tritt dort, wo das Eigenthum durch Ausbeutung erworben wird und in Geiz oder Luxus der Production sich entzieht, keine Vermehrung, auch nicht in arithmetischer Progression, sondern eine fortwährende Abnahme ein. Das beredteste Beispiel bilden heute die Länder, welche von Englands Kapital fortwährend ausgesogen werden, ohne daß ihnen eine befruchtende Pflege zu Theil wird, wir meinen die Länder der iberischen und der Balkanhalbinsel, ferner Indien und Irland. Im armen Irland war im Jahr 1845 eine Bevölkerung von 8 Millionen, heute ist sie auf 5½ Millionen herabgesunken, und trotzdem hat ein irischer Großgrundbesitzer[1] in der „Times" kürzlich ausgeführt, daß das ganze irische Unglück von der Uebervölkerung stamme. Die Population müsse auf zwei Millionen herabsinken; dann erst könne auf dieser Insel das Elend ausgerottet werden. Nehmen wir wirklich an, daß Irlands Bevölkerung nochmals um 3 Millionen sinke, auch dann wird das Elend nicht ausgerottet sein, sondern erst recht die größten Dimensionen annehmen, weil dem Boden die Hände zur Pflege fehlen werden. Dann wird die Fruchtbarkeit des Bodens noch mehr schwinden, als dieß heute schon der Fall ist. Irlands Elend stammt nicht von Uebervölkerung, sondern von der verbrecherischen Politik Englands, welches diese Insel nur zur Ausbeutung benützt. Fünfmalhunderttausend Engländer saugen eine Bevölkerung von fünf Millionen aus, entziehen dem Lande das Kapital, um es in England oder auf dem Continente entweder zu vergeuden oder in Papieren anzulegen. Würde Irland unabhängig werden, würde ein Bauernstand und eine einheimische

---

[1] Marquis von Lansdowne, welcher nicht weniger als 170 000 Acres Bodens in Irland sein Eigenthum nennt. Zwei Drittel vom gesammten Grund und Boden in Irland sind in den Händen von zweitausend Personen. Auch ein anderer Großgrundbesitzer in Irland, Lord Dufferin, Botschafter in St. Petersburg, sprach sich im Sinne des Marquis von Lansdowne aus. Die unersättliche Habsucht versagt dem Nächsten die Mittel zur Existenz; immer dehnt sie die Grenzen aus, als ob der Boden Irlands nur zum Zwecke der Rentenhäufung einiger weniger englischer Lords vorhanden wäre.

Industrie sich bilden und entwickeln, so würde mit dem Elende auch das Gespenst der Uebervölkerung verschwinden.

Wo ist denn die Gefahr der Hungersnoth am naheliegendsten? Etwa in dicht bevölkerten Ländern wie Belgien? Nein, in Ländern mit schwacher, dünner Bevölkerung bilden Hungersnoth und Seuchen die Geißel, durch welche die Bevölkerung decimirt wird!

Wollten Malthus und seine Gesinnungsgenossen allgemeine „Gesetze" begründen, dann müßten sie ihre Behauptungen nicht mit thatsächlichen Zuständen in irgend einem Lande erhärten, sondern sie müßten Belege aus allen Zeiten und allen Ländern beibringen. Das, was die Statistik bis heute geliefert hat, reicht noch lange nicht hin, um aus ihren Resultaten allgemeine Gesetze formuliren zu können. Soviel indeß geht aus den fleißigen Arbeiten von Wappäus[1] hervor, daß die Annahme von Malthus in den Zahlenbelegen keine Stütze finde.

Im vorigen Jahrhunderte, welches sich ja ganz von materialistischen Anschauungen beherrschen ließ, wurde das malthusianische „Gesetz" mit höchstem Respecte beachtet, und nun forschten die Männer der Wissenschaft, die Politiker und Gesetzgeber, wie der Uebervölkerung vorzubeugen sei, um ja das blasse Elend von der Gesellschaft ferne zu halten. Die Regenten und Minister führten das Verbot der Verehelichung für alle Jene ein, welche nicht ein bestimmtes Vermögen nachzuweisen vermochten. Man übersah dabei, daß wohl die Heirathen, aber nicht die Geburten verhindert werden konnten. Die unehelichen Geburten mehrten sich und die Kinder sanken erst recht in's Elend herab. Man beachtete nicht, daß die Familie, die Ehe für sich schon, ohne jegliche Vermögensausstattung, der bedeutsamste wirthschaftliche Factor ist und leicht zur Quelle des Reichthums wird, in dem sie die größte Kraftentfaltung in der Arbeit, die größte Häuslichkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit hervorruft.

Die Gelehrten des Materialismus begnügten sich nicht mit dem Verbote der Heirathen, sie wollten die Geburten verhindern und aus diesem Bestreben entsprang eine schmachvolle Literatur, welche der Civilisation der Neuzeit den größten Schandfleck angehängt hat. Der Materialismus, die „Wissenschaft" der Aufklärung sank zurück in die Barbarei des Heidenthums, alles nur zu dem Zwecke, um das Monopol einiger Weniger auf maßlosen Genuß aufrechtzuerhalten, damit die beschränkten Güter der Natur von einer geringen Anzahl zu den scheußlichsten Ausschweifungen benützt werden könnten. Besonders in England, wo der Egoismus und die Ausbeutung die gesammte „Intelligenz" beherrschen, wurden die brutalsten Mittel anempfohlen, um die Geburten zu verhindern oder die Kinder gleich beim

[1] Bevölkerungsstatistik in zwei Bänden.

Eintritte in die Welt wieder zu beseitigen. Der angesehenste National-ökonom der Gegenwart in England, John Stewart Mill[1], plaidirte für gesetzlichen Zwang, um die Erzeugung von Kindern zu verhüten, „welche der Gesellschaft zur Last fallen". Mit schamloser Stirne erörterte Mill die Mittel, wie dieser Zwang durchgeführt werden könnte. Er erhielt Succurs in verschiedenen Persönlichkeiten, die sich soweit verirrten, die Vertilgung der Leibesfrucht und andere Mittel anzuempfehlen, welche zu bezeichnen die Schamhaftigkeit verbietet. Zu diesen Persönlichkeiten zählt das bekannte Parlamentsmitglied Bradlaugh, der Gotteslängner, welcher im vorigen Jahre (1880) sich weigerte, im Namen Gottes den Parlamentseid abzulegen. Bradlaugh hat die schändlichsten Rathschläge gegeben, über welche am besten Stillschweigen beobachtet wird. Ein anderer Engländer, der sich hinter dem Pseudonym „Marcus" versteckte, nach Rossi einer „der berühmtesten" Engländer, gab den Rath, die Neugeborenen einen schmerzlosen Erstickungstod durch Kohlensäure sterben zu lassen[2]. In England ist also die „Wissenschaft" richtig beim Kindsmord, auf der niedersten Stufe des verthierten Heidenthums angekommen[3]. Einer der hervorragendsten französischen liberalen Oekonomisten, Dunoyer, verirrte sich so weit, als Präfect im Departement der Somme im Jahre 1833 an seine Untergebenen ein Circular zu richten, in welchem er amtlich die Entehrung der Ehe anempfahl. Er schärfte ein, daß „Alle in der Ehe vorsichtig sein und sich sorgfältigst hüten sollten, ihre Ehen fruchtbarer werden zu lassen, als es ihr Erwerb leidet". Diese obrigkeitlichen Mahnungen zur Unsittlichkeit in der Ehe fielen leider nicht auf unfruchtbaren Boden. Vielfach hat sich das Zweikindersystem in Frankreich eingenistet und hat einen Rückgang der Bevölkerung veranlaßt, welcher zu den ernstesten sittlichen und wirthschaftlichen Bedenken Anlaß bietet[4].

Für die materialistische „Wissenschaft" ist die Ruhe im Reichthum und das Schwelgen in materiellen Genüssen das Endziel des Daseins. Sie will vom Elende nicht im Genusse gestört sein und sieht in den Principien von

---

[1] Principles of Political Economy II chap. 13 § 2.

[2] Vgl. *Périn* II, 54.

[3] In Deutschland fand sich auch ein Malthusianer, der sein Licht leuchten lassen zu müssen glaubte. Er schlug die Entmannung als Mittel vor. Weinhold hieß der traurige Mann; er war sächsischer Regierungsrath.

[4] Der französische Episkopat hat in Hirtenbriefen und bei sonstigen Gelegenheiten tief geklagt über die Unordnung und die Unsittlichkeit, womit die liberale Doctrin das Eheleben verwüstete. Die Kirche wandte sich ebenso sehr gegen die viehische Sorglosigkeit des Proletariers, welcher Unglückliche in die Welt setzt, ohne sich um ihr Loos zu kümmern, wie gegen die rohe Selbstsucht des Luxuriösen, der keine Kinder haben will, um sorgenfrei leben zu können. Vgl. Journal des économ. tom. XIV, 375 ss. — *Périn* II, 57.

Malthus das Mittel, sich das Elend vom Leibe zu halten. Es zeigt sich hier so recht der Schmutz des Eigennutzes und die Gemeinheit, in welcher er endet. „Eine Gesellschaft, in welcher die Malthus'schen Lehren zur vollen Geltung kämen, würde in Weichlichkeit, Ausschweifung und Selbstsucht langsam hinsterben. Nichts wäre trauriger, als eine solche Gesellschaft; das Herz schnürt sich bei dem Gedanken an eine Welt zusammen, in welcher Niemand um eine andere Sorge wüßte, als um die, sich die beschränkten Genüsse des Wohllebens zu sichern."[1] Zum Glücke ist der Eigennutz nicht bloß verächtlich, sondern auch allen Kreisen gegenüber, in denen noch sittliche Kraft wurzelt, ohnmächtig.

Dem Bestreben der liberalen Doctrin, die Ehen unfruchtbar zu machen und die Geburten durch Zwang zu verhindern, stellt die Kirche die Fruchtbarkeit und die Freiheit gegenüber. Die Kirche fordert Keuschheit vor der Ehe und in der Ehe und bedingt damit die Fruchtbarkeit der Ehen; in der geläuterten Anschauung aller christlichen Völker ist der Kindersegen ein Segen Gottes: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und unterwerfet sie eurer Herrschaft." Freilich ist seit dem Sündenfalle die Vermehrung des Menschengeschlechtes mit Arbeit und Entsagung verbunden: „Die Erde wird um deiner Sünde willen verflucht sein; nur mit Mühe sollst du fortan aus ihr deinen Unterhalt ziehen; Dornen und Disteln soll sie dir tragen und du sollst das Kraut der Erde essen; im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde kehrest, aus der du genommen bist."[2] Wenn die menschliche Gesellschaft dieser Arbeit, dieser Mühe, diesem Schweiße der Anstrengung sich unterzieht und Gott im Vertrauen um das tägliche Brot bittet, so wird ihr dieses niemals versagt bleiben. Das Wachsen der Bevölkerung wird von selbst die Quelle großartiger Entfaltung der Production. „Eine dichte Bevölkerung ist nicht bloß ein Kennzeichen bedeutender und stark benutzter Productivkraft, sondern schon an sich selbst eine Productivkraft und hochwichtig als Sporn und Hilfsmittel zur Benützung aller übrigen. Die Trägheit, körperlich und geistig, ist so verbreitet, daß die meisten Menschen ewig genügsam in dem vorgefundenen Wirkungs- und Nahrungskreise verharren würden, wenn nicht so mächtige und allgemeine Reize, wie der Geschlechtstrieb und die Kinderliebe, zu dessen Erweiterung nöthigten."[3] — „Alle Fortschritte," sagt Périn[4], „sind enge mit dem Fortschritte der Bevölkerung verknüpft; steht dieser still, so stehen alle mit ihm still. Der Fortschritt der Bevölkerung ist zugleich die Quelle, das Ziel und das Wahrzeichen allen Fortschrittes, weil in der irdischen Ordnung Alles für die Menschen und nichts ohne sie geschieht.

[1] *Périn* II, 42. [2] Genes. 3, 17.
[3] Roscher l. c. § 253. [4] II, 77.

Eine beständig wachsende Bevölkerung kann ihren Wohlstand nur durch energische, fortwährende Anstrengungen aufrecht erhalten, und diese Anstrengungen sind die Quelle aller großen Eroberungen des Menschen über die Welt. Die immer steigende Bewegung der Bevölkerung verwirklicht den Fortschritt durch das Leben in Arbeit und Mühe, den einzigen, welchen Gott den Menschen angewiesen hat. Den Fortschritt dadurch zu erstreben, daß man das Gesetz des Opfers mit dem Gesetze des Genusses vertauscht, ist ein ebenso eitles als verbrecherisches Unterfangen."

Wie die Kirche die Fruchtbarkeit der Geschlechter durch die Keuschheit in der Ehe veranlaßt, so sorgt sie auch für die nöthigen Schranken gegen das Hereinbrechen des Elends, welches immer eine Folge der Unsittlichkeit, des Erlahmens der Kraft der Arbeit und der Entsagung ist. Die Kirche warnt vor sorgloser Eheschließung, fordert zur Ueberlegung auf und wendet sich an den Opfergeist des Familienvaters, an die Liebe der Mutter, wenn Beide sich dazu entschließen, das Gesetz der christlichen Ehe mit ihrer schweren Bürde auf sich zu nehmen. Die christliche Lehre fordert ferner von Allen außer der Ehe strenge Enthaltsamkeit und Keuschheit und zeichnet Diejenigen, welche sich zur Jungfräulichkeit, zur ewigen Keuschheit und Ehelosigkeit entschließen, mit der höchsten Würde aus [1].

Die Jungfräulichkeit ist in jeder Beziehung von dem heilsamsten Einflusse. „Während sie," schreibt Périn, „der Bevölkerung einen Theil ihrer Ausdehnungskraft entzieht und die Gesellschaft vor den Uebeln schützt, die aus einer zu raschen Vermehrung entspringen würden, bewahrt sie dieselbe zugleich vor dem Hereinbrechen eines entgegengesetzten, noch schrecklicheren Uebels, nämlich vor der Erschöpfung der Bevölkerung. Nichts kann mehr dazu dienen, die regelmäßige Fortpflanzung einer Familie zu sichern, als die Beispiele von Tugenden, welche Diejenigen nach allen Seiten hin geben, die durch das Gelöbniß der Keuschheit ihr Leben der himmlischen Tugend geweiht haben. Diese Beispiele sind eine viel wirksamere Predigt, als jede andere, um das Herz des Familienvaters über die beschränkten Vorurtheile des materiellen Interesses zu erheben. Sie lassen ihn das Leben unter seinem

---

[1] Nach dem Vorbilde des Heilandes haben alle Kirchenväter die Würde der Jungfräulichkeit verherrlicht. Mit der größten Kraft der Beredtsamkeit hat der hl. Ambrosius die Vorzüge der Jungfräulichkeit geschildert in den „drei Büchern der Jungfrauen" (nebst einem Nachtrage), seiner Schwester, der hl. Marcellina, gewidmet, dann später in zwei Gelegenheitsschriften: „Belehrung an eine Jungfrau" und „Aufforderung zur Jungfräulichkeit". Schon der hl. Hieronymus spendete diesen Schriften des hl. Ambrosius das größte Lob, indem er an eine heilige Jungfrau schrieb: Legas Ambrosii nostri quae nuper scripsit ad sororem opuscula; in quibus tanto se effudit eloquio, ut quidquid ad laudes virginum pertinet, exquisierit, expresserit, ordinaverit (*Hieronymi* epist. 32 ad Eustoch. cap. 10).

wahren Gesichtspunkte erblicken, als einen Kampf, dessen Preis nicht der Reichthum und die falsche Größe ist, die er verleiht, sondern die wahre Würde und die reinen Seelenfreuden in Erfüllung der göttlichen Gebote. Sie bringen die übertriebenen Sorgen für die Zukunft in ihm zum Schweigen; sie wenden ihn von jenen schmachvollen Berechnungen ab, welche die Zahl der Kinder einschränken, um ihren Wohlstand besser zu sichern; sie entfernen von der Kindheit die verderblichen Einflüsse einer von Stolz und Habgier mißleiteten Erziehung, welche im Kinde die Quelle aller Laster wie allen Unglücks erweitern würde; sie verschaffen endlich dem Familienvater durch das Beispiel des Opfers die Kraft, die strengen Pflichten seines Standes muthig zu tragen. Dieser Einfluß der Jungfräulichkeit durch das Beispiel außerordentlichen Opfersinnes auf die Fruchtbarkeit der Ehen und auf die regelmäßige Vermehrung der Bevölkerung ist eine Thatsache [1], welche in der christlichen Gesellschaft immer sich nachweisen läßt." Schon Ambrosius constatirte diese Thatsache, indem er schrieb [2]: „Ich kenne Leute, welche behaupten, daß die Welt durch das Uebel der Jungfräulichkeit zu Grunde gehen werde. Wirklich? Aber seit wann hat man darüber zu klagen, daß man keine Frauen mehr finde? Wo entbrennt der Krieg, um sich eine Jungfrau zu erstreiten? Thatsache ist vielmehr, daß dort die Bevölkerung geringer ist, wo die Jungfräulichkeit weniger in Ehren steht; dort dagegen, wo die Jungfräulichkeit mehr gewählt wird, ist auch die Menschenzahl größer. Fragt die Kirche von Alexandrien und die von Afrika und den ganzen Orient, wie viel Jungfrauen sie jedes Jahr Gott weihen? Wir haben hier in Mailand verhältnißmäßig weniger Geburten, als jene Kirchen jungfräuliche Einweihungen haben." Weit entfernt, daß die Jungfräulichkeit, wie man ihr zum Vorwurfe machte, die Gesellschaften mit Unfruchtbarkeit schlägt, wird sie Veranlassung, die Fruchtbarkeit zu erhalten. Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches liegt in der sittlichen Ordnung, in der Macht des Beispiels, in der Kraft des Opfers. Die Jungfräulichkeit weckt durch das größte Opfer, durch die heldenmüthigste Entsagung, durch die höchste Tugend die sittliche Kraft derjenigen, welche in der Ehe leben, und trägt damit bei, die Gefahren zu beseitigen, welche der Ehre der Ehe und der Familie drohen, wenn die Kraft des Opfers mangelt!

In den Lehren und Institutionen der Kirche sind in der einfachsten Weise jene Heilmittel geboten, welche die Gesellschaft einerseits vor der Er-

[1] In neuerer Zeit hat dieß Bischof Luquet mit reichen Erfahrungen aus verschiedenen Bezirken Frankreichs nachgewiesen. Vgl. Univers, Jahrgang 1857.

[2] De virginitate cap. 7 nr. 36: Si quis putat, consecratione virginum minui genus humanum, consideret, quia ubi pauci virgines, ibi etiam pauciores homines; ubi virginitatis studia crebriora, ibi numerum quoque hominum majorem.

schöpfung der Fruchtbarkeit, andererseits vor Uebervölkerung bewahren. Und die Kirche löst dieses schwierige Problem, ohne die Freiheit zu beschränken. Niemals hat die Kirche den Zwang gebilligt, um den Fortschritt der Bevölkerung zu beschleunigen oder zu beschränken. Immer hat die Kirche ausgesprochen, daß die Freiheit niemals heiliger sei, daß sie niemals mehr gewahrt werden müsse, als wenn der Mensch zu dem entscheidenden, wichtigsten Acte sich entschließt, entweder eine Familie zu gründen oder der Jungfräulichkeit sich zu weihen. Das Ehegelöbniß sowohl, wie das Gelübde der Jungfräulichkeit hat die Kirche immer für ungiltig erklärt, wenn das wichtigste Erforderniß, die Freiheit, mangelte. Die Kirche bringt also durch die Freiheit zu Stande, was die menschliche Wissenschaft und Weisheit, ausgerüstet mit der Allmacht des Staates, niemals erreichte: die stetige Entwicklung und den Fortschritt der Bevölkerung, ohne dem Extreme der Uebervölkerung zu verfallen. „Sollte diese Macht der Kirche, welche von ihr in einer Reihe von Thatsachen voll der größten Schwierigkeiten und des entscheidendsten Einflusses auf das Loos der Völker so glücklich entfaltet wurde, nicht genügen, um in ihren Lehren jene sociale Wahrheit zu erkennen, welche so viele Menschen unserer Zeit, von einer falschen Freiheit geblendet, hartnäckig in Systemen suchen, in denen Alles seinen Ursprung im Zwange und sein Ziel in der Unfruchtbarkeit hat?“ [1]

Die Gefahren einer Uebervölkerung sind von der Wissenschaft bis jetzt immer überschätzt worden [2]. Es würde den Oekonomen schwer fallen, eine Zeit und ein Land zu bezeichnen, wo jemals absolute Uebervölkerung stattgefunden hätte. Relativ war ja 1845 in Irland Uebervölkerung vorhanden, aber nicht, weil Irland nicht acht Millionen Einwohner ernähren könnte, sondern nur, weil das Eigenthum viel zu ungleich vertheilt war und ist und weil die Erträgnisse des Eigenthums nicht zur Production im Lande benützt wurden. Die Mehrzahl der Einwohner sank in's Elend herab, weil ihnen die Benützung der Güter und Kräfte der Natur vorenthalten wurde, um sie mit ihrer Arbeit befruchten zu können. Die Frage der Bevölkerungstheorie dreht sich nicht darum: „Wie kann das Anwachsen einer Uebervölkerung verhindert werden?“, sondern einzig darum: „Wie ist es möglich, Allen einen entsprechenden, der Individualität angepaßten und verhältnißmäßigen Benutzungsantheil an den beschränkt vorhandenen äußeren Productionsmitteln, an den Kräften und Gütern der Natur zu gewähren?“ Die Beantwortung dieser Frage haben wir gegeben in der Erörterung über die sittlichen

[1] *Périn* II, 98.

[2] Auch Schäffle (S. 696) muß schließlich, nachdem er zuvor gegen die Auffassung der Kirche vom Kindersegen wegwerfend polemisirt hat, auf Grund der statistischen Ergebnisse von Wappäus zugeben, „daß weiteres Herabsetzen der Fruchtbarkeit nicht einmal wünschenswerth, eine Vermehrung sogar zulässig sei“.

Pflichten des Eigenthums nach christlicher Lehre [1]. Diese sittlichen Pflichten decken sich genau mit den ökonomischen Bedingungen wirksamster Production und wirthschaftlichster Consumtion, Bedingungen, welche die Nothwendigkeit des Eigenthums erhärten, aber auch die Grenze der Berechtigung desselben bilden. Werden die sittlichen Pflichten und die wirthschaftlichen Bedingungen des Eigenthums beachtet, dann ist eine Uebervölkerung schwer denkbar, weil ja mit jedem Zuwachse der Bevölkerung ebenso die Production sich erweitert, wie die Consumtionsfähigkeit steigt.

Die Schwierigkeiten der Bevölkerungstheorie entstanden immer nur in jenen Gesellschaften, welche auf die Pflichten des Eigenthums vergessen hatten und die Güter der Erde für das Monopol der Besitzenden erklärten. Die egoistische Genußsucht suchte nach Mitteln, die Zahl der Theilnehmer möglichst zu beschränken, und in diesem Streben entstanden die abscheulichen Maximen, welche das Heidenthum offen bekannte und anwandte. Die englische Nationalökonomie, in deren Geleisen die heutige Nationalökonomie noch immer sich fortbewegt, adoptirte die materialistische Weltanschauung des Heidenthums, erklärte den egoistischen Genuß als Ziel und Zweck der Wirthschaft und mußte darum consequenter Weise auch zu der heidnischen Theorie zurückkehren, welche den Armen das Recht absprach, an der Tafel der Natur mitzuspeisen. Malthus hat dieß offen ausgesprochen, und die heutige Wissenschaft à la Roscher hält an den „ewigen Errungenschaften" des malthusianischen Systemes fest. Das Heidenthum endete in sittlicher und materieller Erschöpfung, in Verarmung und Unfruchtbarkeit. Wäre die heutige Gesellschaft nicht besser, als die moderne „Wissenschaft", so würde dasselbe Resultat eintreten, wie in der absterbenden Griechen- und Römerwelt. Jedenfalls hat die moderne „Wissenschaft" so viel Verheerungen im praktischen Leben der Völker bereits angerichtet, daß heute weit weniger die Gefahr

---

[1] Eines metaphysischen Grundes, des Segens Gottes, welcher der Gesellschaft, falls sie die Gebote Gottes achtet, niemals fehlt, hat in schöner Weise Louis Veuillot im „Univers" kürzlich gedacht, indem er schrieb: „Nur Gottes Segen kann einem Jeden seinen Antheil an den zeitlichen Gütern geben; nicht einen Antheil, wie ihn schrankenlose, gottvergessene Habsucht und Herrschsucht will, sondern einen Antheil, wie er für unsere Nothdurft ausreicht. Es ist der Antheil, um welchen wir bitten, indem wir sprechen: ‚Unser tägliches Brod gib uns heute'. Man muß Diejenigen mehr bedauern als beneiden, welche durch besondere Zulassung der göttlichen Vorsehung mehr als ihr tägliches Brod haben; denn da sie für den morgigen Tag gesichert sind, stehen sie in Gefahr, sich auf ihren Besitz zu verlassen, nicht mehr zum Himmel aufzuschauen und zu vergessen, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt. Aber diesen nothwendigen, diesen spärlichen Antheil haben doch auch noch nicht Alle! Wie bekommt man ihn denn? Man bekommt ihn weder durch List noch durch Gewalt. Er ist gar nicht vorhanden, und darum muß man Gott bitten, er möge ihn uns durch seine Allmacht und Gnade schenken. Unser Fleiß reicht nicht hin, wenn Gott nicht seinen Segen gibt, und Gottes Segen erlangt man, wenn man das Reich Gottes sucht."

besteht, es könnte die Gesellschaft an den Folgen allzu großer Fruchtbarkeit Schaden leiden. Viel näher liegt die Gefahr des Gegentheils. Die städtische Bevölkerung leidet bereits an Mangel an Fruchtbarkeit und muß sich fortwährend ergänzen an dem Zuzuge aus den Kreisen der ländlichen Bevölkerung. In den Jahren 1871—1874 trat in Folge dessen eine bedenkliche Krisis in den Arbeiterverhältnissen der Landwirthschaft ein. Schon heute dürfte die ackerbautreibende Bevölkerung nicht mehr so bedeutend sein, wie in den Blüthezeiten der landwirthschaftlichen Entwicklung vom 13. bis 15. Jahrhunderte. Dureau de la Malle[1] hat den ziffermäßigen Beweis erbracht, daß Frankreich im 14. Jahrhunderte eine stärkere Bevölkerung hatte, als das entsprechende Gebiet in der Gegenwart. Dabei ist noch außer Berechnung geblieben, daß es damals noch wenig Industrie gab, welche heute einen großen Theil der Bevölkerung beschäftigt. Ein Vergleich der Ortschaften, welche aus der Mitte des 13. Jahrhunderts in den Aufzeichnungen Hermanns von Niederalteich erhalten sind, mit denjenigen der Gegenwart auf gleichem Gebiete an der Donau in Niederbaiern zeigt, daß damals die ländliche Bevölkerung ebenso dicht gesessen ist, wie heute. Und dabei war die damalige Bauernbevölkerung in Deutschland wohlhabender und besser genährt, als heute[2]. Dureau de la Malle[1] hat dieß auch für Frankreich erwiesen, Sismondi für Italien[3]; bezüglich Englands haben wir das zeitgenössische Zeugniß des englischen Kanzlers Fortescue[4], welcher von den englischen Bauern berichtete: „Sie sind in großem Ueberflusse mit allen Gattungen Fleisch und Fisch genährt, wovon sie überall vollauf haben; sie sind durchgehends in gute Wollzeuge gekleidet, ihre Betten und Ausstaffirungen in den Häusern sind gleichfalls von Wollenzeug, und das in großer Menge. Auch mit allem anderen Hausrath und den zum Wirthschaftsbetriebe nöthigen Werkzeugen sind sie wohl versehen. Jeder besitzt nach Maßgabe seines Standes alle Dinge, welche das Leben bequem und glücklich machen.“[5]

---

[1] Im 14. Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions part. 2, p. 53 ss. Vgl. *Leop. Delisle*, Études sur la condition de la classe agricole en Normandie au moyen-âge p. 189.

[2] Deutschland war in der zweiten Hälfte des Mittelalters die wohlhabendste Nation und das politisch freieste Volk. Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I, 256 ff. Ueber die damalige Nahrung ibid. I, 302 ff.

[3] Républiques italiennes Kap. 41.

[4] Mitgetheilt bei Cobbet, Geschichte der protestantischen Reform in England u. Irland S. 572. Vgl. „Geschichte der kirchl. Armenpflege“ S. 323. 328.

[5] Aehnlich schildert *Eden*, The State of the Poor I, 53, den englischen Wohlstand in der zweiten Hälfte des Mittelalters: There can be little doubt but that in 1400 the great mass of the people were *rich, thriving and independant* ... the humanizing principles of Christianity are causes, which must have powerfully and beneficially operated towards the melioration of the condition of mankind.

Heute ist dieser Bauernstand in England gründlich ausgerottet. Grund und Boden ist in den Händen Weniger, und das ländliche Arbeiterproletariat ist physisch und moralisch auf die Stufe thierischer Verkommenheit herabgesunken. Man kann ohne Grauen die Schilderungen nicht lesen, welche auf Grund parlamentarischer Enquete-Berichte von Marx in seinem „Kapital" geboten werden. Dr. Julius Hunter[1] sagt in seinem berühmten Berichte über die englischen Landarbeiter: „Die Existenzkost ist fixirt zu dem möglichst niedrigen Betrage, womit er leben kann; seine Subsistenzmittel werden stets als fixe Quantität behandelt." Es gibt für ihn keine Abwechslung und Verbesserung. „Was irgend eine weitere Reduction seines Einkommens angeht, so kann er sagen: nihil habeo, nihil curo. Er hat keine Furcht für die Zukunft, weil er über nichts verfügt außer dem, was zu seiner Existenz absolut unentbehrlich ist. Er hat den Gefrierpunkt erreicht; komme, was wolle, er hat keinen Antheil an Glück und Unglück." Von den Wohnungen dieser Landarbeiter sagt Dr. Hunter, daß sie die ungeheuerlichsten Charakterzüge der schlechtesten Stadtwohnungen theilen. „Und unsere vielen gesundheitspolizeilichen Gesetze sind ein todter Buchstabe."

Man vergleiche diese Schilderung Dr. Hunters im 19. Jahrhundert mit obigem Gemälde des Kanzlers Fortescue aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts! Die „Humanität" und der „Fortschritt" einer Gesellschaft, welche in Wissenschaft und Leben zu den heidnischen Grundsätzen zurückgekehrt ist, hat all das, was nach Fortescue das Leben schön und glücklich machte, zerstört. Das Christenthum hatte den Wohlstand Aller begründet, die heidnisch-„humanistischen" Grundsätze der Gegenwart schufen den Luxus einiger Weniger und ein Sklavenleben für alle Uebrigen. Mit den heidnischen Anschauungen und Sitten kehrten auch die heidnischen wirthschaftlichen Zustände, das Massenelend und die Sklaverei wieder zurück, letztere freilich in anderer Form. Marx[2] weist an zahlreichen Aussprüchen der englischen Nationalökonomen und an Beispielen der englischen Fabrikanten nach, wie sehr bei ihnen die Anschauung bloßer Fütterung der Lohnarbeiter als einer Gattung höherer Arbeitsthiere gang und gäbe ist. Im Jahre 1863 während der Baumwollkrisis sagte Edmund Potter, Vicepräsident der Handelskammer in Manchester, in einer Zuschrift an die „Times" (vom 24. März) wörtlich

---

[1] Public health, seventh report (London 1865) S. 242. Vgl. Marx S. 708. Ein Arbeiter sagte der officiellen Untersuchungscommission: „Ich arbeite hart und habe nicht genug zu essen. Als ich im Gefängnisse war, arbeitete ich nicht so hart und hatte Essen in Fülle gegen jetzt, und darum ist es besser für mich, im Gefängniß als im Freien zu sein." Die amtliche Commission mußte die Wahrheit dieser Bemerkung zugeben und selbst constatiren, daß die ländlichen Arbeiter in Schottland sehr selten irgend ein Fleisch erhalten!

[2] S. 681 ff.

Folgendes: „Ich möchte die Frage stellen: Ist es der Mühe werth, die Maschinerie (nämlich die lebendigen Arbeitsmaschinen) in Ordnung zu halten, und ist es nicht die größte Narrheit, daran zu denken, sie aufzugeben? Ich glaube so. Ich will zugeben, daß die Arbeiter nicht Eigenthum sind, nicht das Eigenthum Lancashire's und der Meister; aber sie sind die Stärke beider; sie sind die geistige und geschulte Kraft, die in einer Generation nicht ersetzt werden kann. Die andere Maschinerie dagegen, woran sie arbeiten, könnte zum großen Theile mit Vortheil ersetzt und verbessert werden in zwölf Monaten. Ermuntert oder erlaubt die Emigration der Arbeitskraft, und was wird aus dem Kapitalisten?"

Diese Sprache, welche ganz den in England herrschenden Anschauungen entspricht, klingt, als ob in Großbritannien niemals das Christenthum geherrscht hätte. Der Arbeiter ist nur eine Maschinerie, ein Ausbeutungsobject, wenn nicht gerade Eigenthum, so doch eine „Kraft", über welche das Kapital verfügt und welche an die Maschine gebunden ist. Man sieht, daß der Abfall vom Christenthume, die Verläugnung der christlichen Lehre in Anschauung und Leben nach Oben wie Unten entsittlichend gewirkt hat. Oben tritt eine Verrohung und Brutalität ein, welche an die schlimmsten Zeiten des Heidenthums erinnert; die unteren Schichten sinken auf das Niveau thierischer Existenz herab. Gladstone hat letztere Thatsache in einer Parlamentsrede vom 16. April 1863, mit welcher er die Vorlage des Budgets begleitete, in folgenden Worten ausgesprochen: „Das menschliche Leben ist in neun Fällen von zehn ein bloßer Kampf um die Existenz."

Dieses beschämende Resultat hat die englische Nationalökonomie, statt es auf Conto ihrer unchristlichen Principien zu setzen, als nothwendige Folge naturgesetzlicher Entwicklung hingestellt. Durch Roscher hat diese Anschauung auch in den gebildeten Kreisen Deutschlands[1] Platz gegriffen. Roscher ist durch das Bestreben, jede Thatsache in ein System zu zwängen, so sehr beherrscht, daß er selbst in den schlimmsten Auswüchsen der wirthschaftlichen Zustände der Gegenwart nichts als die Resultate von Naturgesetzen erblickt. Selbstverständlich sind dann alle thatsächlichen Zustände die Folge nothwendiger Entwicklung, und Derjenige, welcher sie tadelt und geändert wissen will, versündigt sich gegen die Natur. Die schlimmsten Verirrungen

[1] Vollauf berechtigt ist das Urtheil von Marx, welcher (l. c. S. 814) schreibt: „Der theoretische Ausdruck einer fremden Wirklichkeit verwandelte sich unter der Hand der deutschen Professoren in eine Dogmensammlung, von ihnen gedeutet im Sinne der sie umgebenden kleinbürgerlichen Welt, also mißdeutet. Das nicht ganz unterdrückbare Gefühl wissenschaftlicher Ohnmacht und das unheimliche Gewissen, auf einem in der That fremdartigen Gebiete schulmeistern zu müssen, suchte man zu verstecken unter dem Prunk literarhistorischer Gelehrsamkeit oder durch Beimischung fremden Stoffes, entlehnt den sogen. Cameralwissenschaften, einem Mischmasch von Kenntnissen, deren Fegfeuer der hoffnungsvolle Candidat deutscher Bureaukratie zu bestehen hat."

der mittelalterlichen Scholastik, welche von derselben Wuth nach Systematik befallen war, sind sehr gering anzuschlagen gegen die trostlose Verirrung der modernen ökonomischen Scholastik, welche unser geistiges und wirthschaftliches Leben einem heillosen Siechthum preisgab.

Roscher[1] unterscheidet drei große Perioden der Volkswirthschaft; in der ersten herrscht überall der Factor Natur vor, in der zweiten wird der Arbeitsfactor immer bedeutender. „In der dritten wird das Kapital vorherrschend, der Boden nimmt durch Kapitalanlagen unendlich an Werth zu, auch im Gewerbefleiß überwiegt Maschinenarbeit die menschlichen Hände. Der Reichthum des Volkes steigt hierdurch fortwährend, aber der kleine Mittelstand mit seiner soliden Bildung und Wohlhäbigkeit nimmt ab; kolossaler Ueberfluß stellt sich bettelhafter Armuth gegenüber."

Das ist nach Roscher Naturgesetz. Woher weiß er das? Gesetze kann man doch nur abstrahiren und aus zahlreichen, gleichmäßigen Thatsachen folgern, welche unter denselben Bedingungen überall und zu allen Zeiten sich ergeben. Dazu liegt aber für die Nationalökonomie in dieser Frage gar kein zu vergleichendes Material vor. Vorerst existirt nur Eine Thatsache, nämlich daß die christlichen Völker Europa's, specieller gesagt die christlichen germanischen und romanischen Völker diese Entwicklung genommen haben. Eine Thatsache bietet aber noch kein Gesetz. Die Roscher'sche Annahme würde nur dann einen Schein von Berechtigung haben, wenn er auch in der vorchristlichen Zeit dieselbe Entwicklung nachweisen könnte; er muß aber selber zugeben, daß das Alterthum über die zweite Periode nicht hinausgekommen ist[2]. Die großartige Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens der Gegenwart mit Maschinen, mit Dampf und Electricität hat gar kein Analogon. Und trotz des wirthschaftlichen Gegensatzes stimmen Alterthum und Gegenwart in Einem Punkte überein: im Reichthum ohne Maß und im Elende ohne Ziel. Die Ursache hiervon kann nicht, wie Roscher annahm, in Naturgesetzen der wirthschaftlichen Entwicklung liegen, weil ja hier voller Gegensatz herrscht, sondern sie liegt in denselben geistigen und sittlichen Verirrungen, welche die Gegenwart und das absterbende Alterthum mit einander gemeinsam haben. Die Besitzenden von heute sehen sich, wie ihre Vorbilder im Alterthum, als absolute Herren ihres Eigenthums an, verfügen über die irdischen Güter wie über ein ihnen allein zustehendes Monopol und erblicken in allen übrigen Menschen nur Ausbeutungsobjecte, welche ihnen Reichthum und Genuß verschaffen müssen.

---

[1] § 47.

[2] Und auch diese Analogie trifft nicht zu, denn das römische Volk hat ein Mittelalter im wirthschaftlichen Sinne, mit dem christlichen Mittelalter vergleichbar, niemals gehabt. Vgl. die treffliche Ausführung bei Arnold, Cultur und Rechtsleben S. 246 ff.

Die Folge dieser geistigen und sittlichen Verirrung ist der maßlose Reichthum auf der einen Seite, das Elend auf der andern. Diese Entwicklung ist aber nicht nothwendig, ist kein Naturgesetz, wie die englische Oekonomie und Roscher geltend machen wollen, sondern das Resultat einer irregeleiteten Willensrichtung, eines Mißbrauches der menschlichen Freiheit.

Aber auch ein Vergleich der zweiten Periode der christlichen Zeit mit der alten Welt ist nicht möglich. Hat das ausgehende Mittelalter die Entwicklung genommen, wie die letzte Periode der römischen und griechischen Welt? Nein. Letztere ging am Egoismus und an der Genußsucht zu Grunde, während das Mittelalter die wirthschaftliche Entwicklung der Gegenwart hervorrief. Auch heute, trotz aller geistigen und sittlichen Verirrungen, ist es nicht nothwendig, daß etwa die Gegenwart von dem Schicksale der griechisch-römischen Welt ereilt werde. Vielmehr hat die Ansicht, daß die christliche Wahrheit und die christliche Ueberzeugung im Leben der Völker wieder die Oberhand gewinnen und zu neuen Siegen und Fortschritten auch auf wirthschaftlichem Gebiete die Bahn brechen werden, immer noch Anhaltspunkte genug, um sich nicht dem Wahne der Selbstzerstörung, der Philosophie des Unbewußten in die Arme werfen zu müssen.

Hat die Wissenschaft der Nationalökonomie bei der Entwicklung der Bevölkerungstheorie die sittlichen Pflichten, welche der Besitz auferlegt, verkannt und außer Acht gelassen, so hat sie bei Definition des Werthes die wirthschaftliche Function des Eigenthums falsch bestimmt und dadurch in logischer Entwicklung den Socialismus und Communismus [1] als wissenschaftliches System hervorgerufen. Communistische Bestrebungen gab es in all denjenigen Perioden, wo die Besitzenden ihre sittlichen Pflichten vergaßen. Allein diese communistischen Tendenzen kleideten sich in das Gewand der Utopie und waren mehr oder minder ungefährlich. Der moderne Socialismus ist insoferne eine ganz neue Erscheinung, als er als wissenschaftliches System auftritt, seine Postulate theoretisch begründet und in agitatorische Formen kleidet. Karl Marx verfügt über einen bemerkenswerthen wissenschaftlichen Apparat und ist als feiner Beobachter und als logischer Denker den meisten liberalen Oekonomen der Gegenwart überlegen. Verstände er populär zu schreiben, so würde sein Einfluß sehr gefährlich geworden sein. Seine hegelianische Beweisführung und seine abstruse Darstellung verschließen ihm einen größeren Leserkreis. Die bedeutsamste Kraft im socialistischen Lager war Lassalle. Er konnte mit Recht sich rühmen,

[1] Manche Socialisten verwahren sich dagegen, als wollten sie den Communismus. Allein nachdem sie offen das Gemeineigenthum aller Productionsmittel als ihr Ziel bezeichnen, so bleibt ihnen, wenn sie logisch und gerecht handeln wollen, auch nichts übrig, als die communistische Vertheilung des Productionsertrages. Vgl. Jäger S. 428. Wir gebrauchen deßhalb Socialismus und Communismus als gleichbedeutende Begriffe.

daß er mit dem gesammten Wissen der Neuzeit ausgerüstet [1] auf die Arena trete. Keiner der liberalen Oekonomen konnte ihm Stand halten, Alle mußten von ihm lernen. Zu dem großen Wissen und dem seltenen Scharfsinne gesellte sich bei Lassalle die größte agitatorische und oratorische Kraft und eine klassische Darstellungsgabe, welche auch über ein Uebermaß von „klassischer Grobheit" verfügte.

Marx und Lassalle stehen im Wesentlichen in der Werththeorie auf dem Boden der englischen Nationalökonomie. Sie erklären, daß der Werth einer Waare bestimmt werde durch den zur Production nöthigen Arbeitsaufwand, daß im Tauschwerthe das Quantum der in der Waare verkörperten Arbeit zur Erscheinung komme, oder wie Lassalle sich ausdrückte, daß „im Preise der Producte bloß die menschliche Arbeit und nicht die Kräfte der Natur bezahlt werden" [2]. Schon bei dem ersten Begründer der modernen Nationalökonomie findet sich diese Lehre und Ricardo hat sie zu einem Systeme ausgebildet, welches zunächst seine Spitze gegen das Grundeigenthum richtete. Smith nimmt einen ursprünglichen Communismus, einen „früher rohen Stand der Gesellschaft an, welcher der Kapitalanhäufung und Bodenaneignung vorausgegangen sei, wo die Arbeitsmengen den einzigen Umstand bildeten, welcher für den wechselseitigen Austausch die Regel abgab". „Wenn z. B. — sagte Smith — bei einem Jägervolke das Erlegen eines Bibers gemeinhin noch einmal soviel Arbeit kostete, als das Erlegen eines Hirsches, so wurde ein Biber für zwei Hirsche in Tausch gegeben oder war ein Biber soviel werth, als zwei Hirsche. Es ist natürlich, daß das Ergebniß einer Arbeit von zwei Tagen oder zwei Stunden doppelt höheren Werth hat, als das Ergebniß einer Arbeit von Einem Tage oder Einer Stunde. Daß die größere Anstrengung oder größere Geschicklichkeit in Rechnung zu setzen sei, ist selbstverständlich. Bei solchem Stande der Dinge gehört das ganze Ergebniß der Arbeit dem Arbeiter selbst und die zur Production einer Waare nöthige Arbeitsmenge entscheidet allein über die Arbeitsmenge, welche durch sie wieder gekauft oder eingetauscht werden kann." An anderer Stelle schreibt Smith noch prägnanter also: „Im ursprünglichen rohen Zustande der Gesellschaft gehört der ganze Ertrag der Arbeit dem Arbeiter und die zur Erwerbung oder Erzeugung irgend einer Waare gewöhnlich verwendete Arbeitsmenge ist der alleinige Umstand, welcher bestimmt, wie viel Arbeit aufgewendet werden muß, um eine gewisse Waare kaufen, eintauschen oder über dieselbe verfügen zu können." [3]

---

[1] „Ich schreibe jede Zeile, die ich schreibe, bewaffnet mit der ganzen Bildung meines Jahrhunderts." Bastiat-Schulze S. 241.

[2] Bastiat-Schulze S. 206.

[3] L. c. I Kap. 6.

„Sobald — fuhr Smith fort — aber der gesammte Boden eines Landes Privateigenthum geworden, wünschen die Eigenthümer, wie andere Menschenkinder, zu ernten, wo sie nicht gesäet haben, sie fordern eine Rente für natürliches Erträgniß des Bodens. Das Holz des Waldes, das Gras des Feldes und alle natürlichen Früchte des Bodens, welche, als der Boden noch Gemeinbesitz war, dem Arbeiter nur die Mühe des Einsammelns kosteten, erhalten für ihn nun (außer dieser Arbeit) noch einen Preis. Er muß für die Erlaubniß, zu sammeln, zahlen; er muß dem Bodenbesitzer einen Theil davon abliefern, was Ergebniß der Sammel- oder Bereitungs-Arbeit war. Dieser Theil oder der Preis dieses Theiles bildet die Bodenrente und in den meisten Waaren steckt diese als drittes Element des Preises.... Man könnte denken, die Bodenrente sei nichts anderes, als ein billiger Profit für das Kapital, welches vom Eigenthümer für die Urbarmachung verwendet wurde. Das mag mitunter der Fall sein, mehr als theilweise jedoch niemals, indem auch für nicht urbar gemachten Boden vom Besitzer eine Rente gefordert wird, und der vermeintliche Zins für aufgewendetes Kapital erhöht im betreffenden Falle die Rente. Aber auch da wird eine Rente eingefordert, wo von Verbesserungen durch menschliche Arbeit gar nicht die Rede sein kann. Das Kelp, ein Seegewächs, dessen Asche ein in Glas-, Seifenfabrikation u. s. w. verwendbares, alkalisches Salz liefert, wächst in Schottland auf Felsen, welche unter der Wasserlinie liegen und daher täglich zwei Mal überfluthet werden. Diese Gewächsproduction ist niemals durch menschliche Arbeit gefördert worden und dennoch verlangen die Eigenthümer, mit deren Boden solche Felsen in Verbindung sind, ebenso eine Rente, wie für ihre Kornfelder."

Smith kam auf diesem Wege zu dem Resultate, daß die Eigenthümer des Bodens in der Form einer Rente einen Theil des Arbeitserträgnisses Anderer sich aneignen. Ricardo bildete diese Theorie noch weiter und einseitiger aus, und sie ist bis heute die einzige in England herrschende „wissenschaftliche" Doctrin [1].

Carl Marx übertrug diese Lehre auch auf das mobile Kapital und fand, daß jeder Besitzende, nicht bloß der Grundeigenthümer, sondern auch der Kapitalist in der Rente einen Theil des Arbeitsertrages Anderer sich aneigne. Er unterscheidet zwischen Tauschwerth und Gebrauchswerth und in der Spalte zwischen diesen zwei getrennten und verschiedenen Werthen nistet der Capitalprofit. Er sagt: „die vergangene Arbeit, welche in der Arbeitskraft steckt, und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann, ihre täglichen Erhaltungskosten und ihre tägliche Verausgabung, sind zwei ganz

[1] So sagt z. B. *Mac-Culloch*, Principles II cap. 1: „Es ist die Arbeit, und bloß allein die Arbeit, welcher der Mensch jedes Gut, das einen Tauschwerth hat, verdankt." Aehnlich auch *J. St. Mill*, Elements III, 2.

verschiedene Größen. Die erstere bestimmt ihren Tauschwerth, die andere bildet ihren Gebrauchswerth." Um dieß verständlicher zu machen, sei bemerkt, daß Marx behauptet, der Tauschwerth der Arbeitskraft werde bestimmt durch die Erhaltungskosten des Arbeiters, durch die Summe der Lebensmittel, deren der Arbeiter bedarf, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Um diesen Preis erwirbt also der Besitzende auf dem Markte die Arbeitskraft des Besitzlosen. Letzerer hat nun nach Marx etwa einen halben Tag nöthig, um soviel Arbeitsproducte zu liefern, als die Unterhaltskosten betragen. Diese Zeit nennt Marx die „gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit". Der Arbeiter ist aber nicht sechs Stunden thätig, sondern zehn oder zwölf Stunden des Tages; diese Mehrarbeit schafft auch Mehrwerth, den Gebrauchswerth, über welchen nicht mehr der Arbeiter verfügt, sondern der Kapitalist, welcher den Tauschwerth bezahlt hat. „Der Werth der Arbeitskraft und ihre Verwerthung im Arbeitsproceß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Werthdifferenz hat der Kapitalist im Auge, wenn er die Arbeitskraft kauft." In dem Umstande, daß der Arbeiter genöthigt ist, über die „gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit" hinaus zu arbeiten, liegt das „Geheimniß der Plusmacherei" [1]. Was der Arbeiter über die nothwendige Arbeitszeit hinaus leistet, das bildet den Profit des Eigenthümers, welcher hiemit einen Werth sich aneignet, welchen *fremde*, unbezahlte Arbeit hervorgebracht hat. Mit Bezug auf diesen Proceß rief Lassalle aus: „Eigenthum ist Fremdthum geworden."

Diese Aneignung von Werth, welcher von Rechtswegen dem Arbeiter gehörte, bildet die „Ausbeutung" der kapitalistischen Production. Sie muß beseitigt werden, und dieses Ziel ist nur zu erreichen durch Beseitigung des Privatbesitzes von Productionsmitteln. Grund und Boden, Verkehrsmittel und alle Arbeitsinstrumente müssen Collectiveigenthum und die Form der Production muß eine gemeinsame, genossenschaftliche werden. Dieß ist in kurzen Sätzen die socialistische Theorie der Gegenwart. Sie hat trotz der niedrigen Bildungsstufe der arbeitenden Bevölkerung schon einen großen Kreis von Anhängern gefunden und es scheint sich zu erfüllen, was einer der tiefsinnigsten und gründlichsten deutschen Forscher, der mecklenburgische Edelmann Joh. H. v. Thünen [2] schon vor bald einem Menschenalter vorausgesehen hat, indem er sagte: „Wenn einst das erwachende Volk die Frage aufstellt und practisch zu lösen sucht, *was ist der naturgemäße Arbeitslohn*, kann ein Kampf entstehen, welcher Barbarei und Verheerung über Europa bringt."

---

[1] L. c. S. 140.

[2] „*Der isolirte Staat*", 2 Bde.; im ersten Bande hat Thünen durch seine berühmt gewordene Formel den naturgemäßen Lohn ($= \sqrt{ap}$) zu ermitteln gesucht: a = der nothwendige Lebensunterhalt des Arbeiters; p = sein tägliches Arbeitsproduct.

Eine Kritik der socialistischen Theorie würde zu weit führen. Nur die Beziehung zum Eigenthume fordert einige Bemerkungen.

Vor allem ist der Ausgangspunkt der Theorie des A. Smith und seiner Nachfolger historisch unrichtig. Es wurde bereits nachgewiesen, daß der angeblich „ursprüngliche Communismus", den der Socialismus wieder herstellen[1] will, eine leere Hypothese und daß das Eigenthum so alt sei, wie die Menschheit. Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo ein Arbeiter den vollen Ertrag der Arbeit beziehen konnte; die Entstehung des Eigenthums durch Gewalt und Usurpation, wie sie Rousseau lehrte, ist eine unerwiesene, leere Behauptung. Der geschichtliche Gang der Entwicklung ist vielmehr gerade entgegengesetzt. Eigenthum hat es schon in der Familie des ersten Menschenpaares, seit Abel und Kain gegeben. Aber die weitere Entwicklung erfolgte in der Art, daß das Eigenthum in den Händen weniger Oberhäupter, Patriarchen oder wie man sie nennen will, concentrirt war. Der Patriarch allein war Eigenthümer, wie man an dem Beispiele von Abraham und Loth sieht; die ganze Sippe und alle Dienenden waren noch ohne individuelles Eigenthum. Der Patriarch nahm gegen Gewährung des Unterhaltes den vollen Arbeitsertrag Aller an sich: er war der einzige Eigenthümer. Erst mit dem Eintritte größerer Arbeitstheilung, mit der Bildung der Städte entstand ein Handwerkerstand, welcher gegen Lohn arbeitete. Im Großen und Ganzen blieb aber im ganzen Alterthume das Eigenthum in verhältnißmäßig wenigen Händen, während mindestens zwei Drittel der Bevölkerung in das allmählich sich verschlechternde Verhältniß der Sklaverei herabsanken und ohne alles Eigenthum waren, ja selbst als Sacheigenthum galten. Das Sklavenverhältniß hatte sich aus der ursprünglichen Einheit der Sippen unter Einem Oberhaupte herausgebildet.

Die Entwicklung des individuellen Eigenthums nimmt erst mit der christlichen Lehre der Freiheit und Gleichheit ein größeres Maß der Ausgestaltung an, und dieser Proceß immer größerer Individualisirung des Eigenthums nimmt bis auf die Gegenwart herein seinen Fortgang. Im Briefe an Philemon sehen wir die theoretische Grundlage für die Anerkennung des Rechtes der Persönlichkeit eines Sklaven in christlicher Familie. Von dieser theoretischen Anerkennung bis zur praktischen Ausstattung der Persönlichkeit des Sklaven mit Eigenthum in Form eines Dienstbotenlohnes ist allerdings ein langer Weg, durch die Entwicklung der Jahrhunderte bezeichnet, aber diese Entwicklung war eine logische Nothwendigkeit der christlichen Grundsätze. Während im Heidenthume nicht bloß der Sklave, sondern auch die Familie, Frau und Kind von der Willkür des Vaters

---

[1] **Rentrer à la communauté**, sagte der Baseler Socialistencongreß im September **1869**. Vgl. Jäger S. 75 ff.

abhingen, kennt das heutige Recht das Vermögen der Frau und das Kindergut. Es hat sich demnach in der christlichen Welt das Eigenthum so sehr individualisirt, daß jede Persönlichkeit Träger vom Eigenthume ist, wenn auch dieses Eigenthum nur in den selteneren Fällen im Besitze des Naturfaktors besteht.

Das Eigenthum hat sich also nicht durch Beraubung, Usurpation, Aneignung von Arbeitsertrag ehemals freier Individuen gebildet, sondern umgekehrt das concentrirte Eigenthum individualisirte sich, und die freigewordene Persönlichkeit erlangte in der Zutheilung von Arbeitsertrag Eigenthum.

Den vollen Arbeitsertrag hat der Arbeiter niemals erhalten und konnte ihn niemals erhalten aus dem einfachen Grunde, weil im Arbeitsproducte nicht bloß Arbeit, sondern auch materielles Gut, Vermögen steckt. Aus nichts kann die Arbeit auch nichts hervorbringen; um Werthe schaffen zu können, muß sie einen Naturfonds, ein Gut, ein Vermögen haben, welches sie befruchten kann. Der Naturfactor ist aber nur in sehr beschränktem Maße vorhanden, und in dieser Beschränktheit der materiellen Güter[1], nicht im Eigenthume, ist der Unterschied zwischen Tauschwerth und Gebrauchswerth, welchen Marx richtig gemacht hat, begründet.

Nehmen wir an, Grund und Boden sei nicht mehr in den Händen von Privatbesitzern, sondern sei bereits Collectivbesitz der ganzen Gesellschaft, wie die Socialisten wollen. Wird dann derjenige, welcher Getreide, Kohle, Erze braucht, bloß den Betrag des Arbeitsproduktes, also z. B. bloß die Kosten der Arbeit zahlen, welche auf das Herausschaffen der Kohle aus der Erde und auf die Beförderung an Ort und Stelle des Verbrauches verwendet wurde? Nein, er wird nicht bloß die Arbeitsmenge zu zahlen haben, sondern noch einen Werth, welcher sich je nach höherm oder niederm Bedarfe und je nach dem Vorhandensein der Kohlen richtet. Ist der Bedarf groß und der Vorrath gering, so wird dieser Theil des Preises hoch sein, der Marx'sche Tauschwerth und der Gebrauchswerth des Arbeitsertrages werden stark differiren. Sind die Bedingungen

[1] Die sogen. freien Güter, wie Luft, Wasser u. s. w. haben keinen Tauschwerth, weil und so lange sie in Ueberfülle vorhanden sind. Das Wasser wird dagegen sofort einen Tauschwerth erlangen, wenn z. B. für die Bedürfnisse der Bewohner einer Großstadt der Wasservorrath beschränkt ist, so daß sparsame Verwendung nothwendig wird. Der Werth wird um so höher steigen, je beschränkter der Vorrath ist und je größer darum die Sparsamkeit sein muß. Quellen können aus Mangel an Wasserbedarf für einen Eigenthümer gar keinen Tauschwerth haben, den sie aber erlangen, wenn eine Zeit eintritt, wo eine benachbarte Großstadt sie zur Wasserversorgung braucht. Also nicht vom Eigenthum, sondern von der Beschränktheit der Güter und von der Nothwendigkeit des Zurathehaltenmüssens hängt der Tauschwerth ab.

dagegen entgegengesetzt, ist der Bedarf gering und die Kohle in reichlicher Menge vorhanden, so wird der Preis, welcher außer der Arbeit bezahlt werden muß, sehr gering sein. Dieses Verhältniß existirt aber auch heute schon beim Privateigenthume. Was der Gesellschaft nicht in Ueberfülle von der Natur gegeben ist, würde auch unter communistischem Wirthschafts-regime von denjenigen, welche Bedarf darnach haben, bezahlt werden müssen. Wenn also heute dem Eigenthümer außer den Kosten der Arbeitskraft noch ein Werth zufällt, so ist dieß darin begründet, daß er dem Käufer außer der Arbeitsmenge noch einen thatsächlich vorhandenen ökonomischen Werth[1] in Tausch gibt.

Die Theorie der Adam Smith und Ricardo, der liberalen englischen Oekonomie und der Socialisten, daß die Arbeit allein Werthe schaffe, ist hinfällig und unhaltbar. Die Beschränktheit des Naturfactors[2] einerseits, die Höhe des Bedürfnisses andererseits haben (außer der Arbeit) noch wesentlichen und entscheidenden Einfluß auf die Werthbestimmung. Das Eigenthum als solches ist von der Frage der ökonomischen Werthschätzung zu zu trennen. Nur gibt das Eigenthum, als das Recht ausschließlich zu besitzen, die Möglichkeit und die Gelegenheit der Ausbeutung; sind die sittlichen Pflichten von den Besitzenden vergessen, entscheidet bloß das egoistische Interesse, dann nimmt freilich das Eigenthum den Charakter der Ausbeutung an und der wilde Kampf um das Dasein gestaltet sich zur Unterdrückung der wirthschaftlich Schwachen durch die Besitzenden. Diese Wirkung entspringt aber nicht aus dem wirthschaftlichen Processe der ökonomischen Werthbestimmung, sondern liegt in der sittlichen Sphäre. Die Heilung liegt darum auch nicht in der Aufhebung des Privateigenthums, sondern in der Erfüllung der Pflichten, welche die christliche Lehre von den Eigenthümern fordert.

Der Socialist wendet mit Recht ein, daß in dieser Erörterung doch ein Moment nicht beachtet worden sei, welchem er vielleicht das größte Gewicht beilegt. Er wird sagen: Gut, wenn auch bei der communistischen Production Güter, welche nicht in Ueberfülle vorhanden sind, bezahlt werden müssen, so fällt doch dieser Preis wieder der Gesellschaft, der Gesammtheit, nicht mehr einzelnen Privatbesitzern zu.

Dieser Einwand hat indessen die Bedeutung nicht, welche ihm an-

[1] Vgl. Neurath S. 467.

[2] Es wird allerdings eingewendet, daß die Güter der Natur nur deßhalb und nur soweit Werth hätten, als die Arbeit früherer Jahrhunderte darin stecke. Allein bei allen Gütern stimmt dieß nicht, wie doch schon Adam Smith selbst am Kelp gezeigt hat, welcher Werth besitzt, ohne daß jemals menschliche Arbeit daran thätig war. Thatsächlich sind fast alle Kapitalgüter gemischte Werthe, Güter, welche von der Arbeit befruchtet wurden und erst dadurch Gebrauchswerth erlangten.

scheinend beigelegt werden mag. Die Function, welche heute die Eigenthümer auf eigenes Risico als Leiter der Production einnehmen, muß auch beim socialistischen Wirthschaftsregime durch bestimmte Persönlichkeiten ausgefüllt werden. Neben diesen Leitern werden Aufseher oder Controleure nöthig sein. Werden diese weniger Kosten verursachen, als die heutigen Eigenthümer als Rente in Anspruch nehmen? Man mag diese Frage bejahen, aber jedenfalls wird die wichtigste Frage verneint werden müssen, ob nämlich die Leiter des communistischen Wirthschaftsregimes ebenso ökonomisch zu Werke gehen werden, wie die heutigen Eigenthümer? Ob sie in der Kostenersparung in der Production und im Bedarfe, in der Consumtion auch nur annähernd jene höchste Wirthschaftlichkeit erreichen könnten, welche das Privateigenthum in der Volkswirthschaft leistet?[1] Der Eigenthümer wirthschaftet auf eigenes Risico, mit der größten Selbstverantwortlichkeit, jeder Fehler rächt sich an ihm selbst, indem „die Natur", wie Franklin sagte, „das Eigene hat, daß derjenige, welcher sie nicht hören will, fühlen muß". Entfaltet der Eigenthümer nicht die höchste Wirthschaftlichkeit, so wirthschaftet er ab, das Gut wirft ihn ab und sucht sich einen anderen Eigenthümer — eine wunderbare Erscheinung, welche von der Unerbittlichkeit der Gesetze zeigt, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat, als er das Eigenthum als Norm für die menschliche Wirthschaft gab.

Diese Eigenschaft des Eigenthums, die höchste Wirthschaftlichkeit zu erzielen, schützt die Menschheit vor der Erschöpfung der natürlichen Güter und Schätze. Das Eigenthum bewahrt nicht bloß vor Verschwendung, sondern veranlaßt auch zur Pflege der Bodenschätze, welche sonst einer raschen Erschöpfung und Vernichtung preisgegeben würden. Wer könnte behaupten, daß diese conservirende und pflegende Thätigkeit durch die Rente, welche die Grundbesitzer beziehen, zu theuer erkauft sei? Die heutigen Actiengesellschaften, welche in der Abschwendung der Wälder und Güter und in der Devastirung der natürlichen Schätze so traurige Resultate zeigen, stellen einer communistischen Gesellschaft mit Oberpropheten und Dictatoren, Leitern und Controleuren kein besonders günstiges Prognostikon.

Das Eigenthum erfordert vom Besitzer die größte Wirthschaftlichkeit in Production und Consumtion, in Erzielung möglichster Ergiebigkeit und in der Pflege der Fruchtbarkeit, um das Gut für sich und seine Erben behaupten zu können. Es veranlaßt aber auch diejenigen, welche kein solches Besitzthum haben, ihre Kräfte nach den verschiedensten Richtungen hin auszubilden und auch ihrerseits in intensiver Thätigkeit und Sparsamkeit den Gesetzen der Wirthschaftlichkeit zu entsprechen, um sich den Antheil an den

---

[1] Vgl. Schäffle S. 50.

Früchten der Güter Anderer zu sichern. Dieses wechselseitige Verhältniß mußte zu immer größerer Entfaltung der Kräfte Aller, zur Vervollkommnung der Productionsbedingungen, zu jenen Fortschritten den Anstoß geben, welcher wir uns heute erfreuen. Je mehr das Eigenthum sich individualisirte, um so größer wurden die Fortschritte auf wirthschaftlichem Gebiete.

Im Leben der Gesellschaft ist es, wie im Leben der Natur; Berge und Thäler, Hügel und Ebene müssen abwechseln; wo weithin nur eine gleiche Fläche ist, tritt die Versandung, die Wüste ein. Wäre es möglich, daß alle Menschen gleichen Antheil an den Gütern der Natur haben könnten, dann würde der Antrieb und Sporn zum Fortschritte fehlen. Allerdings verleiht der Besitz denjenigen gegenüber, welche ihr tägliches Brod sich erst erwerben müssen, eine gewisse Monopolkraft und die Fähigkeit zur Ausbeutung. Hier muß der gute Wille die unleugbaren Härten mildern und muß die Liebe die Kluft der Ungleichheit ausfüllen. Im christlichen Eigenthumsbegriffe sind die Elemente einerseits zur Entfaltung der größten Wirthschaftlichkeit, andererseits zur Ausgleichung zwischen Reich und Arm gegeben.

Mit dieser rein aprioristischen Betrachtung ist die Berechtigung des Eigenthums und namentlich auch des seit Adam Smith und Ricardo so heftig bekämpften Grundeigenthums noch nicht nach allen Seiten erschöpfend klargelegt. Erst die historische Betrachtung, welche indeß hier zu weit führen würde, laßt uns die hohe Bedeutung des Grundeigenthums erkennen [1]. Nur auf Eine Erscheinung sei hier hingewiesen.

Der Werth einer Armee besteht nur im mindesten Theile in den Leistungen, welche sich ziffermäßig berechnen lassen. Die Persönlichkeit des Führers, der Geist des Officierscorps einerseits, das Vertrauen, die Liebe und Hingebung der Soldaten andererseits sind Größen, welche sich wirthschaftlich nicht messen und nicht berechnen, nicht bewerthen und nicht bezahlen lassen. Und doch besteht gerade in diesen Größen der eigentliche Werth einer Armee. Aehnlich ist es beim Staate. Nicht die Tagesleistungen des Administrativbeamten und des Richters, nicht die Kenntnisse und die Befähigung allein, sondern noch mehr die Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit, die Rechtssicherheit und Vertrauenswürdigkeit repräsentiren den höchsten Werth.

Auch im wirthschaftlichen und socialen Leben ist es höchst einseitig, bloß die Arbeitsmenge eines Standes, einer Klasse der Bevölkerung für die Werthschätzung zu Grunde zu legen, so daß jeder Einzelne nur so viel em-

[1] Sehr bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Ausführungen von Arnold, Cultur und Rechtsleben S. 142 ff. Arnold meint, im letzten Grunde sei es die steigende Bodencultur, und nur diese, was unsere Entwicklung herbeigeführt und zu einer höheren, als der des Alterthums gemacht hat. Diese Bodencultur war aber nur das Resultat vieler angehäufter Arbeit, welche die Eigenthumsverhältnisse und die Eigenthumstheilung an Grund und Boden im Mittelalter ermöglichten.

pfangen solle, als er selbst leistet. „Manche Functionen und Organe muß die Gesellschaft, auch mit Absehen von solch genauer Berechnung, sich erkaufen. Ein gesammter Stand, ein sociales, durch Jahrhunderte fortbestehendes Organ kann für die geschichtliche Entwicklung des Staates und Volkes von hoher Wichtigkeit sein, auch wenn nicht jedes Individuum oder jede einzelne Generation des betreffenden Standes so viel leistet, als dem Gesetze ‚Leistung gleich Gegenleistung' entspricht. Staat und Gesellschaft fassen vor Allem das Eine in's Auge, daß der betreffende Stand im Ganzen, und durch eine ganze historische Periode hindurch, dem socialen Leben mehr Förderung bringt, als er Kosten verursacht. Diese Förderung braucht auch nicht durchaus oder überhaupt von direct wirthschaftlicher Art zu sein. Gewinnt der Staat an politischer Kraft, an socialer Consistenz oder an Actionsfähigkeit, dann ist es ihm leicht, auch wirthschaftlich an Kraft zu gewinnen." Was speciell den großen und mittleren Grundbesitz anbelangt, dessen Berechtigung seit hundert Jahren einer so heftigen Controverse unterworfen wurde, so erhält durch ihn „die Gesellschaft eine Anzahl Familien, deren Leben mit dem Lande, gleichsam mit dem Körper der Nation enge verbunden, deren Geschicke mit den Schicksalen von Generationen enge verschlungen sind. Zudem gewährt das materiell freiere Leben den großen Besitzern die Möglichkeit, ihren Blick zu erweitern, sich mit den künftigen Geschicken des Landes wie mit der Entwicklung der Nation überhaupt zu beschäftigen. Der große Grundbesitz gibt eine gewisse Bürgschaft, daß staatsmännischer Sinn größeren Styles sich bis zu einem gewissen Grade durch Familienleben, Familientradition ꝛc. in einer erheblichen Anzahl von Familien vom Vater auf Söhne und Enkel durch Generationen forterbe. Zudem ist ja das Leben eines seiner Aufgabe sich widmenden größeren Grundbesitzers schon an sich eine Art Schule im Kleinen für den Sinn des Staatsverwalters und Staatsbeamten. Wer die Geschichte der Staaten sich vergegenwärtigt, wird nicht im geringsten daran zweifeln, daß die Bodencultur und die stetige, von Fiebern freie Entwicklung der Nationen in hohem Maße dem Vorhandensein größeren und mittleren Grundbesitzes zu verdanken sei. Wenn man alle Bodenrenten berechnete, welche in gesund sich entwickelnden Staaten von den Grundbesitzern bezogen wurden; wenn man sodann dieser von der Gesellschaft gewährten Prämie alle Vortheile gegenüberstellen würde, welche durch die Institution des großen Grundbesitzes erreicht wurden, dann dürfte sich wohl ergeben, daß die Nation keinen Verlust zu beklagen habe, ja daß sie die erlangten Vortheile kaum auf billigerem Wege hätte erreichen können. Der ächte Staatsmann und der unbefangen denkende Historiker werden in ihrem Urtheile kaum schwanken." [1]

---

[1] Neurath S. 85. 478.

Mit dieser Begründung des Privateigenthums und namentlich auch des viel angefochtenen Grundeigenthums [1], sollen die Mißbräuche nicht beschönigt werden, welche die Monopolkraft des ausschließlichen Besitzes mit sich bringen kann. Gerade die Macht des mobilen Kapitals reizt mehr, als das Grundeigenthum zu solchen Mißbräuchen und zur Ausbeutung der Noth des Nächsten, weßhalb die socialistischen Angriffe auf das Kapital in den letzten dreißig Jahren immer heftiger wurden. Diese Angriffe haben ihre defensive Berechtigung in dem Mißbrauche des Eigenthums, und deßhalb sind sie beachtenswerth. Die positiven Vorschläge des Socialismus, welche in der Aufhebung des Privateigenthums gipfeln, sind insofern gefährlich, als sie vorübergehende große Störungen, wie die Pariser Commune, veranlassen können; aber das Eigenthum wird trotz aller socialistischen Agitationen bestehen, so lange die menschliche Gesellschaft existirt. Die Gefahr des Socialismus ist in dem Momente beschworen, wo die Mehrzahl der Besitzenden sich der Pflichten erinnert, welche das Eigenthum in der christlichen Gesellschaft auferlegt. Warum ist den höheren Ständen so viel an geistigen und leiblichen Gütern anvertraut? Wozu diese von Gott angeordnete Ungleichheit? Daß sich die niederen Stände empören sollen über den Mißbrauch, den der Hochmuth, der Geiz, die Genußsucht mit den Gaben des gerechten Gottes macht? Hätte Gott wirklich für die Reitpeitsche, für den Havannahstengel, den Glanzhandschuh, das Seidenkleid die Einen, dagegen zu Kartoffeln ohne Salz, zu Lumpen ohne Nadel, zu Lagern ohne Stroh die Andern erschaffen? [2] O, ihr ungerechten, ungetreuen Haushalter! „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern."

Den ersten Angriff auf die christliche Lehre vom Eigenthum machte der Liberalismus. Er ging von einer hohen, christlichen Idee aus, von der Bedeutung des Individuums in der Gesellschaft, aber diese Idee der freien, gleichberechtigten Persönlichkeit wurde so verunstaltet, daß sie schließlich den Charakter einer tiefen Verirrung annahm. Alle Beziehungen von Mensch zu Mensch wurden ausschließlich auf das Recht gestellt und der christlichen Charitas, der Liebe, welche die Kluft zwischen Reich und Arm überbrücken soll, der Krieg erklärt. Die Bitte um Almosen wurde als Vergehen geahndet und das Almosen selbst verhöhnt und verspottet. „Hilf dir selbst," rief man dem Armen zu, welcher aus Mangel an Arbeit oder aus Gebrechlichkeit sich sein tägliches Brod nicht verdienen konnte. Dupanloup [3] erzählt

[1] Roscher l. c. § 87 stellt die Behauptung auf, das individuelle Grundeigenthum sei überall viel jünger, als das Kapitaleigenthum. Man kann über solche Einfälle nur staunen. Bei allen Völkern gab es längst individuelles Grundeigenthum, ehe nur der Begriff von Kapitaleigenthum bekannt war.

[2] Vgl. Merz S. 126.

[3] L. c. S. XVIII. — Bezüglich des staatlichen Armenwesens sagt Merz (S. 51)

von einer Frau, welche für die Armen Almosen sammelte und zu einem Bürger bemerkte: „Sie geben den Armen nie etwas.“ Dieser erwiederte mit der Blasirtheit, welche nach liberaler Theorie als „Intelligenz“ gilt, Folgendes: „Frau, indem ich für die Armen nie etwas gebe, übe ich die höchste Menschenliebe: ich lehre sie das Gebot der Arbeit.“ Solch alberne Phrasen kommen für den Geldbeutel Vieler, für die Partei der non-donnants, wie Robert von Mohl sich ausdrückte, sehr gelegen.

Daß Jeder sich selbst genügen soll und daß die Arbeit besser ist, als die Unterstützung, wer bezweifelt das? Hat nicht gerade das Christenthum diese großen Grundsätze ausgesprochen, die Arbeit zu Ehren gebracht, das edle Selbstbewußtsein wiederhergestellt und die Trägheit gebrandmarkt? Weit entfernt, uns solche Dinge lehren zu können, hat man sie ja dem Christenthume entlehnt. Wenn aber Krankheit und langwierige Schwäche an der Arbeit hindern, wenn Hunderte von kräftigen Männern keine Arbeit erlangen können, dann muß doch wohl die Hilfe des Nächsten in Anspruch genommen werden. Präventivmaßregeln, Hilfsvereine, Sparkassen sind sehr lobenswerthe Einrichtungen, aber sie reichen nicht hin, das Elend zu beseitigen. Mit Recht sagte Dupanloup: „Die Liebe und das Almosen ist das Hospital auf dem Schlachtfelde; schafft die Verwundungen ab, und wir werden die Verbände abschaffen.“

Gerade in der Gegenwart, wo das Massenelend immer größere Dimensionen annimmt, muß doch Jeder, dem das Vorurtheil nicht den gesunden

sehr treffend: „Armuth ohne Christenthum ist ein unersättlicher Schlund. Zwar wo und so lange Stifte und Spitäler und was sonst aus katholischen Zeiten stammte, darunter namentlich der Christentrieb des Betens und Arbeitens hier und des Wohlthuns dort vorhielt, war gut Register anlegen und Rechnung stellen. Aber die Verarmung der Häuser und der Herzen und die Abnahme der theuer verwalteten Stiftungsmittel nahm in gleichem Maße zu und der Bettel wuchs. Das konnte die Polizeilehre nicht vertragen: der Bettel ward verboten. Milde Hände regten sich noch und milde Herzen bluteten, wenn der Büttel arme Bursche und zerlumpte Kinder und jammervolle Alte von den Thüren verscheuchte und wie das Wild durch die Gassen hetzte; das Almosengeben wurde verboten und bestraft. Hat man dafür die gebende Liebe weiser zum Zwecke geleitet? Hat man die Armen zu ehrlicher Arbeit gebracht? Keines von Beiden. Um letztere zu rechtlicher Selbsthilfe und erstere zu weiser Mithilfe zu bestimmen, hätte der Staat ja sittliche Kräfte entbinden oder gar wecken und in freier Selbstthätigkeit sich bewegen lassen müssen. Nein, es sollte in größtem Maßstabe sich bewähren, daß ‚Liebe abzuhauen, Geld die Axt ist‘, und daß wer Träger hat, immer müde ist. Zu den zwei Verboten des Bettelns und des Almosengebens kam das dritte und beste Verbot des Hungersterbens, welchen drei Factoren die Gesetze über Armensteuer und Armenunterstützung die nöthige Vernunft beibringen mußten. Wird der Staat — frägt Merz (protestantischer Diakonus) schließlich — nicht todtgeschlagen werden von dem himmelhohen Registraturkasten, in dem er für die Armuth ein großes Fach erkosen, während Christenthum in's unterste und kleinste kam?“

Blick trübt, erkennen, daß die Phrase der Selbsthilfe nur dann einen Sinn hat, wenn man dem Armen die Mittel zur Selbsthilfe bieten kann. Aber gerade an diesen Mitteln fehlt es ja. Ist überhaupt ein Zustand möglich und denkbar, wo Jeder sich selbst genügt und Keiner des Andern Unterstützung braucht? Die Naturgesetze der menschlichen Gesellschaft und ihre Geschichte verneinen diese Frage und kennzeichnen die entgegengesetzte liberale Theorie als Irrthum. Indessen wäre ein solcher Zustand nicht einmal wünschenswerth. „Ein Zustand, bei dem Keiner des Andern bedarf, wo jeder Dienst bezahlt, wo das Mitleiden, die Hilfe, die unentgeltliche Güte, der Liebesdienst, der interesselose Beistand, die Dankbarkeit, alle liebevollen, edelmüthigen, erhabenen Gefühle aus dem menschlichen Herzen verbannt würden — ein solcher Zustand wäre das erdenkbar traurigste Glück. Wenn ich diejenigen beklage, welche der Anblick des Elends nicht rührt, so beklage ich auch die, welche der Anblick der Liebe nicht bewegt und welche das Glück nicht begreifen, das die Unterstützung des Nächsten birgt.“ [1]

Das Massenelend, die tiefe Armuth, die Hilflosigkeit so vieler Familien haben die Reaction des Socialismus gegen die herzlose liberale Theorie hervorgerufen. Und diese Reaction ist eine vollauf berechtigte, denn die Güter dieser Erde sind nicht für die Reichen allein da. Auch der Socialismus entlehnte die wahre Idee, von welcher er ausging, dem Christenthum. Die Idee der Brüderlichkeit, der solidarischen Einheit der großen Menschenfamilie bildet ja das geistige Fundament der christlichen Gesellschaft. Im Christenthum weiß sich der Besitzer nur als Haushalter der Gaben Gottes, und das christliche Eigenthum bildet aus Arm und Reich, aus Hoch und Nieder nicht bloß *Eine* Gesellschaft, sondern Eine Gemeinde, Eine Familie der Bruderliebe. *Ohne Christus aber ist das unmöglich.* Christus allein gibt Glaube, Liebe und Hoffnung, Kraft der Selbstverleugnung, Freiheit zur Selbsthingabe; Christus pflanzt im Herzen die Früchte seines Geistes: Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Mäßigkeit und Keuschheit, daß der geizige Reiche und der faule Arme aufhören, Diebe an den Gaben der Gesellschaft zu sein. Wollt ihr ein Land entchristlichen, so könnt ihr es ebenso gut entvölkern, nur die Liebe zu Gott gibt nachhaltig in die Herzen jene Menschenliebe, welche dem Kriege Aller gegen Alle steuert. Kein Gesetz in der Welt, keine schöne Rede und keine noch so humane und kluge Lehre vermag Freiheit und Pflicht, Freiwilligkeit und Gehorsam in die Länge und Weite zu verbreiten, nur das milde Gesetz der Liebe Christi macht die Menschen zu Herren ihrer selbst und zu Dienern ihrer Brüder, aus Löwen Lämmer und aus Lämmern Helden.

„Es ist eine wunderbare Sache um den Menschengeist, er hat auch

---

[1] *Dupanloup* S. X u. 253.

als gefallener Geist Ahnung und Trieb des Guten, aber auf sich selbst gestellt, müht er sich ab, jagt Winden nach, umarmt die Wolken, denkt und sorgt sich halb zu todt und fährt mit seiner Stange doch nur im Nebel herum. Es ist so, man muß es erlebt haben: was das Wissen sucht, das hat der Glaube; was der Verstand der Verständigen nicht sieht, erfaßt in Einfalt ein kindlich Gemüth. Doch indem der Geist auf eigene Faust die Entdeckungsfahrten unternimmt, muß er den Zweck erreichen, die Thorheit seines eigenen Menschenwitzes einzusehen. Seit achtzehn Jahrhunderten hat die ganze Philosophengilde nicht eine einzige Wahrheit entdeckt, die nicht durch Christus schon geoffenbart worden wäre." [1]

Der Liberalismus hat das Recht der freien Persönlichkeit, der Socialismus das Gesetz der Solidarität der christlichen Wahrheit entnommen; aber die Einen lehrten die Freiheit ohne Liebe und opferten die Armen, die Anderen lehrten die Solidarität ohne Liebe und opferten die Reichen. Das Erste ist grausam, es gibt die große Mehrzahl dem Elende preis; das Andere ist zwecklos, denn es beraubt die Reichen, ohne die Andern erheben zu können. Die Freiheit ohne Liebe endet im erbitterten Klassengegensatze, im Kriege Aller gegen Alle, im wilden Kampfe um das Dasein. Die Solidarität ohne Liebe endet im Zwange, in einer communistischen Organisation des Zuchthauses für Alle.

Die Freiheit des Individuums haben sie begriffen und das Gesetz der Solidarität haben sie erkannt. Aber die Liebe fehlte dem Liberalismus und darum artete er in Herzlosigkeit aus; die Liebe mangelte dem Socialismus und darum mußte er zum Zwange greifen. Die Liebe ist ein Geschenk Gottes, und von Gott will der Liberalismus so wenig wie der Socialismus etwas wissen, und darum verfielen sie in gefährliche Irrthümer, an deren Folgen die heutige Gesellschaft so tief leidet.

Die Liebe ist das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft, aber diese Liebe ist vom Glauben an Christus, den Weltheiland, unzertrennlich. Es ist wunderbar, welch' hohe Bedeutung Christus der Liebe beilegte, welche Stellung er ihr anwies. Wer kann ohne tiefste Rührung jene ergreifenden Worte betrachten, welche Christus am Vorabende seines Leidens, gleichsam als letztes Vermächtniß, zu seinen Jüngern gesprochen hat! Sein Herz floß über von jener Liebe, mit welcher er in den Tod ging, und er wollte, daß diese Liebe auch die Herzen seiner Jünger erfülle und daß sie seiner Stiftung, der Kirche, das Gepräge der Göttlichkeit verleihe. Die Liebe sollte schon Alles in der Welt erfüllen, wie sie dereinst Alles im Himmel sein wird. Glaube und Hoffnung werden vergehen, die Herrschaft der Liebe allein ist ewig, denn Gott ist die Liebe [2].

[1] Merz S. 94. [2] Deus charitas est.

Es war nach dem letzten Abendmahle, nach der Einsetzung der heiligen Eucharistie und Communion. Der treulose Jünger war weggegangen, Jesus für einige Silberlinge zu verkaufen. Jesus war im Speisesaal in der Mitte seiner tiefbetrübten Jünger. Er schloß ihnen sein Herz zum letzten Male auf, und unter den vielen göttlichen Lehren, die er ihnen damals gab, hoben die Apostel die Worte aus: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe, daß auch ihr einander liebt; daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander. Gleichwie mich der Vater geliebt hat, so habe ich auch euch geliebt; bleibet in meiner Liebe. Der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt habt." [1]

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, erhob der Heiland die Augen zum Himmel und fuhr, um Alles in der göttlichen Liebe einzuschließen, dann fort: „Vater, die Stunde ist gekommen, verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherrliche: so wie du ihm die Macht über das Fleisch gegeben hast, damit er allen, die du ihm gegeben hast, das ewige Leben schenke. Ich bin nicht mehr in der Welt, aber diese sind in der Welt, und ich komme zu dir. Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie Eins seien, wie wir Eins sind. Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle Eins seien, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin; damit auch sie in uns Eins seien; damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Und ich habe die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, auch ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie auch wir Eins sind. Ich bin in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen Eins seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und sie liebst, wie du auch mich liebst; damit die Liebe, womit du mich geliebt, in ihnen sei." [2]

Am andern Tage sprach der Heiland vom Kreuze herab die Erfüllung seiner Bitten, seines Vermächtnisses aus: „Es ist vollbracht." Von da ab haben Millionen und Millionen Seelen die Liebe im Herzen getragen und haben auf der Welt das Reich der Liebe verwirklicht. Sie haben die Barbarei und die Sklaverei überwunden und die Menschheit, die große menschliche Familie gegründet, ein Ideal, von dem die ganze heidnische Welt nicht einmal eine Ahnung hatte.

„Reißt heraus" — sagt Dupanloup [3] — „dieses Blatt aus eurer Geschichte, diesen Strahl aus eurer Finsterniß, dieses Echo aus eurem Gewissen! Saget, waget es zu sagen den Armen und den Reichen, diese großen Lehren seien nur die Meinungen eines Menschen, wie ihr seid, und

---

[1] Joann. 13, 34 ss. [2] Joann. c. 17. [3] S. 84.

nicht die Gebote Gottes! Bringet der Erde es morgen bei! Bereits ist sie trotz so vieler Aufklärung, so vieler Hilfsmittel durch die Spaltung ihrer Bewohner getrübt, wie das Meer durch die Aufregung seiner Wogen; aber morgen, wenn der Anschlag euch glückt, morgen können wir in schrecklicher Verwirrung nur einander zerfleischen, und alle jene materiellen Fortschritte, auf die wir so stolz sind, würden nur dazu führen, in die Hand einer studirten Barbarei und Tyrannei neue und maßlose Kräfte der Unterdrückung und der Zerstörung zu legen."

Es erscheint für den unbefangenen Beobachter nahezu unbegreiflich, wie die Wissenschaft der Nationalökonomie die Liebe und die sittlichen Kräfte, welche aus ihr resultiren, so gänzlich mißachten konnte. Nur der Umstand, daß Ursprung und Entwicklung der modernen Nationalökonomie mit der Periode der Aufklärung zusammenfiel, welche ausschließlich dem Materialismus huldigte, kann diese so verhängnißvoll gewordene Einseitigkeit einigermaßen erklären. Diese Einseitigkeit der wissenschaftlichen Auffassung hat es wesentlich verschuldet, daß die freche Ausbeutung und der rücksichtslose Gelderwerb, daß Genußsucht und Gemeinheit alle Klassen der modernen Gesellschaft ergriffen und Zustände geschaffen haben, welche für die gepriesene Civilisation der Gegenwart die tiefste Schmach bedeuten. Verloren gegangen ist unter diesem Ringen nach Geld und Genuß jene demuthsvolle Ehrfurcht vor Gott, jenes erhebende Streben nach innerem Werthe und nach Verklärung der Seele, jene Beziehung der vergänglichen Güter auf Gott als einzigem höchstem Ziele: was dereinst die Eigenschaften und Tugenden der christlichen Völkerfamilie bildete.

Das Christenthum hat der Armuth die Ehre und Würde gegeben: der Gottmensch selbst wollte arm sein und sein erstes Wort der Belehrung pries die Armen. Ihrer ist das Himmelreich. Heute sind wir bereits wieder so weit in den Geist des Heidenthums versunken, daß die Armuth als Schmach gilt. Der reiche Prasser galt bei den christlichen Völkern als Sinnbild, daß bloßer Besitz und sinnlicher Genuß schändet, aus der Gemeinschaft der Heiligen und vom Himmelreiche ausschließt. Nur edle Verwendung des Besitzes, Uebung der Entsagung und Liebe zur Armuth mitten im Reichthum veredeln und erheben den Eigenthümer und verschaffen ihm den Ruhm und die Ehre, den Segen und den Lohn der Barmherzigkeit. Heute hat die Gesellschaft in der sittlichen Werthschätzung so weit sich verirrt, daß nur noch der Besitz Ehre und Ansehen verleiht. Auf die sittliche Art des Erwerbes und der Verwendung wird kaum mehr gesehen. In einem Prozesse in Wien wurde im Jahre 1880 ein Börsianer vernommen. Er legte das Geständniß ab, daß man an der Börse die „Ehre" des Mannes nicht nach den sittlichen und rechtlichen Eigenschaften, sondern nach der „Zahlungsfähigkeit" taxire.

Die Kirche hat die Würde der Armen so hoch geachtet, daß sie für ihren Dienst ein eigenes Amt, das Diakonat, errichtete, welches die Almosen beim heiligen Opfer in Empfang nahm und als Gottesgaben an die Bedürftigen vertheilte. Die heutige Welt will von der Armuth nichts wissen und scheut vor der Berührung mit den Unglücklichen zurück. Man zahlt die Armensteuer und überläßt es der Polizei, zu verhindern, daß die „Elenden" (misérables, wie Victor Hugo die Armen titulirte[1]) nicht geradezu verhungern.

Die Nationalökonomie wollte den Völkern lehren, wie man den Reichthum erwerbe. Sie appellirte an den Egoismus und forderte die Entfesselung der wilden Leidenschaften. Nein, sagt das Christenthum. Wollt ihr glücklich werden und die Güter dieser Welt ohne Schaden für eure höheren sittlichen und geistigen Ziele erwerben und genießen, so liebet die Armuth. Und diese Regel gilt für Alle, für den Bedürftigen wie für den Reichen. Diese Liebe zur Armuth ist eine Nothwendigkeit für Alle, sie findet ihre ökonomische Begründung im Gesetze der Wirthschaftlichkeit. Nur wenn die Liebe zur Armuth die Gesellschaft durchdringt, wird eine harmonische Entwicklung, eine Theilnahme Aller an den materiellen Gütern, die Ausstattung jedes Einzelnen mit den nöthigen Productionsmitteln und die Befriedigung der individuellen Bedürfnisse durch die erworbenen Genußmittel möglich, und es wird mäßiger Reichthum und Wohlstand Aller eintreten. Der goldgierige Erwerb, das wilde Haschen nach Besitz führt dagegen zum Klassenkampfe; die wirthschaftlichen Starken ersticken im Fette, während den Massen die Mittel zur productiven Thätigkeit und zur persönlichen Entfaltung fehlen. Der von der materialistischen Wissenschaft empfohlene Weg führt, wie wir nachgewiesen haben, schließlich zum maßlosen Besitze Einzelner, zum Massenelende aller Uebrigen, und damit zur Zerstörung des Reichthums.

Aus der Liebe zur Armuth folgt der Reichthum nach denselben sittlichen Gesetzen, wie aus der Demuth die wahre Größe, aus der Beschränkung die Meisterschaft. Der Materialismus, von welchem die Nationalökonomie ausging, verkennt diese Bedingungen des sittlichen Lebens der Gesellschaft und er verschließt sich deßhalb auch das Verständniß für eine gedeihliche und gesunde wirthschaftliche Entwicklung der Völker.

Die materialistische Grundlage der Nationalökonomie hat zerstörend, zersetzend auf die Gesellschaft gewirkt; nicht minder hat die ausschließliche Herrschaft, welche das römische Recht in der modernen Entwicklung des Privatrechtes erlangte, destructive Tendenzen hervorgerufen, indem es den

[1] Wretch (Elender) ist auch der Kunstausdruck der englischen Nationalökonomie für den armen ländlichen Arbeiter.

christlichen Eigenthumsbegriff des germanischen Rechtes gänzlich verdrängte[1].

Nach der principiellen Anschauung des germanischen Rechtes ist das Recht im Sittengesetze begründet, welches, von der Willkür des Einzelnen unabhängig, als Ausfluß des göttlichen Willens für Alle eine objective Norm des Handelns bildet. Das Sittengesetz ist Quelle und Grundlage des Rechtes, und letzteres construirt sich nach den durch das erstere vorgezeichneten Grundlinien. Was nun das gegenseitige Verhältniß der Menschen betrifft, welches durch das Recht normirt werden soll, so geht die germanische Rechtsanschauung von dem Grundsatze aus, daß die Menschen sittlich verpflichtet sind, einander in allen rechten und sittlichen Dingen beizustehen. Ganz anders ist die römische Rechtsanschauung. Danach haben Sittengesetz und Recht keine gemeinschaftliche Basis, die Menschen stehen sich vielmehr fremd und pflichtlos gegenüber, und die einzige Beziehung zwischen ihnen ist ursprünglich diejenige, welche das Recht der Stärke verleiht. Der Stärkere unterjocht den Schwachen und macht ihn zu seinem Werkzeuge (mancipium), zum Sklaven. Aus Selbstsucht, um sich durch gemeinsame Kraft die bereits errungene Herrschaft über Andere zu sichern, um die Herrschaft nach Außen noch leichter ausbilden zu können, verbinden sich Einzelne zu Schutz und Trutz mit einander und bilden so durch einen Vertrag, durch einen souveränen Willensact einen Staat. Die den Vertrag Schließenden entsagen dem Kriege unter einander, um mit allen Kräften den Krieg gegen die Uebrigen mit mehr Erfolg führen und ihre Herrschaft ausbreiten zu können. Erst im Staate entsteht das Recht durch das Gesetz, welches Produkt des souveränen Willens der Staatsbürger ist. Nicht also ein objectives Sittengesetz, nicht Gott, sondern der Wille des Volkes ist nach römischer Anschauung oberste Quelle des Rechtes. In ihren gegenseitigen Verhältnissen beschränken sich die Vertragschließenden nur so weit, daß die Rechtssphären der Einzelnen strenge abgegrenzt werden, daß Jeder Schutz gegen Verletzungen findet. Im Uebrigen stehen sich die Einzelnen fremd gegenüber, und das Recht hat wesentlich nur die Aufgabe, Jedem in seiner Rechtssphäre volle Willkür und Souveränität zu sichern.

In zweifacher Beziehung ist also das römische Recht der Ausdruck „grandioser Selbstsucht" (wie Jhering[2] sagt), indem es dem Staatsbürger nach Innen in seinem Kreise die möglichste Willkür verbürgen, nach Außen

[1] Vgl. Schmidt, Der principielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte, I. Bd. Rostock 1853, dessen Ausführungen hier skizzirt werden.

[2] Der Geist des römischen Rechtes I, 293. — In dieser Selbstsucht findet Jhering die Prädestination der Römer zur Cultur des Rechtes; denn nach Jhering ist „das Recht die Religion der Selbstsucht". Vgl. Schmidt, S. 43.

die Mittel zur Ausdehnung der Herrschaft bieten soll. So hat auch der römische Staat sich entwickelt. Der Staatsbürger besaß allein Recht und er schaltete nach Willkür über den Kreis, den er beherrschte, über seinen Besitz und über seine Sklaven, über seine Frau und über seine Kinder. Nach Außen folgte Krieg auf Krieg, bis der kleine römische Räuberstaat die Herrschaft über die ganze Welt errungen hatte. Dann mußte er in sich selbst zerfallen, denn die Selbstsucht ist wohl ein Motiv zur Ausbreitung der Herrschaft, aber sie trägt auch den Keim der Selbstzerstörung und der Auflösung in sich. An der Selbstsucht ging das Römerreich schmählich zu Grunde.

Die Grundsätze des römischen Rechtes über Erwerb und Eigenthum mußten nach diesen Voraussetzungen selbstverständlich vollständig von den Principien des christlich-germanischen Rechtes abweichen. Nach dem Rechte der Stärke, welches den Ausgangspunkt der römischen Rechtsanschauung bildet, kann Jeder seine Herrschaft so weit ausdehnen, als seine Kraft reicht. Was er sich unterwirft, gehört ihm; die Sache, die er erbeutet, ist sein Eigenthum; der Mensch, den er besiegt, ist sein Sklave, und dieses Herrschaftsverhältniß besteht so lange zu Recht, als der Besitzer den Willen und die Macht hat, dasselbe zu behaupten. Im Staate hat der Erwerb nach dem römischen Rechte nur die Eine Schranke, daß dabei nicht in die Rechtssphäre eines anderen Staatsbürgers hinübergegriffen werde, wenn nicht der zum Widerspruche Berechtigte die Erwerbshandlung duldet. Sittliche Anforderungen an den Erwerb stellt das römische Recht nicht. Ganz anders ist der Begriff des germanischen Rechtes. Letzteres stellt an jeden Erwerb die Forderung, daß er einerseits die Erreichung sittlicher Lebensentfaltung zum Zwecke hat, daß andererseits nur sittlich erlaubte Mittel angewendet werden. Das Recht muß „wohlerworben" sein, ein Begriff, welcher der römischen Rechtslehre vollständig fremd ist. Zu den Voraussetzungen eines „wohlerworbenen" Rechtes gehört nach germanischem Rechte in erster Linie die ehrliche Arbeit. So heißt es z. B. in einer Glosse zur Vorrede des Sachsenspiegels: „Alles, was ich mir erarbeitet, das laß mir; was du dir erarbeitet, das hab dir." Wer auf sittlich erlaubte Weise eine Sache erworben hat, der ist auch sittlich berechtigt, sie zu besitzen, sie gehört ihm von Gottes und Rechtes wegen, und es ist völlig gleichgiltig, ob er die physische Kraft hat, diese seine Herrschaft Andern gegenüber zu behaupten. Dieses Recht existirt, auch abgesehen von der Existenz des Staates, weil es auf dem allgemein giltigen Sittengesetz beruht, welches hinwiederum seine Quelle in Gott hat. Der Staat realisirt nur diese sittliche Ordnung, er regelt nur den Schutz, den das Sittengesetz jedem wohlerworbenen Rechte und Besitze verleiht. Das Sittengesetz verbietet ferner schon von selbst, ohne Rücksicht auf die Existenz des Staates, einem Eigenthümer seinen ehrlich erworbenen Besitz zu nehmen; es erzeugt ferner in

allen Menschen die Verpflichtung, den Schwächeren gegen Gewalt und Macht zu schützen. Der Rechtsgrund des Eigenthums ist demzufolge die aus dem Sittengesetze entspringende Befugniß, die Sache zu haben, und weil das Sittengesetz selbst seinen Ursprung in Gott hat, ist der Rechtsgrund des Eigenthums in letzter Instanz Gott, so daß jedes Eigenthum als ein dem rechtmäßigen Inhaber von Gott verliehenes und durch sein Gebot geschütztes Recht zu betrachten ist.

Wie in der Lehre über Erwerb und Rechtsgrund des Eigenthums, so differiren das römische und das germanische Recht auch in der Frage der Verwendung. Nach römischem Rechte ist der Eigenthümer absoluter Herr, er kann damit schalten, wie es ihm beliebt. Nach germanischer Rechtslehre ist der Eigenthümer nur zu einem sittlichen Gebrauche seiner Herrschaft berechtigt, und diesem Rechte stehen zugleich Pflichten gegenüber, deren Nichterfüllung verschiedene Nachtheile und selbst Verlust des Eigenthums zur Folge haben kann. Es würde vom Ziele dieser Abhandlung abführen, diesen principiellen Unterschied zwischen römischem und germanischem Rechte in's Detail zu verfolgen [1], namentlich auch bezüglich des Familienrechtes, des Collectiveigenthums, der Eigenthumstheilung u. s. w. Ueberall tritt der Unterschied hervor, daß die germanische Rechtsanschauung von der sittlichen Verpflichtung ausgeht, einander beizustehen und den Schwachen zu unterstützen, während die römische Rechtslehre die möglichste Willkür des Starken, die volle Souveränität des Eigenthümers, der nur Rechte, aber keine Verpflichtungen hat, als Grundlage nimmt. Das römische Eigenthum läßt streng genommen nicht einmal die Möglichkeit einer Beschränkung durch Servituten, Pfandbriefe oder Grundsteuern zu [2].

Die Verdrängung des christlich-germanischen Rechtes und die Einführung des römischen Rechtes hat gerade für Deutschland großes Unheil im Gefolge gehabt. Die römischen Theorieen standen im vollen Widerspruche mit den Anschauungen des deutschen Volkes über Erwerb und Besitz; für die Eigenthumsverhältnisse von Grund und Boden, welche nach deutschem Rechte sich gebildet hatten, hatten die Anhänger des römischen Rechtes gar kein Verständniß und mit der Herrschaft des letztern begann in Deutschland auch eine Revolution in den bäuerlichen Rechtsverhältnissen. War zu Ausgang des Mittelalters das Eigenthum an dem größten Theil von Grund

[1] Vgl. die ausführliche Analyse bei Schmidt S. 217 ff. Auch Arnold l. c. S. 258 ff. schildert eingehend die Einseitigkeit und Uebertreibung des Eigenthumsbegriffes des römischen Rechtes: „Es ist ein rein einseitiges Recht, abgelöst von aller Verpflichtung und Gegenleistung."

[2] Arnold S. 259: „Das Eigenthum ist die totale Gewalt über das Object, ausschließlich, unbeschränkt, untheilbar, unvereinbar mit einer der Sache auferlegten Last, frei veräußerlich, frei theilbar."

und Boden nicht mehr in der Hand der Grundherren, sondern in der Hand der damit Beliehenen, so daß der Herr daran nur noch ein Zins- und Dienstrecht besaß [1], so änderte sich dieses Verhältniß vollständig zu Ungunsten der Bauern. Ebenso machte das Eindringen des römischen Rechtes die Städte und Zünfte für Findung des Rechtes unfähig und führte sie bei ihrer Ohnmacht ganz der emporsteigenden Macht der Landesherren zu [2].

Die schlimmste Folge aber war die Fälschung des sittlichen Volksbewußtseins. Der deutsche Christ des Mittelalters kannte keinen Erwerb als sittlich und rechtlich an, welcher nicht durch Arbeit erworben war; das Eigenthum war ihm ein Lehen, ein Amt, von Gott gegeben nicht bloß für den Besitzer selbst, sondern zur Unterstützung der Schwachen und Bedürftigen. Das römische Recht dagegen kannte nur den Egoismus und die Gewinnsucht und schloß ebenso die sittlichen Anforderungen an die Art des Erwerbs aus, wie es das Gefühl der Gemeinschaft bei der Benützung des Eigenthums erstickte. Seitdem tritt im Volke eine tiefe Spaltung und Zerrissenheit ein. Während ein Theil an den Gütern und Grundsätzen der christlichen Erziehung festhält, verfällt der andere Theil dem vollständigsten Egoismus. Und auch hier erwahrt sich das Sprüchwort: „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten"; das Schlimme überwuchert bald und führt jene sociale Revolution herbei, wozu Luther das religiöse Ferment lieferte, jene radicale Umwälzung aller socialen und wirthschaftlichen, kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, welche man „Reformation" genannt hat. Der Absolutismus der großen und kleinen Herren sog wie ein Schwamm alle Volksrechte auf und zog das Volkseigenthum an sich; selbst das Heiligste, die Religion, wurde von der Obrigkeit bestimmt. Verarmung und sittliche Verkommenheit des Volkes gingen Hand in Hand. Die Revolution von 1789 zertrümmerte wohl den Absolutismus der Herren, schuf aber dafür die Zwangsherrschaft des mobilen Besitzes, des Capitals, welches hinwiederum von Lassalle ganz richtig einem Schwamme verglichen wurde, welcher alle kleinen Vermögen aufsaugt und eine Zinsknechtschaft im Gefolge hat, welche für die arbeitende Bevölkerung ebenso drückend ist, wie die frühere Knechtschaft unter dem Absolutismus von der Reformation bis zur Revolution von 1789. Es erwies sich hierbei die Wahrheit des Satzes, daß der Mensch, aus sich selbst und ohne die Religion, keine Kette, die ihn drückt, zerbrechen könne, ohne in tiefere Sklaverei zu versinken [3].

---

[1] Vgl. Janssen I, 269. 487 ff.

[2] Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände im Mittelalter. Leipzig 1876, S. 134. — Das Volk fühlte die Gefahr, welche vom römischen Rechte seinem geistigen und irdischen Besitze drohe, und hegte deßhalb große Abneigung gegen die „Doctoren", die Anhänger des römischen Rechts. Vgl. Janssen I, 212. 488.

[3] Adam Müller l. c. S. 58.

Heute sehen wir die Entwicklung der Gesellschaft eine gefährliche Gestalt annehmen, welche zu einer neuen Katastrophe zu führen droht. Die Ausbeutung der Schwachen, d. h. derjenigen, welche der Kapitalkraft entbehren, in den zwei Formen des Wuchers und der Aneignung von Liedlohn, nimmt immer größere Dimensionen an. Das Bewußtsein, daß der Erwerb ohne Arbeit, der unproductive, bloß lucrative Erwerb schände, ist in großen Kreisen des Volkes verschwunden, und die nackte Geldgier, der Egoismus ist an die Stelle getreten. Man täuscht sich hierüber gerne; so schreibt z. B. Riehl[1] noch in seiner „Deutschen Arbeit": „Nichts widert ein wahrhaft deutsches Gemüth ärger an, als Schacher, Profitmacherei und Geldfresserei. Wenn goldgelohnte Habgier irgendwo entehrt, so ist es bei uns. Wir sind in Reichthum und Arbeitsklugheit tausend Mal besiegt worden von andern Völkern, aber nie in der ritterlichen, adelnden Uneigennützigkeit der Arbeitslust. Christliches Bewußtsein hat sich hier mit deutschnationalem wahlverwandt zusammengefunden." Heute, noch nicht 20 Jahre, nachdem diese Worte geschrieben wurden, klingen sie wie eine Ironie, wie beißender Spott gegenüber den thatsächlichen Erwerbsverhältnissen. Die „wahrhaft deutschen Gemüther" Riehls werden immer weniger und recrutiren sich fast ausschließlich aus jenem Theile des christlichen Volkes, in welchem die moderne Weltanschauung noch weniger zersetzend gewirkt hat. In den Hörsälen und auf den Lehrstühlen der Rechtswissenschaft und der Volkswirthschaft wird die „Religion des Egoismus" gepflegt und das Recht der vollständigsten Selbstsucht gepriesen, und finden Zustände, bei welchen, im Kampfe um's Dasein, der Macht des Stärkeren alljährlich Hekatomben der Schwachen geopfert werden, beredte Vertheidiger und Lobredner. Die Willkür des Starken wird als Freiheit ausposaunt, und das traurige Schauspiel, daß dieser „Freiheit" des Einen das Wohl und die persönliche Würde von Hunderten geopfert werden müssen, wird als Naturgesetz, als nothwendige Entwicklung erklärt und entschuldigt. Die Forderung des Christenthums, daß an Erwerb und Verwendung des Besitzes der strenge Maßstab sittlicher Gerechtigkeit gelegt werden müsse, wird von der Wissenschaft verhöhnt und mit der Phrase abgethan, das Gebiet des materiellen Schaffens stünde **unter** und **außer** dem Gebiete der Sittlichkeit. „Mit Moral und Bibelsprüchen[2] baut

---

[1] Stuttgart 1862, S. 197.

[2] Hiergegen sei an ein anderes Wort von **Riehl** erinnert. Er schreibt nämlich in seinem Buche „**Deutsche Arbeit**" S. 196: „Die Bibel ist kein Lehrbuch der Nationalökonomie. Schwärmer aller Art vom beschaulichen Eremiten bis zum weltumwälzenden Communisten haben sie als solches gefaßt und bestätigten unfreiwillig zuletzt doch nur das Wort St. Ulrichs: ‚Wenn man die Bibel zu sehr drückt, so läuft statt Milch Blut heraus.' Allein wenn uns auch die Schrift nicht den wirthschaftspolitischen, sondern den sittlichen Wandel lehrt, so muß doch die Moral in der wahren

man keine Eisenbahnen!" rief der Vertheidiger Ofenheims aus, und das „Volksgericht" pflichtete dieser Ansicht bei, indem es Ofenheim freisprach. Es waren ausschließlich „deutsche Gemüther", welche den Wahrspruch zu Gunsten Ofenheims abgaben; sie straften das Lob Riehls Lügen.

Von Oben wurde durch Lehre und Beispiel der Egoismus und die bleiche Selbstsucht, welche seit dem Sündenfalle in jeder Menschenbrust wuchert, entfesselt und zur verzehrenden Flamme angefacht. Die wilde Leidenschaft, das maßlose Streben nach Besitz und Genuß, das fieberhafte Jagen nach Geld und Gold, die jeden Besitz und jeden Genuß vermitteln, haben jene heilige Tugend zerstört, welche das Christenthum in der Erziehung von Jahrhunderten gepflanzt hatte: die Liebe zu Gott, welche der Selbstliebe ein übernatürliches Ziel und eine höhere Richtung und in der Liebe zum Nächsten die heilsame Schranke gab; welche zu Entsagung und Opfer, zu Arbeit und Thätigkeit, zu Milde und Barmherzigkeit spornte; welche den rohen, thierischen Kampf um's Dasein in einen edlen Wettkampf verwandelte um sittliche Veredlung und geistige Kraft, um Beherrschung der Natur und Erhöhung derselben in künstlerischer Ausstattung zur Ehre des Schöpfers, zur Verschönerung, Verfeinerung und zur Freude des Lebens Einzelner und der ganzen Gesellschaft.

Von oben muß in Lehre und Beispiel die Umkehr kommen. Die Wissenschaft muß die trostlosen Pfade der „Religion der Selbstsucht" verlassen und muß die Religion der Liebe wieder aufsuchen. Dann wird die Unfruchtbarkeit in allen höheren Problemen, welche bis zur Verherrlichung des Unbewußten und bis zur Glorificirung der Selbstvernichtung führte, neuen Gesichtspunkten und überraschenden Resultaten weichen; jene traurigen Ergebnisse, welche immer mit dem Unterliegen der Schwachen und mit dem Rechte der Starken abschließen, werden der Wahrheit Platz machen müssen, daß in der Gesellschaft, trotz der ungleichen Vertheilung der Güter dieser Welt in Folge der Institution des Eigenthums, die Theilnahme Aller an diesen Gütern in verhältnißmäßiger Gliederung möglich sein wird, wenn nicht der Geiz und nicht der Egoismus, sondern die Liebe den Antheil der Einzelnen bestimmt. Das Eigenthum muß den unsittlichen Charakter der Monopolkraft, der Ausbeutung, der nimmersatten Selbstsucht abstreifen und sich in das christliche Eigenthum verwandeln, welches, ohne das Recht der Ausschließlichkeit zu verlieren, durch die Liebe das Elend des Nächsten beseitigt und der Noth des Bedürftigen steuert.

Nach dem Ausspruche des Heilandes soll die Welt seine Jünger daran erkennen, daß sie einander lieben. Und in der That war das Heidenthum

---

Wirthschaftspolitik enthalten sein." — Vgl. auch Arnold S. 281: „Das äußere Handeln soll den Geboten der Sittlichkeit entsprechen, und, wo die Völker unverdorben sind, ist dieß auch der Fall."

erstaunt und überrascht, als es die Liebe der Jünger Christi bewundern mußte. Und worin bestand der Ausdruck dieser Liebe, welche die Heiden so sehr in Erstaunen setzte? „Sie hatten Alles gemeinsam.“[1] Es war nicht etwa ein Communismus[2] mit Aufhebung des Eigenthums, was diese Gemeinsamkeit herbeiführte, sondern die Macht des christlichen Gemeingefühles riß die Schranken nieder, welche das egoistische Eigenthum nach heidnischer Auffassung zwischen den Menschen aufgerichtet hatte. Das christliche Eigenthum war kein Gegenstand der Trennung mehr, sondern brachte Reich und Arm einander näher und umschlang sie mit dem gemeinsamen Bande der Liebe. Jeder gab nach Möglichkeit, veräußerte nach Nothdurft zu Gunsten der Armen, das Uebrige behielt er, aber allerdings mit dem Sinne des Glaubens und der Bereitschaft der Liebe, daß Alles von Gott und Alles für die Brüder sei. Als von Gott eingesetzte Haushalter sich ansehend, suchten die ersten Christen im Geben und Nehmen einfach hauszuhalten.

So war also, statt eine Quelle des Hasses und der Verbitterung zu sein, das Eigenthum in der christlichen Gesellschaft zu einem Mittel der Vereinigung und der ausgleichenden Liebe geworden, welche das sociale Band mehr und mehr kräftigte. Es war hiermit ein Grundsatz und eine Thatsache aufgestellt, welche nicht bloß der kurzen Vergangenheit der ersten Christengemeinden, sondern der ganzen Zukunft angehören sollte.

Wohl drangen auch in die christliche Gesellschaft bald die wilden Gewässer der Selbstsucht. Aber die Kirche bekämpfte sie mit aller Energie, pflanzte in die Herzen der Christen immer tiefer das Senfkorn des Glaubens und der Liebe und gab ihnen die Mittel, die Regungen des Egoismus unablässig niederzuhalten und die Bande der Gemeinsamkeit immer fester zu knüpfen. In diesem unablässigen Ringen erreichten die christlichen Völker die Höhe der Sittigung und der Cultur.

Erst in der Neuzeit setzte sich der leitende Theil der Gesellschaft in bewußten Gegensatz zur Forderung christlicher Liebe und Gemeinsamkeit. Philosophie und Naturwissenschaft, Rechtslehre und Volkswirthschaft gingen vom Egoismus des Individuums aus und construirten das Recht des Starken, welcher im Kampfe um das Dasein auf Kosten der Schwachen sich entwickelt und auf ihren Leichnamen fortschreitet. Dieß ist das System des modernen „Fortschrittes“, welches mit allen christlichen Einrichtungen aufräumte und in der Gesetzgebung und im Völkerrecht, im inneren Rechtsleben und in den wirthschaftlichen Institutionen die Macht des Stärkeren proclamirte. „Macht geht vor Recht“, ist der kürzeste Ausdruck dieses Systems, welches sich Fortschritt nennt.

[1] Act. ap. II, 44; *Tertullian.*, Apologet. cap. 39; epist. ad *Diognet.* c. 5.
[2] Vgl. Ratzinger l. c. S. 16 ff.

Die Selbstsucht, von Oben herab durch Wort und Beispiel gelehrt, senkte sich in die Herzen der Individuen und der Völker, vernichtete die Liebe, zerschnitt das Band der Gemeinsamkeit und vergiftete die gegenseitigen Beziehungen. Nimmersatte Leidenschaft und Begierlichkeit erzeugten jene Unruhe, welche, wie die Wogen des Meeres, die Gesellschaft aufregt und sie von einem Sturme zum andern jagt. Noch ist in den unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung die Frucht einer bald zweitausendjährigen christlichen Erziehung nicht ganz vertilgt, noch ist viel Glaube und Liebe vorhanden, noch ist die Quelle des Opfers und der Entsagung nicht versiegt. Diese Klassen bilden den Ballast der heutigen Gesellschaft und verhindern den Untergang. Aber schon nagt auch hier das Gift der Selbstsucht, und der Reiz der Verführung übt seine Macht. Schon verkünden die Propheten des Umsturzes den Zeitpunkt als nahe, wo das Kreuz, das Symbol der Liebe und des Opfers, aus der Erde gerissen wird, wo die wilden Gewässer der Selbstsucht Alles überfluthen und mit Nacht und Grauen der Zerstörung bedecken.

Was die Zukunft birgt, kann heute kein menschlicher Geist ermessen. Die Einen sehen eine nahe Katastrophe vor sich, die Anderen, wie Paul Pfizer, sind der Meinung, daß „der Abkehrung und Entfremdung der jetzigen Welt vom Ueberirdischen und Göttlichen, dem Schlummer der Betäubung und der Verschlossenheit des inneren Sinnes ein geistiges Erwachen folgen werde“. Soll dieses geistige Erwachen möglich sein, dann muß die Gesellschaft die zerstörende und zersetzende Selbstsucht überwinden und muß in der christlichen Liebe die Grundlage und die Voraussetzung einer Regeneration suchen.

Die Nationalökonomie wird in der Volkswirthschaft etwas Höheres erblicken müssen, als die bloße Production von Gütern, an deren Genuß nur diejenigen Antheil nehmen dürfen, welche im Kampfe um die gedeckten Plätze an der Tafel der Natur die Oberhand gewonnen haben. Sie wird von der sittlichen Bestimmung des Menschen ausgehen und jene Gesetze suchen müssen, welche es ermöglichen, die Einheit und Solidarität des Menschengeschlechtes festzuhalten und Allen einen verhältnißmäßigen Antheil an den Gütern der Erde zu gewähren.

Die Gesetzgebung wird ein anderes Ziel anstreben müssen, als unter dem Vorwande der Freiheit die Sphäre der Willkür der Besitzenden zu erweitern und diesen die große Masse der Schwachen zu opfern, welche allerdings formell frei, aber auch frei von Productionsmitteln und deßhalb gezwungen sind, sich täglich denen zu verkaufen, welche über diese Productionsmittel verfügen. Die Gesetzgebung muß immer den Schutz der Schwachen, der Armen, der Bedürftigen als erstes und oberstes Gebot beachten, wie es die christliche Liebe fordert.

Vor Allem muß aber die christliche Liebe die Sittlichkeit der Gesellschaft umgestalten, damit der Einzelne aus freier Ueberzeugung und aus innerem Antriebe jene socialen Pflichten erfülle, welche Recht und Gesetz nicht erzwingen können und sollen. Die nothwendige Voraussetzung einer solchen Umwandlung der sittlichen Anschauungen durch den Einfluß der christlichen Liebe liegt in der Aenderung des Systems der Erziehung und Bildung. Der Unterricht der Jugend muß nicht, wie dieß überall geschieht, an den Egoismus appelliren, er muß die Liebe zu Gott und zum Nächsten den Herzen tief einpflanzen als das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft.

Die Liebe hat ihre Quelle und ihren Ursprung in Gott, in jenen Himmelshöhen, wo die Freiheit thront. Liebe und Freiheit sind correspondirende und sich gegenseitig bedingende Begriffe und Erscheinungen. Die liberale Doctrin verdrängte die christliche Liebe und wollte die Gesellschaft nur auf das Recht gründen; sie schmähte die Liebe und Barmherzigkeit, sah sich aber sofort genöthigt, das Gebiet des Zwanges zu erweitern. Der Zwang hinwiederum ertödtete in den weitesten Schichten der Bevölkerung die Liebe, und jene königliche Pflicht des Almosens, welche den Reichen adelt und den Armen erhebt, kam immer mehr und mehr außer Uebung und in Vergessenheit. Die vom Liberalismus grausam geopferten Armen und Schwachen wollen nun, da ihnen die Macht der Liebe gleichfalls unbekannt ist, alle sittlichen Pflichten durch Zwangsgebote ersetzen: das ist die socialistische Theorie. Zwischen diesen beiden Extremen schwankt heute die Gesetzgebung hin und her. Wer die Liebe antastet, greift die Freiheit an; und wer die Freiheit antastet, greift die Liebe an. Liberalismus und Socialismus verkennen diese Wahrheit und bekämpfen die Gesellschaft in ihren sittlichen Grundlagen; daher kommen die socialen Krankheitserscheinungen der neuern Zeit.

Liebe und Freiheit bilden das Fundament der christlichen Gesellschaft; sie überbrücken die Kluft zwischen Ueberfluß und Begierlichkeit, sie versöhnen Reichthum und Armuth, sie bedingen die ideale Gleichheit Aller und die verhältnißmäßige Theilnahme Aller an den Gütern der Natur. Liebe und Freiheit haben in der Vergangenheit alle socialen Schwierigkeiten überwunden, ohne Liebe und Freiheit gibt es auch heute keine Heilung der socialen Krankheiten. Liebe und Freiheit bilden das Heilmittel, welches das Christenthum den kranken Völkern bietet.

Wie wunderbar lesen sich das achte und neunte Kapitel des zweiten Korintherbriefes, wo der Völkerapostel die volle Liebe und die volle Freiheit festhält und lehrt! Diese beiden Kapitel enthalten mehr Weisheit und Kraft, mehr Verständniß und Wahrheit, als all' die abstrusen Erörterungen der modernen Staats- und Moralphilosophen!

III.
Arbeit und Kapital.

„Nichts Edles kann aus der Werkstätte hervorgehen, und sämmtliche Handwerker treiben darum ein schmutziges Geschäft. Unehrenhaft und gemein ist überhaupt jeglicher Erwerb aller Lohnarbeiter, soweit ihre Dienste und nicht ihre Kunstleistungen gekauft werden." [1] So drückte sich einer der Weisesten der römischen Weisen über die Arbeit aus. Bei den Griechen herrschte dieselbe Ansicht, und Aristoteles stimmt fast wörtlich mit Cicero überein, nur daß der gelehrte Grieche seinen Abscheu vor der wirthschaftlichen Arbeit noch gründlicher zum Ausdrucke bringt, als selbst Cicero. Die Tugend, meinte Aristoteles, könne mit jener Menge nichts gemein haben, welche der körperlichen Arbeit sich widme. Alle persönlichen Dienstleistungen, Lohnarbeit, Handwerk, jeglicher Erwerb durch Handarbeit galten im ganzen Alterthume des freien Mannes unwürdig. Die Arbeit schien nur gut genug für gemeine Seelen und niedere Rassen, welche in Sklavenfesseln schmachten mußten.

Kaum ein Menschenalter, nachdem Cicero die bankerotte Weisheit des Heidenthums in der Verachtung der Arbeit ausgesprochen hatte, ging aus der Werkstätte der Heiland der Menschheit, der Erlöser der Welt, der Gottmensch hervor. Bis zum dreißigsten Lebensjahre war Jesus Christus in der Werkstätte verborgen gewesen, hatte Handarbeit verrichtet und im Schweiße des Angesichtes das Brod gegessen. Sein Beispiel hat die Schmach und Schande von der Arbeit genommen, hat sie frei gemacht und geheiligt, hat sie zum sittlichen Berufe und zur Würde geistiger Erlösung und materieller Herrschaft erhoben. Das Beispiel des Erlösers lehrte die Arbeit, sein erstes Wort der Belehrung pries die Armuth. Liebe zur Armuth und Arbeit zeichneten der Christenheit den Weg zur Herrschaft über die Natur, zu geistigem Fortschritte, zu sittlicher Erhebung vor. Die antike Welt, die Cultur der Aristoteles und Cicero ging am menschlichen Egoismus und

---

[1] *Cicero,* De offic. I, 42: Illiberales autem et sordidi quaestus mercenariorum omnium, quorum operae, non artes emuntur . . . opifices omnes in sordida arte versantur. — Vgl. *Aristoteles* (Pol. VI, 6). Roscher l. c. § 41 schreibt in seinem Bestreben, historische Dogmen zu statuiren: „Je höher die Cultur, desto ehrenvoller wird die Arbeit. Rohe Völker pflegen sie als sklavisch zu verachten." Nun, Aristoteles und Cicero vertreten gewiß die Blüthe griechischer und römischer Cultur; wie ehrenvoll ihnen die Arbeit dünkte, beweisen obige Citate. Die „historische" Nationalökonomie steht auf allzu gespanntem Fuße mit der Geschichte. Von allen Dogmen, welche Roscher der Geschichte entnommen haben will, besteht nicht ein einziges die Kritik des Geschichtsforschers.

Hochmuthe zu Grunde; die Liebe zur Armuth und die Liebe zur Arbeit eröffneten den christlichen Völkern ungeahnte Gebiete zur Beherrschung der Natur, verliehen eine sittliche Kraft, welche vor keiner Schwierigkeit zurückwich, entwickelten eine geistige Energie, welche zur Lösung der schwierigsten Probleme befähigte. Die Völker, welche sich der Früchte der christlichen Civilisation erfreuen, sollten nicht vergessen, daß sie dieselben den Lehren des Christenthums verdanken, und sollten sich erinnern, daß sie diese Civilisation nur mit denselben Mitteln erhalten und weiter fortbilden können, mit denen sie errungen wurde: durch die Liebe zur Armuth und durch die Liebe zur Arbeit.

Das Christenthum[1] lehrte die allgemeine Pflicht der Arbeit. Der große Völkerapostel, der hl. Paulus, sprach dieses Gebot mit der ihm eigenen Klarheit, Schärfe und Prägnanz in den wenigen Worten aus: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“[2] Für denjenigen, welcher es vorziehe, statt zu arbeiten, dem Müßiggange sich zu ergeben und auf Kosten der Arbeit Anderer zu leben, soll in einer christlichen Gemeinde kein Platz sein, die Gläubigen sollten ihn meiden. Mitten in einer Welt, welche die Arbeit haßte und verachtete, würden solche Gebote wenig Anklang gefunden haben, hätte nicht das Beispiel den Worten Kraft und Weihe verliehen. Nach dem hellleuchtenden Vorbilde des Erlösers gewann Paulus seinen Unterhalt durch seiner Hände Arbeit[3], obwohl ihm, der ja der Predigt des Evangeliums und dem Dienste des Herrn sich gewidmet hatte, das Recht zustand, vom Altare zu leben. Der hl. Paulus selbst wies auf den erziehenden Zweck des Beispieles hin, wahrte aber das Recht derjenigen, welche dem Altare dienen, auch vom Altare zu leben[4]. Der Völkerapostel erblickte in der geistigen Arbeit ebenso wie in der körperlichen Arbeit die Berechtigung zur Theilnahme an den Gütern der Natur. Erst den materialistischen Vertretern der modernen Nationalökonomie war es vorbehalten, die Entdeckung zu machen, daß die geistige, erziehende, lehrende und bildende Thätigkeit keine Werthe schaffe, daß also, um ein von List gebrauchtes Bild zu wiederholen, derjenige, welcher Menschen erziehe und bilde, ein unproductiver Verzehrer sei, während derjenige, welcher Schweine mäste, productive Arbeit vollbringe.

Des erziehenden Zweckes, des Beispieles wegen, dann auch, um den meist armen Gläubigen nicht zur Last zu fallen, ahmten Bischöfe und Priester Jahrhunderte hindurch den hl. Paulus nach und erwarben sich durch Hand-

[1] Roscher § 41 sagt: „Das reine Christenthum lehrte die Ehre der Arbeit“ — wohl im Gegensatze gegen die Verunstaltung des Christenthums durch die moderne Nationalökonomie.

[2] II. Thess. 3, 10 ss.

[3] Act. apost. 20, 34. [4] I. Corinth. 9, 7 ss.

arbeit ihr Brod[1]. Selbst geistig so hochgebildete Männer, wie der heilige Gregor von Nazianz und Basilius, verrichteten die gewöhnlichsten Handarbeiten. „Wer gibt uns," so schreibt Gregor von Nazianz an seinen Freund Basilius, „jene Tage wieder zurück, wo wir vom Morgen bis Abend mitsammen arbeiteten, wo wir Holz spalteten, Steine herrichteten, wo wir unsere Bäume pflanzten und begossen, wo wir zusammen den schweren Karren zogen, wovon uns noch so lange nachher die Schwielen an den Händen geblieben sind!"[2] Im Oriente war es ganz regelmäßig, daß der Klerus durch Ausübung eines Handwerkes oder durch Bebauen des Feldes den Unterhalt sich selbst gewann[3]. Ebenso war es im Occidente, wo sogar die Conciliengesetzgebung den Klerus verpflichtete, nicht bloß wissenschaftliche Ausbildung sich zu verschaffen, sondern auch ein Handwerk zu erlernen und damit seinen Unterhalt zu verdienen[4]. Der hl. Paulin von Nola bearbeitete, wie Gregor der Große uns berichtet[5], selbst seinen Garten, und der gelehrte hl. Hilarius von Arles wußte von dem Ertrage seiner Handarbeit noch so viel zu erübrigen, um den Armen davon mittheilen zu können. In der fränkischen Kirche zeichnete sich überhaupt der Klerus durch den Eifer aus, womit er die Arbeit selbst pflegte und auch das Volk dafür zu gewinnen suchte[6].

Faule, arbeitsscheue Mitglieder wurden in christlichen Gemeinden nicht geduldet. „Der Müßiggänger verdient keine Unterstützung; er ist nicht würdig, ein Mitglied der Kirche zu sein," sagen die apostolischen Constitutionen. Die jungen und alle arbeitsfähigen Leute, heißt es dort weiter[7], sollen arbeitsam und fleißig sein, um der Gemeinde nicht zur Last zu fallen; sparsam, um von dem Erübrigten auf den gemeinsamen Opferaltar legen zu können. Keiner könne ein Nachfolger Christi und der Apostel sein, wenn er nachlässig und träg sei.

Die Christen zeichneten sich in dem Zeitalter der Verfolgungen durch Arbeitsamkeit[8] und Fleiß, durch Genügsamkeit und Sparsamkeit aus und

---

[1] Const. apost. II, 23: *Tertullian.*, Apologet. c. 37. — Vgl. auch *Thomassin*, Nov et vet. discipl. pars III, lib. III, c. 8.

[2] *Greg. v. Naz.*, Epp. 9 et 13. Vgl. auch Montalembert, Die Mönche des Abendlandes, deutsch von Brandes, I, 109 ff.

[3] Vgl. *Sozom.*, Lib. VII, c. 27; *Socrat.* I, 8; *Basilius*, Ep. 319.

[4] Conc. Carthag. IV, c. 53: Omnes clerici et artificiola et litteras discant. c. 51: Clericus quantumlibet verbo Dei eruditus artificio victum quaerat.

[5] Dialog. lib III, c. 1.

[6] Vgl. *Thiers*, L'avocat des pauvres. Paris 1676, p. 194; Rückert Heinrich, Culturgeschichte des deutschen Volkes II, 336—340.

[7] II, 4; II, 13.

[8] Ein meisterhaftes Bild hat Graf Frz. v. Champagny von dem Arbeitsleben der Christen in diesem Zeitalter in seinem Werke „Die Antonine", deutsch von

ermöglichten es dadurch, daß unter ihnen kein Armer war. Selbst in den Bergwerken, wohin sie verbannt wurden, waren die Christen vorzüglich gewandte und geschickte Arbeiter [1].

Als mit Constantin die christliche Religion Staatsreligion wurde, drangen mit der großen Zahl von Namenschristen, welche zur Lehre Christi sich öffentlich bekannten, aber sie nicht übten, in die christliche Gesellschaft Egoismus und Selbstsucht, Arbeitsscheue und Müßiggang, Ausbeutung und Wucher. Thatsächlich blieben diejenigen, welche nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wort und That, in Gesinnung und Leben Christen waren, vor wie nach Constantin eine kleine Minderheit im römischen Reiche. Staatsverfassung und Rechtsleben, Familien- und Erwerbsverhältnisse, Literatur und Theater, das gesammte öffentliche und gesellschaftliche Leben trugen nach wie vor einen völlig heidnischen Charakter, wogegen die Kirche vergeblich ankämpfte [2]. Das Leben der großen Kirchenväter ging völlig auf im Kampfe gegen heidnische Sitten und Gewohnheiten, gegen Habsucht und Unterdrückung, gegen Ausbeutung und Wucher, gegen die Greuel der Sklaverei und gegen die grausame Vergewaltigung der Armen, gegen Unsittlichkeit und Ausschweifung im Familienleben. Leben und Wirken, Schriften und Briefe der hl. Basilius und Chrysostomus im Oriente, der heiligen Ambrosius und Augustinus im Occidente sind ein laut sprechendes Zeugniß hierfür. Der hl. Ambrosius war in Mailand lange Zeit hindurch kaum seines Lebens sicher, so daß sein Bruder Satyrus öfter in ihn drang, sich heimlich zu flüchten; den hl. Chrysostomus trieb die Habsucht des Hofes in's Exil. Vergeblich waren die Anstrengungen gegen die Entweihung des Familienlebens durch die Sklaverei einerseits, gegen Verschwendung und Wucher andererseits. Ein so energischer und thatkräftiger, kluger und weitblickender Mann, wie Ambrosius, welcher in seltenem Maße Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, die Kraft des Regierens wie die Demuth des Gehorchens, eine unerreichte Macht des Wortes wie den Glanz der Darstellung, die Tugenden eines Bischofes und Staatsmannes zugleich in sich vereinigte, starb schließlich gebrochen und entmuthigt. Noch hatte er große Hoffnungen gehegt, als ein ebenso thatkräftiger und glücklicher Feldherr, wie frommer und weiser Regent, Theodosius, als Imperator das große römische Reich regierte. Seit dem Tode des Theodosius sah Ambrosius keine Rettung mehr für die todkranke Gesellschaft. Sein energisches Wort für die Armen, sein strenges Vorgehen gegen Wucher und Ausbeutung, gegen Luxus und

---

Döhler, II, 125 ff., gegeben. Die christlichen Gemeinden bestanden überwiegend aus Arbeitern.

[1] Vgl. die Passio sanctorum quatuor Coronatorum in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie X, 115—137.

[2] Vgl. *M. A. de Broglie,* L'église et l'empire rom. II, 18 ss.

Verschwendung milderte einzelne Uebel, aber vermochte die Gesellschaft nicht mehr aus dem Sumpfe der Verkommenheit herauszuziehen. In tiefer Trauer sank Ambrosius, einer der letzten großen Römer, im besten Mannesalter in's Grab, Hilfe nur noch von einem Eingreifen Gottes erwartend.

Wie Ambrosius, sah auch der hl. Augustinus in dem Eindringen der Genußsucht die größte Gefahr für den Bestand der christlichen Gesellschaft. Früher habe die Gefahr für die Christen in den blutigen Verfolgungen bestanden, jetzt in der Genußsucht, und letztere sei viel gefährlicher, als die Marterwerkzeuge der heidnischen Cäsaren. So klagte der hl. Augustin in der Erklärung des Psalmes 69 [1]. Diejenigen, welche treu der christlichen Lehre anhängen und im Leben sie ausüben wollten, sahen sich inmitten heidnischer Sitten und Gewohnheiten genöthigt, der Gesellschaft ferne zu bleiben und von ihr sich abzuschließen. Zarte Mädchen gelobten ewige Jungfräulichkeit und führten ein Leben der Zurückgezogenheit in ihrer Familie oder in eigenen Instituten, in Klöstern. Sie theilten ihr Leben zwischen Gebet und Bußübungen, zwischen Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit. Jünglinge flohen die Welt und die Gesellschaft, suchten Wüsten oder abgelegene Berge, Eilande oder Inseln auf, um dort unter der Leitung eines erleuchteten Mannes in Entsagung und Opfer, in Gottesdienst und Werken der Buße Gott zu dienen. Zu diesen Werken der Buße, denen sich Jünglinge und Jungfrauen, vielfach aus den reichsten und vornehmsten Familien, unterzogen, zählte auch die Handarbeit. Die Arbeit, in der großen Gesellschaft verachtet, fand eine Stätte der Pflege in den Klöstern, bei den Mönchen und bei den gottgeweihten Jungfrauen. In diesen ruhte die Hoffnung einer besseren Zukunft, und darum wachte über den Klöstern und über den Zufluchtsstätten der Jungfrauen das Auge der Kirchenväter mit ängstlicher Liebe und väterlicher Sorgfalt. Die römische Gesellschaft und Cultur ging unter, in den Klöstern wurde die christliche Lehre bekannt und geübt, und aus den Klöstern gingen jene rettenden Engel hervor, welche auf den Ruinen der römischen Welt neues Leben pflanzten, welche die germanischen und slavischen Stämme bekehrten und im Jahrhunderte langen Ringen sie aus Barbaren zu gesitteten Christen umbildeten.

Die beiden großen Principien, auf denen die christlichen Gesellschaften beruhen müssen, Arbeit und gemeinsamer Besitz, fanden zur Zeit des Unterganges der römischen Welt in den Klöstern ihre Verwirklichung. Den Brüdern war Alles gemeinsam, aber in der Vertheilung herrschte keine Einförmigkeit, sondern Jedem wurde zugetheilt je nach seinem Bedürfnisse und seinen persönlichen Verhältnissen [2]. Und die Gemeinschaft sollte keinen

[1] Die luxuria erscheint ihm als die pejor persecutio (ed. *Migne* IV, 866).

[2] Vgl. *Augustin.*, Regula ad servos Dei (ed. *Migne* I, 7..)
quid proprium, sed sint vobis omnia communia, et d

Ueberfluß anstreben, sondern mit dem Nöthigen sich begnügen, weil jeglicher Besitz, der das Nothwendige überschreitet, den Schein der Habsucht gewährt[1].

Die körperliche Arbeit wurde nicht bloß zur Gewinnung des Unterhaltes und zum Erwerbe von Mitteln zur Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, sondern auch als Buße und Tugendübung zum Fortschritte im geistigen Leben gepflegt. Schon die ältesten und ersten Patriarchen des Mönchthums, die hl. Antonius und Pachomius, übten die Handarbeit und forderten deren Pflege von ihren Schülern[2]. Der hl. Basilius machte Gebet und Arbeit zum Mittelpunkte seiner Mönchsregel und forderte von allen Arbeitsfähigen körperliche Arbeit. So sehr Basilius die Nothwendigkeit des Fastens betonte, hielt er doch die Arbeit für wichtiger. „Wenn euch das Fasten am Arbeiten hindert, so ist es besser, daß ihr esset wie Arbeiter Christi, was ihr ja seid.“[3] Nach der Regel des hl. Benedict sollten die Brüder sieben Stunden des Tages der körperlichen Arbeit widmen und nicht bloß den Boden cultiviren, sondern auch alle nöthigen Handwerke ausüben[4].

Auch in die Klöster drang jene Verachtung der Arbeit, welche die römische Welt beherrschte. Einige Mönche wollten nicht arbeiten, sondern lieber von freiwilligen Gaben der Gläubigen leben; sie rühmten sich dabei noch, vollkommener als Andere zu sein und ganz gemäß der Lehre des Herrn zu leben, welcher die Vögel in der Luft nähre und die Lilien des Feldes kleide[5]. Der hl. Augustin schrieb gegen diese gefährliche Verirrung seine schöne Abhandlung über „die Arbeit der Mönche“. An dem Beispiele des hl. Joseph, des Nährvaters Christi, des hl. Paulus u. s. w. beleuchtete Augustin die allgemeine Pflicht der Arbeit, wobei er sehr scharf ehrlichen und unsittlichen Erwerb unterschied und habsüchtige und betrügerische Erwerbsucht, ferner den Erwerb ohne Arbeit als dem christlichen Sittengesetze widersprechend zurückwies. Manche wollten von dem leben, was reiche Brüder in die Gemeinschaft mitbrachten, was Augustin als durchaus unstatthaft bezeichnete. „Wenn Reiche in Entsagung und Demuth auf ihren Besitz verzichten und ihn der Gemeinschaft widmen, darf nicht der Arme in stolzer Selbstüberhebung darauf pochen. Wenn Senatoren freiwillig dem Leben der körperlichen Arbeit sich weihen, dürfen nicht Mönche aus

---

a praeposito vestro victus et tegumentum, non aequaliter omnibus, quia non aequaliter valetis omnes, sed potius unicuique, sicut opus fuerit.

[1] *Basilius*, Ep. 22: De perfectione vitae monasticae (ed. *Migne* IV, 291): Copia ultra necessitatem perducta imaginem avaritiae exhibet.

[2] *Athanas.*, Vita Antonii c. 3; *Pallad.*, Hist. laus. c. 39.

[3] Regula fus. tract., interrog. 38. — Vgl. auch ep. 22 (*Migne* IV, 291).

[4] Regul. c. 48. 57. 66.

[5] *Augustin.*, Retractat. lib. II (ed. *Migne* I, 49).

dem Arbeitsstande die Hände müßig in den Schooß legen; wenn endlich reiche Grundbesitzer auf Eigenthum und Genuß Verzicht leisten, so dürfen nicht jene, welche einst Landarbeiter waren, im Genusse dieser Güter schwelgen wollen." Für Alle gilt vielmehr das Gebot der Arbeit[1].

Nicht bloß die Mönche erarbeiteten sich ihren Unterhalt selbst; das geschah auch in Frauenklöstern. In der Römerzeit blieben die gottgeweihten Jungfrauen meistens in ihren Familien und führten ein abgeschlossenes Leben[2]. Vielfach kam aber auch schon das gemeinsame und klösterliche Leben vor, wobei die Nonnen durch Handarbeit ihren Unterhalt gewannen, wie der hl. Augustin bezeugt[3].

Was nicht zum eigenen Gebrauch benöthigt wurde, fand in Werken der Barmherzigkeit Verwendung. Jeder Wanderer fand in den Klöstern liebevolle Aufnahme und jeder Arme Unterstützung. Für jene Unglücklichen, welche von der Welt verstoßen wurden: Aussätzige, Blinde, Krüppel, errichteten die Mönche eigene Krankenanstalten, mit denen auch Apotheken und ärztliche Hilfe verbunden waren. Selbst Irrenanstalten hatten Mönche in den abgelegenen Gebirgen Nitriens gegründet. Die größten Verdienste haben die Klöster durch Jugendunterricht sich erworben, indem sie die Jugend nicht bloß im Glauben und in der Tugend unterrichteten, sondern ihr auch Arbeit und Handwerke lehrten[4].

Die Arbeit nicht aus Zwang und Nothwendigkeit, sondern als von Gott gegebene Aufgabe für das Menschengeschlecht, als sittlicher Beruf, als Mittel der Buße und Voraussetzung zum Fortschritt in der Tugend, im geistigen Leben; die Arbeit nicht aus Habsucht und um des blanken Gewinnes willen, sondern um die Mittel für die eigene Existenz und für die Unterstützung der Andern[5] zu erlangen: diese ideale Auffassung lehrte das Christenthum, und in diesem Sinne übten und liebten die Christen die Arbeit und lehrten sie jenen barbarischen Stämmen, welche gekommen waren, von dem Erbe der alten Römer Besitz zu nehmen.

Die Arbeit, welche nicht schnöden Gewinnes willen, sondern aus Liebe zu Gott, um höherer sittlicher und geistiger Zwecke willen verrichtet wurde, konnte nicht mehr entehren und schänden, sondern sie erhöhte die Ehre des Menschen, welcher in der Arbeit das Mittel fand, die Herrschaft über die

---

[1] De opere monachorum c. 14. 15. 25 (ed. *Migne* VI, 560 ss.). — Vgl. auch De moribus eccles. cath. lib. I (*Migne* I, 711).

[2] Vgl. Baunard, Geschichte des hl. Ambrosius S. 9.

[3] De moribus eccles. cath. lib. I (*Migne* I, 711): Multae viduae et virgines, simul habitantes, et lana ac tela victum quaeritantes. Vgl. ferner *Augustini* epp. 48. 150. 211.

[4] Belege bei Ratzinger, Gesch. der kirchl. Armenpflege S. 97. 101.

[5] Pauli epist. ad Ephes. 4, 28; epist. Barnab. c. 19.

Natur zu gewinnen, sich selbst zu überwinden und seine sittliche und geistige Kraft zu stählen und zu erweitern. Das Christenthum hatte nicht bloß die allgemeine Pflicht der Arbeit gelehrt, es hatte der Arbeit auch die Ehre wiedergegeben.

Dem Menschen wurde vom Schöpfer die Bestimmung gegeben[1], zu wachsen, sich zu vermehren und die Herrschaft über die Natur auszuüben. Seit dem Sündenfalle wurde diese Aufgabe zu einer schmerzlichen, zu einer Plage. „Die Erde wird um deiner Sünden willen verflucht sein, nur mit Mühe sollst du fortan aus ihr deinen Unterhalt ziehen .... im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde kehrst, aus der du genommen bist.“[2] Die Bedingungen des Wachsthums, der Vermehrung und der Gewinnung der Herrschaft über die Natur sind seitdem für das Menschengeschlecht an die Arbeit geknüpft; je mehr die Gesellschaft diesem allgemeinen Gesetze der Arbeit sich unterwirft, um so mehr erweitert sie die Macht über die Natur, um so größer wird der Triumph über alle Schwierigkeiten, um so großartiger die Errungenschaften, um so höher die Ehre des Fortschrittes.

Nicht bloß Ehre bringt die Arbeit; im Schweiße des Angesichtes verrichtet, wird sie selbst zu einem Acte der Erlösung für den Menschen und für die Natur. Die Arbeit benimmt von der Natur den Fluch der Unfruchtbarkeit, der Schweiß des Angesichtes befruchtet sie; wo früher nur Dornen und Disteln wuchsen, bietet sie jetzt köstliche Früchte zum Unterhalte des Menschen, niemals freilich im Uebermaße und Ueberflusse, aber hinreichend, um dem Gesetze des Wachsens und der Vermehrung des Menschengeschlechtes zu genügen. Und nicht bloß für die Natur wird die Arbeit zur Lösung des Fluches; auch für den Menschen wird der Schweiß des Angesichtes zum Mittel der Sühne und Buße, der sittlichen Erhebung, des geistigen Fortschrittes und zur Voraussetzung der Herrschaft über die materiellen Kräfte. Die Geschichte der Arbeit ist darum die Geschichte der Cultur und der Civilisation.

Die alte heidnische Welt sah in der Arbeit nur die Plage und entzog sich ihr; sie erblickte nur den Fluch und diesem Fluche unterwarf sie die Schwachen, welche in den entehrenden, entsittlichenden und entmenschten Zustand der Sklaverei herabsanken. Die befruchtende, sühnende, erlösende und sittigende Macht der Arbeit blieb dem Alterthume unbekannt, erst der Weltheiland brachte auch für die Arbeit die Erlösung. Die Lehre des Erlösers erhob die Arbeit zu einem allgemeinen Gesetze der Entsagung und des Opfers; jeder Christ muß, um den Willen Gottes zu erfüllen, der Plage und Mühe der Arbeit sich unterziehen; aber er muß den idealen Zweck festhal-

[1] Genes. 1, 28. [2] Ibid. 3, 17. 19.

ten, für sich und für Andere den Unterhalt zu gewinnen, und die Natur zu beherrschen, daß sie die Mittel biete für Vermehrung und Wachsthum der Menschheit. Der Blick auf das Ganze, die ideale Beziehung auf Gott als letztem Endzwecke aller Dinge, die Liebe zum Nächsten dürfen niemals fehlen, wenn die Arbeit, statt zur Erlösung, nicht immer wieder zur Knechtschaft führen soll. Sobald der Mensch aus Egoismus und Habsucht nur auf den blanken Gewinn sieht, sobald er sich in die Natur versenkt, um im Genusse Befriedigung zu suchen, wird er, statt die Natur zu beherrschen, ihr Sklave werden, und die innere Zufriedenheit, welche er sucht, wird ihn immer mehr fliehen. Nur die ideale Beziehung auf Gott, nur die Arbeit aus höheren Motiven wird den Menschen von den niedrigen Leidenschaften erlösen und befreien, wird ihm innere Zufriedenheit und geistigen Genuß bereiten[1]. Die ideale Arbeit verleiht inmitten aller Mühe und Plage, inmitten aller Entbehrungen und Opfer, inmitten aller Entsagung und Anstrengung die reinste Freude und die munterste Heiterkeit, die größte Zufriedenheit und den erhebendsten, edelsten Genuß. Die Arbeit, welche nur Fluch schien, wird zur Erlösung, die Plage wird zur Freude, die Entsagung zum Genusse, Opfer und Anstrengung zu Zufriedenheit und Heiterkeit.

Das Christenthum sagt uns: will die Gesellschaft reich werden, so übe und liebe sie die Armuth; will Jemand sein eigenes Glück begründen, so übe er die Nächstenliebe; das Christenthum sagt Jedem ferner: willst du Zufriedenheit und Ruhe, Heiterkeit und Freude, so liebe die Mühe der Arbeit; willst du wahren, edlen Genuß, so liebe die Entsagung und das Opfer in angestrengter Thätigkeit. Für den oberflächlichen Beobachter besteht in den Anforderungen des Christenthums Widerspruch. Für den Denker, welcher Ursache und Folge zu beurtheilen, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden versteht, ist in den Lehren des Christenthums die wahre Weisheit beschlossen. Wer unter Freuden ernten will, muß unter Mühe und Sorgen säen!

Indem die christliche Lehre die Arbeit zum allgemeinen Gesetze der Gesellschaft erhob, hatte sie schon die principielle Verurtheilung der Sklaverei ausgesprochen. Ebenso war in der Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott die Unverträglichkeit rechtsloser Individuen mit den Grundsätzen des Christenthums kundgegeben. Aber die Apostel und Kirchenväter traten nicht als Agitatoren für wirthschaftliche Reform auf; sie waren die Sendboten der Liebe, welche Besitzenden wie Besitzlosen zum Bewußtsein brachten, daß nicht im Erwerbe und Genusse materieller Güter

[1] Riehl l. c. S. 298: „Jede Arbeit hat den göttlichen Fluch der Mühsal, aber auch jede ein Stück jenes göttlichen Segens, daß die Mühsal durch die Arbeit selber zum Genuß wird.“

die wahre Größe und das wahre Glück bestehe, sondern in der Rettung der unsterblichen Seele. Nicht die Loslösung von äußeren Banden, sondern die Erringung der inneren Freiheit war das Ziel, welches zunächst angestrebt werden mußte. Es war deßhalb ganz consequent, daß der hl. Paulus, welcher die Gleichheit Aller in der christlichen Gesellschaft so streng betonte und so sehr darauf drang, daß in der Kirche kein Unterschied der Person gelten könne, daß es vor Gott nur Brüder Jesu Christi, aber weder Juden noch Heiden, weder Sklaven noch Freie gebe[1], nichtsdestoweniger den allgemeinen Grundsatz aufstellte, Jeder solle in dem Stande bleiben, in welchen Gott ihn gesetzt habe[2]. Der ganze wirthschaftliche Bestand der heidnischen Gesellschaft beruhte so sehr auf der Sklaverei, daß griechische oder römische Politiker oder Philosophen ein Staatswesen ohne Sklaven sich gar nicht vorstellen und denken konnten. Das Christenthum mußte zuerst durch seine Lehren und Wahrheiten eine andere geistige Grundlage schaffen, ehe zur thatsächlichen Beseitigung der Sklaverei geschritten werden konnte und durfte. Die christlichen Ideen mußten erst einen geistigen Umschwung vorbereiten, um die Mittel zu einer Neugestaltung der Gesellschaft zu gewinnen. Damit dieses Ziel erreicht werde, war die Kirche von ihrer Stiftung an unermüdlich thätig. Schon der hl. Paulus bekämpfte mit größtem Eifer jene heidnische Anschauung und jenes grausame römische Recht, welches im Sklaven nicht den Menschen, sondern einen seiner Natur nach tief unter dem Bürger stehendes, rechtsloses Wesen, eine Sache erblickte, über welche der Besitzer nach Willkür verfügte. Hiegegen betonte der Völkerapostel immer und immer wieder, daß der Sklave dieselben Menschenrechte, dieselbe unsterbliche Seele, denselben Ursprung, dasselbe Ziel, dieselbe Würde der Erlösung und denselben Beruf, ein Kind Gottes zu sein, besitze, wie der Freie[3]. Nicht die wirthschaftliche Unabhängigkeit, nicht die Loslösung von äußeren Banden, aber um so mehr das Recht der freien Persönlichkeit und der sittlichen Selbstbestimmung forderte der hl. Paulus für die Sklaven, und die Anerkennung dieses Rechtes verlangte er von den Herren. Damit war die Sklaverei in der Wurzel angegriffen. Der Sklave war nicht mehr rechtslos, der Herr hatte gegen ihn nicht bloß mehr Rechte, sondern auch Pflichten. Das Verhältniß war ein gegenseitiges, ein menschliches geworden. In freundlicher, schöner Weise ist dieses Verhältniß geschildert im Briefe an Philemon. Philemon sollte in seinem christlichen Sklaven eine unsterbliche Seele achten, mit dem Blute Jesu Christi erkauft; er sollte im Sklaven einen Bruder erblicken und verehren. Umgekehrt sollte der christliche Sklave in seinem Herrn Jesu Christo selbst dienen, nicht aus

[1] Ep. ad Galat. 3, 28. [2] I. Corinth. 7, 10.
[3] Coloss. 4, 11; Galat. 3, 28.

oang und aus Nothwendigkeit, sondern aus Liebe, aus freiem Entschlusse[1].
ich der Verfasser des Briefes, welcher den Namen des hl. Barnabas trägt,
nahnt die Herren, daß sie in ihren Sklaven Ebenbilder Gottes verehren,
jen sie gütig und gnädig seien, für ihr zeitliches und ewiges Wohl sor-
n; verlangte aber zugleich auch von den Sklaven, daß sie ihren Herren
Unterwürfigkeit dienen[2]. Dadurch war in christlichen Familien die
laverei dem Princip nach überwunden und in ein Dienstverhältniß um-
taltet.

Bei den Kirchenvätern kehrten immer wieder die Ermahnungen an die
istlichen Eigenthümer, sie sollten sich nicht höher dünken als ihre Skla-
t, sie sollten sie vielmehr ob ihres gemeinsamen Glaubens als Brüder
d Söhne behandeln[3]. Christliche Besitzer schenkten ihren Sklaven die
eiheit, blieben aber in einem gewissen Patronatsverhältnisse, damit der
eigelassene nicht in's Proletariat herabsinken sollte[4]. Sklaven, welche
n ihren heidnischen Herren in der Ausübung der christlichen Religion ge-
idert wurden, wurden mitunter freigekauft[5].

In späterer Zeit wurden von der Kirche Anstrengungen gemacht, in
ößerem Maßstabe der Sklaverei entgegenzuarbeiten. Der hl. Chrysosto-
is forderte die Herren auf, für den persönlichen Dienst sich höchstens
ei Sklaven zu halten, alle übrigen aber in Werkstätten irgend ein Hand-
rk üben zu lassen oder sie in Ackerbau, in der Pflege von Grund und
den zu beschäftigen. Wäre dieser Gedanke durchgeführt worden, so wäre
Bildung eines Mittelstandes, welcher der römischen Gesellschaft gänzlich
ingelte, die Entwickelung einer Gewerbe und Ackerbau treibenden Bevöl-
ung als selbständiger Faktor ermöglicht worden[6].

Der hl. Gregor der Große forderte zu Freilassungen auf und ging
bst mit gutem Beispiele voran. „Es ist ein heilsamer Gedanke," schrieb
regor[7], „Menschen, welche die Natur frei geschaffen hat, die aber nach
m herrschenden Rechte mit dem Joche der Sklaverei belastet wurden, durch

---

[1] Vgl. auch Ephes. 6, 5; I. Timoth. 6, 11; Coloss. 3, 22; Ep. Jacob. 2, 1—6.

[2] Cap. 19. — Der hl. Ambrosius schreibt: „Der Sklave und der freie Mann
d vor Jesus Christus gleich. Der einzige Unterschied, den Gott zwischen dem Sklaven
d seinem Herrn macht, ist der ihrer Verdienste; beide können einen gleichen Adel er-
igen, wenn sie Jesus Christus dienen" (Exhortat. de virginitate cap. 1 nr. 3).

[3] Constit. apost. IV, 12. — *Clemens Alexand.*, Paedag. lib. III pag. 262;
romat. lib. IV pag. 499 (ed. Colon. 1688).

[4] Belege bei *Et. Chastel*, Études historiques sur l'influence de la charité
118 ss.

[5] Const. apost. IV, 9.

[6] Vgl. *Wallon*, Histoire de l'esclavage III, 318 ss.

[7] Epist. V: Salubriter agitur, si homines in ea qua nati f[illegible]
ttentis beneficio, libertate reddantur.

die Wohlthat der Freilassung ihrer ursprünglichen Freiheit wiederzugeben." Jeder Bischof gab bei verschiedenen Gelegenheiten, immer aber testamentarisch bei seinem Tode, einer Anzahl von Sklaven die Freiheit [1]. Die gallischen Bischöfe forderten auf dem zweiten Concil zu Tours von jedem Herrn die Freilassung je des zehnten Sklaven oder Leibeigenen [2].

Die Anstrengungen der Kirche, die Sklaverei zu beseitigen, blieben erfolglos. Das gesammte Rechts- und Erwerbsleben der römischen Welt beruhte auf der Macht des Stärkeren, auf der Sklaverei. Das Princip der Liebe, welche das Grundgesetz der christlichen Gesellschaft bildet, konnte nur einen kleinen Theil der Bevölkerung durchdringen; dieser rüttelte nicht an den wirthschaftlichen Verhältnissen, sondern suchte durch die Ausübung der Liebe die Sklaverei erträglich zu machen. Die Form der Sklaverei blieb auch in den christlichen Familien, aber im Wesen war das Verhältniß ein menschliches, sittliches, durch gegenseitige Rechte und Pflichten bedingtes [3]. In der großen Mehrzahl der Bevölkerung dagegen blieben heidnische Gewohnheiten und Sitten vorherrschend und gerade die Sklaverei war das wesentlichste Hinderniß einer aufrichtigen, inneren Bekehrung zu christlichem Leben. Die Herren benützten die Sklaven zu den schändlichsten Ausschweifungen und gaben sie dann dem Tode preis. Nur wenige Herren sind es, klagte Salvian [4], welche sich nicht der Unsittlichkeit und des Mordes an den Sklaven schuldig gemacht haben. Die sittliche Verkommenheit der Herren theilte sich den Sklaven mit, welche nur der Lüsternheit fröhnten [5]. Die Kirche setzte auf den Mord an den Sklaven die Excommunication, sie schloß solche Herren aus ihrer Gemeinschaft aus [6], während das römische Recht bekanntlich die Ermordung der Sklaven durch ihre Besitzer straffrei ließ. Auf dieses „Recht" beriefen sich die Reichen, während die Kirche den Angriff auf das Leben der Sklaven als Verbrechen bezeichnete und behandelte [7].

Es ist ein großer Irrthum, wenn man, wie dieß gewöhnlich geschieht, annimmt, seit Constantin sei die römische Welt christlich geworden. Der überwiegende Theil der Bevölkerung war selbst zu Ende des vierten Jahrhunderts noch heidnisch. Die alten Senatorengeschlechter, welche über den größten Theil des Grundbesitzes im römischen Reiche verfügten, waren noch

---

[1] Vgl. Rückert II, 353 ff. [2] *Hardouin* III, 368.

[3] Vgl. *Augustin.*, De civitate Dei 19, 16.

[4] De gubernatione Dei lib. III c. 10: Prope nullus divitum utrumque (homicidium et stuprum) non commisit.

[5] Ibid. IV, 3.

[6] Conc. Agath. 506 c. 62.

[7] *Salvian.*, De gubernatione Dei IV, 4: Divites cum occidunt servulos suos, jus putant esse, non crimen.

unter Theodosius fast ausschließlich heidnisch, so daß der Präfect in Rom, Symmachus, im Namen des ganzen Senates für Aufrechterhaltung des heidnischen Götzendienstes und für den Cult der Göttin Victoria auftreten konnte[1]. Im fünften Jahrhundert, mehr als dreißig Jahre später, zählte eine topographische Beschreibung von Rom bei Zusammenstellung der Monumente, welche bei der Plünderung Roms durch die Gothen verschont geblieben waren, nicht weniger als 43 Tempel und 280 Capellen mit Götzenbildern und heidnischen Altären[2].

Aber auch unter denjenigen, welche aus Ueberzeugung zum Christenthum sich bekannten, empfing die Mehrzahl erst in Todesgefahr die heilige Taufe. Sie blieben bis zum Ende des Lebens Katechumenen. Vergeblich predigten die Kirchenväter gegen diesen Mißbrauch, welcher die Quellen der Gnade während des Lebens verschloß und nur die Hoffnung ließ, daß in der Stunde des Todes die geistige Wiedergeburt noch erlangt werden könne. Bei Vielen, welche im Leben durch hohe Tugenden sich auszeichneten, war es Aengstlichkeit und Furcht, nach der Taufe durch einen Act des Fehltritts der heiligmachenden Gnade verlustig zu werden, welche sie im Stande des Katechumenats zurückhielt. Sie erinnerten sich an jenen Ausspruch des hl. Paulus, der sie erbeben machte, daß nämlich nach dem Empfange des Sacraments der Fehler schwerer, der Fall tiefer und die Genugthuung mühevoller sei, wofür auch die große Strenge der damaligen öffentlichen Kirchenbußen zeugte. So kam es, daß Männer, deren Leben von Tugenden geziert war und den Stempel der Heiligkeit trug, immer im Stande der Vorbereitung und Prüfung blieben, bis äußere Ereignisse den Anlaß zur Taufe gaben. Der hl. Gregor von Nazianz, der hl. Eusebius, der hl. Martin bieten merkwürdige Beispiele dieser Art. Der hl. Ambrosius mußte gleichfalls die Taufe erst empfangen, als er bereits zum Bischof gewählt war. Der hl. Satyrus, Bruder des Ambrosius, empfing die Taufe erst, nachdem er auf einer Reise nach Afrika Schiffbruch gelitten hatte und in Todesgefahr gerathen war. Die Kaiser Constantin, Theodosius, Gratian, um nur jene Namen zu nennen, welche durch wirkliche christliche Ueberzeugung und Frömmigkeit sich auszeichneten, verschoben immer ihren Eintritt bis in die höhere Lebenszeit oder bis an's Ende des Lebens. Kaiser Valentinian II., das Opfer des Arbogast, starb ohne Taufe; der hl. Ambrosius tröstete die frommen Schwestern des unglücklichen Fürsten damit, daß er sie erinnerte, Valentinian habe auf seiner letzten Reise den sehnlichen Wunsch nach der Taufe ausgesprochen, und die Begierdtaufe habe bei ihm die wirkliche Taufe ersetzt. „So wie die Martyrer in ihrem Blute getauft werden, so wurden

[1] Vgl. Relatio Symmachi in den Werken des hl. Ambrosius tom. II.
[2] Vgl. Baunard l. c. S. 17.

dem Valentinian kraft seines Glaubens und Verlangens die Gnadenwirkungen des Sacramentes zu Theil.“ [1]

Aber nur in den seltenern Fällen waren es so edle Motive, als: Ehrfurcht vor der hohen Auszeichnung und Gnade der Taufe und das Verlangen, dieser Gnade im Leben niemals mehr verlustig zu werden, was die Zeit des Empfanges bis an's Ende zu verschieben veranlaßte; meistens war es eine gewisse sittliche Schwäche, welche den Aufschub der Taufe nur als eine Verlängerung des ungebundenen Lebens betrachtete. Man wollte nicht bloß die Freiheit des unchristlichen Lebens verlängern, man wollte namentlich auch der Verpflichtung der öffentlichen Buße, welche die Kirche damals auferlegte, überhoben sein. Es bildete sich eine bedenkliche Gewohnheit des Libertinismus, welche hinlänglich charakterisirt ist durch die übliche Redensart: „Er mag immerhin sündigen, man lasse ihn gehen; er ist noch nicht getauft.“ [2]

Die Zahl der wirklichen Christen im römischen Reiche war verhältnißmäßig gering, aber diese Minderzahl glänzte durch das Beispiel aller christlichen Tugenden. Dagegen herrschte außerhalb des Christenthums die tiefste Verkommenheit. In dieser sittlichen Entartung lag der eine Grund, warum die römische Welt im Großen und Ganzen zu einer Erhebung auf die Höhe christlicher Cultur und Civilisation nicht fähig war und absterben mußte. Andererseits entbehrte das römische Reich auch der wirthschaftlichen Kraft, um die Sklaverei, diese Quelle sittlicher Entartung und materieller Verarmung, überwinden zu können. Das römische Reich kannte in der Zeit der Imperatoren- und Cäsarenherrschaft nur wenige Reiche, welche von der Ausbeutung lebten, und ihnen gegenüber einen Schwarm von Proletariern und Sklaven [3]. Es fehlte jeder Mittelstand, es gab weder Bauern noch Handwerker, es gab auch keine Industrie mit großem Umsatze, sondern nur eine Luxusindustrie zur Befriedigung der wenigen Reichen, welche allein kaufkräftig waren.

Sittliche Kraft und wirthschaftliche Befähigung mangelten, um an die Stelle der Sklaverei die freie Arbeit setzen zu können. Die freie Arbeit suchte und fand aber ein Asyl, eine Zufluchtsstätte bei jenen großen und edlen Seelen, welche die von Miasmen geschwängerte Luft der römischen Gesellschaft mieden und in stiller Abgeschiedenheit, in klösterlicher Vereinigung die Lehren des Christenthums in ihrem vollen Umfange und in idealer Reinheit verwirklichten. In klösterlicher Gemeinschaft waren der Senator und der Sklave gleiche Arbeiter; beide wurden mit gleicher Wage gewogen,

---

[1] Quod si suo sanguine martyres abluuntur, et hunc sua pietas abluit et voluntas (De obitu Valentin. nr. 53).

[2] Baunard S. 20. [3] Vgl. Arnold S. 136.

wie der hl. Ambrosius treffend sagte[1]; der Eintritt in das Kloster stand Jedem frei, und nach dem Urtheile des hl. Augustin würde derjenige sich schwer versündigen, welcher den Sklaven den Eintritt verweigern wollte[2]. Die Klöster waren es ferner, welche auf ihren Besitzungen die Sklaverei thatsächlich beseitigten und praktisch den Beweis erbrachten, daß eine Volkswirthschaft ohne Sklaverei denkbar und möglich sei. Diese Thatsache, daß die griechischen Klöster keine Sklaven hielten, war der damaligen Welt so auffällig, daß sie uns in einer spätern Formel erhalten blieb[3].

Die Klöster waren es, welche beim Untergang der antiken Welt nicht bloß die frohe Botschaft des Evangeliums, die Lehren des Christenthums, die Gnadenschätze der Erlösung den „Barbaren" übermittelten; die Mönche wurden nicht bloß die Apostel der Germanen, sie retteten ihnen nicht bloß die Ueberreste von Wissenschaft und Kunst, sie lehrten den Völkern auch die allgemeine Pflicht und die Ehre der Arbeit und legten den Grund zur Freiheit der Arbeit, welche ungeahnten socialen und wirthschaftlichen Fortschritt im Gefolge hatte.

Der freie Germane haßte die Arbeit so gut, wie der freie Grieche und Römer. Aber der „Barbar" war noch bildungsfähig, während die antike Welt mit einem ausgebildeten Rechtssysteme, mit einem selbständigen Erwerbsleben, mit ausgeprägten Tagesmeinungen und tief wurzelnden Institutionen dem Christenthum tief feindselig gegenüberstand. Das Römerreich beruhte in seiner äußeren Politik und in seinen inneren Institutionen ausschließlich auf dem Rechte des Stärkeren, auf Selbstsucht und Egoismus. Die christliche Lehre mit ihrem Gebote der Liebe und ihrer Lehre der Gleichheit Aller vor Gott stand in directestem Widerspruche mit einer Gesellschaft, welche den Begriff Menschheit nicht kannte, welche alle Menschen in zwei Klassen theilte, in die kleine Zahl der Staatsbürger, welche im Vollgenusse aller Rechte waren, während alle Uebrigen im Zustande völliger Rechtslosigkeit schmachteten. Die christliche Lehre, daß alle Menschen Brüder seien, daß alle zusammen Eine Familie bilden, solidarisch durch gemeinsamen Ursprung, gemeinsame Erlösung und gemeinsames Ziel der Seligkeit verbunden, daß Alle sich gegenseitig achten und lieben, helfen und unterstützen müssen: diese Lehre traf die heidnische Welt im innersten Kerne und rief ihren tiefsten Haß und ihren grimmigen Spott heraus[4]. Sie verfolgte das

---

[1] Servitus et libertas aequa lance penduntur . . . nec servitus derogat, nec libertas adjuvat (Exhortat. de virginitate cap. 1 nr. 3).

[2] De opere monach. c. 25: Qui si non admittantur, grave delictum est.

[3] *Theod. Cantuar.*, Capit. eccles. c. 16 bei Wasserschleben, Bußordnungen der abendländischen Kirche S. 146.

[4] Vgl. z. B. die Spottschrift De morte Peregrini von Lucian, der es ganz unbegreiflich fand, daß die Christen sich als Brüder betrachteten und unterstützten.

Christenthum Jahrhunderte lang mit allen Mitteln der Gewalt, und als endlich die Christen die Berechtigung ihrer Existenz erkämpft, als die Waffen Constantins entschieden hatten, da stellte die römische Gesellschaft dem Christenthume die Genußsucht der Massen entgegen. Die Christen standen inmitten von Verhältnissen, welche in jeder Beziehung ihren Lehren widersprachen. Daher die Erscheinung, daß die Christen sich abschlossen, ihre Häuser zu Spitälern für die Armen und Unglücklichen umgestalteten oder ihr Vermögen verkauften und verschenkten, um, weit ab von gesellschaftlichen Verbindungen, in Wüsteneien und abgelegenen Gebirgen nur Gott leben zu können.

Die große Mehrzahl der Bevölkerung war zu solchem Heroismus nicht fähig, sie fand aber auch an dem verbissenen Hasse und Spotte der Heiden und am polytheistischen Götzendienst keinen Geschmack mehr; sie schwankte zwischen Wahrheit und Irrthum hin und her. Diese freche Berührung zwischen Wahrheit und Irrthum war es, was dem römischen Reiche seit Constantin den eigenthümlichen, abstoßenden Charakter aufprägte. Die Kaiser, obwohl christlich, nahmen die göttlichen Ehren der heidnischen Cäsaren in Anspruch. Die christlichen Kirchen und die heidnischen Tempel wurden auf Befehl des Kaisers am gleichen Tage und für den gleichen officiellen Bitt- oder Dankgottesdienst eröffnet. Jupiter und Mars wurden mit Christus auf Eine Linie gestellt und das römische Reich hatte zwei gesetzliche Culte, welche beide von den Imperatoren für politische Zwecke auszunützen versucht wurden. Es war ein buntes Durcheinander von heidnischen und christlichen Elementen, was dem öffentlichen Leben das Gepräge verlieh[1]. Die große Menge, welche sich unter solchen Verhältnissen am liebsten immer für die Halbheit entscheidet, wollte am Christenthume und Heidenthume zugleich theilnehmen und legte sich beide nach ihrer Art zurecht. Am eigenthümlichsten ist diese Vermischung ausgedrückt in der Gewohnheit, sich erst auf dem Todbette taufen zu lassen. Man wollte im Leben sich mit dem Heidenthume bequem abfinden, am Lebensende aber doch an den Verheißungen des Christenthums theilnehmen.

In dieser Halbheit in der Gesinnung der Bevölkerung, in dem heidnischen Leben derselben, in der Genußsucht und heidnischen Lüsternheit (luxuria) lag die große Gefahr für den Bestand des Christenthums, wie der hl. Augustin und die erleuchteten Zeitgenossen wohl erkannten. Die Halbheit ist immer indifferent und gleichgiltig, und an dieser Halbheit prallten nicht bloß die Anstrengungen der Kirchenväter ab, durch Belehrung zu wirken, sondern auch die leuchtenden Beispiele so vieler edler und heiliger Männer und Frauen, wie sie das damalige kirchliche Leben in so reichem

[1] Vgl. die geistreiche Schilderung von Broglie l. c. II, 18.

Maße und in so anziehender Weise uns zeigt, vermochten nicht zur Nachahmung zu spornen. Der Sturm der Völkerwanderung mußte das in Egoismus und Genußsucht versunkene Geschlecht vom Erdboden hinwegfegen.

Ganz anders lagen die Verhältnisse bei den Völkern, welche nun in den Kreis christlichen Lebens eintraten. Die germanischen Stämme waren einfach in ihren Bedürfnissen und Sitten und wurden von dem genußsüchtigen und ausschweifenden Treiben der Römer mit Ekel erfüllt. Das staatliche, rechtliche, sociale und wirthschaftliche Leben war noch völlig unentwickelt, so daß die Kirche mit ihren Lehren und Geboten nicht abgeschlossenen und feindseligen Verhältnissen gegenüberstand, wie im Römerreiche; vielmehr vermochte die Kirche, der gesammten Entwicklung Anstoß und Grundlage, Richtung und Ziel zu bestimmen. Unter dem Einflusse der Kirche, nach den Lehren und Geboten des Christenthums entfaltete sich ein Arbeitsleben, wie es großartiger und reiner die Weltgeschichte niemals früher oder später gesehen hat.

Bei Beurtheilung des Mittelalters, welches noch viel zu wenig bekannt ist, macht sich selbst bei Fachschriftstellern regelmäßig eine große Willkür geltend[1]. Will man Ursachen und Wirkungen, den Einfluß der Lehre auf die thatsächliche Ausgestaltung, Ideal und Verwirklichung richtig schätzen und beurtheilen, so darf man nicht bloß einzelne Schattenseiten aus jenen Zeiten hervorholen, wo das Christenthum noch in heftigem Kampfe mit natürlicher Rohheit, mit heidnischen Sitten und Gewohnheiten lag: man muß vielmehr seinen Blick auf die Jahrhunderte richten, wo bereits entwickeltere Verhältnisse herrschten, wo der Geist der christlichen Lehre die Völker durchdrungen hatte, wo der ausgestreute Samen Blüthen und Früchte brachte. Erst nach den Kreuzzügen, ungefähr von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Abschlusse des Mittelalters, zeigen sich die Erfolge einer Erziehung, welche die Kirche Jahrhunderte hindurch den christlichen Völkern in niemals ermüdender Geduld gegeben hatte. Und was zeigt uns da die Geschichte?

Die Sklaverei ist verschwunden. Grund und Boden ist noch vielfach gebunden, aber die Persönlichkeit ist frei. Von der inneren Freiheit der Persönlichkeit ging das Christenthum aus, um erst in allmählicher Entwicklung durch das Recht der Arbeit auch die vermögensrechtliche Freiheit, die Freiheit des Eigenthums zu erreichen. Hier zeigte sich der

[1] Erst Janssen hat durch sein bahnbrechendes Werk „Geschichte des deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters“ eine richtige Erkenntniß der volkswirthschaftlichen Zustände in der zweiten Hälfte des Mittelalters für größere Kreise ermöglicht. Ein ganz umfassendes Material ist in lichtvoller Darstellung zu einem anschaulichen und klaren Bilde mit künstlerischer Hand gestaltet.

ganze grundsätzliche Gegensatz gegen die Zustände im Römerreiche, wo das Eigenthum frei war, die Persönlichkeit aber unfrei [1].

Die Arbeit war nicht bloß frei geworden, sie hatte ihre volle Ehre errungen, so daß jeder Erwerb ohne Arbeit als unrechtmäßig und ehrlos galt. Die Arbeit theilte und gliederte sich und rief jenes entwickelte Arbeitsleben, jene Berufsstände hervor, welche im Römerreiche gänzlich mangelten. Die christlichen Ideen ergriffen die ganze Seele des Arbeitenden und Schaffenden und durchdrangen alle Fasern des Sinnens und Wirkens. Daraus gingen jene herrlichen Schöpfungen der Kunst hervor, welche an erhabener Einheit, an reicher Poesie, an Wärme der Empfindung und inniger Sprache des Gemüthes niemals erreicht und niemals übertroffen wurden.

Die Arbeit war organisirt. Jeder fand Schutz in seinem Arbeitsrecht und fand sein Recht auf den Ertrag seiner Arbeit. Seine Beschäftigung war nicht abhängig von Ueberproductionen, Conjuncturen und Krisen, diesen traurigen Erscheinungen der Wucherströmung der Gegenwart. Keiner war genöthigt, auf dem Markte seine Arbeitskraft wie eine Waare loszuschlagen und ansehen zu müssen, wie der Besitzende die Wagschale von Angebot und Nachfrage durch das eherne Gewicht des Kapitals regelmäßig zu seinen Gunsten zum Steigen und Sinken zu bringen vermag. Der Arbeiter war noch seines Lohnes werth und erfreute sich in Kleidung und Nahrung einer gewissen Behäbigkeit. Allgemeiner Wohlstand aller Klassen und Berufsstände kennzeichnete die damalige Gesellschaft [2].

Freilich war ein langer Weg zurückzulegen, bis dieses glänzende Resultat christlicher Cultur erreicht wurde. Die Völkerwanderung hatte die alte Welt in Schutt und Trümmer gelegt, die civilisirende Arbeit der Kirche mußte von vorne beginnen. Es waren wesentlich die Klöster, Bischofssitze und Stifte, welche als Centren neuer Cultur wirksam wurden. Auf waldigen Anhöhen wählten die Benedictiner die Stätten ihrer Niederlassungen. Der finstere Wald lichtete sich bald und Gärten, Felder und Wiesen wurden geschaffen. Der Germane, welcher in seiner Genügsamkeit die Beischaffung der nöthigsten Lebensmittel den Weibern, Kindern und Krüppeln überlassen hatte, während er selbst im Sommer Krieg führte und im Winter auf der Bärenhaut ausruhte, wurde bald in den Kreis der Cultur gezogen. Die

[1] Vgl. Arnold S. 142.

[2] „Die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts (so schreibt Schönberg, Zur wirthschaftlichen Bedeutung des Zunftwesens im Mittelalter 51—52) berichtet uns von einem Aufschwunge der gewerblichen Arbeit und einem allgemeinen Wohlstande der Handwerker, wie beides vereint wir zu keiner Zeit wieder finden. Es ist Zeit, daß der Schleier, welcher noch über die wirthschaftlichen Zustände dieser Geschichtsperiode gebreitet ist, zerrissen werde und jene ebenso unwürdigen wie unwahren Vorurtheile gegen die deutschen Handwerker im Mittelalter aufhören.“ Janssen I, 319.

Mönche wandten sich an die Jugend, unterrichteten sie im Glauben und zogen sie auch zur Erlernung der Werke des Friedens an sich. Bald sahen ja die Anwohner den Segen der Arbeit in blühenden Gärten, in prangenden Feldern und wogenden Wiesen. Wo früher nur Wald- und Wüstenstrecken, Sümpfe und Seen waren, zeigten sich bald gesegnete Fluren, Weinberge und Teiche. Fast jedes Kloster hatte seine eigenen Teiche und seine eigene Fischzucht für die Bedürfnisse der langen und strengen Fastenzeit, seine eigenen Weinberge, bis tief in den Norden Deutschlands hinauf[1], um reinen Traubenwein für die Feier der heiligen Geheimnisse zu besitzen.

Hatten die Benedictiner gerne beherrschende Anhöhen für Anlage ihrer Klöster gewählt, so später die Cistercienser abgelegene Thäler, wo sie Sümpfe austrockneten, Brücken schlugen, Straßen anlegten und um ihr Stift herum alle Zweige landwirthschaftlicher Cultur pflegten.

Nicht bloß in der Pflege des Ackerbaues wurden die kirchlichen Mittelpunkte die Stätten neuer Cultur, auch das Handwerk fand in den Klöstern seine erste Vertretung. Die Bedürfnisse für Kleidung (Schuster, Schneider, Gerber, Färber, Tuch- und Linnenarbeiter), für Speise und Trank (Bäcker, Metzger, Brauer, Winzer), für Wohnung und Einrichtung (Maurer, Zimmermann, Steinmetze, Wagner, Drechsler, Schmid), für Bedürfnisse des Cultus (Gold- und Silberarbeiter, Gürtler, Bildhauer, Erzgießer) wurden durch die Brüder im Kloster besorgt. Auch im Handwerk wurden auf diese Weise die Mönche die Lehrer des Volkes, und zu den Klöstern strömten nicht bloß Ansiedler auf Klostergründen, sondern auch Arbeiter, welche im Handwerke Beschäftigung suchten. Von den Klöstern aus erhielten die Könige die Arbeiter, welche auf ihren Kammergütern als Diensthörige für die Befriedigung der alltäglichen und auch feineren Bedürfnisse unter eigenen Wirthschaftsordnungen thätig waren.

Der kirchliche Mittelpunkt wurde zu einem wirthschaftlichen Centrum, wo aus Nah und Fern Ansiedler sich sammelten, um vom Ertrage des Ackerbaues und Handwerkes zu leben. Das Kloster, der Bischofssitz, die Pfarrei unterhielten Schulen für die Jugend[2]. An Sonn- und Feiertagen strömten zum Gottesdienste alle Ansiedler und Anwohner zusammen und

[1] Das arme Ländchen Waldeck, wo jetzt nur noch kahle Schieferwände an den Abhängen sich zeigen, producirte noch im 16. Jahrhundert Wein in Hülle und Fülle, wie uns die dortigen Chroniken berichten. Mit der Reformation verschwanden die Klöster und die fleißigen Hände. Der Boden sank in Unfruchtbarkeit zurück. Ueberall in Hessen, in der Lausitz und in Brandenburg, in Mecklenburg und bis Lübeck wuchs der Weinstock. Vgl. Janssen I, 300.

[2] Schon Karl der Große ordnete die Errichtung von Pfarrschulen an, an denen der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde. Mon. G. H., leg. I, 63, capit. eccles. 789, c. 61 u. 62. Vgl. Conc. Mogunt. 813, c. 20. Capitulare Theodulfi ep. Aurel. c. 20 bei *Harduin* IV, 912.

vermittelten den Austausch ihrer Bedürfnisse. Das kirchliche Centrum wurde zugleich der Mittelpunkt des Verkehrs. Auf diesem Wege sind unsere Städte entstanden; dieß sind die ersten Keime und die unscheinbaren Anfänge.

Kein Historiker kann sich der Erkenntniß verschließen, daß Ackerbau, Kunstfleiß und Verkehr auf das Directeste von der Kirche befördert wurden, daß Jahrhunderte lang aller wirthschaftliche Fortschritt von den Bisthümern und Klöstern, welchen die Entstehung der Städte zu verdanken ist, ausging, und daß Alles, was die Cultur der Gegenwart auszeichnet, direct oder indirect auf die Kirche zurückzuführen ist, so namentlich die Abschaffung der Sklaverei, der Adel jeder rechtmäßigen Arbeit, die Ausbildung verschiedener Berufsstände neben einander, die Vielseitigkeit unserer Kunst und Wissenschaft, die Blüthe aller wirthschaftlichen Production [1]. Heute kann sich freilich kaum Jemand mehr eine Vorstellung machen von der Liebe und dem Ernste, von der Hingebung und Geduld, von der Aufopferung und Selbstverläugnung, deren es von Seite der kirchlichen Organe bedurfte, um die schlimmsten Mißstände, wirthschaftliche Abhängigkeit, sittliche Rohheit, die Abneigung gegen die Arbeit zu beseitigen und dafür jene Tugenden zu pflanzen, durch welche Knechtschaft und Elend überwunden, sittliche Erhebung und wirthschaftlicher Fortschritt ermöglicht wurden.

Schon im Zeitalter der ersten germanischen Weltmonarchie, schon unter den Karolingern war es der Kirche gelungen, die Haussklaverei, welche im Alterthum kein sittliches Familien- und kein reines Eheleben aufkommen ließ, zu beseitigen [2]. Diese erste Errungenschaft war von unermeßlicher Bedeutung. Aber auch die Leibeigenschaft wurde bereits in der Karolingerzeit wesentlich gemildert und ging in ein Dienstverhältniß mit bestimmten Rechten und Pflichten über. Schon zur Zeit der fränkischen Könige hatte die Kirche durch Concilienbeschlüsse die schlimmsten Auswüchse der germanischen Sklaverei zu beseitigen gestrebt, und sie hatte erreicht, daß das schändliche Recht, den Leibeigenen straflos tödten zu dürfen, mit der Annahme des Christenthums seitens der germanischen Stämme überall verschwand [3]. Die Kirche erwirkte alsbald auch die Anerkennung des Rechtes der Leibeigenen auf einen Theil des Arbeitsertrages, das erste Recht, welches die Kirche für sie forderte. Die Leistungen an den Besitzer wurden der Willkür entzogen und fixirt, der übrige Ertrag blieb dem Leibeigenen [4]. Meistens wurde die Uebereinkunft über diese Leistungen einer privaten Vereinbarung über-

---

[1] Arnold, Cultur und Recht der Römer S. 82 ff.

[2] Vgl. Ratzinger l. c. 171 ff.

[3] Vgl. Nachweis bei Möhler, Gesammelte Schriften II, 109.

[4] Vgl. das so instructive Polyptique de l'abbé Irminon, herausgegeben von *Guérard* I, 389.

lassen, aber schon unter Karl dem Großen findet sich für einzelne Gaue eine gesetzliche Regelung der Leistungen der verschiedenen Klassen von Unfreien. Dieses gesetzliche Maß von Leistungen durfte von den Herren nicht überschritten werden[1]; dasselbe gestaltete sich in den karolingischen Landen schon frühzeitig zu einer feststehenden Norm, so daß schon gegen Mitte des neunten Jahrhunderts die Hörigen nur zu den „herkömmlichen“ Leistungen sich herbeiließen, gegen neu aufgebrachte sich weigerten[2]. Auf diese Weise entstand im Laufe des neunten Jahrhunderts ein dingliches Knechtsverhältniß, wonach der Leibeigene für sich und seine Familie das Recht erhielt, gegen bestimmte Leistungen auf dem Grunde, den er bisher bebaut, erblich sitzen bleiben zu dürfen[3].

Die Kirche strafte den Herrn, welcher einen Leibeigenen tödtete, wie jeden anderen Mörder: er mußte sieben Jahre lang, und zwar die ersten 40 Tage bei Wasser und Brod, Buße thun[4]. Die Kirche ging überhaupt in der milden Behandlung der Leibeigenen mit gutem Beispiel voran; ihre Leibeigenen arbeiteten drei Tage in der Woche für die Herrschaft, die übrigen drei Tage waren zu ihrer eigenen Verfügung[5]. Auch in der Weise sorgte die Kirche für die Leibeigenen, daß sie in der Bußordnung bei schweren Vergehen außer anderen Werken der Sühne Freilassung von Leibeigenen zur Bedingung machte[6].

Bei den dinglichen Rechtsverhältnissen des Mittelalters kam es freilich immer noch vor, daß Hörige verkauft wurden. Die Kirche hatte es erwirkt, daß solcher Kauf nur innerhalb eines Gaues stattfinden durfte. Weil die Juden, welche den Sklavenhandel emsig betreiben wollten, an die kirchlichen Bestimmungen sich nicht hielten, wurde verboten, daß der Jude überhaupt einen christlichen Leibeigenen im Besitz haben durfte[7]. Karl der Große fügte diesen alten kirchlichen Bestimmungen noch die erschwerende Bedingung hinzu, daß jeder Kauf und Verkauf von Leibeigenen bei Strafe der Ungiltigkeit in Gegenwart des Grafen abgeschlossen werden mußte[8]. Uebrigens war nicht die Persönlichkeit Kaufsobject, sondern die dinglichen Rechte, welche der Herr auf einen fixirten und beschränkten Theil seiner Arbeit hatte[9]. Nicht mehr die Persönlichkeit war unfrei, sondern sein

[1] Mon. G. H., leg. I, 82, capit. pro pago Cenomanico.

[2] Mon. G. H., leg. I, 495, Caroli II. edictum Pistense 864.

[3] *Guérard* l. c. I, 391.

[4] Wasserschleben S. 633.

[5] Servus ecclesiae opera tres dies in hebdomada operetur in dominico, tres vero sibi faciat. Bei *Clouet*, Histoire de la province de Trèves II, 552.

[6] Wasserschleben S. 464.

[7] *Gregor. Magn.* Epp. lib. II, 77; III, 9. Weitere Belege und Concilienbeschlüsse bei Möhler l. c. II, 117.

[8] Möhler S. 120. [9] *Guérard* I, 389.

Arbeitsrecht war noch beschränkt und gebunden. Der Fortschritt von der alten Sklaverei bis zu diesem dinglichen Knechtsverhältnisse war principieller Natur und von größter Bedeutung. Rechtslose Individuen gab es nicht mehr, das Recht der Persönlichkeit war anerkannt; der Leibeigene des Mittelalters hatte mit dem Sklaven des Alterthums nichts mehr gemein, als höchstens die lateinische Bezeichnung (servus). „Schon aus frühester Zeit wissen wir von einem Hofrecht der Hörigen, von einem Sklavenrechte ist dagegen aus dem Alterthume nichts überliefert." [1]

Das Meiste hing von der Persönlichkeit, von dem milden, sittlichen Charakter der Herren ab. Und in dieser Beziehung herrschte noch viel Rohheit und Gewaltthätigkeit, und in dem Verfalle, welcher unmittelbar nach Karl dem Großen eintrat, hatten die niederen Klassen unter dem Drucke des Adels Unsägliches zu erdulden [2]. In Deutschland trat unter den Ottonen eine wesentliche Besserung ein [3], in Frankreich, Italien und England dagegen zeigen das zehnte und elfte Jahrhundert einen ununterbrochenen Kampf der christlichen Ideen, der Lehren der Kirche, gegen die Raubsucht und Ausschweifung, gegen die Gewaltthat und Rohheit des Feudaladels. Krieg und Ueberfälle, Raub und Plünderung, Zerstörung und Verwüstung waren an der Tagesordnung, und alle Bemühungen der Kirche schienen zu scheitern, als endlich die Kreuzzüge dem Feudaladel ein höheres christliches Ziel: Werke der Barmherzigkeit und den Kampf gegen die Ungläubigen, anwiesen. Von da an wurde der Adel, welcher nur in Zerstörung und in wilden Fehden sich gefallen hatte, zum milden Spender der Werke der Liebe und seine Waffen eröffneten der christlichen Civilisation neue Wege und Bahnen. So groß der Fortschritt in der Ueberwindung der Sklaverei und in der Umwandlung in ein dingliches Knechtsverhältniß gewesen war, ebenso groß und bedeutungsvoll war die Bekehrung des Adels von seiner wilden Zerstörungs- und Kriegslust zu den demüthigen und frommen Werken des Friedens. Jener Feudaladel, welcher so viele freie Bauern in das Knechtsverhältniß der Hörigkeit herabgedrückt, welcher seine Gutsunterthanen mit unzähligen Frohndiensten belastet, ihnen kaum erschwingliche Bürden auferlegt, Personen und Güter widerrechtlich sich angeeignet, Felder und Wiesen verwüstet hatte — derselbe Adel zeigte von da ab eine bewundernswerthe Hingebung an die hohen Ideen und Wahrheiten der Kirche, eine unbe-

---

[1] Arnold S. 138.

[2] Ratzinger S. 185 ff.; *Moreau-Christophe*, Du problème de la misère II, 394.

[3] In diesen geordneten Verhältnissen, welche allerdings eine gefährliche Unterbrechung unter den salischen Kaisern durch den unseligen Investiturstreit erlitten, lag der Grund der rascheren Entwicklung und wirthschaftlichen und politischen Ueberlegenheit Deutschlands über Frankreich, England und Italien das ganze Mittelalter hindurch.

schreibliche Begeisterung für die Lehren Jesu Christi, eine großartige Freiwilligkeit, Alles um Gottes willen hinzugeben, Vermögen und Gesundheit zu opfern, sein Leben hinzugeben für die idealen Interessen der Menschheit, für die hohen Zwecke der Kirche. Wohl starben die Raubritter auch jetzt nicht ganz aus und auch später gab es deren noch zu viele. Aber die große Mehrzahl der adeligen Geschlechter widmete sich den edlen Werken des Glaubens und der Liebe. Um diese Zeit wurden die meisten Stammschlösser in Klöster und Spitäler umgewandelt, und die frühere Raubburg wurde zu einem Asyle für Arme, Kranke und Unglückliche. Die vom Feudaladel seit den Kreuzzügen gestifteten Hospitäler sind unzählig; die Ritterorden, welche freilich bald ausarteten und gegen Ende des Mittelalters fast überall ihrer ursprünglichen Aufgabe entfremdet wurden, widmeten sich dem Dienste in den Spitälern, in welchen der Pilger Aufnahme, der Verfolgte eine Zufluchtsstätte, der Unglückliche Theilnahme, der Kranke Pflege und Trost, der Sterbende ein friedliches Ende fanden [1].

Wie die Beseitigung der Sklaverei [2], so war auch die Bekehrung des Adels der Erfolg unermüdlicher Anstrengungen der Kirche. Neben dem stolzen, wilden und unbändigen Ritter stand der demüthige Mönch und der fromme Priester, welcher immer wieder die christliche Lehre der Gleichheit Aller vor Gott, die Lehre von dem unendlichen Werthe der unsterblichen Seele in der Hülle des letzten Leibeigenen, die Lehre von der Liebe und Barmherzigkeit predigte. Er zeigte ihm [3], daß alle Menschen Einen Vater im Himmel, Eine Mutter auf Erden, die Kirche haben, daß Alle Brüder sind und wie Brüder sich lieben müssen. Er bat für die Untergebenen, daß der Herr sie milde und gütig behandle, ihnen kein Unrecht zufüge und keine Gewalt anthue, ihnen ihre kleine Habe nicht streitig mache, und auch in dem, was er mit Recht zu fordern habe, vor Vergewaltigung und Grausamkeit sich hüte. Und wenn Bitten und Worte der Güte und Liebe nichts fruchteten, dann erhob sich der Vertreter der Kirche zu ernsten Mahnungen und Warnungen. Wurden auch diese überhört, dann sprach der Priester das zürnende Wort, welches den Fluch des Himmels auf diejenigen herabruft, welche in Ungerechtigkeit verharren. Alle Concilienbeschlüsse aus dieser Zeit, alle kirchlichen Actenstücke, alle Biographien berichten [4] uns von dieser sittigenden und

---

[1] Ratzinger S. 261 ff. [2] Vgl. Arnold S. 129.

[3] *Clouet* l. c. II, 553: Admonendi sunt domini subditorum, ut circa eos pie et misericorditer agant, nec eos qualibet injusta occasione condemnent nec vi opprimant, nec illorum substantiolas injuste tollant, nec ipsa debita quae a subditis reddenda sunt, impie et crudeliter exigant . . . sciant eos fratres suos esse et unum patrem habere secum, cui clamant: pater noster, qui es in coelis, et unam matrem, sanctam ecclesiam.

[4] Ratzinger S. 181 ff.

erziehenden Thätigkeit der Kirche, bis sie endlich mit jenen schönen Erfolgen gekrönt wurde, welche wir in der Geschichte des späteren Mittelalters immer und immer wieder bewundern müssen[1].

In Folge dieser erziehenden Einwirkung entwickelte sich ein für die Agriculturbevölkerung sehr günstiges Verhältniß. Beim Ausgang des Mittelalters befand sich das Eigenthum an dem größten Theile von Grund und Boden nicht mehr in der Hand der Grundherren, sondern in der Hand der damit Beliehenen, und der Herr selbst besaß daran nur mehr ein Dienst- und Zinsrecht. Die Güter der Grundhörigen waren, so gut wie die freibäuerlichen, selbständige Besitzungen. Erst mit der socialen Revolution, welche die Reformation im Gefolge hatte, entwickelte sich in Deutschland wieder jene knechtische Leibeigenschaft[2], durch welche die deutsche Bauernschaft ihren Wohlstand und ihre Freiheit einbüßte. Sie wurde um Jahrhunderte zurückgeschleudert.

Noch rascher und entscheidender war die Entwicklung des Handwerkerstandes, die Entfaltung freien und regen Lebens in Gewerbe und Handel. „Die Handwerker waren in der Zeit der Karolinger Diensthörige, im Gegensatze zu den Hofhörigen, die das Feld bestellen mußten, so daß erstere eine Art von eigenem Stande bildeten, der vom Vater auf den Sohn überging, also Geburtsstand war. Je zahlreicher solche Diensthörige auf einem Gute beisammen saßen, desto genauer wurden die Dienste und Verrichtungen unterschieden, so daß selbst eine Art von Arbeitstheilung entstehen konnte[3]. Auf den großen Gütern des Königs, der Fürsten, Bischöfe, Aebte gab es sogar ganze Klassen verschiedener Handwerker, die, um sie leichter zu beaufsichtigen, in Aemter und Innungen vereinigt waren und je einen vom Herrn ernannten Meister zum Vorsteher hatten. Das sind die Vorläufer der späteren Zünfte, da diese entweder unmittelbar aus ihnen hervorgingen oder doch nach ihrem Bilde eingerichtet wurden."[4]

In den Städten erlangte die gewerbliche Arbeit bald die volle Freiheit und nahm eine großartige Entwicklung, welche sich unter dem wesentlichen Einflusse der Kirche vollzog. „Wie durch die Bemühungen des Bisthums eine große Anzahl zerstörter Städte aus der Römerzeit an beiden Seiten des Rheines, in Schwaben und Bayern aus ihren Trümmern wieder aufgerichtet und neu gebaut wurden, so sind auch später alle Bischofssitze ohne Ausnahme allmählich Städte geworden; es gehörte sogar lange Zeit zum Begriff einer

---

[1] Man vergleiche die quellenmäßige reizende Schilderung der kirchlichen und politischen, wirthschaftlichen und socialen Zustände des 13. Jahrhunderts in der Einleitung zum Leben der hl. Elisabeth von Montalembert.

[2] Janssen I, 271; II, 560 ff.

[3] Vgl. Mon. G. H. leg. I, 159, capit. de disciplina palatii Aquisgran.

[4] Arnold, Aufkommen des Handwerkerstandes S. 9.

Stadt, daß sie ein Bisthum habe. Mit dem Bischofe hielt zugleich alle gewerbliche Arbeit ihren Einzug, und durch die mit den kirchlichen Festen verbundenen Messen und Märkte erhielten Verkehr und Handel immer neue Pflege und Förderung. Ein Gleiches war der Fall in den aus königlichen Pfalzen erwachsenen und in den von Fürsten gegründeten Städten. Das schnellste Wachsthum und die reichste Blüthe durch Gewerbfleiß und Handel entfaltete sich in den Rhein- und Donauländern in denjenigen Städten, welche aus römischer Zeit herstammten und zugleich ein Bisthum und eine königliche Pfalz in sich schlossen. Allen voran standen Mainz, Köln und Regensburg schon im frühen Mittelalter."[1]

Wie für das gesammte öffentliche Leben, so wurden auch für die Entwicklung des städtischen Elementes die Kreuzzüge von entscheidender Wirkung. Ebenso wie für das kirchliche und religiöse Leben, für Wissenschaft und Kunst, für Poesie und Geschichtschreibung, wirkten die Kreuzzüge auch auf die Volkswirthschaft mächtig anregend und gaben kräftige Impulse zu rascher und gedeihlicher Entwicklung. Es entstand ein lebhafter Verkehr und Handel, die Völker kamen sich näher, lernten neue Einrichtungen und Bedürfnisse kennen, der Blick erweiterte sich, eine erhöhte Thätigkeit und Unternehmungslust erwachten, Opfergeist und Gemeinsinn überwanden die größten Schwierigkeiten. Der Verkehr mit dem Morgenlande wirkte auf den Innenhandel mächtig zurück, eine erhöhte Gewerbthätigkeit bot dem Handel neue Absatzmittel und der Unternehmungsgeist schuf sich selbst größere Absatzgebiete. Die Städte waren die örtlichen Anknüpfungspunkte, wo sich Verkehr und Handel concentrirten; hier fand er seinen Boden bereitet, wie er umgekehrt das Lebenselement der Städte bildete[2]. Wohl waren die Schwierigkeiten für den Verkehr sehr groß, es mangelten gute Verkehrswege und rasche Verkehrsmittel, die Sicherheit ließ Vieles zu wünschen übrig, so daß die Auslagen noch sehr bedeutend, das Risico sehr groß war[3]. Aber christlicher Opfersinn und eine durch die Kreuzzüge erweckte Lust zu weitaussehenden Unternehmungen halfen alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden. Der Glaube und die Liebe einigten die Handelsgenossen in Verbänden und Innungen behufs gegenseitiger Hilfe und Unterstützung. Bald erwarben sie mit ihren Einlagen gemeinschaftliche Lagerhäuser, Verkaufshallen und Versammlungslocale zu geselligen Zwecken. Zu der religiösen Anregung gesellte sich das geschäftliche Interesse, welches gegen Ausgang des Mittelalters leider in Monopolgeist und Egoismus ausartete und zum Verfalle führte.

---

[1] Janssen I, 317.

[2] Arnold, Aufkommen des Handwerkerstandes S. 17.

[3] Deßhalb waren, gegenüber der sonstigen Wohlfeilheit, Luxusartikel, welche aus weiter Ferne durch den Handel beschafft werden mußten, sehr [illegible] ... die Preise zu Ausgang des Mittelalters vgl. Janssen I, [illegible]

Die Handwerker nahmen neben den Handelsgesellschaften einen angesehenen Rang in den Städten ein und gingen allmählich in dem allgemeinen Begriffe „Bürger" auf. Wie Deutschland im Mittelalter den Mittelpunkt des Welthandels bildete, ebenso erlangte hier die gewerbliche Arbeit einen Grad der Vollkommenheit, den sie später, nachdem Deutschland seit den Wirren der Reformation in immer tieferen Verfall gerieth, niemals wieder erreichen konnte [1].

Das Erwerbsleben des Mittelalters fußte auf christlichen Lehren und Principien. Die Erwerbsgenossen sahen sich gegenseitig nicht als Concurrenten mit den Augen des Handwerks- und Brodneides an, sie führten keinen Kampf um Existenz und Dasein, der mit der Vernichtung der schwächeren Concurrenten enden muß, ihre Lebensauffassung war eine höhere, ideale — es war die christliche Lebensauffassung, daß alle Menschen Eine Familie bilden, welche täglich zum gemeinsamen Vater in dem christlichen Gebete: „Vater unser, der du bist im Himmel", um das tägliche Brod bitten. Alle sahen sich als Brüder Einer Familie an, welche sich verpflichtet fühlten, sich gegenseitig zu lieben, zu helfen, zu unterstützen. Einen Concurrenzkampf um das Dasein hielten sie eines Christen unwürdig; ihr Wettkampf bestand einzig in dem Streben, durch treue Pflichterfüllung, durch die besten und schönsten Werke der Arbeit der Gesellschaft Ehre und Ruhm zu gewinnen.

Die gemeinsame christliche Gesinnung verband die Berufsgenossen zu einer Genossenschaft, Zunft, welche in erster Linie die Aufgabe hatte, gemeinsam die Pflichten gegen Gott zu erfüllen. Die Innungen und Zünfte hatten gemeinsamen Gottesdienst, einen gemeinsamen Patron, welcher ihnen als Muster im Leben und in der Arbeit vorschwebte, gemeinsame kirchliche Feste, eigene Fahnen, meistens auch einen eigenen Altar in ihrer Kirche. Sodann kamen die Pflichten gegen den Nächsten. Anstatt den Schwachen in's Proletariat herabzudrücken, halfen die Zunftmitglieder den Kranken, Wittwen und Waisen, unterstützten verarmte Zunftgenossen, ließen arme Mitglieder beim Tode auf gemeinsame Kosten begraben [2]. Ueberall hatten die Genossenschaften eigene Abtheilungen in den Armen- und Krankenhäusern, vielfach bauten und unterhielten sie selbst Spitäler. Ihre Wohlthätigkeit beschränkte sich nicht bloß auf die Zunftgenossen, ihre Mildthätigkeit griff überall ein, wo Noth sich zeigte.

Die Gliederung in Lehrlinge, Gesellen und Meister verband die Freiheit

[1] Belege bei Janssen I, 316. 364 ff.

[2] Noch über den Tod hinaus dauerte die Brüderlichkeit fort. „Wer den verstorbenen Bruder nicht mit Ehren bestatten hilft und nicht im Gebete seines Seelenheiles gedenket, der ist brüchig seines Wortes, das er gegeben beim Eintritt in die Zunft und Bruderschaft." Janssen I, 324. Deßhalb ließen die Zünfte regelmäßige Gottesdienste halten für das Seelenheil der Lebenden und Verstorbenen.

mit der Zucht. Die Freiheit ist für die Arbeit unbedingt nothwendig, nicht bloß zur Erringung, sondern auch zur Erhaltung höheren Culturlebens. Ohne die Freiheit würde in der Gesellschaft die schöpferische, jugendfrische Kraft, die Möglichkeit einer unablässigen Wiedergeburt verloren gehen, und die Quelle des Schönsten und Größten, was Menschengeist und Menschengemüth hervorgebracht haben, würde versiegen. Ebenso nothwendig wie die Freiheit ist für die Arbeit die Zucht, soll ein höheres Culturleben erreicht werden[1]. Der Mensch neigt zur Trägheit; soll er sich den Lasten der Arbeit und zwar einer regelrechten Arbeit unterziehen, so bedarf er der Anregung, Leitung und Erziehung.

In beiden Beziehungen entsprachen die mittelalterlichen Innungen allen Anforderungen, welche man bei dem damaligen Stande der Entwicklung stellen konnte. In ihren inneren Angelegenheiten waren die Zünfte damals vollständig frei. Sie gaben sich ihre eigene Ordnung, über deren Einhaltung der Vorstand der Zunft wachte. Sie hatten ihr eigenes Vermögen und verwalteten es selbständig; sie übten nicht bloß die der Zunft zustehende Sitten- und Gewerbepolizei, sondern hatten auch in streitigen Angelegenheiten ihr eigenes Standesgericht, welches unentgeltlich, öffentlich und mündlich Recht sprach. Dieses Zunftgericht entschied in erster Instanz; es konnte gegen dieses Urtheil an die Stadtobrigkeit appellirt werden, aber eine Umgehung des Zunftgerichtes war unstatthaft. Das Verhältniß der Meister unter einander, der Meister zu Gesellen und Lehrlingen, zu den Hinterbliebenen, Wittwen und Kindern war geregelt und durch das Recht geschützt. Für Willkür, Unterdrückung und Ausbeutung war kein Platz; Jeder kannte den Umfang seines Rechtes, das Maß seiner Freiheit und fand in den Zunftgesetzen hinreichenden Schutz für Recht und Freiheit.

Im Lehrlinge sah der Meister ein Glied seiner Familie, seinem Schutze und seiner Erziehung anvertraut; er sorgte für seine religiös-sittliche Erziehung ebenso, wie für seine gewerblich-technische Bildung. Gegen Ausbeutung der Arbeitskraft und gegen Vernachlässigung in Erziehung und Bildung durch den Meister war der Lehrling durch die Zunftordnung ebenso geschützt, wie umgekehrt der Meister gegen sittliche Ausartung und Faulheit, gegen Ungehorsam und Widerspenstigkeit des Lehrlings. Wie letzterer fand auch der Geselle in der Familie des Meisters Aufnahme, Kost und Verpflegung. Arbeitszeit und Lohn waren von der Willkür des Meisters unabhängig und durch die Zunft geordnet, selbst die Verpflegung, Speise und Trank waren nach Quantität und Qualität geregelt, so daß die Lehrlinge und Gesellen gegen jegliche Art von Ausbeutung, von Verkürzung und Vernachlässigung geschützt waren. Wie über die Arbeitsleistung des Gesellen, wachte der

[1] Neurath S. 130.

Meister auch über dessen religiös-sittliche Bildung und Haltung. Der Kreis der Freiheit und der Kreis der Verpflichtungen waren genau geregelt und bestimmt, Freiheit und Zucht fanden die nöthige Ergänzung und Begrenzung.

Der Meister war selbst Arbeiter, nicht Unternehmer. Auch des Meisters Arbeit war von einem Kreise von Rechten und Pflichten, von Freiheit und Zucht umgeben. Sein Handwerk war ihm nicht eine Melkkuh, um durch Ausbeutung fremder Arbeit eine angenehme Existenz zu haben, um selbst der Arbeit enthoben zu sein. Im Gegentheile, er erblickte in seiner Arbeit seine höchste Ehre, in seinem Handwerk ein Amt, welches von Gott ihm gegeben, durch die Obrigkeit ihm zugetheilt war, damit er seinen Beruf in der menschlichen Gesellschaft erfüllen könne. Es war ihm ganz selbstverständlich, daß er zur Erfüllung dieses Berufes, zur Ausübung dieses Amtes sich die nöthige Vorbereitung verschaffen, daß er die Stadien des Gehorsams als Lehrling und Geselle durchlaufen, daß er zuvor die sittliche Befähigung und die technische Vorbildung in den untern Stufen sich aneignen mußte, ehe er die Ehrenstelle eines Meisters erlangen konnte. Von Stufe zu Stufe mußte er in religiös-sittlicher Bildung und in der Erlernung und Vervollkommnung seines Handwerks sich emporringen. Und in diesem Ringen lag der Segen sittlicher Kraft und Erhebung, lag die Quelle jeden technischen und gewerblichen Fortschritts.

Der Meister stand nicht isolirt da, er war Haupt seiner Familie, zu welcher er auch Lehrlinge und Gesellen rechnete, für welche er väterlich sorgte, für deren geistiges und leibliches Wohlergehen er sich vor Gott verantwortlich fühlte. Er war Vorstand seiner Werkstatt; es war seine höchste Ehre, wenn seine Arbeitsgehilfen zu den besten Arbeitern und zu den gesittetsten Mitgliedern der Genossenschaft gehörten; es war das Ziel seines Strebens, daß die Arbeiten aus seiner Werkstatt durch Güte und Solidität, Schönheit und Geschmack, Feinheit und Kunstfertigkeit die allgemeine Anerkennung sich erwarben. Der Meister war nicht bloß Haupt seiner Familie, sondern selbst wieder Mitglied einer größern Familie: der Genossenschaft, der Zunft; diese Mitgliedschaft wurde für ihn zur Erhöhung der Würde des Lebens, zur Quelle edleren Selbstgefühles, indem er wußte, daß er ebenso sehr durch seinen Mannescharakter und durch seine Arbeitsleistungen zur Ehre der Zunft beitragen mußte, wie umgekehrt die Genossenschaft für Ehre und Tüchtigkeit, Gedeihen und Wohlergehen ihrer Mitglieder eintrat. In diesem Familiengeiste, in diesem Bewußtsein der Solidarität lag die beste Garantie für die Solidität und Güte der Arbeit, für Ringen nach Fortschritt und Erringung von Wohlstand. Alle Ausstellungen und Prämiirungen können jenen Reiz nach höherem Streben nicht hervorbringen, welcher in dem Familiengeiste der alten Zünfte lag. Die strengsten Strafen

gegen Verfälschungen und alle polizeilichen Ueberwachungen werden nicht jenen Erfolg für Güte und Reinheit, für Solidität und Preiswürdigkeit erreichen können, welchen der christliche Geist der Solidarität von selbst mit sich brachte.

In der Ehre der Arbeit lag der größte Sporn zur Liebe der Arbeit. Die Arbeit galt ja nicht als nothwendige Plage, nicht als Mittel zum Broderwerb allein, sondern als sittliche Verpflichtung vor Gott, als Amt und Beruf, welche erfüllt werden müssen zur Ehre Gottes und um die Mittel zu gewinnen, sich und die Seinigen erhalten, dem Nächsten helfen zu können. „Liebe Gott über Alles, deinen Nächsten wie dich selbst.“ In diesem Gebote lag Richtschnur und Maß wie für das Gesammterhalten des Menschen, so auch für Arbeit und Erwerb. Die erste Beziehung aller Arbeit, allen Handelns und Thuns war gerichtet auf Gott, Motiv der Arbeit war die Liebe zu Gott, sowie die Liebe zum Nächsten und zu sich selbst. Der Müßiggang war verachtet, und derjenige, welcher ohne Arbeit lebte, galt als Sünder an der Ordnung Gottes und an dem Gesetze des Bestandes der menschlichen Gesellschaft. Lebte er auf Kosten der Arbeit Anderer, so war er ein Wucherer, welchen die Kirche aus ihrer Mitte ausschloß. Ebenso verachtet und geächtet in der christlichen Gesellschaft, wie Müßiggang und Wucher, war die Arbeit bloß um des Gewinnes willen. Sie schändete, denn sie führte zu Habsucht und Wucher, zu Sünde und Laster; sie war ebenso, wie der Müßiggang, ein Attentat auf den Bestand der Gesellschaft, ein Angriff auf die Gesetze und Principien, nach denen die Menschheit sich entwickeln muß[1]. In der christlichen Gesellschaft hatte nur derjenige Anspruch auf Ehre, welcher in seinem Stande und Berufe die Arbeit um Gottes willen übte und liebte. Ehre und Liebe der Arbeit waren unzertrennliche Begriffe.

Aus der Liebe zur Arbeit folgte die Freude an der Arbeit, die lebensfrohe Heiterkeit, welche nur die Begleiterin der idealen Arbeit, d. h. der Arbeit um Gottes willen ist. Der unredliche, wucherische Erwerb, die Arbeit um des Gewinnes willen kennt diese Heiterkeit des Lebens nicht; die Habsucht verdüstert die Seele des Gewinnsüchtigen und er sucht einen Ersatz für die Freude der idealen Arbeit in der Genußsucht, in roh sinnlichen Vergnügungen und in ausschweifendem Luxus. Habsucht und Genußsucht sind unzertrennlich, sie sind nur zwei verschiedene Erscheinungen der Verirrung einer Seele, welche von der wahren Quelle inneren Glückes, von Gott sich abgewendet hat und nun vergeblich Ersatz sucht im Besitz und Genuß der Natur. Je mehr sie dem Glücke in Habsucht und Genußsucht nachjagt, um so mehr flieht, entfernt sich das Glück; unersättlich werden

[1] Vgl. Neurath l. c. S. 10 ff.; Janssen I, 256. 322 ff.; Riehl S. 136 ff.

die Gelüste, welche immer vergeblich nach Befriedigung rasen. Oede und Dürre des Herzens, Haß und Verachtung alles Geschaffenen, Ueberdruß und Verzweiflung an sich selbst bilden das Ende. Der weihevolle Friede, innere Zufriedenheit, herzensfrohe Heiterkeit sind nur demjenigen beschieden, welcher seine Arbeit aus höheren, idealen, religiös-sittlichen Motiven verrichtet, welcher sein Tagwerk mit einem Aufblick zu Gott beginnt und mit Dank zu Gott beschließt.

Eine Vergleichung der Arbeiterwelt des Mittelalters mit derjenigen der Gegenwart bietet in dieser Beziehung einen äußerst beklagenswerthen Rückschritt. Das alte heitere (old merry) England des Mittelalters ist gänzlich verschwunden; an dessen Stelle trat eine düstere, melancholische, traurige Generation von Arbeitern, welche theils in dumpfer Verzweiflung dahinbrüten, theils aller Rohheit und Ausschweifung sich hingeben und in Ausgelassenheit und Verkommenheit von Stufe zu Stufe sinken[1]. Das deutsche Volk zeichnete sich im Mittelalter, wie durch viele zeitgenössische Berichte constatirt ist, vor allen andern Völkern durch lebensfrohe Heiterkeit aus, welche sich besonders in Liedern und Gesängen kundgab. „Die ganze Welt," schrieb um die Mitte des 12. Jahrhunderts der berühmte Propst Gerhoh von Reichersberg am Inn, „jubelt das Lob des Heilandes auch in Liedern der Volkssprache; am meisten ist dieß unter den Deutschen der Fall, deren Sprache zu wohltönenden Liedern geeigneter ist." Man sang, „weil nichts im Leben ist, was nicht ein lieblich Gesang von Herzen zu Freuden bewog"[2]. Besonders war es gebräuchlich, „bei allen Fröhlichkeiten und Kurzweil frische, deutsche Lieder zu singen, wodurch viel unnütz Geschwätz und Zutrinken verhindert werden". „Wann zwei oder drei zusammenkommen, so müssen sie singen, und sie singen alle bei der Arbeit in Haus und Feld, bei Gebet und Frömmigkeit, in Freud und Klag, bei Trauer und Gelag. Und das ist Gott annehmlich, wenn es ehrbar ist; wenn es nicht ehrbar ist, so ist es Sünde, die du meiden sollst. Zu Gottes Ehre singen, wie es von allem christlichen Volke in den Kirchen geschieht und an den Sonn- und Feiertagen Nachmittags von den ehrbaren Hausvätern sammt ihren Kindern und dem Hausgesinde, das ist sonderlich wohlgethan und stimmt fröhlich das Herz, und ein frohes Herz hat Gott lieb."[3]

Seelenfriede und innere Freude äußerten sich in fröhlichem Gesange. All' das ist verschwunden. Die heutige Arbeiterwelt kennt nur noch die Zote, die rohe Ausgelassenheit, das unzüchtige Lied; wüster Lärm und rohe

---

[1] Vgl. die erschreckende, naturgetreue Schilderung des industriellen und Ackerbau-Proletariats bei Marx S. 681 ff.

[2] So heißt es in einer Mittheilung bei Janssen I, 223.

[3] Weitere Mittheilungen aus mittelalterlichen Schriftstellern bei Janssen I, 213 ff.

Raufhändel, Schmähsucht und Aufreizung geben Zeugniß von der tiefen Zerrissenheit der Seele, von der Leere und Oede des Gemüthes und von der Verirrung des Geistes. An Stelle des Friedens und der Freude traten Haß und wilde Kampfeslust, der Arbeiter von ehedem sank zum Proletarier herab, aus dem friedlichen und fröhlichen Zunftgenossen des Mittelalters wurde der im Herzen tief verletzte, finstere und feindselige Socialist. So äußert sich im praktischen Leben der Unterschied zwischen der christlichen Arbeit um Gottes willen und der modernen Arbeit um des bloßen Lohnes willen. Die moderne Weltanschauung hat den Arbeiter mitten im Herzen getroffen. In der Bitterkeit der Seele und in rasendem Schmerze des Gemüthes bäumt der Verletzte sich auf und richtet den Pfeil gegen das Herz des Absenders. Der entfesselte Kampf wird dereinst an Herzlosigkeit an die schlimmsten Greuel in der absterbenden römischen Welt erinnern! [1]

Genuß und Reichthum wurden den Arbeitern von denjenigen versprochen, welche das Christenthum befehdeten. Aber gerade sie haben zwischen der Masse des Volkes und zwischen Genuß und Wohlstand eine Mauer errichtet, gegen welche das Proletariat vergeblich ankämpft. Nur das Christenthum hält, was es verspricht. Es spricht nicht von Reichthum und Genuß, sondern von Arbeit und Entsagung, aber es bietet dafür den Lohn des Seelenfriedens und die Freude des Herzens. In Mühsal und Arbeit hat Gott die erlösende Kraft gelegt, welche wahren Genuß und wahres Glück gewährt. Der Heiland selbst hat dieß ausgedrückt in jenen schönen Worten: „Kommet zu mir, die ihr *arbeitet* und beschweret seid.“ [2] Diejenigen, welche dieser Einladung folgen, werden das Glück der Erlösung finden; der Arbeiter, welcher den Ruf des Herrn verschmäht, wird niemals den Frieden der Seele und die Freude des Herzens schauen!

Aus der *idealen* Arbeit wird die *künstlerische Form* geboren. Die Zeit, welche nur eine Arbeit um des blanken Gewinnes willen kennt, wird auf künstlerische, Form gebende Schöpferkraft verzichten müssen. Der Arbeiter des Mittelalters legte in die Form des Werkes seiner Hände die ganze Gluth seiner Seele, und er gab seiner Arbeit jene Innigkeit und jene Kraft, welche nur aus der Liebe zur Arbeit und aus der weihevollen Hingabe entspringt. Dagegen ist die Kunst der Gegenwart nur Nachahmerin. Es ist nicht die eigene Seele, welche aus ihren Werken spricht [3].

„Die Kunst gedeiht nur,“ wie Janssen richtig bemerkt [4], „in Zeiten

---

[1] Einen bitteren Vorgeschmack hiervon bieten bereits die Greuel des Nihilismus in Rußland.

[2] So übersetzte noch *Tauler*. Die Uebersetzung: „die ihr mühselig und beladen seid“, ist von Luther. Vgl. *Riehl* S. 210.

[3] Vgl. *Neurath* S. 23. [4] I, 134 ff.

eines glaubenskräftigen und gesunden Muthes, der weit über das bloß Nützliche hinaus an den Gebilden hoher freier Schönheit Lust und Freude hat. Die Kirche stellte die Kunst in den Dienst Gottes und betrachtete sie als eine wesentliche Ergänzung der mündlichen und schriftlichen Unterweisung des Volkes. „Sie wies hiermit," sagt treffend Johann Trithemius, „dem Künstler den wahren Beruf an, als Priester des Schönen an der Ausbreitung des Gottesreiches mitzuwirken und den Armen das Evangelium zu verkündigen." Und die großen Künstler erfaßten treulich diesen Beruf und übten die Kunst als einen Dienst, den sie Gott und den Menschen leisteten. Sie wollten das Schöne nicht um seiner selbst willen als Götze auf den Altar erheben, sondern, wie Peter Vischer am Fuße des Sebaldusgrabes ausspricht, um Gottes willen darstellen. Durch den hohen und ernsten Inhalt ihrer Werke wollten sie Sinn und Liebe für alle idealen Güter wecken und verbreiten; nicht bloß für die Bildung, sondern auch für die Erziehung des Volkes thätig sein; nicht für die Prachtliebe üppiger Großen, sondern für die Verherrlichung des kirchlichen und öffentlichen Lebens arbeiten. Ihre Namen vergruben die Baumeister mit den Fundamenten ihrer Kathedralen.

Alle Verhältnisse des Lebens umfassend und durchdringend, das Größte wie das Kleinste veredelnd und verschönernd, mit dem Wesen des Volkes in seiner Gesammtheit gleichsam verwachsen, fand die Kunst in allen Schichten der Gesellschaft eine Theilnahme und Aufmunterung, wie man sie in der deutschen Geschichte späterer Zeit nicht mehr verzeichnen kann.

So lange die deutsche Kunst ihre kirchliche und volksthümliche Grundlage bewahrte, befand sie sich in stetem Aufschwunge. In demselben Maße aber, in welchem die Festigkeit und Treue der religiösen Gesinnung schwand, der angeerbte Glaube verloren ging und die angeerbten Kunstüberlieferungen verachtet wurden, in demselben Maße sank sie von ihrer Höhe herab. Je mehr man nach fremden Götzen ausschaute und das längst für beseitigt gehaltene Heidenthum zu einem neuen Scheinleben erwecken wollte, desto mehr schwand alle künstlerische Genialität und Schöpferkraft, bis man zuletzt in eine vollständige Dürre und Unfruchtbarkeit verfiel."

Nicht rastlose Gewinnsucht war das Motiv, nicht Mammon zu schaffen war der Endzweck des christlichen Arbeiters. Die Arbeit war der idealen Aufgabe, den höheren religiös-sittlichen Zielen[1] des Menschen untergeordnet,

---

[1] Jede Freude auf Erden ist nach Jean Pauls tiefem Worte nur eine Sehnsucht, und Glück und Freude werden in Wahrheit nur demjenigen zu Theil, der sie in rechten Bezug zu Gott setzt:

„Dann erst blühen recht die Rosen,
Schimmern, duften sie erst ganz,

und darum war es selbstverständlich, daß die Arbeitszeit nicht in's Maßlose ausgedehnt wurde, wodurch Leben und Gesundheit und die sittliche Haltung des Arbeitenden Beeinträchtigung erleiden. Einseitige Arbeit, Erraffen und Erwuchern galt und gilt dem christlichen Volke nicht als richtige Arbeit. Letztere braucht eine Ergänzung, damit der Mensch nicht in's Thierische herabsinke. Zum richtigen Arbeiten gehört die Beziehung auf Gott und das Volk drückt dieß aus in dem alten christlichen Spruche: Bete und arbeite. Mit Gebet muß die Arbeit begonnen und beendet werden. Und ist die Woche der Arbeit, so sind die Sonn- und Feiertage dem Gebete, der innern Sammlung, der religiös-sittlichen Bildung geweiht. Nach den Zunftordnungen verfielen diejenigen, welche an Sonn- und Feiertagen, an Samstagen nach dem Vesperläuten oder an den Vorabenden heiliger Tage, an denen nach kirchlichem Gebote Fasten stattfand, arbeiteten oder arbeiten ließen, in Strafe[1]. Auch außer den Sonn- und Feiertagen war die Arbeitszeit im Mittelalter nicht lange; nach deutschem Bergrechte galt die achtstündige Schicht als Normalarbeitszeit, am Samstage wurden nur vier Stunden, an Sonn- und Feiertagen gar nicht gearbeitet[2]. Dem mittelalterlichen Volksgeist war nichts ekelhafter, als die gewinnsüchtige, übertriebene Arbeitsschinderei, und im christlichen Volke ist diese Anschauung heute noch maßgebend. „Der gemeine Mann ist fleißig, aber nicht jäh, er liebt ein gewisses Behagen, langsamen Schritt in der Arbeit, einen Bauernschritt, der sich aus der Ferne manchmal wie ein etwas fauler Schritt ausnimmt. Das Lob dieses Maßhaltens im Fleiße ist nach rechter Bauernart in gar vielen Sprüchen gesungen.“ [3]

Noch größern Ekel hegt das Volk gegen die Faulheit; schon das Wort „faul“ ist charakteristisch, indem die sittliche Verwesung des Müßigen und die Verwesung des leiblichen Todes gar schneidend mit gleichem Worte gezeichnet wird. Der gemeine Mann fährt gerne weiter in diesem Bilde und nennt den Erzfaullenzer so faul, daß „er stinkt und fauler noch ist als Mist“. „Diese leibliche Sprachbrüderschaft bekräftigt sich in dem Instincte jedes gesunden, frischen Menschen, dem eine grundfaule Person einen gewissen physischen Ekel erregen wird, daß man sich scheut, solch eine lebendige Leiche anzurühren.“ [4]

Wenn der Blumenkranz der Rosen
Wird Gebetes Rosenkranz.“

(Vgl. Joh. Böhmers Leben und Anschauungen von Janssen S. 123.)

[1] Janssen I, 324. [2] Ibid. I, 347.

[3] Riehl S. 115. Das Volkslied schildert gerne die Ruhe in und nach der Arbeit, nirgends die übertriebene Arbeit. Ebenso die Sprüchwörter: „Eile mit Weile“; „schnell Spiel übersieht viel“; „was bald wird, das verdirbt bald“; „die früh eilen, haben spät Feierabend“.

[4] Ibid. S. 114.

Zwischen Ueberarbeit und Faulheit fand der christliche Volksgeist den richtigen Mittelweg in der fleißigen Arbeit, welche Maß zu halten versteht und mit angemessener Ruhe abwechselt. Diese Ruhezeit diente einerseits der religiös-sittlichen Erhebung, andererseits ehrbarer Heiterkeit des Lebens.

In jeder städtischen Gemeinde war Arbeitsrecht und Arbeitsertrag geregelt und gewährleistet. Die Gemeinde sorgte dafür, daß jede gewerbliche Thätigkeit in der Stadt vertreten sei; dafür wurde den Arbeitern auch der Markt für ihre Arbeiten gesichert, indem sämmtliche Bürger gehalten waren, nur bei den Handwerkern innerhalb der städtischen Bannmeile einzukaufen. Die städtische Obrigkeit verlieh das Arbeitsrecht als ein Amt, welches von den Beliehenen zum Besten des Gemeinwesens versehen werden mußte; dafür genoß er das Recht auf den Absatz seiner Erzeugnisse, auf den Arbeitsertrag. Damit einerseits die Abnehmer gegen Ueberforderungen, andererseits Gesellen und Lehrlinge gegen Ausbeutung Schutz fanden, wurden die Löhne und die Kost der letztern, sowie die Preise der Waaren von der städtischen Obrigkeit festgesetzt. Rechte und Pflichten waren genau abgemessen und abgegrenzt und zwar nach dem Gesichtspunkte, daß das ganze Erwerbsleben dem Charakter der menschlichen Gesellschaft als einer großen Familie entspreche. Die Arbeit war ein zum allgemeinen Besten übernommenes Amt, welches die Mittel für den Unterhalt des Arbeiters und für den Nutzen der Gesammtheit bieten sollte. Dieses Amt sah der Arbeiter als den ihm von Gott durch die Obrigkeit verliehenen sittlichen Beruf an, welchem er mit voller Kraft und mit emsigem Fleiße obzuliegen hatte. Die Beziehung auf Gott und auf die Gesammtheit ist das charakteristische, auszeichnende Merkmal der christlichen Arbeit des Mittelalters; der Arbeiter erfüllte das Gebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten und damit zugleich der Liebe zu sich selbst, und in diesen zwei Geboten sind ja alle übrigen Gesetze für das christliche Leben beschlossen. Die Arbeit, welche aus Liebe zu Gott verrichtet, mit dem Gebete verbunden und als sittlicher Beruf ausgeführt wird, ist, wie das Almosen, ein Gottesdienst: die Arbeit bietet die Mittel zum eigenen Unterhalt und zum Dienste der Gesammtheit, zur Unterstützung des Nächsten. Niemals ist es möglich, selbst bei der besten Organisation nicht, daß Jeder jederzeit in dem Ertrage der Arbeit für sich und seine Familie seinen unabhängigen Lebensunterhalt finde. Krankheit kann dem Arbeiter die Möglichkeit benehmen, sein Brod selbst zu verdienen; der Tod des Ernährers kann Frau und Kinder in's Elend stürzen. Deßhalb ist jeglicher Besitz, jegliches Eigenthum, auch das durch die Arbeit erworbene kleine Eigenthum verpflichtet, niemals auf die Gesammtheit zu vergessen, sondern von dem Seinigen freudig mitzutheilen, den Nächsten zu unterstützen. Der Allernächste ist der Familiengenosse, der Blutsverwandte,

dann kommen diejenigen, welche durch gemeinsamen Beruf und gemeinsamen Aufenthalt mit einander verbunden sind. Deßhalb erachtete sich die Zunft verpflichtet, daß jeder Genosse nicht bloß an sich und seine Familie, sondern auch an seine Mitbrüder denke. Und erst subsidiarisch hatte die Gemeinde helfend einzugreifen durch Bau von Spitälern, Krankenhäusern und sonstigen Instituten allgemeiner Natur. Indem im spätern Mittelalter Arbeitsrecht und Arbeitsertrag in einer Weise geregelt war, daß Jedem möglichster Antheil an den Gütern der Natur gesichert blieb, war das Gebiet für die Unterstützung derart beschränkt, daß eine officielle Armenpflege gänzlich überflüssig war. Die Fürsorge der Zünfte, Vereine und Bruderschaften war allein hinreichend, um Wittwen und Waisen zu unterstützen, in Krankheitsfällen die nöthige Hilfe zu gewähren. Das damalige Erwerbsleben verschaffte Allen eine sichere Existenz, gewährte zwar keine großen Reichthümer, hatte aber auch für das Elend keinen Platz. Mäßiger, aber allgemeiner Wohlstand zeichnete das damalige Erwerbsleben aus. „Selbst ist der Mann", konnte jeder Arbeiter sagen, aber nicht im Hochmuthe der modernen Welt, welche die „Selbsthilfe" à la Münchhausen erfand, sondern in jenem demüthigen Gottvertrauen, in welchem Arndt das heidnische Wort: audaces fortuna juvat, in den christlich-deutschen Spruch: „Gott ist im Schwachen mächtig", übertrug[1].

Allgemeiner Wohlstand, und zwar nicht bloß der Bauern und Bürger, sondern auch der ländlichen und gewerblichen Arbeiter, war die Signatur der Volkswirthschaft in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Der Bauer war reich und speiste reichlich[2]; sein Knecht hatte hohen Lohn und gute Kost. Der Handwerker war wohlhabend; er arbeitete fleißig, aber nicht übermäßig, sein Leben war behaglich. Die Gesellen hatten hohen Lohn und eine Verpflegung, wie sie den Arbeitern früher und später niemals mehr zu Theil wurde. Das Leben war heiter, aber ehrbar; Freude und Zufriedenheit herrschte in allen Kreisen der Bevölkerung und Proletariat existirte nicht.

Dieses Resultat hatte das Erwerbsleben nach christlichen Principien, die Arbeit um Gottes willen und zum Nutzen der Gesammtheit, erzielt. Es erfüllte sich die Verheißung des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes

[1] Vgl. Riehl S. 139.

[2] Ueber den Wohlstand der Bauern, über Bauernküche, Wohnung und Kleidung, dann über Kost und Lohn der Taglöhner und des Gesindes, ferner über den Wohlstand des Handwerkes, Lohn und Kost der Gesellen in Deutschland vgl. das reich aufgespeicherte zeitgenössische Beweismaterial bei Janssen I, 305—315. 342 ff.; für England wurde bereits auf Fortescue und Cobbet, für Frankreich auf Dureau de Malle, für Italien auf Sismondi verwiesen. Mit diesem Wohlstande war in der gewerblichen Arbeit in Deutschland eine Vollkommenheit in der Ausführung verbunden, wie sie die spätere Zeit gar nicht mehr erreichte.

und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch beigegeben werden." Jene Vertreter der „Wissenschaft", welche die Wirthschaft auf den Egoismus begründen möchten, hat schon Schönberg auf dieses Resultat hingewiesen, indem er schrieb: „Diejenigen, welche, um den Privategoismus in ökonomischen Dingen als das mächtige Förderungsmittel des Gemeinwohls zu preisen, immerfort sich auf die Natur des geschichtlichen Menschen und die Erfahrungen des Lebens berufen, mögen gerade aus der Zunftorganisation des Mittelalters erkennen, wie wenig der geschichtliche Mensch derartige falsche Conclusionen rechtfertigt. Wahrlich, was die Ehre der Arbeit und des Erwerbs, was die sittlichen Pflichten angeht, welche dem größern Besitze, welche der größern Begabung gerade um dieser Vorzüge willen auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete obliegen, so könnten die Producenten der Gegenwart zu ihrem und der Gesammtheit Wohl aus jener Zeit sehr viel lernen."[1] Auch Riehl[2] sagt trefflich: „Nicht der Eigennutz ist es, der, wie die Ketzerei mancher Nationalökonomen behauptete, im innersten Schwerpunkt die wirthschaftliche Welt bewegt und ihre Gesetze bedingt. Aus der sittlichen Erbärmlichkeit des puren Eigennutzes kann nie etwas Großes hervorgehen."

Das christliche Bewußtsein kann nur mit sittlicher Verachtung und tiefer Entrüstung von jenen Sophisten sich abwenden, welche im Namen einer angeblichen „Wissenschaft" von Katheder und Tribüne herab das Gift des Egoismus in das Volksleben träufeln und damit den Keim der Zerstörung legen. Alles, was unsere Volkswirthschaft Großes hat, ist von christlicher Liebe und von christlichem Opfersinn geschaffen worden, Tugenden, welche im Volksleben noch tief wurzeln. Leider hat in den höhern Ständen der Egoismus schon verheerende Wirkungen angerichtet, hat Wucher und Ausbeutung hervorgerufen und ein Elend erzeugt, welches in jedem Menschenfreunde tiefste Scham und Trauer über die Verirrung der Gegenwart, aber auch tiefstes Mitleid erwecken muß.

Es gibt nur Ein Gesetz für die Menschheit: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst." Dieses Gesetz gilt für alle Verhältnisse, nicht bloß für die geistigen Beziehungen, sondern auch für das Erwerbs- und Arbeitsleben. Man kann diese Wahrheit nicht oft genug wiederholen!

In der Gegenwart macht sich namentlich in Handwerkerkreisen eine lebhafte Vorliebe für eine neue Organisation nach Art der alten Zünfte geltend. Allein nicht die äußere Organisation ist es, welche den alten Zünften technischen Fortschritt, Blüthe und Wohlstand brachte; der Geist ist es, welcher lebendig macht und welcher sich selbst jene familienhafte

[1] L. c. S. 52. [2] S. 107.

Organisation geschaffen hat. Als dieser Geist der Liebe Gottes und des Nächsten, dieser Geist, welcher im Genossen nicht den Concurrenten, sondern den Bruder erblickte, verschwunden war, als Egoismus und Zunftneid an die Stelle traten, da wurde dieselbe Organisation zum Mittel des Verfalles und der Verarmung, zu einem Hemmschuh jeglicher gedeihlichen Entwicklung und jeden Fortschritts. Will man wieder jene Blüthe und jenen Wohlstand erreichen, welche uns das Zunftwesen des Mittelalters zeigt, dann muß man den Geist christlicher Gesinnung pflanzen; mit äußern Organisationen allein ist gar nichts gethan. Wird die Arbeit von allen Schichten des Volkes wieder als sittlicher Beruf, als ein von Gott gegebenes Amt erfaßt, wird an die Stelle des Krämergeistes und des gehässigen Concurrenzkampfes um das Dasein der edle Wettstreit treten, im Dienste der Gesammtheit das Beste zu leisten, dann wird alsbald von Innen heraus eine Organisation sich bilden, welche den Bedürfnissen der Zeit entspricht.

Mit der Reformation trat eine traurige Wendung für das arbeitende Volk ein. Römische Juristen und evangelische Theologen wetteiferten miteinander, Recht, Freiheit und Wohlstand des Volkes zu Gunsten des fürstlichen Absolutismus abzuschlachten. Da wurde die Phrase erfunden vom „Thron und Altar“ und selbstverständlich mußte der Thron vor dem Altar zu stehen kommen, denn vom Throne herab wurde ja bestimmt, welcher Altar bestehen bleiben durfte. „Fürsten, Herren und Städte verstanden in der Regel die Reformation nicht anders, als daß dabei Amtmann, Keller und Notar die Hauptpersonen seien“: dieß sind die aufrichtigen Worte eines protestantischen Theologen [1]. Das Kirchengut wurde geplündert, die Klöster aufgehoben, die Stiftungen eingezogen und dafür die Revenüen der fürstlichen Kassen geschwellt, damit für Maitressen, Pferde und Hunde Geld vorhanden sei. „Die Obrigkeit muß“ — so schrieb der „Reformator“ Luther — „den Pöbel, Herrn Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radbrechen, daß man sie fürchte und das Volk also in einem Zaume gehalten werde.“ Und der „milde“ Melanchthon war mit dem Reformator hierin vollkommen einverstanden. Es findet Melanchthon, der große deutsche „Geistesmann“: daß „die Teutschen ein solch muthwillig, blutgierig Volk sind, daß man's billig viel härter halten soll, denn Salomon spricht Proverb. 26: dem Pferd gehört eine Geißel, dem Esel ein Zaum, des Narren Rücken gehört ein Ruthen, und Ecclesiastici 23: einem Esel gehört Futter, Geißel und Bürde, also einem Knecht Nahrung, Straf und Arbeit.“ [2] Die spätern protestantischen Theologen suchten die beiden „Gottesmänner“ in Rohheit der Sprache und Gesinnung noch zu übertrumpfen und mit Luther zu verlangen, daß die Obrigkeit das Volk

[1] Merz S. 39. [2] Vgl. Janssen II, 575. 579.

zwinge und treibe, „wie man die Schweine und wilden Thiere zwingt und treibt“ [1].

Mit den evangelischen Theologen wetteiferten die Juristen, nach Analogie der absoluten Souveränität des Princeps nach altrömischem Rechte, alle Volksrechte zu unterdrücken und die fürstliche Allmacht zu begründen. Hatten die Theologen das Kirchen- und Stiftungsvermögen der fürstlichen Kasse ausgeliefert, so war es das Bestreben der römischen Juristen, alles Mögliche und Unmögliche zu Regalien zu stempeln und schließlich sogar das Privateigenthum an Grund und Boden dem Fürsten zuzusprechen. Im Proceßverfahren ergriffen die Herren Juristen und Doctoren immer die Partei der Fürsten, weßhalb das Volk im Richter nicht einen natürlichen Vertreter des Rechtes erblickte und verehrte, sondern einen Widersacher fürchtete und haßte [2].

Das Enteignungs- und Knechtungssystem in Deutschland lockte bald auch die Fremden, Dänen, Schweden und Franzosen an, welche unter dem Aushängeschild: „das bedrohte Evangelium zu schützen“, nach Herzenslust raubten und plünderten. Das Land wurde verheert, weithin wüthete Brand und Zerstörung, ganze Landstriche verödeten und ganze Ortschaften verschwanden; die Städte wurden mit Brandschatzungen belegt und verarmten; zu dem Kriege gesellten sich Hunger und Pest, und die zurückgebliebene Bevölkerung dachte nicht mehr an die alten Rechte und Freiheiten, an den früheren Besitz und Wohlstand, sondern nur noch daran, das nackte Leben zu fristen. Den Theologenzank hatte der fürstliche Egoismus und der juristische Servilismus benützt, um den Besitz der Kirche, Rechte und Freiheiten des Volkes an sich zu ziehen. Dieser Egoismus triumphirte, aber er triumphirte auf den Trümmern früheren Volksglückes, auf dem Ruine früheren Wohlstandes. Der deutsche Bauer sank vielfach in entwürdigende Leibeigenschaft zurück [3]. Das Gewerbe verfiel, der deutsche Handel ging unter. Deutschland, welches zu Ausgang des Mittelalters den reichsten Bauernstand und das blühendste Gewerbe aufzuweisen hatte, welches den Mittelpunkt des Welthandels bildete, schien zu verbluten an den Wunden, welche der Egoismus der höhern Stände dem Volke geschlagen hatte.

---

[1] Luthers sämmtliche Werke 15, 276.

[2] Arnold, Cultur und Rechtsleben S. 188. Damals entstand der wenig schmeichelhafte Vergleich für die römischen Juristen: Quinque sues faciunt gregem, quatuor equi faciunt quadrigam, tres judices faciunt collegium, duo boves faciunt jugum: quo major enim bestia, eo minor requiritur numerus. Ueber die Abneigung und den Haß des Volkes gegen die zünftigen Juristen als Fürstendiener vgl. auch Gfrörer, Gustav Adolf; Stintzing, Die populäre Literatur des römischen und canonistischen Rechts; Janssen I, 482 ff.

[3] Vgl. die quellenmäßige Schilderung bei Döllinger, Kirche und Kirchen.

Neben Grundbesitz und Gewerbe war der Handel zu einem einträglichen Erwerbszweige geworden und nahm seit den Kreuzzügen große Ausdehnung an. Das Handelskapital zeigte sich äußerst fruchtbringend und verhalf nicht bloß zu Wohlstand, wie Ackerbau und Handwerk, sondern brachte riesige Reichthümer und rief großen Luxus hervor. Im mittelalterlichen Handel zeigte sich das werbende und aufsaugende Kapital zum ersten Male im größeren Maßstabe, und Gewinnsucht und Luxus setzten neben das Handelskapital bald das Wucherkapital, welches zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts große Verheerungen anrichtete.

Das mittelalterliche Handwerk schützte sich gegen kapitalistische Ausbeutung in zweierlei Weise. Einmal durfte der Meister nicht Unternehmer, sondern mußte selbst Arbeiter sein und thätig mitarbeiten. Die Zunftordnungen waren hierin so strenge, daß die Genossenschaft für einen erkrankten Meister einen Vertreter stellte; die Wittwen allein hatten das Recht, das Gewerbe durch Werkführer betreiben zu lassen. Es durfte der Meister nur eine bestimmte Anzahl von Gesellen und Lehrlingen beschäftigen und die Zunft sorgte für die Preisbestimmung und für die Prüfung der Solidität der Arbeit. Von Seite des Meisters war also Ausbeutung nicht möglich. Sodann schützte die Zunft aber auch die Meister selbst gegen Ausbeutung, indem die Genossenschaft die Beschaffung des Rohstoffes übernahm und nach Bedarf vertheilte, oder durch Bekanntgabe bestimmter Einkaufsplätze und bestimmter Einkaufszeit allen Genossen die Möglichkeit gab, dasselbe Material zu gleicher Zeit und zu gleichen Preisen einzukaufen. Bot sich einem Genossen Gelegenheit zum Kaufe, so war er gehalten, der Zunft Anzeige zu machen, damit Jeder nach Belieben sich betheiligen könne; hatte er im Großen eingekauft, so mußte er einen Theil davon zum Kostenpreise den Zunftgenossen ablassen, denn alle sollten sich gleichmäßig nähren können und der Vortheil auch der „ärmeren Art" gewährt werden. Aus dem Zunftvermögen wurden ferner bedürftigen Genossen Darleihen und Vorschüsse gewährt; endlich wurden, damit auch im Absatze keine Uebervortheilung stattfinde und die brüderliche Gleichheit Aller gewahrt bleibe, die Preisbestimmungen nach dem verwendeten Rohstoffe, nach Art, Form und Größe der Arbeit, ferner Ort und Zeit des Verkaufes festgesetzt, und es wurde verboten, mehr als Einen Laden oder Eine Verkaufsstelle zu halten [1].

Der Gewerbestand gelangte auf diese Weise, indem er Meister und Gesellen gegen Ausbeutung schützte, zu Wohlstand, aber er bewahrte sich vor Luxus. Der Geist der Brüderlichkeit und familienhafter Liebe verband

[1] Janssen I, 326.

Alle und rief lebhaften Gemeinsinn, hohe Rechtlichkeit, strenge Beobachtung der Standespflichten, kurz alle jene Tugenden hervor, welche man als Bürgertugenden bezeichnete. Die Gewerbetreibenden ragten durch religiös-sittliche Haltung hervor, so daß selbst in späteren Zeiten, als längst Entartung und Verfall eingetreten war, der Name Bürger noch als Ehrenbezeichnung galt.

Der Handel dagegen verfiel bald dem Geiste der Ausbeutung und üppigem Luxus. Herrschsucht und Habsucht bemächtigten sich der Handelsgeschlechter und machten schon im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die italienischen Handelsstädte zu Herden fortwährender Unruhen, unausgesetzter innerer Kämpfe uud äußerer Kriege. Noch war so viel christlicher Opfersinn in der Bevölkerung vorhanden, daß aus ihr selbst das Heilmittel hervorging. Gegen jene Habsucht und jenen Luxus, welche damals die italienischen Städte verwüsteten, zeigte der hl. Franciscus von Assisi das erhabene Beispiel freiwilliger Armuth und vollständiger Entsagung auf allen und jeden Besitz, so daß er, wie der Aermste und Verlassenste, von der Mildthätigkeit leben wollte. Nur derjenige, welcher persönlich die reinste Tugend und die höchste Entsagung übt, vermag durch Lehre und Beispiel auf die verderbten Massen zu wirken. Darum stellte Christus der Unsittlichkeit die Jungfräulichkeit, der Habsucht die freiwillige Armuth, dem Müßiggange das Beispiel persönlicher Handarbeit gegenüber.

Es ist eine Eigenthümlichkeit beschränkter und schwacher Geister, daß sie jeden Heroismus hassen und gerne einer Art Mittelmäßigkeit huldigen. Sie sprechen immer von „Mäßigung", welche sie als besondere Weisheit preisen; Jungfräulichkeit, freiwillige Armuth und alle heroischen Tugenden möchten sie gerne ausrotten und gerade gegen diese Tugenden richtet sich auch der besondere Haß der verderbten Massen. Daher die Erscheinung, daß in allen Zeiten religiös-sittlicher Entartung alle jene Klassen, welche in beschränkter Mittelmäßigkeit die höchste Weisheit erblicken, im Bunde mit den verderbten Volksmassen ihren ganzen Haß gegen die kirchlichen Orden richten, denen die höchsten Tugenden zur Pflicht gemacht sind. Diese kurzsichtigen Menschen begreifen nicht die Wahrheit, welche der Heiland in dem Gleichnisse ausgesprochen hat: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl vermengte, bis Alles durchsäuert war."[1] Die große Mehrzahl der Menschen bleibt mittelmäßig im Laster, wie in der Tugend. Sie bilden die große Masse, von welcher Gott keinen Heroismus, wohl aber jene Entsagung fordert, welche in der Pflichterfüllung („Halte die Gebote") schon inbegriffen ist. Aber selbst zu dieser Entsagung muß die große Masse erst befähigt werden durch

---

[1] Matth. 13, 83.

das Beispiel des Heroismus, wozu Gott jene auserwählten Seelen bestimmt, welche zur Vollkommenheit berufen sind, um in der geistigen Ordnung den Anstoß zu geben, die große Masse in ihrer Unthätigkeit aufzurütteln, zur Höhe der Entsagung emporzuziehen und in jene Region mittelmäßiger Tugenden, welche von der Mehrzahl niemals überschritten wird, ihre Früchte zu tragen. Und gerade durch diese Tugenden erhalten sich die Völker im Frieden; gerade sie bilden jene sittliche Grundlage, welche das ganze Gebäude socialer Größe und Wohlfahrt trägt. Es ist eine und dieselbe geistige Kraft, welche in den auserwählten Seelen den Heroismus der Tugend erzeugt, in der großen Masse aber jene alltägliche Tugend hervorruft, ohne welche das ganze sociale Leben jeden Augenblick in Frage gestellt wäre. Die heroischen Tugenden Einzelner und die mittelmäßigen Tugenden der Masse nähren sich am nämlichen Herde; hütet euch, diese Flamme auszulöschen, denn die einen wie die andern würden verschwinden [1].

Die Bettelorden können nur diejenigen schmähen, welche das Leben der Völker einseitig nach dem Maßstabe der Gütererzeugung beurtheilen, deren ganzes nationalökonomisches Wissen darin besteht, daß sie, wie Lassalle so richtig sagte, einem Papagei ähnlich immer nur das Wort „Tausch“ wiederholen. Das materielle Leben der Gesellschaft wird vom geistigen Leben beherrscht, und deßhalb ist es von größter Wichtigkeit, daß nicht der antisociale Egoismus, nicht der zerstörende, unsittliche Luxus, sondern daß christliche Liebe und christlicher Opfersinn das bewegende Element bilden. Der hl. Franz von Assisi und seine Schüler haben durch ihr glänzendes Beispiel, durch ihre heroischen Tugenden in einer Gesellschaft, welche den Gefahren der Habsucht und Herrschsucht zu unterliegen drohte, in Millionen von Seelen die Liebe zur Armuth, zur Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit entfacht und haben damit dem geistigen und wirthschaftlichen Leben der Völker großartige und unberechenbare Dienste geleistet [2]. Freilich

[1] *Périn* I, 71.

[2] Diese Einwirkung zeigt sich sogar in der Gegenwart noch, und zwar in Kreisen, welche der Kirche ferne stehen. So war Böhmer gefesselt von der tiefchristlichen Weltanschauung und Poesie des großen Franciscanerdichters Jacopone, dessen „Lob der Armuth“ er übersetzte. Er übersetzte nicht bloß das Lied, sondern nahm dessen Ideen, trotz seines Reichthums, zur Richtschnur seines Lebens. „Möglichste Bedürfnißlosigkeit für mich selbst,“ so schrieb Böhmer, „sei mir Gesetz, und darin Fortschritte zu machen, erachte ich für Pflicht.“ — „Die rechte Armuth üben wir, wenn wir bei ernster Arbeit freiwillig auf Freuden verzichten und die Leiden so gut wie die Freuden als eine Form des Segens betrachten, den Gott uns spenden will.“ Aus dieser Gesinnung stammt Böhmers schöner Spruch:

Soll der Weinstock Früchte tragen,
Muß das Messer schneiden ein;

lassen sich diese Dienste nicht in arithmetische Ziffern und Formeln fassen, wie die Dienste des Handarbeiters, welcher äußere Güter schafft, und deßhalb hat die moderne Nationalökonomie über die Orden und namentlich die Bettelorden den Stab gebrochen, sie als unnütz, ja als schädlich bezeichnet. Diese moderne Nationalökonomie hat für den Zusammenhang der geistigen und wirthschaftlichen Entwicklung der Völker nicht das mindeste Verständniß und darum besitzt sie auch kein Maß der Werthschätzung für die sittlichen Factoren des Gesellschaftslebens. Sie geht ja nicht vom Menschen aus, sondern von der Güterproduction, und nicht den Wohlstand Aller, sondern das Anhäufen von Mammon betrachtet sie als Ziel und Endzweck des wirthschaftlichen Schaffens. Die sogen. historische Schule in Deutschland ist in dieser Beziehung um gar nichts besser, als die materialistische englische Schule. Aufgabe der historischen Betrachtung der Volkswirthschaft ist es doch, den Zusammenhang zwischen der geistigen und wirthschaftlichen Entwicklung der Völker zu erkennen und zu begreifen, die Gesetze zu finden, welche Fortschritt und Verfall, welche religiös-sittliche Erhebung und Wohlstand zugleich bedingen und die möglichste Theilnahme Aller an den erarbeiteten Gütern gewähren. Statt dessen stellt sich die Nationalökonomie immer nur die Frage: wie am wohlfeilsten möglichst viele Güter producirt werden können; sie übersieht dabei gänzlich die wichtigste Frage: die Stellung des Menschen zu dieser Production, ja sie möchte die moralische und physische Hinschlachtung der Millionen Arbeiter als etwas ganz Selbstverständliches, als ein Naturgesetz hinstellen. Die historische Schule hat die Wissenschaft in keiner Weise vorwärts gebracht. Nach dem Vorgange von Roscher beschränkt man sich darauf, zusammenhangslose Notizen anzuhäufen und Citate zu sammeln, vergißt aber dabei auf den Geist, welcher lebendig macht. Vor geistigen Größen und vor Thatsachen, welche sich nicht in fertige, runde Formeln fassen lassen, hat diese Wissenschaft, welche leider bis jetzt fast ausnahmslos und unbedingt die wirthschaftlichen Anschauungen der gebildeten Klassen und der maßgebenden Factoren beherrscht, eine förmliche Scheu. „Zu diesen unbequemen Thatsachen gehören nun aber alle sittlichen Kräfte und Factoren des Volkslebens, vor allen andern, um es mit Einem Worte auszudrücken, die Liebe. Eine irgend unbefangene Beobachtung des Volkslebens, der Volkswirthschaft im Ganzen und im Einzelnen kann sich aber der Wahrheit und Ueberzeugung nicht verschließen, daß es hier keinen Punkt, keinen Augenblick, keine Function, keine Pulsation gibt, in deren gesundem Zustande nicht mehr oder weniger, unmittelbar oder mittelbar die Wirkung jenes

---

Darfst nicht nach den Thränen fragen,
Erst das Weinen, dann der Wein!
Böhmers Leben und Anschauungen von Janssen S. 122.

Factors sich spüren ließe, wie umgekehrt in jeder Krankheitserscheinung zu anderen mannigfaltigen Ursachen und Factoren auch die Schwäche oder der Mangel an jener sittlichen Lebenskraft zu kommen pflegt." [1]

Bei der materialistischen Weltanschauung der modernen Nationalökonomie muß ihr die historische Thatsache ganz unerklärlich erscheinen, daß die Bettelorden, die Franciscaner und Dominicaner, gerade bei jenem Theile der deutschen Bevölkerung, welche damals am arbeitsamsten und unverdorbensten war, bei dem Gewerbe- und Handwerkerstande in den Städten am ersten Eingang und liebevolle Aufnahme fanden, trotz des Widerstandes, welchen verweltlichte Bischöfe und Capitel vielfach entgegensetzten [2]. Das Beispiel freiwilliger Armuth und völliger Entsagung fand das meiste Verständniß und die größte Bewunderung gerade bei Jenen, welche in redlicher Arbeit ihr tägliches Brod sich verdienten.

Als drei Jahrhunderte später ähnliche Verhältnisse und Gefahren namentlich in Deutschland sich einstellten, wie im dreizehnten Jahrhundert in Italien, da fanden sich leider in der christlichen Gesellschaft die Elemente nicht mehr, um von Innen heraus durch das Beispiel heroischer Tugenden den Heilungs- und Gesundungsproceß durchzuführen. Der Klerus war durch Habsucht und Luxus entnervt und die Hauptschuld daran trugen die Fürsten, welche in alle wichtigen und einflußreichen, gut dotirten kirchlichen Stellen ihre nachgebornen Söhne oder Abkömmlinge ihrer Höflinge einzudrängen wußten. Diese Elemente gaben von Oben herab das Beispiel der Zuchtlosigkeit und veranlaßten den tiefsten Verfall kirchlichen Lebens im Klerus. Fürstliche Beamte wurden, statt mit Pensionen ausgestattet zu werden, Klöstern zur Verpflegung zugewiesen, und trieben Zuchtlosigkeiten, welche die Klöster nicht bloß beim Volke in Verruf brachten, sondern auch alle Disciplin lockerten. Auch Jäger, Falkner, Unterknechte und sonstige Fürstendiener mußten zur Zeit der Jagd vermöge „Rechtes fürstlicher Hoheit" von Kirchen und Klöstern unterhalten werden. „Da gab es dann nichts als Muthwillen und Unzucht." [3] Von Oben herab kam das Beispiel der Zuchtlosigkeit, des Luxus und der Habsucht, und dieses schlimme Beispiel wirkte, reißend schnell, zerstörend auf das ganze Volksleben. Der Luxus wurde „das fressende Gift in Stadt und Land, unter Edlen und Unedlen, Handwerkern und Bauern". Ein Menschenalter genügte, um im Volke Genügsamkeit und Sparsamkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit, Einfachheit und Zufriedenheit zu zerstören. „Bei unsern Eltern in deutscher Nation ist solch üppige Köstlichkeit nicht vorgekommen, sondern in kurzen neulichen Jahren

---

[1] Victor Aimé Huber, Innere Mission S. 34.

[2] Vgl. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte II, 166—177; Janssen, Böhmers Leben, Briefe und kleine Schriften II, 354.

[3] Vgl. die eingehende Schilderung bei Janssen, Gesch. Deutschlands II, 339 ff.

also eingebrochen", klagten im Jahre 1524 die in Nürnberg versammelten Stände [1].

Vom Luxus profitirte am meisten das Handelskapital, welches durch Fürkauf und Monopolien, Aufkaufs- und Preissteigerungs-Gesellschaften in sehr kurzer Zeit riesige Reichthümer anzuhäufen im Stande war. Das Vermögen der Fugger belief sich einmal auf 63 Millionen Gulden, und ebenso häuften die Welser und Höchstetter in Augsburg, die Imhof, Ebner und Volkamer in Nürnberg, Ruland in Ulm u. s. w. große Reichthümer auf, welche freilich, wie bei den Höchstetter, in unsinnigem Luxus manchmal sehr rasch wieder vergeudet wurden. Die Leichtigkeit des Gewinnes ertödtete auch in den untern Volksschichten die Liebe zur Arbeit. Jeder wollte rasch reich werden und trug sein Geld zu Handelsgesellschaften, um hohe Profite zu erlangen. Alle Warnungen und Mahnungen hiergegen halfen nichts. „Wie bös man auch offten fährt mit dem Geldwucher," heißt es in einer Predigt aus dem Jahr 1515, „es hilft nichtis nit. Weil alle Welt sieht, daß die großen Kaufwucherer reich werden in kurzer Zeit, will Jedermann auch reich werden und große Nutzung haben von seinem Geld. Der Handwerker und Bauer thut sein Geld ein bei einer Gesellschaft oder einem Kauffmann; dieß Uebel war in früheren Zeiten nicht, es ist in zehn Jahren gar gewachsen. Er vermeinet viel zu gewinnen und verlieret oft alles, was er geben hat." [2] Arbeiten wollte Niemand mehr, sondern Alles lief um die Wette zu den Geschäften, welche am wenigsten Arbeit fordern und am meisten Gewinn einbringen; Kaufhäuser, Krämereien und Schenken wurden im Uebermaße nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem flachen Lande eröffnet. Die Folgen zeigten sich nur allzubald. Die Bauern kamen in Folge des eingerissenen unsinnigen Luxus [3] bald in Noth und mußten ihre Bodenerzeugnisse gegen „Fürkauf" den Aufkaufs- und Preissteigerungs-Gesellschaften zu den niedrigsten Preisen überlassen; die Handwerker durchbrachen ihre alten strengen Zunftordnungen, fanden aber dafür auch nicht mehr den früheren Schutz und die frühere Unterstützung und wurden durch wucherische Zinsen seitens der Handelsgesellschaften jämmerlich gepeinigt, so daß es zum Erbarmen war. Indem Alles den Geschäften sich zuwandte, welche raschen Gewinn versprachen, entstand auf diesem Gebiete ein allzu großer Zudrang müßiger und geldgieriger Elemente, von denen ein starker Theil zu einem unzufriedenen Proletariate sich verdichtete. Wie zu allen Zeiten brachten Luxus und kapitalistische Ausbeutung extremen Reichthum einiger Weniger, Elend aller Uebrigen hervor. Die früher so wohlhabenden Bauern und Handwerker verarmten im Laufe einiger Jahr-

[1] Janssen II, 412. [2] Janssen I, 397.

[3] „Saufen, Fressen, geistlich und weltlich Obrigkeit schimphiren, ist jetzund Sache eines rechten, jungen Bauern worden," schrieb damals ein Satiriker. Janssen II, 414.

zehnte völlig und das Geld sammelte sich in den Händen derjenigen, welche nicht arbeiteten, sondern von der Ausbeutung der Arbeit im Handel und im Geldwucher lebten. Janssen hat dieß an der Hand eines sehr umfangreichen Quellenmaterials nachgewiesen, weßhalb es genügen mag, darauf zu verweisen [1].

Der Verarmung voraus ging der religiös-sittliche Verfall. Der Luxus hatte den Geist der Arbeit und der Entsagung ertödtet und dafür triumphirte die Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit. „In den Schenken und Badstuben verhandeln die Gemeinen aus dem Volk alle Dinge. Da sitzen sie beim Gesuff und Gefräß und Spiel und wollen alles regieren. Da wissen Bauern, Schneider, Schuster und andere vom Handwerk und Gesellen aller Art, welchen Glauben man verfechten sollt, jeder weiß am besten, wie Papst und Bischöfe, Kaiser und Fürsten handeln sollen; schimpfieren alle Welt und thun, als läge ihnen alles auf dem Nacken und hätten sie für alles zu sorgen. Nur was ihres Gewerbs und Handwerks ist, besorgen sie nit, und weiß Frau und Kinder darüber wohl zu klagen. Und lernen die Jungen frühe von den Alten den Müssiggang, Unmäßigkeit und andere Laster.“ [2]

Die Geldbesitzer, die Händler und Wucherer trugen einen förmlichen Haß und Verachtung gegen die Kirche zur Schau, welche die Habgier und den Geiz, die Ausbeutung und den Wucher so strenge verdammte und bestrafte. „Darum verachten sie die Kirche und ihre Gebote, weil sie ihnen lästig sind und hinderlich . . sie verachten die Kirche und ihre Lehre vom Eigenthum, von den Arbeiten der Menschen, vom Zins und Wucher und vom gebührlichen Pfennig der Waaren,“ sagt ein Zeitgenosse [3]. Neben der Habsucht der Fürsten war es wesentlich der Einfluß des Kapitals, was den Abfall von der Kirche herbeiführte. Die Verkommenheit eines großen Theiles des Klerus, der sittliche Verfall und die steigende Verarmung im Volke thaten das Uebrige. Männer, wie der hl. Franciscus, welche durch leuchtendes Beispiel der Tugend läuternd und bessernd auf das Volk zu wirken vermocht hätten, fehlten der Kirche. Die Geldfrage war auch für die Kirche verhängnißvoll geworden, und es ist ein bedeutsames Zeichen, daß gerade die Frage der Ablaßgelder den nächsten Anstoß zu einer Bewegung gab, welche zu der unseligen Spaltung der Christenheit führte. Warnend steht an der Schwelle der Kirche Judas mit den dreißig Silberlingen!

Das Kapital zu Ausgang des Mittelalters war ausschließlich Handels- und Wucherkapital. Der Wucherer beutete, als der Luxus den früheren

[1] I, 381 ff.; II, 410 ff.

[2] Janssen II, 415. [3] Ibid. I, 399.

Wohlstand rasch verzehrte, die Geldnoth der producirenden Klassen aus; der Händler konnte Waaren kaufen, aber die Arbeit selbst bot sich ihm noch nicht als Waare an, die Arbeitskraft war noch nicht gezwungen, auf dem Markte gegen einen „Fürkauf“ dem Kapitale sich zu eigen zu geben. Der mittelalterliche Arbeiter war noch enge verbunden mit seinen Productionsmitteln und fand in dieser Verbindung seine Selbständigkeit und seinen Schutz. Diese Trennung des Arbeiters von seinen Productionsmitteln erfolgte in der Manufacturperiode von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Productionsmittel wurden verselbständigt in der Form des Kapitals, welches sich dem Arbeiter gegenüberstellte. Damit beginnt die Periode der kapitalistischen Production; der Arbeiter ist formell frei, aber es fehlen ihm die Productionsmittel und er muß sich deßhalb an das Kapital verkaufen, welches gegen die Abschlagszahlung eines Lohnes das Eigenthum der vollen Arbeitskraft in Anspruch nimmt und darüber verfügt. Die kapitalistische Production wuchs aus dem Zerfalle der Zünfte und aus der Verarmung hervor, welche im sechzehnten Jahrhunderte eintrat, und wurde von den Fürsten mit Unterstützungen und Privilegien bedacht. Die Manufactur sollte Geld in's Land bringen. Sie baute sich technisch auf auf der breiten Grundlage des städtischen Handwerks und der ländlich-häuslichen Industrie; die Einseitigkeit und Isolirung in der Ausbildung, die Arbeitstheilung einerseits und die Cooperation der Zunftorganisation andererseits bilden die Voraussetzung der manufacturmäßigen Production[1]; dagegen besteht der Gegensatz gegen die früheren Zünfte in der Trennung des Kapitals und der Arbeit. In dieser Trennung lag ein schwerer socialer Nachtheil für die Arbeiterwelt, indem trotz formeller Freiheit der Arbeiter in völlige Abhängigkeit vom Kapitale kam und nur noch als ein sachliches Glied des Productionsmechanismus galt. Der Unternehmer trat nicht in persönliche Beziehungen zum Arbeiter, er kaufte die Arbeitskraft wie jede andere Sache, welche er zur Production nöthig hatte. Der gesammte Gewinn aus der Arbeit galt als Productivkraft des Kapitals und die möglichste Verwerthung des Kapitals drängte alle anderen Rücksichten in den Hintergrund.

Der Arbeiter büßte nicht bloß seine persönliche Unabhängigkeit ein, er wurde auch materiell an sein Instrument gekettet. In der Periode der Manufactur wurde die Arbeit immer mehr detaillirt und die Instrumente fanden eine fortwährende Vereinfachung, Verbesserung und Vermannigfaltigung; die Arbeitswerkzeuge wurden für die ausschließliche Sonderfunction einer Theilarbeit angepaßt. Die Differenzirung der Arbeitsinstrumente, wodurch Instrumente derselben Art besondere feste Formen für jede besondere

[1] Vgl. Marx S. 372.

Nutzanwendung erhalten, und ihre Specialisirung, wodurch jedes solches Sonderinstrument nur in der Hand specifischer Theilarbeiter in seinem ganzen Umfange wirkt, charakterisiren die Manufactur[1]. Indem der Arbeiter immer nur eines dieser Detailinstrumente anzuwenden braucht, bedarf er nur einer kurzen Vorbereitung und Erlernungszeit gegenüber der früheren Zunftarbeit, wo jeder die Lehrlings- und Gesellenjahre durchmachen mußte, ehe er es zur Meisterschaft brachte. Dadurch sank von selbst die Arbeitskraft im Preise und der Kapitalist konnte dafür seinen Gewinn an der Productivkraft der Arbeit erhöhen. Der Arbeiter brauchte nicht mehr zu denken, sondern mit der Regelmäßigkeit einer Maschine dem Arbeitsprocesse sich einzufügen und sein Detailinstrument zu handhaben. Diese Einseitigkeit hatte schlimme geistige Folgen, indem ein Mensch, welcher immer nur eine einzige mechanische Arbeit zu verrichten hat, von selbst der Unwissenheit und dem Stumpfsinne anheimfällt; dieß Resultat mußte um so eher eintreten, als die Arbeitszeit immer mehr verlängert wurde, so daß der Arbeiter keine Zeit und Gelegenheit fand, nach der Arbeit für Geist und Herz anregenden Verkehr zu finden. Einige Manufacturen in England in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandten für gewisse einfache Operationen, welche aber Fabrikgeheimnisse bildeten, mit Vorliebe halbe Idioten an[2]. Der Manufacturarbeiter producirte ferner keine Waare mehr, keine Gebrauchswerthe, sondern nur minutiöse Theilchen einer Waare, welche für den Kapitalisten Tauschwerthe erhielten. Je mehr auf diese Weise der Arbeiter seine persönliche Unabhängigkeit und seine praktische Brauchbarkeit einbüßte, je mehr er auf eine einzige Function einer Theilarbeit angewiesen wurde und zu einem sachlichen Gliede des kapitalistischen Productionsmechanismus herabsank, um so mehr wuchs die Macht des Kapitalisten, welcher über seine Arbeiter, über die gekaufte „Arbeitskraft" eine ebenso bedingungslose Herrschaft und Despotie ausüben konnte, wie über die Productionsmittel. Gar häufig ließen die Kapitalisten ihre Arbeiter geistig verkrüppeln und sittlich verkommen, einzig darauf bedacht, ihre Detailgeschicklichkeit treibhausmäßig zu fördern und die einzelnen Individuen in möglichst regelmäßig thätige Triebwerke einer Detailarbeit umzugestalten.

[1] Ibid. S. 351. In Birmingham allein producirt man etwa 500 Varietäten von Hämmern, wovon jeder nicht nur für einen besonderen Productionsproceß, sondern eine Anzahl Varietäten oft nur für verschiedene Operationen in demselben Proceß dient. In Frankreich wurden schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts über hundert verschiedene Seidenzeuge gewebt, und in Avignon z. B. war es Gesetz, daß jeder Lehrling sich immer nur Einer Fabrikationsart widmen und nicht die Anfertigung mehrerer Zeugarten zugleich lernen durfte. So wurde die Einseitigkeit systematisch gepflegt.

[2] Ibid. S. 375. „Das Denken selbst wird noch zu einem eigenen Handwerke werden", meinte Ferguson (bei Marx S. 376), und richtig liefern heute die Zeitungen das Gedankenfabricat für die Tagesmeinung.

Wenn der Arbeiter ursprünglich seine Arbeitskraft an das Kapital verkaufte, weil ihm die materiellen Mittel zur Production einer Waare fehlten, so versagte jetzt seine einseitig entwickelte Arbeitskraft selbst den Dienst, sobald sie nicht an das Kapital verkauft wurde; so drückte die Theilung der Arbeit dem Manufacturarbeiter einen Stempel auf, der ihn zum Eigenthume des Kapitals brandmarkte [1].

Je größer die Macht und Autorität sich gestaltete, welche der Kapitalist über die Arbeit gewann, um so mehr verlangte er Freiheit für sich allein. Zu einem Manufacturbetriebe gehörte schon bedeutendes Kapital, weßhalb die freie Concurrenz, welche von den Kapitalisten gefordert wurde, ihnen wenig schaden konnte; denn einerseits stand das nöthige Kapital zu einem Concurrenzunternehmen nur sehr wenigen Personen zu Gebote, andererseits hatten alle diese Personen ein gemeinsames Interesse, den Lohn zu erniedrigen und den Kapitalsgewinn zu steigern. Sanken die Preise, so geschah es gewiß nicht auf Kosten des Kapitalsprofites, sondern auf Kosten der Arbeiter. Die wenigen Kapitalisten genossen thatsächlich ein Monopol, welches ihnen ebenso reichlichen Gewinn eintrug, wie Anderen das Kapital, welches in Handel oder Wucher sich fructificirte. Deßhalb erhitzten sich die Kapitalisten so sehr für absolute Freiheit, aber nur für sich, nicht für ihre Arbeiter, welche vielmehr der Fabrikdespotie unterliegen mußten. Mit Recht bemerkt Marx: „Dasselbe bürgerliche Bewußtsein, das die manufacturmäßige Theilung der Arbeit, die lebenslängliche Annexation des Arbeiters an eine Detailverrichtung und die unbedingte Unterordnung der Theilarbeiter unter das Kapital als eine Organisation der Arbeit' feiert, welche ihre Productivkraft steigere, denuncirt ebenso laut jede bewußte gesellschaftliche Controle und Regelung des gesellschaftlichen Productionsprocesses als einen Eingriff in die unverletzlichen Eigenthumsrechte, Freiheit und sich selbst bestimmende ‚Genialität' des individuellen Kapitalisten." [2]

Trotz der schweren Nachtheile, welche die Manufacturperiode für die Arbeiter brachte, hatte sie der heutigen Production gegenüber doch noch wesentliche Lichtseiten. Die Arbeitszeit fand an der körperlichen Arbeitsfähig-

[1] Ibid. 374. Der Anblick dieser geistigen Parcellirung des Menschen, dieser Ausbildung des Fachwesens, der Specialitäten, der in's Unendliche gehenden Differenzirung und Arbeitstheilung und der daraus folgenden Abhängigkeit veranlaßte Ferguson im vorigen Jahrhundert zu dem Ausrufe: „Wir sind ganze Nationen von Heloten, und es gibt keine Freien unter uns!" (l. c. S. 366.)

[2] S. 369. Bezeichnend ist, daß das Schlimmste, was die Kapitalisten gegen den Socialismus vorbringen zu können glauben, darin besteht, daß sie mit Entrüstung ausrufen: die Socialisten wollten die ganze Gesellschaft in eine Fabrik umgestalten. Das Loos, welches sie unbedenklich einer so großen Anzahl von Menschen bereiten, erscheint also den Kapitalisten selbst als die fürchterlichste und traurigste Existenz. Sie legen aber herzlos der armen Bevölkerung eine Last auf, welche sie selbst unerträglich finden.

keit jeder handwerksmäßigen Thätigkeit eine bestimmte, natürliche Schranke; die Herbeiziehung von Frauen und Kindern zur Manufacturarbeit fand nur in geringem Maße statt; die Detailgeschicklichkeit des Arbeiters, namentlich in feineren Artikeln, wobei eine längere Arbeitszeit benöthigt wurde, verlieh noch eine gewisse Unabhängigkeit in der Weise, daß der Arbeiter seine Geschicklichkeit in einem anderen Lande im Dienste des Kapitals verwerthen konnte. Und solche Wanderungen der Manufacturarbeiter von einem Lande zum anderen kamen öfter vor. Erst als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Maschine eine vollständige Revolution in den Arbeitsmitteln brachte und den Manufacturarbeiter, welcher ein einzelnes Handwerksinstrument handhabte, durch einen Mechanismus ersetzte, der, durch eine Triebkraft in Bewegung gesetzt, mit einer Masse von Werkzeugen auf einmal arbeitete, erst da fielen alle Schranken für die kapitalistische Ausbeutung.

Die Maschine brachte der arbeitenden Bevölkerung nicht die Erleichterung und Verbesserung des Looses, welche man hätte erwarten sollen. Aristoteles meinte einmal, die Sklaverei sei nothwendig und unentbehrlich, es sei denn, daß sich Werkzeuge fänden, welche die Sklavenarbeit durch einen Mechanismus verrichteten. Es kam die Maschine, aber sie diente nicht zur Erlösung, sondern als Mittel, noch größere Massen in die Fesseln der schlimmsten Knechtschaft zu schlagen. So verkehrt der Egoismus und die Habsucht, der gierige Gewinn, welcher die kapitalistische Production charakterisirt, alle Erfindungen und jeden Fortschritt in den Arbeitsmitteln zu einem Werkzeuge, neue Schichten der Bevölkerung einer unmenschlichen Sklaverei unterzuordnen. Es waren die Frauen und Kinder, welche die Maschine in die Fabrik schleppte und sie dort um einen wahren Hungerlohn der schamlosesten Ausbeutung, dem sittlichen Verderbnisse und der körperlichen Vernichtung, dem geistigen Tode und einem leiblichen Siechthume preisgab. Die natürliche Arbeitstheilung und die von Gott gegebene Oekonomie, daß der Mann nach Außen wirke und schaffe, während die Frau der häuslichen Arbeit sich widmet und die Kinder pflegt und erzieht, wurde mißachtet, das Familienleben zerstört, unreife Kinder der moralischen und körperlichen Verkümmerung preisgegeben und in bloße Maschinen verwandelt, um für den Kapitalisten Geld und Gewinn zu schaffen. Die Rückwirkung der Verwendung von Frauen und Kindern in der Maschinenindustrie auf die moderne Manufactur- und Agricultur-Industrie war von der allerschlimmsten Art; auch in diesen beiden Industriezweigen wurden nun überwiegend Weiber und Kinder verwendet und der schamlosesten Ausbeutung und Verkommenheit preisgegeben. Friedrich Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klassen Englands" und Karl Marx in seinem „Kapital" haben, letzterer auf Grund der amtlichen Enquête-Berichte, welche das Parlament veranlaßte, hierüber ein Material

aufgehäuft, das die rücksichtslose Habsucht und die unmenschliche Grausamkeit der englischen Kapitalisten für alle Zeiten brandmarkt. Riesig wuchsen die Millionen und Milliarden der Kapitalien in England an, aber nur um den Preis der geistigen Verödung, der sittlichen Verderbtheit und der körperlichen Verkümmerung derjenigen, welche diesen Reichthum schufen. Die englische Concurrenz zwang auch die anderen Länder, die arbeitende Bevölkerung in ähnlicher Weise auszubeuten und überallhin, wo die Industrie sich festsetzte, Verderben und Elend zu tragen.

Die Maschine hatte es ermöglicht, Arbeiter ohne größere Muskelkraft und von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder, Frauen und Kinder in der Fabrik zu verwenden. Das war noch nicht genug für den Heißhunger kapitalistischer Geldgier. Die Maschinerie hätte für die arbeitende Bevölkerung von größtem Nutzen sein können, um sie in der Arbeitszeit zu entlasten, indem die Maschine gegenüber den Instrumenten der Manufactur die zur Production einer Waare nöthige Arbeitszeit ungemein verkürzte. Aber das Gegentheil trat ein, die Arbeitszeit wurde in's Maßlose vermehrt[1], so zwar, daß das Parlament sich genöthigt sah, wenigstens für die Kinderarbeit gesetzliche Schranken zu ziehen. Nur einige Beispiele, wie weit die Habsucht und der Egoismus den Arbeitstag ausdehnten, mögen hier erwähnt sein. Im Juni 1836 wurden die Besitzer von acht großen Fabriken in der Nähe von Batley in Yorkshire angeklagt wegen Ueberarbeit, wozu sie Knaben im Alter von 12—15 Jahren gezwungen hatten. Diese Knaben hatten gearbeitet von 6 Uhr Morgens Freitags bis 4 Uhr Nachmittags Samstags, ohne irgend eine Erholung, außer für die Mahlzeiten und Eine Stunde Schlaf um Mitternacht. Und diese Kinder hatten die rastlose, 30stündige Arbeit zu verrichten in dem shoddy-hole, wie die Höhle heißt, worin Wollenlumpen aufgerissen werden und wo ein Luftmeer von Staub und Abfällen selbst den erwachsenen Arbeiter zwingt, den Mund beständig mit Schnupftüchern zu verbinden, zum Schutz der Lunge.

In den Berichten des englischen Gesundheitsamtes werden die Aussagen von Kindern mitgetheilt, welche wirklich haarsträubend sind. Ein Knabe von sieben Jahren zehn Monaten mußte jeden Tag 15 Stunden arbeiten; er hatte die fertiggeformte Töpferwaare in die Trockenstube zu tragen und

[1] Diese moderne Ueberarbeit hat nur noch eine Analogie im heidnischen Alterthum. Diejenigen Unglücklichen, welche ad metalla verurtheilt waren, wurden, wie die modernen Arbeiter in England zu Anfang dieses Jahrhunderts, förmlich zu Tode gemartert. Diodor Siculus (lib. 3, c. 13) erzählt: „Man kann diese Unglücklichen (in den Goldbergwerken Aegyptens, Aethiopiens, Arabiens), die nicht einmal ihren Körper reinlich halten, noch ihre Blöße decken können, nicht ansehen, ohne ihr jammervolles Schicksal zu beklagen. Denn da findet keine Nachsicht und keine Schonung statt für Kranke, für Gebrechliche, für Greise, für die weibliche Schwachheit. Alle müssen, durch Schläge gezwungen, fortarbeiten, bis der Tod ihren Qualen und ihrer Noth ein Ende macht."

die leere Form zurückzubringen. Zehnjährige Knaben mußten dieselbe Arbeit die ganze Nacht hindurch verrichten und erhielten als Wochenlohn 3 sh. 6 d. (3 $^1/_2$ Mark). Die Töpferarbeiten sind für die Arbeiter geradezu mörderisch; sie sind begleitet von physischer Entartung, vielverzweigten körperlichen Leiden und frühem Tode. Noch verderblicher ist die Manufactur von Schwefelhölzern, wobei die Hälfte der Arbeiter in England aus Kindern unter 13 Jahren und Personen unter 18 Jahren besteht. Von den Zeugen, welche Commissär White 1863 verhörte, waren 270 unter 18 Jahren, 40 unter zehn Jahren, zehn nur acht Jahre und fünf nur sechs Jahre alt. Die Arbeit dauerte 12—15 Stunden, Nachtarbeit und unregelmäßige Mahlzeiten, meist in den Arbeitsräumen selbst, welche vom Phosphor verpestet sind. In den Tapetenfabriken constatirten die Commissäre solche Ueberarbeitung der Kinder (die Arbeit dauerte meist von 6 Uhr früh bis 10 Uhr Nachts), daß sie die Augen vor Müdigkeit nicht mehr offen halten konnten. Ein Arbeiter sagte aus: „Diesen meinen Jungen pflegte ich von seinem siebenten Jahre an auf meinem Rücken hin und her über den Schnee zu tragen und er pflegte 16 Stunden zu arbeiten. Ich bin oft niedergekniet, um ihn zu füttern, während er an der Maschine stand, denn er durfte sie nicht verlassen oder stillsetzen." Die Ausbeutung der Kinder in der Spitzenfabrikation schilderte ein Zeuge also: „Um 2—4 Uhr Morgens werden Kinder von 9—10 Jahren ihren schmutzigen Betten entrissen und gezwungen, für die nackte Existenz bis 10 oder 12 Uhr Nachts zu arbeiten, während ihre Glieder wegschwinden, ihre Gestalt zusammenschrumpft, ihre Gesichtszüge abstumpfen und ihr menschliches Wesen ganz und gar in einem steinähnlichen Torpor erstarrt, dessen bloßer Anblick schauderhaft ist."

Doch schweigen wir lieber von solcher Menschenabschlachtung, wie sie die englischen Enquête-Berichte uns schildern. Wie mag man erst, nachdem Kinder, welche doch den Schutz der Fabrikgesetzgebung genießen, in solcher Weise zur Ueberarbeitung gezwungen werden, mit Erwachsenen, namentlich Mädchen und Frauen, umgegangen sein? Bei diesen konnten Willkür und Ausbeutung die ärgsten Erpressungen an Liedlohn erzwingen. Ein Fabrikant rühmte sich, daß er bei seinen Webstühlen ausschließlich Frauen beschäftige und dabei am liebsten diejenigen wähle, welche Familie haben, weil diese aufmerksamer und gelehriger und zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen seien, um die nothwendigen Lebensmittel zu beschaffen. So wurden gerade die edelsten Tugenden weiblicher Fürsorge und Liebe zu den Kindern, die eigenthümlichen Tugenden des weiblichen Charakters, zum eigenen Schaden verkehrt, so wurde alles Sittliche und Zarte der weiblichen Natur zum Mittel ihrer Sklaverei und ihres Leidens gemacht!

Seit 30 Jahren ist die Arbeiterbevölkerung in England bemüht, die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen und einen Normalarbeitstag herzustellen.

Die Uebertreibung führte von selbst eine Reaction herbei, aber die Ergebnisse aller dieser Anstrengungen in England und in anderen Ländern sind äußerst bescheidener Natur.

Vom 16. Jahrhundert bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts herein war ein unablässiger Kampf des Kapitals gegen die Arbeiter, um die Arbeitszeit fortwährend zu verlängern, die Zeit der Erholung und der Mahlzeiten abzukürzen und die Intensität der Arbeit bis zur äußersten Erschöpfung zu steigern. Der Arbeiterstand wehrte sich, und zum Theil mit Erfolg, gegen diese Ausbeutung und Arbeitsschinderei bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Einführung der Maschine, das Hineindrängen von Weib und Kind in die Fabriken hat die Arbeiter wehrlos gemacht und nun feierte das Kapital in der Ausbeutung der „Hände" die tollsten Orgien. Die „Hände", das ist der technische Ausdruck für den Arbeiter in kapitalistischer Sprache. Der Fabrikant kennt nur Maschinen und Hände; beide müssen in rastloser, mechanischer Thätigkeit Tag und Nacht arbeiten, um Werthe zu schaffen. Sind sie abgenützt, werden neue Maschinen und neue Hände auf dem Markte eingekauft. In dem berüchtigten Londoner District von Bethnal Green wird, trotz Fabrikgesetzgebung, jeden Montag und Dienstag-Morgen offener Markt gehalten, worin Kinder beiderlei Geschlechtes von neun Jahren an sich selbst an die Londoner Seidenmanufacturen vermiethen. Die Scenen und die Sprache während der Dauer dieses Marktes sind wahrhaft empörend. Die Contracte gelten nur für die Woche und bringen regelmäßig für die ganze Woche 1 sh. 8 d. für die Eltern, 2 d. nebst Thee für das Kind. Von der Verkommenheit und Unwissenheit dieser Kinder läßt sich am besten schweigen. Sind doch vielfach der Name Gottes und der Name des Erlösers diesen Kindern gänzlich unbekannt. Die Details, welche Engels und Marx mittheilen, sind geradezu entsetzlich.

Marx hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er eingehend die Frage der Arbeitszeit behandelte und nachwies, wie seit Ausgang des Mittelalters bis tief in's 19. Jahrhundert herein das Kapital im Bunde mit den Regierungen die Ausbeutung der Arbeit planmäßig betrieb. Die Arbeitszeit wurde seit dem 16. Jahrhunderte immer und immer wieder erhöht und verlängert, und die Regierungen trieben den Fabriken ein massenhaftes Material zu, indem die Bauern und die Häusler in's Proletariat herabgedrückt und durch barbarische Strafen zur Arbeit um den geringsten Lohn gezwungen wurden. Der reiche Bauernstand zu Ausgang des Mittelalters und die wohlhabenden ländlichen Lohnarbeiter, welche nebst ihrem Lohne ein kleines Besitzthum mit eigenem Häuschen und das Recht der Benutzung des Gemeindelandes für Viehweide, Holz und Torf besessen haben, verschwinden im 16. Jahrhunderte, und den Anlaß dazu gab die Reformation, welche in socialer Beziehung außer dem kolossalen offenen Diebstahle an Kirchengütern

eine gewaltsame Expropriation der arbeitenden Volksmassen im Gefolge hatte [1]. „Die katholische Kirche," schreibt Marx, „war zur Zeit der Reformation Feudaleigenthümer eines großen Theiles des englischen Grundes und Bodens; die Unterdrückung der Klöster und Stifte schleuderte deren Einwohner in's Proletariat. Die Kirchengüter selbst wurden großentheils an raubsüchtige königliche Günstlinge verschenkt oder zu einem Spottpreise an speculirende Pächter und Stadtbürger verkauft, welche die alten erblichen Untersassen massenhaft verjagten und ihre Wirthschaften zusammenwarfen. Das gesetzlich garantirte Eigenthum verarmter Landleute an einem Theil der Kirchenzehnten wurde stillschweigend confiscirt. ‚Pauper ubique jacet' (überall lungern Arme), rief Königin Elisabeth nach einer Rundreise durch England . . . Das Kircheneigenthum bildete das religiöse Bollwerk der alterthümlichen Grundeigenthumsverhältnisse. Mit seinem Falle waren sie nicht länger haltbar." [2]

Der vertriebene Bauer und der enterbte Häusler bildeten den Grundstock zu dem Arbeitermaterial in den Manufacturen und Fabriken. Es war ein Proletariat, welches durch die bitterste Noth gezwungen wurde, jeden Lohn und jede Arbeitsbedingung sich gefallen lassen zu müssen. Es waren schmachvolle Zustände, welche an die schlimmsten Zeiten der römischen Sklaverei erinnerten. Die Lobredner der kapitalistischen Ausbeutung fanden es an der Zeit, diese Zustände für alle Zeiten zu fixiren und durch angebliche Naturgesetze, welche sie erfanden, zu sanctioniren. Die Nationalökonomie à la Roscher hat diese „Gesetze" auch in Deutschland eingebürgert.

Man sagte: die Arbeitskraft sei eine Waare und der Preis jeder Waare regle sich nach Angebot und Nachfrage. Während die Kapitalisten deßhalb für Vermehrung der Arbeitskräfte durch Erleichterung der Heirathsgelegenheit waren, redeten die Oekonomisten seit Malthus den Arbeitern zu, sich zu beherrschen und zu beschränken. Dieß sei der einzig mögliche Weg, um das Angebot von Arbeitskräften zu vermindern, der gesteigerten Nachfrage gegenüber eine Lohnerhöhung zu erlangen und so das Elend zu beseitigen. An allem Elende sei immer nur Mangel an Beherrschung bei Gründung einer Familie und in Folge dessen Uebervölkerung schuld. Auch heute

[1] Marx S. 750. In Deutschland wußte bis jetzt die Geschichtschreibung nicht genug Phrasen aufzutreiben, um Licht und Wohlstand zu schildern, welche die Reformation angeblich hervorgebracht haben soll. Erst Janssens deutsche Geschichte gibt der Geschichtsforschung eine ernste Wendung nach der Richtung, wo die Wahrheit liegt. In der Reformation verlor das deutsche Volk nicht bloß die religiöse Einheit, sondern büßte auch auf lange Zeit seinen Besitz und seinen Wohlstand ein.

[2] Rogers, obgleich Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Oxford, dem Stammsitze protestantischer Orthodoxie, betont in der Vorrede zur „History of Agriculture" die Pauperisirung der Volksmasse durch die Reformation. Marx S. 751.

wieder klagen die irischen Landmagnaten über Uebervölkerung, und Lord Dufferin fordert, daß in Irland mindestens noch anderthalb Millionen Menschen auszuwandern oder zu verhungern haben, ehe die „Harmonie" hergestellt werden könne.

Angebot und Nachfrage regeln aber keineswegs ausschließlich den Preis. Im Gegentheile ist es regelmäßig die Monopolkraft, welche die Preise bestimmt. Wenn Käufer und Verkäufer sich gegenüberstehen, so ist immer derjenige im Nachtheile, welcher sofort kaufen oder verkaufen muß; wer warten kann, wird schließlich den Preis bestimmen. Es ist deßhalb immer der überlegene Besitz, das Kapital, welches, in der günstigen Lage, auf Kauf oder Verkauf vorerst verzichten zu können, den Preis bestimmt. Es stehen sich nur selten oder vielleicht niemals Gleiche gegen Gleiche gegenüber, sondern regelmäßig ist das Verhältniß des Besiegten, welcher den Frieden anbietet, und des Siegers, welcher den Spröden spielt, der richtige Ausdruck für die Preisbestimmung. Der Kapitalist wirft das Brennusschwert in die Wagschale von Angebot und Nachfrage und bestimmt den Preis. Angebot und Nachfrage sind nur die Form der Preisbestimmung, den eigentlich bestimmenden Factor dagegen bildet die Monopolkraft. Ganz offenbar tritt dieß bei den öffentlichen Preisbestimmungen an den Börsen zu Tage. Angebot und Nachfrage regeln sich hier, wie alle Welt weiß, genau nach dem Anstoße, den eine geheim oder offen thätige überlegene Kapitalskraft gibt. Stellt eine solche Monopolkraft Angebot oder Nachfrage, so folgen alle übrigen nach; unter dem Einflusse dieser Monopolkraft erfolgt die Bestimmung des Kurses, Angebot und Nachfrage sind nur eine Formerscheinung der Bewegung, welche die überlegene Kapitalskraft hervorgerufen hat. Der Mensch ist keine Maschine, um sich durch Angebot und Nachfrage, wie durch Druck und Gegendruck beliebig in Bewegung setzen zu lassen. Des Menschen Handeln wird wesentlich durch seinen Willen beeinflußt; der Arme wird durch die Noth gezwungen, sich gegen seinen Willen Nothpreise gefallen lassen zu müssen[1]; der Besitzende dagegen, im Vollbesitze seiner Freiheit und wirthschaftlichen Ueberlegenheit, kann die Wagschale des Preises zu seinen Gunsten zum Sinken oder Fallen bringen. In solchem Zustande der Noth und Hilflosigkeit sind fast immer und fast überall die Fabrikarbeiter, welche ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, während die Kapitalisten durch überlegene Monopolkraft die Preise

[1] Marx S. 810 macht darauf aufmerksam, daß innerhalb gewisser Grenzen, durch die Ueberarbeit, „die vom Kapital erpreßbare Zufuhr der Arbeit unabhängig werde von der Arbeiterzufuhr". Marx bemerkt dazu: „Dieses Elementargesetz scheint den Herren von der Vulgärökonomie unbekannt, die, umgekehrte Archimedes, in der Bestimmung der Marktpreise der Arbeit durch Nachfrage und Zufuhr den Punkt gefunden zu haben glauben, nicht um die Welt aus den Angeln zu heben, sondern um sie stillzusetzen."

zu ihren Gunsten gestalten. An den Millionen und Milliarden, welche die arme Agricultur- und Fabrikbevölkerung in England und Irland erarbeitete, hängt der Fluch vorenthaltenen Liedlohnes, der Fluch der Enterbten, welche durch die Macht des Kapitals um die volle Höhe ihres Lohnes beraubt wurden. Nicht Mangel an Selbstbeherrschung, nicht Uebervölkerung ist es, was die arbeitende Bevölkerung in's tiefste Elend, auf thierische Zustände herabdrückte, sondern der allzugeringe Lohn, der Nothpreis, um welchen gearbeitet werden mußte, sind schuld an diesem namenlosen Massenelende neben jenem luxuriösen Reichthume, welcher sein Vermögen aus der bittersten Noth des armen, arbeitenden Volkes gezogen hat. Man muß nur staunen, einerseits über die Schamlosigkeit, mit welcher Sophisten Gesetze ersonnen haben, um die Arbeiter für ihr Elend selbst verantwortlich machen zu können, andererseits über die Geistesarmuth und Gedankenlosigkeit, womit die heutige Nationalökonomie solch angebliche Gesetze als dauernde Errungenschaften der „Wissenschaft" pries und verherrlichte.

Ein anderes Gesetz, welches der „Wissenschaft" der Smith, Ricardo, Malthus und ihrer Nachbeter zu verdanken ist, erlangte durch Lassalle unter dem Titel des „ehernen Lohngesetzes" eine gewisse Berühmtheit. Danach soll der Arbeiterlohn sich immer auf der Linie des Kostenpreises für den Lebensunterhalt des Arbeiters erhalten. Da der Arbeiter abstirbt, so sind unter den Kosten auch diejenigen für die Fortpflanzung, für Begründung und Erhaltung einer Familie zu verstehen. Ist das Angebot von Arbeitskraft gering, so kann der Lohn etwas über diese Linie steigen; allein alsbald werden dann mehr Ehen geschlossen, die arbeitende Bevölkerung mehrt sich und der Lohn sinkt wieder auf diese Linie zurück. Hat die Vermehrung ein Ueberangebot von Arbeit erzeugt, so kann der Lohn zeitweilig unter die Linie des zum Leben Nothwendigen sinken; sofort eintretendes Elend, Hungersnoth und Krankheiten decimiren die Bevölkerung, so daß das Angebot sich mindert und die Linie wieder erreicht wird.

An diesem ehernen Lohngesetze ist nur so viel wahr, daß es der Ausdruck einer traurigen Wirklichkeit ist; aber eine nothwendige Erscheinung ist es keineswegs, indem auch hier der menschliche Wille ein viel besseres Loos bereiten könnte und sicherlich auch würde, wenn die Kapitalisten von christlichen Grundsätzen sich leiten ließen, statt von grenzenloser Geldgier und von Goldhunger[1]. Der Einzelne kann hier freilich beim besten Willen wenig ändern, indem er sonst alsbald ein Opfer der allgemeinen Concurrenz würde. Hier ist der Punkt, wo die Allgemeinheit, die Gesellschaft, der Staat rettend und helfend eingreifen muß, um den menschlichen Willen vor dem Zwange eiserner Nothwendigkeit zu beschützen.

[1] Vgl. eingehende Kritik unter VI: Cultur und Civilisation.

wieder klagen die irischen Landmagnaten über Uebervölkerung, und Lord Dufferin fordert, daß in Irland mindestens noch anderthalb Millionen Menschen auszuwandern oder zu verhungern haben, ehe die „Harmonie" hergestellt werden könne.

Angebot und Nachfrage regeln aber keineswegs ausschließlich den Preis. Im Gegentheile ist es regelmäßig die Monopolkraft, welche die Preise bestimmt. Wenn Käufer und Verkäufer sich gegenüberstehen, so ist immer derjenige im Nachtheile, welcher sofort kaufen oder verkaufen muß; wer warten kann, wird schließlich den Preis bestimmen. Es ist deßhalb immer der überlegene Besitz, das Kapital, welches, in der günstigen Lage, auf Kauf oder Verkauf vorerst verzichten zu können, den Preis bestimmt. Es stehen sich nur selten oder vielleicht niemals Gleiche gegen Gleiche gegenüber, sondern regelmäßig ist das Verhältniß des Besiegten, welcher den Frieden anbietet, und des Siegers, welcher den Spröden spielt, der richtige Ausdruck für die Preisbestimmung. Der Kapitalist wirft das Brennusschwert in die Wagschale von Angebot und Nachfrage und bestimmt den Preis. Angebot und Nachfrage sind nur die Form der Preisbestimmung, den eigentlich bestimmenden Factor dagegen bildet die Monopolkraft. Ganz offenbar tritt dieß bei den öffentlichen Preisbestimmungen an den Börsen zu Tage. Angebot und Nachfrage regeln sich hier, wie alle Welt weiß, genau nach dem Anstoße, den eine geheim oder offen thätige überlegene Kapitalskraft gibt. Stellt eine solche Monopolkraft Angebot oder Nachfrage, so folgen alle übrigen nach; unter dem Einflusse dieser Monopolkraft erfolgt die Bestimmung des Kurses, Angebot und Nachfrage sind nur eine Formerscheinung der Bewegung, welche die überlegene Kapitalskraft hervorgerufen hat. Der Mensch ist keine Maschine, um sich durch Angebot und Nachfrage, wie durch Druck und Gegendruck beliebig in Bewegung setzen zu lassen. Des Menschen Handeln wird wesentlich durch seinen Willen beeinflußt; der Arme wird durch die Noth gezwungen, sich gegen seinen Willen Nothpreise gefallen lassen zu müssen[1]; der Besitzende dagegen, im Vollbesitze seiner Freiheit und wirthschaftlichen Ueberlegenheit, kann die Wagschale des Preises zu seinen Gunsten zum Sinken oder Fallen bringen. In solchem Zustande der Noth und Hilflosigkeit sind fast immer und fast überall die Fabrikarbeiter, welche ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, während die Kapitalisten durch überlegene Monopolkraft die Preise

[1] Marx S. 310 macht darauf aufmerksam, daß innerhalb gewisser Grenzen, durch die Ueberarbeit, „die vom Kapital erpreßbare Zufuhr der Arbeit unabhängig werde von der Arbeiterzufuhr". Marx bemerkt dazu: „Dieses Elementargesetz scheint den Herren von der Vulgärökonomie unbekannt, die, umgekehrte Archimedes, in der Bestimmung der Marktpreise der Arbeit durch Nachfrage und Zufuhr den Punkt gefunden zu haben glauben, nicht um die Welt aus den Angeln zu heben, sondern um sie stillzusetzen."

zu ihren Gunsten gestalten. An den Millionen und Milliarden, welche die arme Agricultur- und Fabrikbevölkerung in England und Irland erarbeitete, hängt der Fluch vorenthaltenen Liedlohnes, der Fluch der Enterbten, welche durch die Macht des Kapitals um die volle Höhe ihres Lohnes beraubt wurden. Nicht Mangel an Selbstbeherrschung, nicht Uebervölkerung ist es, was die arbeitende Bevölkerung in's tiefste Elend, auf thierische Zustände herabdrückte, sondern der allzugeringe Lohn, der Nothpreis, um welchen gearbeitet werden mußte, sind schuld an diesem namenlosen Massenelende neben jenem luxuriösen Reichthume, welcher sein Vermögen aus der bittersten Noth des armen, arbeitenden Volkes gezogen hat. Man muß nur staunen, einerseits über die Schamlosigkeit, mit welcher Sophisten Gesetze ersonnen haben, um die Arbeiter für ihr Elend selbst verantwortlich machen zu können, andererseits über die Geistesarmuth und Gedankenlosigkeit, womit die heutige Nationalökonomie solch angebliche Gesetze als dauernde Errungenschaften der „Wissenschaft" pries und verherrlichte.

Ein anderes Gesetz, welches der „Wissenschaft" der Smith, Ricardo, Malthus und ihrer Nachbeter zu verdanken ist, erlangte durch Lassalle unter dem Titel des „ehernen Lohngesetzes" eine gewisse Berühmtheit. Danach soll der Arbeiterlohn sich immer auf der Linie des Kostenpreises für den Lebensunterhalt des Arbeiters erhalten. Da der Arbeiter abstirbt, so sind unter den Kosten auch diejenigen für die Fortpflanzung, für Begründung und Erhaltung einer Familie zu verstehen. Ist das Angebot von Arbeitskraft gering, so kann der Lohn etwas über diese Linie steigen; allein alsbald werden dann mehr Ehen geschlossen, die arbeitende Bevölkerung mehrt sich und der Lohn sinkt wieder auf diese Linie zurück. Hat die Vermehrung ein Ueberangebot von Arbeit erzeugt, so kann der Lohn zeitweilig unter die Linie des zum Leben Nothwendigen sinken; sofort eintretendes Elend, Hungersnoth und Krankheiten decimiren die Bevölkerung, so daß das Angebot sich mindert und die Linie wieder erreicht wird.

An diesem ehernen Lohngesetze ist nur so viel wahr, daß es der Ausdruck einer traurigen Wirklichkeit ist; aber eine nothwendige Erscheinung ist es keineswegs, indem auch hier der menschliche Wille ein viel besseres Loos bereiten könnte und sicherlich auch würde, wenn die Kapitalisten von christlichen Grundsätzen sich leiten ließen, statt von grenzenloser Geldgier und von Goldhunger[1]. Der Einzelne kann hier freilich beim besten Willen wenig ändern, indem er sonst alsbald ein Opfer der allgemeinen Concurrenz würde. Hier ist der Punkt, wo die Allgemeinheit, die Gesellschaft, der Staat rettend und helfend eingreifen muß, um den menschlichen Willen vor dem Zwange eiserner Nothwendigkeit zu beschützen.

---

[1] Vgl. eingehende Kritik unter VI: Cultur und Civilisation.

Die heutige Production kennt keine andere Autorität als die Concurrenz, den Zwang, welchen der Druck der wechselseitigen Interessen ausübt. Der Krieg Aller gegen Alle regelt wie im Thierreiche die Existenzbedingungen, und da ist es selbstverständlich, daß die Menschheit in thierähnliche Zustände herabsank. Der Besitzende, der Stärkere nimmt und reißt an sich und macht den Schwachen von sich abhängig; er läßt ihm nur, und auch das nicht immer, dasjenige, was Jeder zur Erhaltung und Reproduction der Arbeitskraft absolut braucht. Die ganze moderne Production endete auf diese Weise in einem Raube an der Natur und an der Arbeit, es ist ein förmlicher Raubbau. Jeder Kapitalist, welcher verdienen und gewinnen will, muß an diesem Raubbau sich betheiligen, wenn er nicht vom Zwange der Concurrenz erdrückt werden will. Die egoistische Ausbeutung hat nicht bloß die Millionen „Hände", welche über nichts verfügen, als über die Arbeitskraft, in eiserne Banden geschlagen, sie hat selbst für die Kapitalisten die Macht der Nothwendigkeit erzeugt, mit gieriger Raublust, mit dem Fanatismus des Instinktes, mit der Unwiderstehlichkeit thierischen Triebes die Bedingungen des Profites zu erhaschen. Nirgends ist dieß in solch abschreckender Form wie im englischen Arbeitsleben ausgedrückt. Dort hat die Production jeden christlichen und menschlichen Charakter abgestreift, und die Berichte der englischen Fabrikinspektoren und die Erhebungen des Gesundheitsamtes zeigen uns nur Scenen, wie wirklich thierische Grausamkeit und Schlauheit sich vereinen, um möglichst viel Gold aus den „Händen" herauszupressen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde der Satz, daß die allgemeine Concurrenz die beste Form der Production sei, und daß aus dem Widerstreit der egoistischen Interessen ein schließliches Resultat der Harmonie sich ergebe, mit dem Dünkel- und dem Fanatismus der Doctrin vertreten. Heute kann nur noch der Fanatiker die Augen vor der Thatsache verschließen, daß dieser Concurrenzkampf die Menschheit in einen Kampf Aller gegen Alle geschleudert habe[1]. Diesem Kampfe muß ein Ende bereitet werden,

---

[1] Neurath S. 425 schreibt: „Jede sociale Klasse, welche keine — sei es durch seltene, angeborene Gaben oder durch staatliche Institutionen, historische Verhältnisse u. s. w. bedingte — Monopolstellung einnimmt und nicht ihre Mitgliederzahl zu beschränken vermag, erwirbt, wenn längere Perioden in's Auge gefaßt werden, als Lohn ihrer Leistungen den natürlichen Preis derselben, d. h. so viel, als die betreffende Klasse erwerben muß, um ihre Functionen continuirlich besorgen zu können, und immer eine den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Zahl Nachfolger zu finden. Diese Klassen nehmen dann keinen Antheil an dem socialen Reinertrage." Mit andern Worten heißt das, daß die Arbeiter, in Folge mangelnder Organisation, bei der freien Concurrenz immer auf das Niveau des zum Leben absolut Nothwendigen herabsinken, daß mit der freien Concurrenz schon von selbst die Verschlechterung der Arbeitsstellung, das Schwinden der Wohlhabenheit der Arbeiter und ihre völlige Abhängigkeit von der Monopolmacht des Kapitals gegeben ist.

soll nicht die Freiheit und der Wohlstand der ganzen Gesellschaft einigen Wenigen geopfert werden, welche nur die Macht des Stärkeren als einzigen Rechtstitel aufweisen können. Es müssen Natur und Arbeit Schutz finden gegen Raubbau und Ausbeutung, wenn die heutige Gesellschaft nicht denselben Ausgang nehmen soll, welchen die alte römische Welt genommen hat.

Man betrachtet die sogen. sociale Frage immer nur als Arbeiterfrage; obenan steht nun allerdings der Mensch, dessen Würde im heutigen egoistischen Concurrenzkampfe mißachtet und mit Füßen getreten wird. Das Recht der freien Persönlichkeit, das Recht des Arbeiters verlangt in erster Linie Schutz. Die Arbeiterfrage bildet den hervorragendsten Theil der wirthschaftlichen Mißstände der Gegenwart. Darüber darf aber nicht vergessen werden die enorme Gefahr, welche von der heutigen Production dem Naturfactor droht. Die Devastirung der Wälder, die Ausbeutung der Bergwerke, der Raubbau an Grund und Boden haben eine Ausdehnung angenommen, daß ein Eingreifen der Gesellschaft zur unbedingten Nothwendigkeit geworden ist, wenn eine Erschöpfung der natürlichen Schätze verhütet werden soll. Die Abholzung der Berge und Höhen, namentlich in den Alpenländern, zeigt jetzt schon traurige Wirkungen und droht im weiteren Fortgange die Unfruchtbarkeit des Karstes in die Alpen zu tragen. Die Regierungen ließen sich von den herrschenden Tagesmeinungen fortreißen und tragen die größte Schuld an diesen Verlusten, an unersetzbarem Volksvermögen. Bekannt ist, wie in Oesterreich unter dem Bürgerministerium in Wien, welches unter dem Banne banaler Phrasen stand, gewirthschaftet wurde. Der ehemalige Bankbeamte Brestel übertrug die Grundsätze einer Bankgesellschaft, welche auf momentanen Gewinn speculirt, auf die Staatswirthschaft, verschleuderte werthvolle Staatsgüter, wobei eine gewisse Coterie Millionen verdiente und die „Trinkgelder“, nicht für Brestel, aber für seine Parteifreunde nach Hunderttausenden abfielen: Alles nur zu dem Zwecke, um für eine Budgetperiode eine Bilanz aufweisen zu können. Selbst den herrlichen Wienerwald hätte er noch zum Opfer gebracht, und schon hatte ein Judenconsortium einen Theil (bei Purkersdorf) völlig devastirt, als im Volke der tiefste Sturm des Unwillens gegen solche Abschlachtung der Staatsgüter und Staatswaldungen losbrach. Der gesunde Sinn des Volkes mußte den Staatsmännern erst Licht darüber beibringen, daß man um momentaner Vortheile willen nicht die ganze Zukunft preisgeben dürfe. Heute erinnern sich endlich die Regierungen wieder, daß die Gesammtheit Verpflichtungen habe, um den Bestand der Wälder zu erhalten. Aber noch fehlt es an durchgreifenden Maßregeln, den Zweck zu erreichen, und die Devastirungen gehen ihren Weg.

Die Weizenproduction in Nordamerika ist ausschließlich auf Raubbau gegründet. Die Gesellschaften benützen den jungfräulichen Boden, so

lang er ertragsfähig ist; es fällt ihnen nicht ein, den Boden zu düngen oder zu pflegen. Ist der bisher benützte Boden erschöpft, so wird ein anderer Theil jungfräulichen Bodens gewählt, um den Raubbau von vorne zu beginnen. Diese Ausbeutung des amerikanischen Bodens zu momentanem Gewinne ruft auch in Europa den Raubbau hervor. Ist es in Amerika die egoistische Gewinnsucht, welche den Boden bis zur Unfruchtbarkeit aussaugt, so ist es in Europa und speciell in Deutschland und Oesterreich die bittere Noth, welche zum Raubbau zwingt. Der Landwirth hat nicht mehr das Geld, um wie bisher für Pflege und Düngung des Bodens die nöthigen Summen zu verausgaben. Noch steckt in unserem Boden ein riesiges Kapital tausendjähriger Pflege, Düngung und Arbeit, allein wenn die Noth nicht bald behoben wird, so muß der fortgesetzte Raubbau zu rascher Erschöpfung und zur Unfruchtbarkeit führen. Im ungarischen Reichstage erklärte Baron Sennyey, daß die dortigen Grundbesitzer ausnahmslos nicht mehr vom Ertrage leben können, sondern ihre Kapitalien zusetzen. Wer über kein Kapital zu verfügen hat, muß Schulden machen, um in kurzer Frist den Wucherern zu unterliegen. So schlimm ist es heute in Deutschland noch nicht; das deutsche Volk leistet ja in Sparsamkeit und Entbehrung Großartiges, allein die Anfänge raschen Niederganges des Volkswohlstandes zeigen sich auch hier, und an vielen Orten müssen die Grundbesitzer bereits ihre Kapitalien zusetzen. Ueber die Unergiebigkeit der Ernten, selbst in günstigen Jahren, wo die Halmfrucht sehr viel verspricht und wo viel Stroh geerntet wird, hört man allenthalben Klagen; der Boden erschöpft sich.

In Amerika der Raubbau aus schnöder Gewinnsucht, in Europa Raubbau aus bitterer Noth, das ist die vielgepriesene „Harmonie“ der egoistischen Interessen, das ist die so oft verherrlichte „Ausgleichung“ der individuellen Interessen im „freien“ Concurrenzkampfe um das Dasein.

Wie wurde im Mittelalter der Bergbau rationell und mit möglichster Schonung der Ergiebigkeit betrieben! Wie brachte gerade der Bergbau riesige Reichthümer nach Deutschland und Oesterreich! Welcher Wohlhabenheit erfreuten sich die Arbeiter bei achtstündiger Arbeitszeit! Man lese doch das anziehende Bild, welches Janssen[1] davon entworfen hat, und vergleiche damit den späteren Raubbau[2] und das heutige Ausbeutungssystem der Natur

[1] I, 347 ff.

[2] Schon im sechzehnten Jahrhundert begann dieser Raubbau, sobald das Eigenthum der Bergwerke in die Hände monopolistischer Handelsgesellschaften oder einzelner Großwucherer überging. Die Augsburger Fugger bezogen allein aus den ihnen in Versatz gegebenen Bergwerken zu Schwatz in Tyrol alljährlich 200 000 Gulden; die Gesellschaft der Augsburger Höchstetter erbeutete in diesen Bergwerken zwischen 1511—1517 nicht weniger als 149 770 Mark Brandsilber und 52 915 Centner Kupfer. Ibid. S. 395.

und Arbeit. Man besuche Steyermark und Kärnthen, um zu sehen, wie das Ausbeutungssystem der Actiengesellschaften in einem Jahrzehnte Alles ruinirt hat. Die kleinen Werke liegen sämmtlich in Ruinen, und die dort seßhaften Arbeiter, welche Jahrhunderte hindurch dabei ihre regelmäßige Beschäftigung und ihr tägliches Brod hatten, sind heute Bettelleute.

Wie der Natur, so ist auch der Arbeit gegenüber die heutige egoistische Production ein Raubbau. Das Geheimniß des egoistischen Concurrenzkampfes besteht darin, mit möglichst geringen Kosten einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen und zwar möglichst rasch. „Nach uns die Sündfluth", ist der Grundsatz dieser egoistischen Ausbeutung. Man versagt der Natur die Pflege, dem Arbeiter den ihm gebührenden Lohn. So uneinig im Concurrenzkampfe die Fabrikanten sind, so sehr ihre Interessen sich kreuzen mögen, in Einem Punkte sind sie einig: den Lohn der Arbeit herabzudrücken, um den eigenen Profit zu schwellen. Daß sie dadurch der Gesellschaft die tiefsten Wunden schlagen, kümmert sie nichts; sie wollen rasch hohen Gewinn erzielen, der egoistische Geldfang, der Profit, das Gold ist ihr einziges Ziel. Möglichst niedriger Lohn und möglichst hohe Arbeitszeit bilden das Mittel zum Zweck. Die Folge dieses unsittlichen Strebens sind die fortwährenden Krisen, welche das Schicksal der Arbeiter nur noch verschlimmern. Das hastige Streben nach Gewinn schafft Ueberproduction und der geringe Lohn der Arbeiter benimmt der Gesellschaft die Mittel zum Consum. Production und Consumtionsfähigkeit decken sich nicht mehr und dann tritt die Krise oder der Krach ein, ein in England und seit 1873 auch in Mitteleuropa chronisch gewordener Zustand.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die Vertreter der Doctrin der egoistischen Ausbeutung sich die Abhilfe denken. Schon vor fünf Jahren hat der preußische Finanzminister Camphausen das Recept dieser Doctrin ausgekramt. Er erklärte vor aller Welt, daß es in Deutschland erst dann besser werden kann, wenn die — Löhne sinken. In diesem Jahre fand dieses famose Auskunftsmittel ein verständnißinniges Echo von Wien aus. Im Rechenschaftsberichte der Wiener Handelskammer wurden die Zeichen der Besserung besprochen und wurde dabei auf das Fallen der Löhne hingewiesen. So blind macht der Fanatismus der Doctrin! Alle Welt sagt sich, daß die Krise entstanden sei in Folge der Ueberproduction und in Folge Abnahme der Consumtionsfähigkeit. Wie wollen nun diese Weisen in Berlin und Wien diesem Uebel abhelfen? Durch neue Steigerung der Production und durch abermalige Minderung der Consumtionsfähigkeit der unteren Klassen. Haben denn diese Doctrinäre den Verstand verloren? Doch nein! Diese Politiker richten ihren Blick niemals auf die Gesammtheit, sondern immer nur auf das Kapital. Dieses gewinnt allerdings durch die Lohnminderung neue Chancen für momentanen Profit und das ist ja

nach kapitalistischer Doctrin der einzige Zweck der Production. Mag der Arbeiter am Hungertuche nagen, mag die Ausbeutung der Natur und der Arbeit für die Gesammtheit die schlimmsten Nachtheile bringen, alles das kümmert diese Doctrin nichts. Das Kapital streicht erhebliche Profite ein, und Alles ist gut.

Wie der Natur, hat der Staat auch der Arbeit Schutz gegen diese Ausbeutung durch das Kapital zu gewähren. Bisher herrschten in den Ministerialbureaux die entgegengesetzten Ansichten; das Kapital fand dort immer rührige Hilfe und noch heute können sich ja die Großwucherer rühmen, daß sie die Ehre der Nation bilden, und daß die Reaction der ausgebeuteten Massen von der Elite der „Gebildeten" für eine Schande erklärt wird. Man sollte sich dann auch nicht wundern, wenn von den unglücklichen Opfern jede Hoffnung auf Besserung aufgegeben wird und wenn nur noch im Umsturze alles Bestehenden ihnen ein Hoffnungsstern zu winken scheint. Der Staat muß dieser Verzweiflung entgegenarbeiten und sich von den falschen Doctrinen frei machen. Nicht in Ueberarbeit und Ueberproduction, sondern in der Hebung der Consumtionsfähigkeit, nicht in der Ausbeutung, sondern in der Pflege der Arbeit liegt das Ziel der Volkswirthschaft. Nicht die Interessen des Profits Einzelner, sondern der möglichste Wohlstand Aller muß das Resultat sein, welches die Regierungen im Auge zu behalten haben!

Wie zu allen Zeiten der Egoismus der Gesellschaft große Gefahren bereitet, so auch heute. Die Arbeit nährt den Mann und die Familie nicht mehr und man haßt und flieht sie. Wer nur einige Mittel besitzt, seinen Kindern die Arbeit zu ersparen, läßt sie zu etwas „Besserem" erziehen. Mit dem letzten Nothpfennige werden die Kinder unterstützt, um etwas „lernen" zu können, daß sie dem Elende der Arbeit entrinnen. Das Hindrängen zum Kaufmanns- und Handelsstande und zum Studium und in Folge dessen das bedenkliche Anschwellen eines massenhaften geistigen Proletariates sind die naturgemäßen Resultate der Ausbeutung der Arbeit. Diese Proletarier des Geistes werden die Cadres bilden, wenn die Verzweiflung die Arbeiter zur Formirung von Bataillonen veranlaßt, welche schon Lassalle angekündigt hat. Dann wird man zu spät bereuen, daß einer falschen Doctrin zu Liebe die Resultate einer tausendjährigen christlichen Erziehung des Volkes geopfert wurden. Die Arbeit, auf welcher die christliche Cultur und Civilisation beruht, ist heute wieder verachtet, wie im Heidenthume; sie ist zu einer Form moderner Sklaverei geworden, das bittere Elend ist allein ihr Antheil. Die Natur wird ausgebeutet und ihre Fruchtbarkeit versiegt. Die Gesellschaft scheidet sich immer schärfer und schärfer in die Klasse der Besitzenden, welche von Jahr zu Jahr zusammenschrumpft, und in die Masse proletarischer Existenzen. All' die Erfindungen der Gegenwart, die groß-

artige Entwicklung des Maschinen- und Transportwesens haben das Elend nicht vermindert, sondern nur verschärft und vertieft. Das ist das Resultat des egoistischen Concurrenzkampfes, das die Ausgleichung und Harmonie der individuellen Interessen! Der Egoismus hat sich als zersetzendes Element, als Mittel der Zerstörung neuerdings durch die traurigsten Thatsachen erwiesen. „Macht geht vor Recht", Profit und Genuß sind **Alles**, der Mensch und die Arbeit gelten nichts mehr. Es ist ein Zurücksinken in die schlimmsten Zeiten des absterbenden Heidenthums.

Der ehrliche Besitz und die ehrliche Arbeit haben ein gemeinsames Interesse daran, daß die jetzige Entwicklung nicht bis zu ihren äußersten Consequenzen gehe. Es gibt aber nur Eine Rettung und diese besteht in dem Bruche mit dem Principe des egoistischen Concurrenzkampfes, in der Rückkehr zu den christlichen Grundsätzen der Liebe und der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung, in der Anerkennung der Ehre der Arbeit, welche ihres Lohnes werth ist, und der Pflichten des Besitzes. Man muß manchmal rückwärts, wenn man vorwärts will. Wer blindlings vorwärts treibt, fällt in den Bach, während derjenige, welcher rückwärts geht, um eine richtige Position zu gewinnen, mit Einem Sprunge das jenseitige Ufer gewinnt.

Zwei Forderungen sind es, deren Erfüllung im Namen einer christlichen Gesellschaft von jedem Staate verlangt werden muß. Erstens das absolute, keiner Ausnahme fähige Verbot der Beschäftigung verheiratheter Frauen in Fabriken. Die christliche Familie bildet die Grundlage der Gesellschaft und darf aus keinerlei Rücksichten materiellen Erwerbes zerstört werden. Die Familie bildet die Voraussetzung nicht bloß für die Erziehung der Kinder, sondern auch für die Erhaltung des religiös-sittlichen Charakters von Mann und Weib. Die Familie ist aber auch ein ökonomischer Mittelpunkt von solcher Wichtigkeit, daß der Fabrikverdienst hiergegen gar nicht in Vergleich zu bringen ist. Die Arbeiten für den Familienconsum, wie Nähen, Stricken, Waschen und Flicken, die Oekonomie und Zweckmäßigkeit in Auswahl, Bereitung und Vernutzung der Lebensmittel wiegen allein schon den Verdienst auf, den eine Frau in der Fabrik verdient. Der Kauf fertiger Kleider, die Mehrausgaben für bereitete Speisen balanciren bereits die kleine Mehreinnahme, welche die Frau verdienen kann. Auch die Erhöhung des Verdienstes des Mannes kommt in Betracht. Wenn ein allgemeines und absolutes Verbot jeder verheiratheten Frau die Fabrikarbeit untersagt, dann muß der Lohn der Männer so weit sich steigern, daß nicht bloß ihr, sondern auch ihrer Familien Unterhalt ermöglicht wird. Das Hereinziehen der Frau hat den Lohn herabgedrückt; wird sie aus der Fabrik verschwinden, wird sie nicht mehr dem Manne Concurrenz machen, so wird der Lohn von selbst sich erhöhen. Es mangelt ja nirgends an Arbeits-

kräften, sondern im Gegentheile, überall herrscht Ueberproduction und Arbeitslosigkeit. Das Weib wurde nicht in die Fabrik gezogen, weil es an Arbeitern fehlte, sondern weil ihr Eintritt in die Fabrik es ermöglichte, den Arbeitslohn zu kürzen und den Profit des Kapitals zu erhöhen, weil ferner die verheirathete Frau eine viel leichter auszubeutende Arbeitskraft ist, als der männliche Arbeiter. Die Frau, einmal im Zuge, verausgabt viel intensiver ihre Arbeitskraft, als der Mann.

Zu diesen ökonomischen Erwägungen kommen ernste Gründe sittlicher Natur. Die Frau gehört in das Haus zu Pflege und Wart und zur Erziehung der Kinder. Dieß ist ihr Beruf, den keine Gesetzgebung mißkennen darf. Die Frau, welche diese Pflicht vernachlässigen und in die Fabrik gehen muß, ist allen Gefahren sittlicher Entartung und geistiger Verrohung ausgesetzt. Pflege und Säugen der Kinder, was die eigenste Aufgabe der Mutter ist, muß sie Andern überlassen und hierfür einen Theil ihres Hungerlohnes abgeben. Sie wird ihren eigenen Kindern entfremdet, vergißt ihre Mutterpflichten, die Kinder werden ihr zur Last und sterben häufig in Folge von Vernachlässigung, oft absichtlicher Aushungerung und Vergiftung mit Opiaten. Die Kindersterblichkeit im ersten Jahre ist in den Fabrikdistricten Englands nach den Mittheilungen des englischen Gesundheitsamts ungeheuer groß und erreicht in Manchester mehr als 26 000 auf 100 000 Kinder. Säuglinge, welche Opiate empfingen, verschrumpften zu kleinen alten Männchen oder zu kleinen Affen. „Meine Kenntniß der von ihr erzeugten Uebel," sagt Dr. Simon, der ärztliche Beamte des englischen Privy Council und Redacteur der Berichte des Gesundheitsamtes, „muß den tiefen Abscheu entschuldigen, womit ich jede umfassende industrielle Beschäftigung erwachsener Weiber betrachte." „Es wird," ruft Fabrikinspector R. Baker in einem Bericht aus, „in der That ein Glück sein für die Manufacturdistricte Englands, wenn jeder verheiratheten Frau, die Kinder hat, verboten wird, in irgend einer Fabrik zu arbeiten." [1]

Ebenso schlimm, wie die Arbeit von Müttern, ist die Arbeit von Kindern in den Fabriken; es müßte sich von selbst verstehen, daß Kinder unter dreizehn Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen. Für die geistige Entwicklung und für die sittliche Erziehung sowohl wie für das körperliche Wachsthum ist ein solches Verbot nothwendig. „Wenn die Kinder der Arbeiter in gesündern und freundlichen Wohnungen, in einem edlern, von der Gattin und Mutter freundlich beseelten Heim ihre jungen Jahre verleben, wohl gepflegt und erzogen werden, dann kann auch die Gesellschaft die Früchte genießen, welche aus der Arbeit einer gesündern, physisch,

[1] Marx S. 417.

geistig und moralisch kräftigern Arbeiterbevölkerung stammen."[1] Selbstverständlich muß die Gesetzgebung auch der Kinder sich annehmen, welche im Alter zwischen 13—18 Jahren in Fabriken arbeiten, damit sie gegen Ausbeutung und zu lange Arbeitszeit geschützt werden.

Es ist ein berechtigter Vorwurf, der leider auch katholische Länder und katholische Staatsmänner und Majoritäten trifft (z. B. in Belgien), daß die Staaten die hohe sittliche und ökonomische Bedeutung der Familie, den Schutz der Mutter und der Kinder mißachtet haben. Alles hat man dem Goldhunger des Kapitals geopfert, selbst den stillen Frieden und die abgeschlossene Häuslichkeit der Familie, selbst den Beruf der Mutter, selbst das reine Glück der Kinderjahre! Unersättlich ist der Egoismus, teuflisch die Habsucht!

Eine zweite Forderung ist die Abkürzung der Arbeitszeit für alle Arbeiter und die Festsetzung einer Maximalgrenze, welche zwölf Stunden einschließlich der Mahlzeiten, also zehn Stunden wirklicher Arbeitszeit nicht überschreiten darf.

Seit die Reformation den Charakter der christlichen Arbeit als eines von Gott gegebenen Berufes und Amtes verwischte, seitdem die Arbeit nur noch als Mittel galt, für den Kapitalisten Werthe zu schaffen, seitdem hat die Gewinnsucht den Arbeitstag immerfort gesteigert, die Arbeitszeit hatte nur noch Schranken in der physischen Unmöglichkeit. Der Arbeitslohn sank mit der Verlängerung der Arbeitszeit, so daß die Arbeiterverhältnisse fortwährend sich verschlimmerten. Schon im 16. Jahrhundert war die Lage der Arbeiter in Folge des raschen Sinkens des Geldwerthes sehr prekär, im 17. Jahrhundert trat eine neue Verschlimmerung ein und im 18. Jahrhundert waren Lohn und Kost noch schlechter, als selbst unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege. Die maßlos schmählichen Zustände des 19. Jahrhunderts sind allbekannt. Nicht bloß daß seit dem Mittelalter die Arbeitszeit von Jahrhundert zu Jahrhundert verlängert wurde, auch die Kost verschlechterte sich bei geringem Lohn. Barbarische Gesetze zwangen die Arbeiter, „das boshafte und muthwillige Gesindel", sich in die harten Bedingungen zu fügen, wie in Verordnungen der deutschen Landesherren des 17. und 18. Jahrhunderts zu lesen ist[2]. Am gewaltthätigsten trieb man es in England, wo derjenigen armen Arbeiter, „welche Niemand in Dienst nehmen wollte", das Schicksal des Ohrabschneidens und Brandmarkens wartete. Habsucht und Egoismus erstickten den Geist der christlichen Liebe und warfen die arme Menschheit in Barbarei und Sklaverei zurück.

Riehl hat in seiner „Deutschen Arbeit" auch die „Arbeitsschule

---

[1] Neurath S. 128. [2] Marx S. 770.

im Großen" besprochen und in seiner Betrachtung der „historischen Schule" die Frage aufgeworfen: „Weßhalb gelten die protestantischen Gaue Deutschlands für arbeitsrühriger, als die katholischen?" Riehl findet die Erklärung in einem protestantischen Dogma, „in dem Grundrechte der freien Forschung". Geschichte ist die schwächste Seite bei Riehl. Die protestantische Rührigkeit und Erwerbssucht gegenüber der Genügsamkeit des katholischen Bauers ruht allerdings auf einem Dogma, aber nicht auf dem Grundrechte des freien Forschens, sondern auf der christlichen Lehre von der Arbeit. Die Arbeit ist in erster Linie Mittel für höhere geistige und sittliche Zwecke, sodann folgt erst die Bestimmung, uns das tägliche Brod zu verschaffen. Zuerst kommt die Persönlichkeit, dann erst der Gewinn. Die Arbeit darf nach christlicher Anschauung den Arbeiter nicht auf seine höhere Bestimmung vergessen lassen, während nach der modernen Theorie der Gelderwerb durch die Arbeit Selbstzweck ist, dem die Persönlichkeit des armen Arbeiters geopfert wird. Mit allen Mitteln der Gewalt haben die Landesherren dem norddeutschen Arbeiter diese Theorie beigebracht, und deßhalb ist das Haschen und Jagen nach Gewinn, jene nimmersatte Erwerbssucht, welche im katholischen Süden bis in die Gegenwart herein für verächtlich galt, in den Charakter der norddeutschen protestantischen Bevölkerung übergegangen! Die Arbeit im katholischen Bauernvolke des Südens beruht heute noch, wie auch Riehl dieß zugeben muß, auf den alten behaglichen Sitten! Die katholische Vergangenheit kannte nur die mäßige Arbeit, welche dem Leben höhern Werth und Reiz verleiht. Das katholische Arbeitsleben der bäuerlichen Bevölkerung hielt daran fest und hat heute noch ihre malerische und poesievolle Volkssitte bewahrt, während in Folge der Arbeitsschinderei und der schmutzigen Erwerbssucht in den sogen. „arbeitsrührigen" Gauen alle Poesie und Heiterkeit des Lebens geschwunden ist. Riehl drückt dieß euphemistisch in den Worten aus, daß die Volkssitte katholischer Gaue anderwärts „dem nüchternen Ernste des altprotestantischen Geistes gewichen sei".

Die landwirthschaftliche Arbeit vertheilt Anstrengung und Ruhe nach den Jahreszeiten. Zur Zeit des Säens und Erntens müssen alle Kräfte angespannt werden, in den Wintermonaten folgt dann die Zeit verhältnißmäßiger Ruhe. In der industriellen Arbeit ist die Anstrengung das ganze Jahr hindurch immer sich gleichbleibend und deßhalb ergibt sich die Nothwendigkeit, durch Festsetzung einer Maximalgrenze für die Arbeit zu sorgen, damit für die Ruhe, für geistige und sittliche Bildung und Erhebung Zeit bleibe. Unentbehrlich ist die Beschränkung der Arbeitszeit gerade in der Fabrik mit Maschinenbetrieb. Im Handwerke und in der Manufactur bedient sich der Arbeiter des Werkzeugs, in der Fabrik dient er der Maschine. Dort geht von ihm die Bewegung des Arbeitsmittels aus, dessen Bewegung

er hier zu folgen hat. In der Fabrik existirt ein todter Mechanismus, unabhängig vom Arbeiter, welcher diesem Mechanismus als lebendiges Anhängsel einverleibt wird. Der trübselige Schlendrian einer endlosen Arbeitsqual, worin derselbe mechanische Proceß immer wieder durchgemacht wird, gleicht der Arbeit des Sisyphus; die Last der Arbeit, gleich dem Felsen, fällt immer wieder auf den abgematteten Arbeiter zurück[1].

Die Arbeit des Fabrikarbeiters bedarf nur sehr kurzer Lernzeit, fordert wenig Verständniß und wenig Geschicklichkeit, aber sie greift das Nervensystem auf's Aeußerste an, unterdrückt das vielseitige Spiel der Muskeln und confiscirt alle freie körperliche und geistige Thätigkeit; sie macht den lebendigen Arbeiter abhängig von dem todten Arbeitsmittel, welches ihn beherrscht. Soll der Arbeiter nicht dem geistigen Stumpfsinne und der körperlichen Zerrüttung verfallen, so muß die Arbeitszeit kurz sein. Die Maschinen haben nicht bloß den Zweck, den Profit zu steigern, sie sollen auch dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein gewähren.

Der Egoismus und die Gewinnsucht haben die Arbeitszeit nicht etwa aus Mangel an Arbeitern in's Maßlose verlängert, sondern nur um den Lohn zu drücken und den Profit zu schwellen. Während Tausende von Arbeitern keine Beschäftigung fanden, wurden Tausende durch Ueberarbeit zu Tode gemartert[2]. Das ist auch eine der vielen „Harmonien" der egoistischen Concurrenz. Durch die Tausende, welche um Arbeit baten, wurde der Lohn derjenigen, welche in Arbeit standen, gedrückt; durch die Ueberarbeit wurde es ermöglicht, „Hände" zu ersparen und um geringsten Lohn höchste Ausbeutung der Arbeitskraft zu erzielen. Ob bei diesem Systeme Hunderte von Familien verhungern müssen, weil der Ernährer keine Arbeit findet, ob die in der Arbeit Stehenden durch Ueberarbeit geistig und körperlich ruinirt werden, das kümmert die Kapitalisten nicht im Mindesten. In Actienschwindelei weiß Jeder, daß das Unwetter einmal einschlagen muß, aber Jeder hofft, daß es das Haupt des Nächsten trifft, nachdem er selbst den Goldregen aufgefangen und in Sicherheit gebracht hat. Après moi le déluge, ist der Wahlspruch jedes Kapitalisten und jeder Kapitalistennation. Das Kapital ist daher rücksichtslos gegen Gesundheit und Lebensdauer des Arbeiters, wo es nicht durch die Gesellschaft zur Rücksicht gezwungen wird. Dieser Zwang durch einen Normalarbeitstag ist im Interesse nicht bloß der Arbeiter nöthig, sondern auch jener Minderzahl von

[1] Engels l. c. S. 217.

[2] Zum Fabrikinspector Horner sagten die Arbeiter: „Wenn wir die längere Arbeitszeit verweigern, nehmen sofort Andere unsere Stellen ein. Für uns steht die Frage so: entweder die längere Zeit arbeiten, oder auf dem Pflaster liegen." Marx S. 287. Die Kapitalisten hatten also eine famose Zwickmühle sich geschaffen, um die Arbeiter bei niedrigstem Lohne zur Ueberarbeit zu zwingen. Das heißt „Freiheit der Arbeit".

Fabrikanten, welche von humanen, christlichen Grundsätzen sich leiten lassen. Für diese macht die freie Concurrenz die möglichste Ausbeutung zu einem äußern Zwangsgesetze, dem sie sich fügen müssen. In England findet man daher, daß zu verschiedenen Zeiten Fabrikanten selbst um gesetzliche Regelung des Arbeitstages petitionirten, um die Arbeitszeit abkürzen zu können, ohne sich in Folge der Concurrenz geschäftlich zu ruiniren.

Ein englischer Fabrikinspector faßte das Resultat seiner Erfahrungen dahin zusammen: „Weitere Schritte zur Reform der Gesellschaft sind niemals mit irgend einer Aussicht auf Erfolg durchzuführen, wenn nicht zuvor der Arbeitstag beschränkt und seine vorgeschriebene Schranke stricte erzwungen wird.“ [1]

Der Arbeitstag war in der Bergwerksarbeit im Mittelalter acht Stunden des Tages. Noch im Jahre 1770, nachdem die staatliche Gesetzgebung mit barbarischen Strafen die Arbeiter dem Kapitale in die Arme gejagt hatte, schlug ein englischer Schriftsteller vor, für solche Arbeiter, welche der öffentlichen Armenpflege anheimfielen, ein „ideales Arbeitshaus“ als Haus „des Schreckens“ herzustellen und darin vierzehn Stunden, „jedoch mit Inbegriff der passenden Mahlzeiten, so daß volle zwölf Arbeitsstunden übrig bleiben“, arbeiten zu lassen. Dieses „Haus des Schreckens“ erhob sich wenige Jahre später als riesiges Arbeitshaus für die Manufacturarbeiter selbst. Es hieß Fabrik und dießmal erblaßte das Ideal vor der Wirklichkeit. Nachdem das Kapital Jahrhunderte gebraucht, um den Arbeitstag bis zu seinen normalen Maximalgrenzen (acht Stunden) und dann über diese hinaus, bis zu den Grenzen des natürlichen Tages von zwölf Stunden zu verlängern, erfolgte nun, seit der Geburt der großen Industrie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, eine lawinenartig gewaltsame und maßlose Ueberstürzung. Jede Schranke von Sitte und Natur, Alter und Geschlecht, Tag und Nacht wurde zertrümmert. Selbst die Begriffe von Tag und Nacht, bäuerlich einfach in den alten Statuten, verschwammen so sehr, daß ein englischer Richter im Jahre 1860 wahrhaft talmudischen Scharfsinn aufbieten mußte, um „urtheilskräftig“ zu erklären, was Tag und Nacht sei. Das Kapital feierte seine Orgien [2].

„Im Interesse der öffentlichen Moral,“ sagt der englische Fabrikinspector Leonhard Horner, „für die Aufziehung einer tüchtigen Bevölkerung und um

[1] Marx S. 269. 306.

[2] Ibid. S. 278. Die Geschichte des Lohnes, der Kost, der Arbeitszeit der arbeitenden Klassen in der christlichen Aera wäre ein zeitgemäßes Thema für die Geschichtsforscher der einzelnen Länder. In Deutschland ist für solch practische Gesichtspunkte keinerlei Verständniß in den Schulen vorhanden, aus denen unsere Historiker hervorgehen. Irgend eine belanglose Jahrzahl richtig zu stellen oder gar eine neue Maitresse von Göthe zu „entdecken“, erscheint viel wichtiger.

der großen Masse des Volkes einen vernünftigen Lebensgenuß zu verschaffen, muß darauf gedrungen werden, daß in allen Geschäftszweigen ein Theil jedes Arbeitstages reservirt werde für Erholung und Muße." Die Kirche stellt außer dieser Forderung, welche selbstverständlich erscheint, da der Mensch kein Arbeitsthier ist, noch das Gebot der Sonntagsfeier auf. Gegenüber dem gierigen Golddurste und der unersättlichen Erwerbssucht ist die religiöse Feier der Sonn- und Feiertage heute mehr nothwendig als je. Nicht bloß für den Arbeiter ist der Sonntag eine Nothwendigkeit, damit er über der Plage des Tages Gott und seine eigene Seele nicht vergesse, sondern ebenso gut für den Kapitalisten, welcher so leicht Gefahr läuft, Alles zu gewinnen, aber seine Seele dabei zu verlieren. Arbeit und Erwerb müssen auf Gott bezogen werden, soll der Arbeiter nicht dem Stumpfsinne oder der Verzweiflung, der Herr der Genußsucht und der Habsucht verfallen. Die Liebe zu Gott schließt die Energie nicht aus, behütet sie aber vor Ausartung. Die egoistische Energie dagegen, welche von den Nationalökonomen so sehr gerühmt wird, verfällt immer der Rohheit und Grausamkeit, der Ausbeutung und Habsucht. Der Egoismus ist antisocial.

Das Alterthum hielt die egoistische Arbeit um des Gewinnes willen für verächtlich und wies sie den Sklaven zu[1]; der Grundgedanke war richtig, die Heiden in ihrer getrübten Einsicht irrten aber darin, daß sie nicht bloß die Arbeit um des Gewinnes willen, sondern jede wirthschaftliche Arbeit verachteten. Das Christenthum verwirft Arbeit und Erwerb um des Gewinnes willen und erklärt sie für Habsucht und Wucher, aber es hält die Arbeit um Gottes willen, die Arbeit aus idealen, geistigen und sittlichen Motiven für Pflicht und Beruf Aller und ertheilt ihr die höchste Ehre. Erst der Gegenwart war es vorbehalten, die habsüchtige Arbeit, den geldsüchtigen Erwerb, den schmutzigen Geiz und den ausgelassenen Luxus auf den Altar zu erheben, den Eigennutz und den Egoismus zu preisen. Eine solch' beschämende Verirrung war der Zeit vorbehalten, welche sich der höchsten Bildung rühmt. Und diesem Egoismus werden alle Jahre Tausende von Frauen und zarten Kindern in den Fabriken geistig und körperlich zum Opfer gebracht; diesem Moloch werden Millionen armer Arbeiter alljährlich in den Rachen geworfen und unbarmherzig dem langsamen Tod geweiht. Und das in einer Zeit, welche sich der Humanität rühmt. Von den Kathedern herab wird der Egoismus der „gebildeten" Jugend als Triebfeder der Volkswirthschaft gelehrt. Und kein Schrei der Entrüstung entwindet sich der Brust christlicher Jünglinge. Von den Tribünen herab wird die Erwerbssucht den Massen angepriesen, und das christliche Bewußt-

[1] Vgl. Jhering, Geist des römischen Rechtes II, 251.

sein ist schon so sehr verwirrt, daß die Gesellschaft nicht mehr die Schmach solch' sittlicher Entartung fühlt.

Die verächtlichen Sophisten des Egoismus haben überall der Sonntagsfeier den Krieg erklärt. Sie haben kein Verständniß für die hohe, ideale Bedeutung derselben; in simpler Einfalt rechnen sie aus, wie viel der Arbeiter mehr verdienen könnte, wenn er auch an Sonn- und Feiertagen arbeiten würde. Sie wissen gar nicht, daß die lange Arbeitszeit den Lohn drückt; sie verschweigen, daß die Gegenwart nicht Mangel an Arbeitskräften hat, sondern daß, in Folge der Ueberarbeit, in allen Ländern Tausende von Arbeitern keine Beschäftigung finden!

Haltung der Sonn- und Feiertage, Verkürzung des Arbeitstages, Verbot der Arbeit verheiratheter Frauen und kleiner Kinder in Fabriken, damit zusammenhängend Erhöhung des Lohnes: das sind im Wesentlichen die Voraussetzungen, um die Ueberproduction zu beseitigen, Production und Consumtion in's Gleichgewicht zu bringen. Die Arbeit wird heute durch Ueberarbeit und zu geringen Lohn ausgebeutet: dadurch stieg die Production und fiel die Consumtionsfähigkeit. Man schütze die Arbeit, daß sie den gebührenden Lohn finde, dann wird alsbald die Consumtion sich steigern. Die großen Gewinne der Kapitalisten werden geschmälert werden; dafür wird aber der Wohlstand der Massen sich heben, die Krisen mit ihrer Ueberproduction und Stagnation, mit dem Massenelende der Arbeiter und mit den Massenverlusten der Speculanten werden verschwinden. Welch' riesiges Vermögen, den Taschen der armen Arbeiter entzogen, geht bei solchen Krisen und Krachen in Rauch auf! Wie ganz anders würde der Wohlstand der Nationen sich heben, wenn nicht egoistische Ausbeutung den fortwährenden Wechsel von Ueberproduction und Stagnation und umgekehrt hervorrufen, wenn vielmehr eine geschützte und geregelte Production einen gleichmäßigen Gang ermöglichen und das Gleichgewicht mit der Consumtion erhalten würde!

Man hat vom Katheder herab mit der Miene wissenschaftlicher Ueberlegenheit die Verkürzung des Arbeitstages und zugleich die Erhöhung des Lohnes für eine Unmöglichkeit und für einen Widerspruch erklärt. Wenn der Arbeiter weniger Werthe schaffe, so werde das Kapital geschwächt, welches doch den Arbeiter nähre. Verkürzung der Arbeitszeit bedinge darum Verminderung des Lohnes. Diese Ansicht beruht auf der völlig einseitigen Auffassung der Volkswirthschaft als eines einfachen Processes der Gütererzeugung. Letztere ist aber nur ein Glied der Volkswirthschaft, welche aus einem Kreislaufe besteht, dessen Mittelpunkt der Mensch bildet. Die Arbeit, welche auf die Gütererzeugung verwendet wird, muß wieder zu Genußmitteln sich verwandeln und in der Consumtion zum Menschen zurückströmen. Nicht die Anhäufung von todtem Kapital, von Mas-

mon, sondern die Erwerbung des täglichen Brodes muß den Schlußeffect der Production bilden. Weil durch zu lange Arbeitszeit und zu geringen Lohn die Consumtion durch die Production viel zu weit überholt wird, kommt die Ueberproduktion, jener Mammon zum Vorschein, welchen „Rost und Motten verzehren“. Anstatt der sittlichen Entfaltung und dem Wohlergehen derjenigen zu dienen, welche den Reichthum erzeugen, wird er in riesigen Dimensionen bei jenen Krisen verloren, welche die naturnothwendige Folge der Ueberproduction sind. Und wie viel Jammer und Noth, Kummer und Elend schließt jede derartige Krisis für die Arbeiter ein[1], welche auf das Pflaster geworfen werden und die öffentliche Mildthätigkeit anrufen müssen, um nur dem schrecklichsten Schicksale, dem Hungertode zu entgehen! Dieses traurige Loos der Arbeiter und die Verluste der Besitzenden bei den regelmäßig wiederkehrenden Krisen bilden auch eine jener gerühmten „Harmonieen“, welche die freie Concurrenz, der egoistische Kampf um's Dasein nach der Behauptung der modernen Nationalökonomie angeblich von selbst herbeiführt.

Außer diesen „Harmonieen“ rühmten die Nationalökonomen der freien Concurrenz noch einen andern Erfolg nach. Es galt als ein unumstößlich richtiger Lehrsatz, daß die freie Concurrenz wohlfeile Preise bedinge. Die praktische Erfahrung hat aber das Gegentheil gelehrt, und namentlich bei den Lebensmittelpreisen hat die freie Concurrenz nicht Wohlfeilheit, sondern eine bedenkliche Vertheuerung gebracht. Schon theoretisch war die Annahme, daß die freie Concurrenz billige Preise bringe, unrichtig. Der schrankenlose Kampf um das Dasein bringt es mit sich, daß der wirthschaftlich Starke über das kleine Kapital allmählich eine dominirende Herrschaft erlangt und dadurch im Stande ist, Monopolpreise geltend zu machen. Dieß ist namentlich bei Geschäften der Fall, welche eine bedeutende Kapitalanlage fordern. Aber auch bei Geschäften, welche nur kleines Betriebskapital erfordern, macht sich die Tendenz, die Preise zu erhöhen, immer geltend. Die Preissteigerung wird freilich langsam und vorsichtig, aber stätig und dauernd bewerkstelligt. Die freie Concurrenz ruft immer zahlreichere Bewerber auf die Arena; sie alle wollen leben und ver-

[1] Marx S. 476 hat einen Ueberblick über die Schicksale der Baumwoll-Industrie seit 1770 bis zur Gegenwart gegeben. Es ist ein fortwährendes Schwanken, ein jäher Wechsel von Ueberproduction und Stagnation, von Prosperität und Krise. Die Arbeiter werden dabei fortwährend zwischen Ueberarbeit und Arbeitsmangel hin- und hergeschleudert, bald massenhaft in die Fabrik gedrängt, bald hinausgeworfen. Der rasende Speculationskampf der Kapitalisten um ihren individuellen Raumantheil am Markt unterwirft die Lebenslage der Arbeiter dem unendlich traurigen Loose der Unstätigkeit und Unsicherheit. Und solchen Kampf um's Dasein, welcher Tausende und Millionen in's Elend herabdrückt, feiert die Nationalökonomie als idealen Zustand, als ein Naturgesetz, welchem die Gesellschaft in stummer Resignation sich beugen müsse.

dienen; dieser Zwang der Nothwendigkeit einerseits, andererseits das gemeinsame Interesse, an den Consumenten möglichst viel zu verdienen, bringt es mit sich, daß selbst beim ausgeprägtesten Geschäftsneide die Concurrenten in dem Bestreben, die Preise zu erhöhen, immer verständnißinnig sich begegnen. Die Preiserhöhung kann aber mit der raschen Zunahme von Concurrenten nicht immer gleichen Schritt halten, deßhalb hat die freie Concurrenz noch die weitere Folge, daß die Waare verschlechtert, daß Ersatz in Surrogaten gesucht wird und daß die Verfälschungen in Schwung kommen.

Möglichst billig einkaufen, um möglichst theuer zu verkaufen, ist Geschäftsprincip. Da die Preiserhöhung nur langsam vor sich gehen kann, wird bei der freien Concurrenz um so mehr zu dem andern Mittel der Bereicherung gegriffen, möglichst billig einzukaufen. Schlechte und unsolide Arbeit, unechte Waare und Surrogate, endlich Fälschungen sind die Zugaben, mit welchen die freie Concurrenz bei den Völkern ihre Einkehr feiert. Spottbillig kann man dann allerdings einkaufen, aber selbst dieser „spottbillige" Preis entspricht dem Werthe des Schundes nicht, welchen der Käufer erhält. Letzterer wird beim Gebrauche sofort sehen, daß er trotz des „spottbilligen" Preises noch viel zu theuer gekauft habe. „Theuer und schlecht" ist die richtige Bezeichnung für die Preisverhältnisse, welche die freie Concurrenz mit sich bringt. .Das Reuleaux'sche geflügelte Wort: „Billig und schlecht", ist im Grunde genommen ein logischer Widerspruch, denn das Schlechte ist immer zu theuer.

Für echte, solide, unverfälschte Waare müssen bei der freien Concurrenz regelmäßig Monopolpreise gezahlt werden; die soliden Firmen lassen sich für ihr Renommée mit Ausnahmepreisen bezahlen, so daß eine allgemeine Preissteigerung mit der allgemeinen Concurrenz von selbst sich herausbildet. Die gute Waare fordert Extrapreise; in die Höhe der früheren Preise rücken Waaren mittelmäßiger oder ganz schlechter Qualität; die Fälschung, das Surrogat kann man sogar spottbillig haben, aber der Käufer ist dabei immer der Geprellte.

Es ist ganz unbegreiflich, wie man einem Volke die Theorie plausibel machen konnte, daß die freie Concurrenz billige Preise mit sich bringe. Wenn in einer Gemeinde, in welcher früher Ein Wirth, Metzger, Bäcker u. s. w. sein mäßiges Auskommen hatte, drei und noch mehr Mitbewerber kommen, so ist doch klar, daß die Preise in die Höhe gehen müssen, weil jetzt in die Einnahmen, mit welchen früher Eine Familie sich nährte, drei und mehr Familien sich theilen müssen. Mag anfänglich der Geschäftsneid eine rasche Steigerung der Preise verhindern, die Noth zwingt allmählich doch dazu, wie die Erfahrung bewiesen hat; noch mehr aber kommen Surrogat, Fälschung und schlechte Waare in Schwung, weil auf diesem Wege

die Möglichkeit geboten wird, ohne Preissteigerung, ja sogar mit einer kleinen Preisminderung, viel zu verdienen und große Profite zu machen. Die Verfälschungen, die schlechte, unterwerthige Waare sind mit der freien Concurrenz unzertrennlich verknüpft, indem nicht bloß die Gewinnsucht dazu verleitet, sondern die Noth vielfach dazu zwingt.

Nach zwei Seiten hin suchte man den Folgen, den nothwendigen Consequenzen der freien Concurrenz, ohne diese letztere selbst anzutasten, zu begegnen. Es wurden Gesetze gegen Lebensmittelfälschung erlassen[1], von welchen man sich große Resultate erhoffte. Thatsächlich haben diese Gesetze in keinem Lande einen wesentlichen Erfolg erzielt. Die Macht der Gewinnsucht und der Zwang der Noth sind viel stärker, als die Furcht vor einer möglichen Strafe. Eine Verurtheilung zu empfindlichen Strafen ist ja selten zu befürchten. Das Gericht ist meistens, wo die Schuld nicht augenscheinlich ist, an ein Gutachten der Professoren, an die Analyse der Chemiker angewiesen. Alle Welt weiß, welcher Werth ärztlichen Zeugnissen und Rechtsgutachten beizumessen sei. In noch günstigerer Lage als jene, welche solcher Gutachten bedürfen, sind diejenigen, welche eine chemische Analyse nothwendig haben. Einer dieser Chemiker ist ja immer ihr Mitschuldiger, und dieser müßte schon sehr ungeschickt sein, wenn es ihm nicht gelänge, durch Analysen und Gutachten die absolute Schuldlosigkeit des Angeschuldigten zu erweisen. Mag das Gutachten, welches der Anklage zu Grunde liegt, noch so umsichtig und gewissenhaft abgefaßt sein, sobald zwei entgegengesetzte „wissenschaftliche" Analysen vorliegen, wird der Richter nach dem Grundsatze: in zweifelhaften Fällen der Freiheit den Vorzug zu geben, ein frei-

[1] In England führte die unglaubliche Brodverfälschung, zuerst enthüllt durch den Ausschuß des Unterhauses, „über die Verfälschung von Nahrungsmitteln" (1855—1856), und durch Dr. Hassalls Schrift: Adulterations detected, zu dem Gesetze vom 6. August 1860: for preventing the adulteration of articles of food and drink. Dieses Gesetz blieb wirkungslos. Der Ausschuß des Unterhauses hatte selbst offen die Ansicht ausgesprochen, daß Freihandel wesentlich identisch und untrennbar verknüpft sei mit dem Handel von gefälschten oder, wie der Engländer es witzig nennt, „sophisticirten" Stoffen. In der That, diese Art von Sophistik versteht es besser, als Protagoras, Schwarz aus Weiß und Weiß aus Schwarz zu machen, und besser, als die Eleaten, den bloßen Schein alles Realen ad oculos zu demonstriren. Zur Verfälschung des Brodes wurden in London hauptsächlich fein geriebener Alaun, Sandstein und sonstige mineralische Ingredienzien, dazu Eiterbeulenausleerung, Spinnweb, Leichname schwarzer Käfer, faule Hefe und ähnliche ekelhafte Stoffe verwendet. Der französische Chemiker Chevalier bezeichnete mehr als 600 Artikel, welche, oft in 10—30 verschiedenen Methoden, verfälscht in den Kauf kommen. Für den Zucker gibt er 6 Fälschungsarten, 9 für das Olivenöl, 10 für Butter, 12 für Salz, 19 für Milch, 20 für Brod, 23 für Branntwein, 24 für Mehl, 28 für Chocolade, 30 für Wein, 32 für Kaffee u. s. w. an, mit dem Bemerken, er kenne nicht alle Fälschungsmethoden und erwähne nicht alle, die er kenne. Vgl. Marx S. 243.

sprechendes Urtheil aussprechen; derartige Fälle, wo die wissenschaftlichen Gutachten und die chemischen Analysen sich direct widersprachen, kamen bis jetzt schon mehrfach vor und endeten selbstverständlich mit Freisprechung.

Gegen die Steigerung der Preise von Lebensmitteln hat sich eine lebhafte Agitation für Wiedereinführung eines obrigkeitlichen Tarifes gebildet. Es ist aber völlig inconsequent, gerade die Verkäufer von Lebensmitteln durch feste Preise einzuengen, während der Händler jeder andern Waare sich auf Kosten des Käufers beliebig bereichern kann. Ferner ist es ein logischer Widerspruch, Production und Verschleiß von Lebensmitteln freizugeben, den Verkäufer aber an einen Tarif binden zu wollen. Der Festsetzung der Preise durch die Obrigkeit muß die Organisation und Einschränkung des Gewerbebetriebes vorausgehen; die vorhandenen Geschäfte müssen der Zahl nach dem Bedürfnisse angepaßt sein, so daß jeder Gewerbetreibende genügenden Absatz auch bei den durch die Obrigkeit festgesetzten Preisen zu finden vermag. Endlich müßte innerhalb dieser Beschränkung der kleine Gewerbetreibende gegen den Großbetrieb geschützt sein, so daß letzterer nicht durch zahlreiche Niederlagen und Verkaufsstellen sich ein Absatz-Monopol schaffen und sichern kann. Mit Einem Worte: die Festsetzung der Preise durch die Obrigkeit ist nur ausführbar unter der Voraussetzung, daß nicht bloß der Verkauf, sondern auch die Production geregelt werde, was eine Aufhebung der Gewerbefreiheit bedeuten würde. An der Gewerbefreiheit wollen aber diejenigen, welche Feststellung von Lebensmitteltaxen fordern, ebenso wenig rütteln, wie jene, welche die Fälschung der Lebensmittel unter Strafe stellen. Man wendet sich gegen zwei Symptome eines Schadens, welchen man fortwuchern läßt. Einen Arzt, welcher gegen Symptome wüthet, den Sitz der Krankheit aber nicht beachtet, heißt man Pfuscher. Die Analogie ergibt sich von selbst.

Zuerst war es der Grundbesitz, welcher in der Geschichte der christlichen Völker Einzelnen wirthschaftliche Selbständigkeit und politische Freiheit sicherte. Dann gewann der Gewerbestand nach Jahrhunderte langem Ringen dieselben Errungenschaften für sich. Zuletzt erst erscheint das Kapital und errang sich die Alleinherrschaft; es erschien anfänglich in der Form des Handels- und Wucherkapitals und wurde von der damaligen Gesellschaft als ein der Arbeit und dem ehrlichen, productiven Erwerbe feindseliges Element betrachtet. Seit dem sechzehnten Jahrhunderte erscheint das Kapital in neuer Grundform, indem es sich in der industriellen Entwicklung die Arbeit dienstbar macht und gegen eine im Lohne ausgedrückte Besoldung sich ihre Werthe aneignet. Diese Aneignung war äußerst lucrativ, indem nur ein Theil des Werthes der Arbeit dem Arbeiter im Lohne zu Theil wurde, während der übrige Theil einerseits als Reproduction des Kapitals, andererseits als Profit dem Kapitalisten in die Tasche fiel. Dieser Profit

wurde nun die bewegende Ursache und das Ziel der gesammten kapitalistischen Entwicklung. Bloß des Profites willen und nur innerhalb des Profites wurde eine rastlose Bewegung in der Gütererzeugung hervorgerufen. Nicht um höherer Interessen willen, nicht zum Dienste der Menschheit wurde producirt, sondern ausschließlich des Profites halber. Die Arbeit und der Arbeiter selbst haben für den Kapitalisten keine andere Bedeutung, als die eines Instrumentes, welches Profite erzeugen muß. Die Arbeit wird nur in Anspruch genommen, soweit und so lange sie Profite hervorbringt; der Arbeiter ist nur wegen des Profites seines Besolders da; er kann gehen, wenn aus ihm kein Profit mehr zu ziehen ist. Er ist zu viel und muß den Platz räumen, den er an der Tafel der Natur eingenommen hat [1].

[1] Neurath S. 72. Diese Thatsache fand eine bezeichnende Charakteristik in einem Gedichte im Neunkirchener Tagblatte. Dieses an sich harmlose Gedicht wurde Veranlassung zu einem Einschreiten des Bergwerkbesitzers Stumm gegen das erwähnte Blatt. Auch der preußische Landtag beschäftigte sich mit dem Inhalte dieses Gedichtes, welches lautet:

Der alte Arbeiter.

Als ich noch jung an Jahren,
Da war mir nichts zu schwer; —
Dem Mann mit weißen Haaren
Gibt Keiner Arbeit mehr.

Lang hatt' ich ausgehalten;
Jetzt hat man mir gesagt:
„Wir brauchen keinen Alten!“
Und hat mich fortgejagt.

„Wir können dich entbehren,
Wir brauchen junge Kraft.“
Und ich ward doch alt in Ehren
Und hab' mich müd geschafft!

Ach Gott, ich bin so müde,
Recht müde bis auf's Blut;
Ich möchte wissen, wie Friede
Einem armen Menschen thut.

Doch ruh'n die Alten und Armen,
So haben sie kein Brod; —
Mit dem Thier hat man Erbarmen
Und schlägt es endlich todt.

Wir sind verbrauchte Maschinen,
Die man bei Seite fährt,
Wir können nicht mehr dienen,
Alt Eisen hat wenig Werth!

Als ich noch jung an Jahren u. s. w.

Nicht Krankheit, nicht Unglück, nicht Unfälle im Dienste des Kapitals, nicht langjährige Arbeit, nicht die gebrochene Gesundheit, nicht Alter und graue Haare schützen vor dem traurigen Loose, auf das Pflaster geworfen zu werden. Der Arbeiter, kann er nicht mehr Profite erzeugen, ist ein nutzloses Werkzeug und wird wie ein abgenütztes Instrument beseitigt.

In England wurde dieses System in rohester, grausamster und unmenschlichster Weise gehandhabt, bis erst die letzten Jahrzehnte einige Milderung, durch die Gesetzgebung erzwungen, brachten. Dieser Anblick einer rastlosen Bewegung des Gewinnes wurde für die Nationalökonomen der Ausgangspunkt für ihre „Wissenschaft", welche sie auf dem schmählichen Systeme einer verthierten Selbstsucht aufbauten.

In den Profiten, welche dem Kapitalisten die Aneignung der Arbeitswerthe gegen eine geringe Besoldung im Lohne brachte, fand das Kapital die Mittel und die Macht, alle producirenden Elemente allmählich in den Kreis der Ausbeutung zu ziehen und die Herrschaft über die ganze Gesellschaft zu begründen. Das Kapital besoldet heute alle Producenten, und der Besolder ist der Herr. Nicht bloß die Arbeit ist heute gänzlich abhängig von der Profitbewegung des Kapitals, sondern auch Grund und Boden. Die Bauern müssen frohnden, um die Mittel zu gewinnen, den Profitantheil des Kapitals alljährlich erschwingen zu können. Nicht genug, daß der Naturfactor und die Arbeit dem Kapitale pflichtig sind: die gesammte Geldbewegung, das Bankwesen, Handel und Transportmittel werden vom Kapitale rücksichtslos beherrscht. Den besten Ausdruck dieser Herrschaft bildet die Schuldknechtschaft der Staaten, die Verschuldung der Gesammtheit an das Privatkapital.

Die Emancipation von der Herrschaft des Kapitals ist in der Gegenwart zu einer Lebensfrage für die Völker geworden. Die Vorschläge, wie dieß zu geschehen habe, sind fast soviel, als es Individuen gibt, welche mit dieser brennenden Frage sich beschäftigt haben. Den richtigen Weg kann nur die historische Betrachtung bieten.

Die jetzige schrankenlose Herrschaft der kapitalistischen Ausbeutung ist das Resultat der Trennung des Arbeiters vom Kapital, der Arbeitskraft vom Arbeitsmittel. Das mittelalterliche Erwerbsleben beruhte in seiner Ausgestaltung und Blüthe auf der Vereinigung von Arbeit und Kapital[1];

[1] Man verweist hiegegen gerne auf die Ausbeutung durch den Feudalismus. In der That gleicht die feudalistische Ausbeutung im frühen Mittelalter der heutigen kapitalistischen Ausbeutung. Aber in der zweiten Hälfte des Mittelalters hatte die Kraft christlicher Ueberzeugung und christlicher Lebensauffassung nicht bloß Handwerk und Gewerbe von dieser Ausbeutung erlöst, sondern auch die landwirthschaftliche Bevölkerung erhielt Antheil an Grund und Boden, woraus der heutige Bauernstand erwachsen ist. Selbst der landwirthschaftliche Taglöhner erhielt außer dem Lohne ein Häuschen mit

die Trennung erfolgte im sechzehnten Jahrhundert und zeigte sich zuerst in der industriellen Entwicklung, in der Manufactur; der besitzlose Arbeiter mußte seine Arbeitskraft zu Markte tragen und verkaufen. Heute ist die kapitalistische Ausbeutung auf alle Productionszweige übertragen und nur der Bauernstand erwehrt sich noch mit Noth der Auflösung und Zerstörung. Die Wiedervereinigung des Arbeiters mit den Arbeitsmitteln ist die einzige Forderung im socialistischen Systeme, welche begründet ist und Aussicht auf Realisirung in der Zukunft besitzt. Freilich nicht im Sinne des Socialismus, welcher das ganze Erwerbsleben der Menschheit in eine einzige Actiengesellschaft umwandeln möchte, wo Jeder zugleich Arbeiter und zugleich Actionär sein und seinen Antheil am Arbeitsertrage und am Productionsgewinne, durch ein socialistisches Rechnungsamt ermittelt, erhalten sollte. Es ist bezeichnend, daß in der socialistischen Gesellschaft die Obrigkeit auf eine Rechnungsbehörde sich zuspitzen würde. Der Socialismus, welcher in der Forderung der Vereinigung von Arbeitskraft und Arbeitsmittel von einer ganz vernünftigen, ja für die Zukunft nothwendigen Voraussetzung ausging, verirrte sich in Folge seiner absoluten Gleichheitstheorie auf communistische Abwege, bestritt die Berechtigung des Privateigenthums und verlor sich schließlich in Utopien. Die Menschheit läßt sich nun einmal nicht in gleiche Atome und bloße Ziffern auflösen, die Gliederung und Ordnung in Abstufungen gehört zu ihrem Wesen. Schon in der Familie ist der Keim dieser Gliederung gegeben, und es ist charakteristisch, daß der Socialismus nicht bloß die Gesellschaft, sondern auch die Familie in bloße Individuen, Zahlen und Ziffern auflösen will.

Die Vereinigung von Arbeit und Kapital ist möglich, ohne das Privateigenthum irgendwie anzutasten, ohne die natürliche Ordnung zu beeinträchtigen; im Gegentheile wird bei dieser Vereinigung die Gliederung von Oben nach Unten um so mannigfaltiger sich gestalten, aber Alle wird ein gemeinsames Band umschlingen und sie zu einer großen Familie verknüpfen. Dieß beweist uns die Zunftgenossenschaft und die Handelsinnung des Mittelalters; dort war Arbeit und Kapital vereinigt, aber ohne Beeinträchtigung des Privateigenthums, ohne Aufhebung der natürlichen Ordnung. Die Gliederung erfolgte in der bekannten Stufenfolge vom Lehrling zum Gesellen, vom Gesellen zum Meister. Die damalige Vereinigung von Arbeit und Kapital führte zu seltener technischer Fertigkeit, zu großartigen und raschen Fortschritten in allen Productionszweigen, zu schnellem An-

kleinem Besitze von einigen Tagwerken und dazu das Recht der Theilnahme an den gemeinsamen Weideplätzen und Waldungen. Es gab also im späteren Mittelalter möglichsten Antheil Aller an den Naturkräften und Arbeitsmitteln, am Kapital; ein Ziel, welches die Volkswirthschaft zu allen Zeiten anzustreben hat.

wachsen der Bevölkerung und zu einem bisher unerreichten Wohlstande aller arbeitenden Klassen.

Der Arbeitskraft fehlt das Kapital, dem Arbeiter das Arbeitsmittel; nicht Fähigkeiten und Leistungen der productiven Köpfe und Hände, sondern die Macht des Kapitals, das Ausbeutungsgeschick des kapitalistischen Speculanten sind entscheidend. Diesem mehr äußerlichen Mangel der heutigen Volkswirthschaft steht ein innerer geistiger Fehler zur Seite. Der nackte Egoismus, das augenblickliche Interesse der einzelnen Kapitalisten und Speculanten bestimmt Richtung und Gang der gesammten Production. Es fehlt gänzlich die Solidarität, der Geist der Liebe. Das Interesse der Gesammtheit, das wahre Interesse der Gesellschaft kommt niemals in Betracht, sondern muß dem kurzsichtigen momentanen Interesse der Privatspeculation weichen. Die Staaten, sonst so eifersüchtig auf ihre Souveränität [1], erniedrigen sich zu willenlosen Werkzeugen des Privatkapitals und zahlen diesem Wucherzinsen auf Kosten der Gesammtheit. Danach gestaltet sich auch das Resultat. Nicht der Wohlstand Aller, nicht die möglichste Theilnahme Aller am Productionsertrage, sondern die maßlose Bereicherung der wenigen Kapitalisten bildet den Schlußeffect der kapitalistischen Production. Der Gang der modernen Volkswirthschaft ist von einer fortwährenden Expropriation begleitet; zuerst kam der selbstwirthschaftende Arbeiter an die Reihe, jetzt wird der kleine Kapitalist vom großen aufgesaugt. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalisten, welche die Vortheile des heutigen Arbeiterprocesses zu usurpiren und zu monopolisiren vermögen, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse [2]. Dieß ist die Situation, in welcher sich die Gegenwart befindet.

Die großen Erfindungen der Neuzeit, die technologische Anwendung der Wissenschaft, die Einführung des Dampfes und der Maschine in die Production, ihre Benützung im Verkehre und Transporte, die Arbeits-

[1] Dieselbe Staatstheorie, welche es unerträglich findet, daß ein nicht „anerkannter" Geistlicher Sacramente spendet, hält es für ganz selbstverständlich, daß die gesammte Production, Handel und Verkehr von dem Privatinteresse weniger Kapitalisten beherrscht werde. Ja, man findet es mit der „Würde des Staates" ganz gut vereinbar, daß der Staat sich von einem Consortium weniger Kapitalisten Anleihebedingungen vorschreiben und Wucherzinsen dictiren läßt. Sogar das fürstliche Regal, die Münze auszugeben, wurde für das Papiergeld Privatbanken geopfert. Man wird später ein Geschlecht, welches derartige Monopolherrschaft des Privatkapitals ertrug, kaum begreifen können.

[2] Marx S. 793.

theilung und die Oekonomisirung der Productionsmittel in der Fabrik: all' das hat die Menschen näher gebracht und eine thatsächliche Solidarität geschaffen, welche angesichts der wilden Privatspeculation und des rohen Egoismus des Kapitals naturnothwendig den Socialismus erzeugen mußte. Die Verkennung der Solidarität durch die heutige Volkswirthschaft: das ist der geistige Erbfehler, aus welchem alle theoretischen Verirrungen und alle thatsächlichen Leiden der modernen Gesellschaft entsprungen sind. Das Interesse der Gesellschaft muß höher stehen, als der Profit des Einzelnen. So selbstverständlich dieß sein sollte, wird diese Forderung der Solidarität doch täglich in der heutigen Volkswirthschaft theoretisch und praktisch verleugnet. Man begrüßt das Sinken der Löhne als Fortschritt, weil damit einzelne Unternehmer auf Kosten der Arbeiter ihre Profite schwellen können. Man preist den Egoismus, welcher durch Ausbeutung der Noth von Tausenden von Arbeitern in kurzer Zeit Millionen zu gewinnen versteht. Man findet es selbstverständlich, daß jeder Fortschritt in der Technologie nur die Profite des einzelnen Kapitalisten erhöht, dagegen die Masse der Arbeiter noch tiefer in den Abgrund von Abhängigkeit, Armuth und Elend stürzt[1].

Die Gegenwart, welche so stolz auf angebliche geistige Ueberlegenheit gegenüber früheren Jahrhunderten ist, klebt auffälligerweise so sehr an der Oberfläche, daß sie die Hilfe für sociale Leiden in irgend einer äußeren Organisation oder in irgend einer Formel sucht und zu finden glaubt. Staatshilfe und Selbsthilfe, Schutzzoll und Freihandel waren die Formeln, auf welche ganze Parteien geschworen haben. Von freien Innungen oder von Zwangsorganisationen, von Vorschußvereinen oder von Arbeiterversicherungen glaubt man eine Art von Zauberkraft erwarten zu dürfen. „Es wird bald besser werden", lautet die officielle Zuversicht. Allen diesen Hoffnungen folgen dann immer wieder die bitteren Enttäuschungen, und im Schooße der Gesellschaft greifen, weil es niemals besser werden will, Verzweiflung und Stumpfsinn um sich. Auf die Aufregung im Hoffen und Erwarten folgt die Lethargie dumpfen Hinbrütens.

Nicht mit äußern Mitteln, nicht mit theoretischen Formeln und nicht mit der bloßen Architektonik gesellschaftlicher Organisation läßt sich eine Wendung zum Besseren herbeiführen. Der Geist und die moralische Kraft der Gesellschaft schaffen sich ihre Organisation. Herrscht die christliche Liebe, so wird die Organisation den Charakter einer gemeinsamen Familie, einer solidarischen Einheit gewinnen, wo die Gesammtheit für den Wohlstand

[1] Selbst ein so leidenschaftlicher Lobredner der politischen Oekonomie der Gegenwart, wie John Stuart Mill, muß dieß zugeben, indem er in seinen Principles schreibt: „It is questionable, if all' the mechanical inventions yet made have lightened the day's toil of any human being."

und die Ehre jedes Einzelnen eintritt, wo umgekehrt jeder Einzelne als Glied eines Ganzen sich fühlt, dessen Gedeihen und Ruhm sein eigenes Wohl kräftigt, seine eigene Kraft steigert, seine eigene Ehre erhöht. Hat die Selbstsucht die Oberhand, so wird sie nicht ruhen, so lange nicht alle Organisationen gesprengt, alle bindenden Kräfte vernichtet sind, bis freie Bahn geschaffen ist für die Willkür der Macht des Stärkeren.

Christliche Gesinnung hat den Egoismus und die Macht der Ausbeutung im Feudalismus überwunden und hat sich dann jene bewundernswerthe Organisation in den Zünften und Innungen geschaffen. Niemand hat sie eingeführt, sie sind von selbst aus dem herrschenden christlichen Geiste auf der Grundlage der damaligen volkswirthschaftlichen Zustände erwachsen. So wird auch der christliche Geist, wenn es ihm gelingt, die herrschenden Klassen zu erfüllen und über den maßlosen Egoismus der Gegenwart zu triumphiren, in Zukunft auf Grundlage der gewonnenen wirthschaftlichen Entwicklung eine angemessene Organisation aus sich heraus gebären. Wie diese Organisation beschaffen sein wird, darüber läßt sich höchstens im Großen und Ganzen ein vorahnendes Bild gewinnen, und dürfte nach der bisherigen Entwicklung und nach den Gesetzen, innerhalb deren die menschliche Gesellschaft sich bewegt, mit einer Art von Sicherheit behauptet werden, daß, bei voller Aufrechterhaltung des Privateigenthums und der stufenweisen Gliederung, in der Vereinigung der Arbeit und der Arbeitsmittel, sei es im Systeme der Theilhaberschaft oder in der cooperativen Genossenschaft, das Bild der Production der Zukunft zu erblicken sein wird.

Noch fehlen hierzu heute alle Elemente, deßhalb sind auch bis jetzt alle derartigen Versuche am herrschenden Egoismus gescheitert und werden scheitern. Erst muß in der Gesinnung und im Handeln der Völker eine Wendung eingetreten sein, ehe eine dauernde Organisation möglich sein wird. Der Egoismus ist ein zerstörendes Element; eine organisirende Kraft liegt nur in der Liebe, welche duldet, welche Alles erträgt und sich zu beschränken weiß. In der Familie und Schule, in der Erziehung und Bildung muß an die Stelle des Egoismus und seiner Nützlichkeitstheorie die christliche Liebe mit ihrer Entsagung und Opferfähigkeit der Jugend eingepflanzt werden. Die Welt muß geistig erobert werden, und dann erst wird auch die Oberfläche, die äußere Organisation eine andere Gestalt annehmen: die herrschende Gesinnung wird im äußeren Bilde Ausdruck gewinnen. Man trete wieder an die Völker heran mit der Lehre des Heilandes, daß Alle Brüder sind und Eine Familie bilden; man bringe den Nationen bei, daß sie nicht zufällig da sind, sondern daß sie mit ihren besonderen Gaben an dem Glücke und dem Wohle der Gesammtheit mitzuwirken, keineswegs aber sich gegenseitig nach dem Grundsatze: Macht

geht vor Recht, abzuschlachten und hinzumorden haben. Man lehre dem Reichen, daß aller Besitz von Gott stamme, daß Jeder Rechenschaft ablegen müsse über die Verwendung, daß Keiner absoluter Herr der Gaben sei, daß sie von Gott ihm anvertraut seien, damit er nicht bloß für sich selbst, sondern für die Gesammtheit davon einen edlen Gebrauch mache. Man lehre dem Armen Demuth und Bescheidenheit, Genügsamkeit und Zufriedenheit; er solle einsehen, daß nicht im Besitze irdischer Güter, sondern im Besitze Gottes wahres Glück und wahres Heil zu finden sei. Der Herr muß in seinem Arbeiter ein Ebenbild Gottes achten und ehren und darauf bedacht sein, die Pflichten der Nächstenliebe an ihm auszuüben. Der Diener darf in dem Vorgesetzten nicht einen Herrn hassen, der ihn unterdrücken, sondern er muß die von Gott gewollte Unterordnung anerkennen und um Gottes willen seinen Dienst verrichten. Man lehre wieder die Ehre der Armuth und entflamme die Liebe zur freigewählten Armuth und Bedürfnißlosigkeit. Man sehe in dem Besitze nicht ein Mittel zur Genußsucht, welches mit gieriger Habsucht erworben und über Nacht vergeudet oder mit schmutzigem Geize festgehalten wird; man erblicke im Reichthume die immanente Gefahr für das sittliche Leben, im äußeren Genusse die höheren Güter, das ewige Ziel zu vergessen. Man liebe die Arbeit um Gottes willen und hasse den habsüchtigen, lucrativen Erwerb, welcher auf Kosten Anderer, mit Ausbeutung der Armuth und der Noth gewonnen wird.

Die heutige Gesellschaft läßt sich diese Lehren auf dem Predigtstuhle gefallen, aber im praktischen Leben weicht sie weit ab davon. Das Streben nach Geld und Genuß beherrscht alle Klassen der Gesellschaft und am allermeisten sind die oberen, herrschenden Schichten der Bevölkerung hiervon ergriffen. Die Arbeit wird verachtet und gemieden, und der bloß lucrative Erwerb durch Ausbeutung und Wucher charakterisirt die besitzenden Klassen der Gegenwart. Rastlose Gewinnsucht und rastlose Genußsucht bilden den schmerzlichen, hippokratischen, Tod verkündenden Zug im Antlitze der Gegenwart. Die Hoffnung für die Zukunft beruht in jenen noch vielfach unverdorbenen Schichten der Bevölkerung, welche im Schweiße ihres Angesichtes sich ihr Brod verdienen und darin die Kraft der Entsagung und der sittlichen Erhebung finden.

Die kapitalistische Production geht in Folge ihrer eigenen Consequenzen dem unaufhaltsamen Verfalle entgegen. Die Ausbeutung an der Natur und an der Arbeit erreicht allmählich ihre äußerste Grenze. Die Natur erschöpft sich und die Arbeiterwelt büßt immer mehr an ihrer Consumtionsfähigkeit ein. Die Ausbeutung der Arbeit hat ihre verderbliche Kehrseite in der Ueberproduction. In den Krisen geht schon mehr Kapital zu Verlust, als in der Ausbeutung der Arbeit gewonnen wird. Statt die Natur

fruchtbar zu machen und die Arbeit zu pflegen, hat der egoistische Kapitalismus sich bloß auf die Kunst des Ausnützens und Ausbeutens verlegt und hat die Ergiebigkeit der Natur und die Kaufkraft der producirenden Klassen zerstört. Diese Sünden rächen sich, und das Proletariat trifft alle Anstalten, den Tag der Abrechnung im beschleunigten Tempo herbeizuführen.

Zwei Wege öffnen sich. Der eine führt steil abwärts und am Ende findet sich die Zwangsarbeit und die Zwangsenteignung (der Communismus und Socialismus). Der andere Weg zieht sich langsam aufwärts und das in der Ferne winkende Ziel zeigt uns den redlichen Erwerb in ehrlicher Arbeit und den freien Besitz in edler Verwendung. Der Weg aufwärts bedingt die Liebe zur Arbeit um Gottes willen, die Entsagung, welche für den Menschen schon in der Angriffsnahme der Arbeit aus freiem Entschlusse liegt; dieser Weg bedingt ferner das schwere Opfer auf egoistischen Genuß des Besitzes und verlangt Mittheilung vom Ueberflusse an diejenigen, welche bedürftig sind. Arbeit, geistige oder körperliche Arbeit Aller, gemeinsame Benützung der irdischen Güter für Alle: dieß ist das Ziel, welches die Gesellschaft anstreben und möglichst zu erreichen suchen muß. Geschieht dieß nicht auf dem Wege, welchen die christliche Lehre weist, nämlich durch die Liebe zur Arbeit und durch die freie Mittheilung vom Ueberflusse an die Bedürftigen[1], so säumt die verletzte sittliche Weltordnung nicht, sich zu rächen. Dann tritt an die Stelle der Liebe zur Arbeit um Gottes willen die bittere Noth der Arbeit, an die Stelle der freien Mittheilung vom Besitze der unerbittliche Zwang.

Noth und Zwang bilden den Weg der gefallenen Menschheit, welche im Geleise des Egoismus watet, in Habsucht und Genußsucht versunken ist. Liebe und Freiheit bezeichnen die Höhe, zu welcher die erlöste Menschheit berufen ist. Nur Entsagung und Opfer führen zu dieser Höhe. Ist die Gesellschaft hierzu nicht mehr fähig, dann bleibt für sie nichts übrig, als die Zuchtruthe der Noth und die Peitsche des Zwanges!

Die Tinte, welche über die „Lösung der socialen Frage“, um diese Phrase zu gebrauchen, in den letzten Jahrzehnten verschrieben wurde, dürfte schon bald ein Flußbett ausfüllen. Und doch läßt sich diese ganze „Lösung“ in vier Worten zusammenfassen. Das Christenthum lehrt und zeigt uns diese Lösung im Laufe der Jahrhunderte durch Liebe und Freiheit; die Welt kennt nur den Stachel der Noth und die Geißel des Zwanges!

---

[1] Verumtamen, quod *superest*, date eleemosynam, sagt der Heiland (Luc. 11, 41).

IV.

Wucher und Zins.

Was ist Wucher? Auf diese Frage gibt die heutige Wissenschaft entweder gar keine Antwort oder Jeder sagt etwas Anderes. Jahrzehnte hindurch galt es als Kennzeichen besonderer wissenschaftlicher Bildung und hoher Einsicht, wenn man behauptete, es gebe überhaupt keinen Wucher. Der Wucher sei das Resultat einer verfehlten wirthschaftlichen Gesetzgebung gewesen; beseitige man die künstlichen Schranken, welche dem Geldverkehr von der mangelhaften Einsicht einer früheren Zeit gesetzt worden seien, so werde auch der Wucher verschwinden. Das Gesetz der freien Concurrenz werde von selbst den Zinsfuß nach Möglichkeit ausgleichen und herabdrücken. Gesetzliche Schranken involviren ferner einen Eingriff in die Rechte des Darleihers und des Entleihers. Ersterem müsse die Freiheit gewahrt werden, sein Geld nach Möglichkeit fruchtbar zu machen, die „höchste Fructificirung“ zu erstreben; dem Entleiher geschehe auch bei hohen Zinsen kein Unrecht, da er ja freiwillig den Darlehensvertrag eingehe[1]. Den Dummen aber könne doch der Staat nicht verhindern, sein Geld zu verlieren[2]. Von Wucher könnte höchstens die Rede sein, wenn künstlich, vielleicht gar betrügerisch Nothpreise herbeigeführt würden. Diese Manipulation falle aber unter den Begriff Betrug. Der Wucher sei aus den Rechtsbüchern zu streichen und werde dann bald auch aus der Moral verschwinden[3].

Diese Theorie wurde in die Praxis übersetzt und führte sich rasch ad absurdum. Die Staaten sahen sich genöthigt, gegen die Verheerungen des Wuchers schützende Gesetze zu erlassen; nun fehlte es aber an einer feststehenden Begriffsbestimmung, was denn eigentlich Wucher sei. Das deutsche Wuchergesetz beschränkte sich darauf, Merkmale namhaft zu machen, als: Ausbeutung von Noth, Leichtsinn, Unerfahrenheit. Viel unbeholfener, als im deutschen Wuchergesetze, ist die Feststellung der Merkmale des Wuchers im österreichischen Wuchergesetze; dieses hat in einem langen bandwurmartigen Periodenbaue Momente, welche nur dem Wucher entsprechen, mit Erscheinungen verquickt, welche unter den Begriff Betrug fallen. Das öster-

---

[1] Volenti non fit injuria.

[2] Worte des ehemaligen Reichskanzleramts-Präsidenten Delbrück, eines Typus dieser „wissenschaftlichen“ Richtung.

[3] Neumann, Geschichte des Wuchers; vgl. Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich II, 259. Richtig kennt Rothe's vielgerühmte Ethik als Vergehen gegen die Gerechtigkeit im Eigenthumsverkehr nur noch Diebstahl, Betrug und Raub, aber nicht mehr den Wucher. Vgl. ferner Roscher l. c. § 113; 194.

reichische Gesetz hatte außerdem zehn Procent als Zinsmaximum festgesetzt, aber diese Bestimmung wurde vom Herrenhause schließlich beseitigt.

Neben den Merkmalen von Noth, Leichtsinn, Unerfahrenheit ist noch das Moment in die Begriffsbestimmung aufgenommen, daß der Darleiher „unverhältnißmäßig hohe Vortheile" sich stipulire. Es ist danach dem Ermessen des jeweiligen Richtercollegiums anheimgestellt, zu entscheiden, ob in einem anhängigen Falle erlaubte Fructificirung oder wucherische Ausbeutung vorliege. Eine feststehende Norm behufs Beurtheilung der Frage, worin die „unverhältnißmäßig hohen Vortheile" bestehen, hat weder das deutsche noch das österreichische Wuchergesetz zu bieten vermocht. Es wird Alles von der individuellen Beurtheilung des Richters abhängen, wodurch der Willkür in der Rechtsprechung Thür und Thor geöffnet wurden. Dieß ist um so schlimmer, als die Ansichten der Vertreter der Volkswirthschaft, bei denen die Richter ihre nationalökonomische Bildung sich aneignen, gerade in der Wucherfrage himmelweit von einander abweichen.

Die canonische Gesetzgebung hatte den römischen Rechtsbegriff des Darlehens als eines unentgeltlichen Mutuatarvertrages acceptirt, wonach der Darleiher dem Borger die Befugniß einräumte, über die Darlehenssumme gegen das bloße Versprechen der vollen Rückerstattung nach Qualität und Quantität zu verfügen[1]. Aus dem Darlehensvertrage folgte für den Schuldner nur die Verpflichtung, dasjenige zurückzuzahlen, was er erhalten hatte: darin bestand das Wesen des Mutuatarvertrages, welcher schon seinem Wortlaute nach (mutuum) unentgeltlich sein mußte. Alles, was über die Darlehenssumme hinaus gefordert wurde, verletzte das Wesen des Mutuatarvertrages und war Wucher[2]. Nur wenn besondere Titel vorlagen, konnte eine Vergütung für die Kapitalnutzung vereinbart werden als Interesse oder Zins. Aber diese Zinsverbindlichkeit floß nicht aus dem Darlehensvertrage selbst, sondern aus einem selbständigen Rechtsgrunde, welcher nicht einmal nothwendig zeitlich mit ersterm zusammenfallen mußte.

Das Interesse, als Vergütung der Kapitalnutzung, wurde, nach dem Vorgange im Römerreiche, seit Ausgang des Mittelalters obrigkeitlich festgesetzt und betrug durchschnittlich fünf Procent. Was darüber hinausging, war Wucher. In Frankreich existirt dieser Rechtszustand noch heute, indem dort, nach kurzer Aufhebung der gesetzlichen Zinsbeschränkungen in der Revolutionsperiode, schon durch Gesetz vom 3. September 1807 der frühere Rechtszustand wieder hergestellt wurde. Das Zinsmaximum ist fünf Procent, für kaufmännische Geschäfte sechs Procent. Minister Billault schilderte,

---

[1] Im französischen Gesetze heißt es, daß der Schuldner die Verpflichtung übernimmt, am festgesetzten Zahlungstermine de lui en rendre autant de même éspèce et de même qualité.

[2] Quidquid sorti accedit, usura est.

in einem Vortrage an Napoleon III. vom 17. November 1857, die großen Verheerungen wucherischer Ausbeutung in der kurzen Zeit, wo die gesetzlichen Zinsbeschränkungen aufgehoben waren, und den heilsamen Einfluß des Gesetzes von 1807 in folgenden Worten: „Die große Masse der Kapitalisten hat sich mit achtungsvoller Scheu vor dem Gesetze gebeugt, und jeder Ehrenmann hat sich beeilt, von allen ungesetzlichen Geschäften zurückzutreten. Der Zinsfuß ist in kürzester Zeit von einer schwindelnden Höhe[1] bis hinter die gesetzlichen Grenzen zurückgedrängt worden, und der Curs der Staatspapiere hat gleichzeitig den höchsten Stand erreicht."

Die canonistische Gesetzgebung und die daraus erwachsene staatliche Feststellung von Zinsmaximums haben den Wucher rein formalistisch aufgefaßt. Liegt kein Zinstitel vor, oder ist das Zinsmaximum überschritten, so ist der Wucher gegeben. Worin besteht aber das Wesen des Wuchers? Diese Frage wurde nicht beantwortet und konnte nicht beantwortet werden bei der rein äußerlichen Behandlung des Gegenstandes. Und doch wird der Wucher erst dann heilsam bekämpft werden können, wenn er in seinem Wesen erkannt ist.

Am anschaulichsten gewähren die Erkenntniß des Wesens des Wuchers die Kirchenväter. Der Wucher entspringt einer falschen Willensrichtung in Bezug auf den Besitz der irdischen Güter; die Habsucht, die unersättliche Gier nach Besitz ist seine Wurzel. Er ist ein Verbrechen gegen den rechtmäßigen Besitzstand, gegen die sittlichen Bedingungen des Erwerbes und steht auf derselben Stufe, wie Diebstahl, Betrug und Raub; er ist noch gefährlicher, als diese drei Verbrechen, denn er eignet sich nicht bloß einzelne Güter des Nächsten an, sondern er verschlingt seinen ganzen Besitzstand und greift schließlich, wenn sein Opfer aller materiellen Güter entkleidet ist, die Persönlichkeit selbst an und macht sie zum Gegenstand seiner unersättlichen Habsucht, er macht den freien Menschen zum Sklaven. Der Wucher nimmt nicht, wie Diebstahl und Raub, den Einzelnen zum Gegenstande der Enteignung, sondern es gehört zu seiner Erscheinungsform, daß er ganze Schichten der Bevölkerung um ihr Eigenthum bringt, ihnen die Mittel zur Arbeit, zum Erwerbe, ja selbst zur Fristung des nackten Lebens entzieht und, soweit es an ihm liegt, zum Massenmörder wird. Selbst über den Tod hinaus, in den Erben, verfolgt er noch seine Opfer. Der Wucher ist das schändlichste, gefährlichste, abscheulichste und strafwürdigste Verbrechen an der Menschheit. Der Wucherer ist schlimmer als der Räuber und der Mörder, denn er ist ein Räuber und Mörder an ganzen Massen des Volkes. Keine Strafe ist hinreichend, dieses Verbrechen zu sühnen;

[1] Die freie Concurrenz hatte auch im Geldverkehre nicht Billigkeit, sondern Monopolpreise erzeugt.

völliger Ausschluß aus der Gesellschaft, aus der kirchlichen Gemeinschaft ist die nothwendige Folge dieses ungeheuerlichen Verbrechens. So schildern die Kirchenväter[1] übereinstimmend den Wucher und den Wucherer und zeichnen damit das Wesen des Wuchers, welches unter der formalistischen Behandlung des canonischen und staatlichen Rechtes so sehr verdunkelt wurde, daß selbst eine Zeit kommen konnte, welche die Ausübung dieses schamlosesten und gefährlichsten Verbrechens zu den allgemeinen Menschenrechten und zum Begriffe der menschlichen Freiheiten zählte. Und doch ist der Wucher die Negation jedes Rechtes und jeder Freiheit.

In neuester Zeit wurden einige wissenschaftliche Versuche gemacht, sich der Auffassung der Kirchenväter wieder zu nähern und sich ebenso sehr von der formalistischen Auffassung des canonischen Rechtes, wie von den thörichten Voraussetzungen der modernen Volkswirthschaft, welche die Existenz des Wuchers läugnete und in der „freien Concurrenz" des Geldverkehrs ein Heilmittel für alle Uebel erblickte, zu emancipiren. Funk[2] hat den Wucher als „Ausbeutung der Noth des Nächsten zu eigenem Gewinne" definirt und hat die Schwächen der bisherigen Systeme vielfach bloßgelegt. Aber einerseits macht sich bei ihm der Mangel unmittelbarer Kenntniß der Kirchenväter[3] empfindlich geltend, andererseits hat er unerwiesene Voraussetzungen der modernen Volkswirthschaft als bleibende und feststehende Resultate acceptirt und hat sich in die dürre Wüste der Unterscheidung der Darlehen in consumtive und productive verirrt, wodurch er zu einer ganz einseitigen Auffassung des Wuchers verleitet wurde. Die Ausbeutung der Noth des Nächsten zu eigenem Gewinne ist nur eine einzelne Erscheinungsform des Wuchers; viel gefährlicher ist der Wucher in der Form des productiven Darlehens, indem der Wucherer reiche und wohlhabende Personen zu angeblich gewinnreichen Unternehmungen verleitet und ihnen gegen kurze Zahlungsfristen die volle Börse zur Disposition stellt. Der Wucherer berechnet genau, daß die erste Zahlungsfrist nicht eingehalten werden kann, und offerirt dann, jetzt freilich schon gegen Wucherzinsen, die Prolongation, wiederum auf kurze Frist. Hat er sein Opfer einmal so weit, dann ist es in kurzer Zeit völlig ausgeplündert.

Nicht erst bei der Noth des Armen beginnt der Wucher, wie Funk annahm; des Wucherers gefährlichste und verderblichste Thätigkeit entfaltet

---

[1] Vgl. *Basilius*, In Psalm. 14; *Ambrosius*, Lib. de Tobia, *Lactantius*, Instit. div. VI, 18; *Augustin.*, Ep. ad Macedonium; *Chrysost.*, Homil. 5, 56, 61, 66 in Matth. etc. etc.

[2] Zins und Wucher. Tübingen 1867.

[3] Funk kennt nach seiner eigenen Versicherung die einschlägige Patristik nur aus den lückenhaften und zum Theil mißverständlichen Citaten bei Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik I, 31 ff.

sich gerade bei den besitzenden Klassen, namentlich bei reichen jungen Leuten, welche genießen wollen; bei Offizieren und Beamten, welche einmal eine höhere Ausgabe zu leisten haben, als mit ihren Baarmitteln gedeckt werden kann; bei Minderjährigen und Frauen wohlhabender Familien. Hier macht der Wucherer seine profitabelsten Geschäfte; kleine Summen auf sehr kurze Frist werden mit dem größten Wohlwollen und dem Scheine der Uneigennützigkeit offerirt; das Opfer wird zur ersten, zweiten und folgenden Prolongation mit rasch anwachsender Zinsenschuld verleitet und dann ist der Verführte verloren. Der Wucherer speculirt auf die edelsten Gefühle des Menschen, auf zarte Familienbande, auf die Ehre, das Ansehen und die Stellung des Verführten und erpreßt mit dem Schreckbilde öffentlicher Compromittirung den letzten Pfennig von seinem Opfer, bis schließlich die Katastrophe eintritt. Hat der Wucherer anfänglich als theilnehmenden, möglichst uneigennützigen, helfenden Freund sich eingeführt, so zeigt er, sobald sein Opfer wehrlos seiner Ausbeutung preisgegeben ist, die entmenschte Grausamkeit des wilden Thieres und die Bosheit des Satans. Und gerade diese diabolische Thätigkeit, diese Verführung und Erpressung, dieses langsame Hinmorden in den bessern, besitzenden Klassen hat Funk von seinem Wucherbegriffe ausgeschlossen. Die einseitige, innerlich unwahre Unterscheidung von Consumtiv- und Productiv-Darlehen veranlaßte ihn, den Wucher auf die Ausbeutung der Noth zu beschränken.

Viele sind nun allerdings gleich mit dem Einwande bei der Hand, daß der Offizier, der Beamte, die gebildete Frau, der reiche Jüngling sehr wohl die Bedeutung eines Schuldversprechens kennen müssen. Wenn sie trotzdem auf die Bedingungen des Darleihers eingehen, dann übernehmen sie auch die volle Verantwortlichkeit für ihr Handeln, von einem Vergehen oder Verbrechen des Darleihenden könne keine Rede sein; ein Wucherverbrechen bei besitzenden Klassen gebe es darum nicht.

Man übersieht aber bei diesem Einwande einmal die systematische, planmäßige Verführung und Umgarnung, welcher die erwähnten Klassen von Seite der Wucherer unterliegen; man übersieht, daß die erste Schuld meist, mit Ausnahme der stipulirten kurzen Frist, ziemlich harmlose Bedingungen aufweist, so daß nicht immer schuldbarer Leichtsinn, Unüberlegtheit und Unerfahrenheit Veranlassung sein müssen, daß der erste Wechsel unterzeichnet wurde. Man übersieht endlich, daß mit dem Momente der Eingehung der Schuld der Schuldner in ein Abhängigkeitsverhältniß, in Zustände eintritt, welche er mit seinem freien Willen nicht mehr zu beherrschen vermag. Im ökonomischen Leben gibt es unwandelbare Gesetze, denen sich der menschliche Wille nicht entziehen kann. Die Schuldabhängigkeit existirt mit eiserner Nothwendigkeit; treten aber auch die Bedingungen und Voraussetzungen ein, nach welchen derjenige, der die Schuld unterschrieb, die

sichere Rückzahlung kalkulirte? Wenn dieser Kalkul sich irrig erwies, wenn Ereignisse dazwischen kamen, welche sich nicht voraussehen ließen, dann wird das Abhängigkeitsverhältniß vom Gläubiger zu einem eisernen Ringe ökonomischer Sklaverei. Und wenn nun dieser Gläubiger der Wucherer ist mit der diabolischen Habsucht und der thierischen Zerstörungslust, dann gibt es keine Rettung, kein anderes Loos mehr, als die Vernichtung der materiellen und persönlichen Existenz. Wie viele Familien gingen auf diese Weise elend zu Grunde! Wie viele tüchtige Beamte, wie viele treffliche Offiziere wurden die bejammernswerthen Opfer des Wuchers, weil sie dem eisernen Ringe einer unscheinbaren, kleinen ersten Schuld sich nicht mehr zu entwinden vermochten! Gerade bei den besitzenden Klassen zeigt sich das Wucherverbrechen in seiner schrecklichsten Gestalt.

Viel richtiger als Funk hat L. v. Stein[1] das Wesen des Wuchers erfaßt. Stein gibt eine genaue Zeichnung des Wuchers nach den Typen des praktischen Lebens, er verfolgt ihn von seinen Anfängen in der Form des einzelnen Wuchervergehens bis zum ausgebildeten, wohlorganisirten, nach bestimmten Grundsätzen geleiteten verbrecherischen Wucherbetriebe, zeigt uns seine Gliederung und Arbeitstheilung, seine Ausdehnung von der Stadt auf das Land, seine verschiedenen Praktiken gegenüber den armen Klassen, deren Noth er ausbeutet, und gegenüber den besitzenden Klassen, welche er erst durch Verführung und Verleitung künstlich in eine Nothlage, sei es materieller, sei es moralischer Natur, versetzen muß, um dann das Geschäft der Erpressung in allen Formen beginnen zu können. Stein führt den Leser in die Stätten der Armuth und schildert den Wucher an den Arbeitern in der Form des Schuld- und Pfandwuchers; er führt ihn in das Bauernhaus, wo nicht bloß der leichtsinnige und unmäßige Wirthschafter, sondern auch der besonnene und sparsame Landwirth in Folge der Natur des landwirthschaftlichen Betriebes und in Folge der Unberechenbarkeit und Unregelmäßigkeit in den Geldeinnahmen so häufig ein Opfer des Wuchers wird. Stein zergliedert sodann die Elemente des planmäßigen Wucherbetriebes gegen die Reichen, deren systematische Verleitung und Verführung schon lange vor dem ersten Darlehen beginnt und damit schließt, daß das Opfer in einem unbesonnenen Augenblicke eine moralische Blöße sich gibt, welche für den Wucherer zur Handhabe der Erpressung wird. Die einzelnen Arten dieses Wuchers sind die Erpressungen an den Beamten, an den Minderjährigen, an den Frauen, endlich der Ehrenworts- oder Cavalierswucher.

Trotz der genauen Zeichnung des verbrecherischen Wucherbetriebes ist die begriffliche Fassung des Wuchers bei Stein mangelhaft. Er gibt[2] nach

---

[1] Der Wucher und sein Recht. Wien 1880.
[2] S. 46–47.

einander fünf verschiedene Definitionen, welche sämmtlich darin übereinstimmen, daß der Wucher ein Schuldversprechen sei, dem kein Darlehen entspreche. Die Höhe der Zinsen hält Stein nicht für ein wesentliches Moment des Wuchers, er spricht sich vielmehr dafür aus, daß die Höhe der Zinsen absolut der freien Vereinbarung zu überlassen sei, nur müsse dem Schuldversprechen auch ein wirkliches Darlehen entsprechen. Stehe der Leistung keine wirkliche Gegenleistung gegenüber, so entstehe das formale Recht eines durch Noth oder Unwirthschaftlichkeit erzeugten darlehenslosen Schuldversprechens oder des Wuchers. „Und da nun," fährt Stein fort, „in Wahrheit alle Rechtsbegriffe doch zuletzt aus sittlichen Gründen entspringen und wirthschaftliche Verhältnisse formuliren, so wird der Wucher juristisch dasjenige Creditgeschäft sein, bei welchem die Noth oder die Unwirthschaftlichkeit des Schuldners absichtlich benützt werden, um ein Schuldversprechen zu erzeugen, dem kein Darlehen entspricht, und das daher ein Recht auf das Vermögen und das Einkommen des Schuldners gibt, das nicht durch eine Gegenleistung des Gläubigers begründet ist. Und darum ist es das Wesen dieses Rechtsbegriffes, einen nicht zu lösenden Widerspruch in sich zu enthalten."

Diese begriffliche Fassung ist viel zu eng. Dem Schuldversprechen entspricht ja anfänglich immer ein wirkliches Darlehen, freilich regelmäßig nicht in der Höhe der Schuldsumme. Bei den Prolongationen entstehen dann erst die darlehenslosen Schuldversprechen. Diese bilden nur eine der augenfälligsten Erscheinungsformen des Wuchers, aber das darlehenslose Schuldversprechen ist nicht der Wucher selbst, welcher vielmehr in Hunderten von Gestalten auftritt, welcher wie ein Polyp mit unzähligen Saugarmen durch das ganze Volk sich verzweigt und einem Vampyr ähnlich seinen Opfern das Blut aussaugt, bis sie wirthschaftlich und moralisch vernichtet sind.

Was ist Wucher? Diese Frage ist noch immer nicht beantwortet. Jurisprudenz und Gesetzgebung, Moral und Philosophie lassen im Stiche, wenn es sich darum handelt, etwas mehr als einige Merkmale des Wuchers zu erfassen, das ganze Wesen des Wuchers in einem Begriffe darzustellen. Ausbeutung der Noth, darlehenslose Schuld sind nur vereinzelte Momente des Wuchers; gar nichts aber ist erklärt, wenn man den Wucher einfach als über das Gesetz hinausgehende Zinsen oder als unverhältnißmäßig hohe Zinsen oder als Zinsen von rein consumtiven Darlehen bestimmt, Definitionen, wie sie jetzt in theologischen Lehrbüchern zu finden sind. Am nächsten kommt einer erschöpfenden Definition des Wesens des Wuchers Trendelenburg[1], indem er „als Wucher jene Zinsen erklärt, welche zu

[1] Naturrecht auf dem Grunde der Ethik S. 200.

dem, was voraussichtlich das Kapital in der Hand des Leihenden erwerben kann, in solchem Mißverhältnisse stehen, daß nur der Darleihende gewinnt und der Borger nothwendig zusetzt, und welche mit dem Bewußtsein dieses Mißverhältnisses ausbedungen werden".

Den richtigen Weg zeigen die Kirchenväter, welche den Wucher neben Raub, Diebstahl und Betrug als Verbrechen am Eigenthume des Nächsten, als Sünde gegen die sittlichen Anforderungen an die Rechtmäßigkeit des Erwerbes charakterisiren. Unsere Definition von Wucher lautet demnach:

Wucher ist die Aneignung fremden Eigenthums im Darlehensverkehre.

Es gibt vier Arten von Aneignung fremden Eigenthums[1], von denen je zwei sich immer entsprechen. Diebstahl und Betrug sind gekennzeichnet durch den Charakter der Täuschung und Hinterlist, der Irreleitung und Ueberlistung; Raub und Wucher eignen sich den Besitz des Nächsten an mit Anwendung offener Gewalt; der Räuber stützt sich auf seine physische Ueberlegenheit, beim Wucher plündert der wirthschaftlich Starke den Schwachen. Diebstahl und Raub bezwecken Aneignung fremden Eigenthums in jeder Form der Gelegenheit, nur nicht in der des Handels und Verkehrs. Geschieht die Aneignung des fremden Eigenthums im Verkehre durch heimliche Irreleitung und Täuschung, so ist Betrug gegeben; geschieht sie mit offener Ausbeutung in der Form des Darlehens, so heißt dieß Wucher[2]. Betrug und Wucher haben das Eine gemeinsam, daß sie einen Tauschverkehr voraussetzen; ihre Formen der Aneignung fremden Eigenthums sind durch den Vertrag mehr verschleiert, sie sind darum nicht so augenfällig, wie Diebstahl und Raub, aber gerade deßhalb um so gefährlicher. Diebstahl und Raub sind häufiger in den rohern Schichten der Bevölkerung, Betrug und Wucher setzen eine gewisse Raffinirtheit und intellectuelle Ueberlegenheit voraus.

Der Wucher ist ebenso strafwürdig, wie Betrug, wie Diebstahl und Raub. Die Nachwelt wird nicht verstehen können, wie die angebliche „Wissenschaft" sich so weit verirren konnte, gerade das häufigste und grausamste, schändlichste und gefährlichste Verbrechen gegen das Eigenthum als straffrei zu erklären. Man ging noch weiter und pries Jahrzehnte lang

---

[1] Funk S. 209 spricht nur von Ausbeutung fremder Noth „zu eigenem Gewinn"; der Wucher ist aber seinem Wesen nach nicht „Gewinn", sondern ein Verbrechen gegen das Eigenthum des Nächsten.

[2] Roscher § 113 findet Wucher nur dann, wenn absichtlich, wohl gar betrügerisch, Nothpreise herbeigeführt werden. Roscher hat seinem Scharfsinn durch die Verquickung von Betrug und Wucher ein bedenkliches Zeugniß ausgestellt. Betrug und Wucher sind ebenso verschieden, wie Diebstahl und Raub. Das Moment heimlicher Irreleitung einerseits, offener Gewalt andererseits trennt sie.

die Aneignung fremden Eigenthums in der Form des Wuchers als das heiligste Recht jedes Einzelnen. Möglichsten Gewinn zu ziehen, müsse Jedem erlaubt sein, sagten diese Sophisten, welche die sittliche Grundlage des Erwerbes vernichteten.

Die wirthschaftliche Stärke des Wucherers, welcher den Schwachen plündert, braucht nicht gerade in großem Besitze, die Schwäche des Geplünderten nicht gerade in bitterer Noth zu bestehen. Diese Form ist allerdings die augenfälligste; es kommt aber vielleicht noch häufiger vor, daß der Wucherer mit großer Raffinirtheit und schlauer Berechnung in der Festsetzung des Zahlungstermins und in der Abfassung des Darlehensvertrags den Leichtsinn seines Opfers ausbeutet und ihm einen eisernen Ring um den Hals wirft; daß er seine Gewandtheit und geschäftliche Ueberlegenheit benützt, um den Unerfahrenen mit süßen schmeichelnden Worten an den Rand des Abgrundes zu führen, von wo es keinen Rückweg mehr gibt; daß er Ehrenwort und edle Gefühle benützt, um an den Schwachen so lange Erpressungen vorzunehmen, bis er deren ganzes Eigenthum sich selbst zugeeignet hat. Augenblickliche Noth und Hilfsbedürftigkeit, Leichtsinn und Unerfahrenheit bilden die Momente der Schwäche, welche der überlegene Wucherer zur Plünderung seiner Opfer, zur Aneignung des fremden Eigenthums benützt.

Die Form des Gelddarlehens gehört ursprünglich und noch heute nach dem üblichen Sprachgebrauche zum Wesen des Wuchers. In abgeleiteter Weise wird aber auch im übrigen Verkehre, sobald Aneignung fremden Eigenthums durch Ausbeutung der Noth, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit vorliegt, die Bezeichnung Wucher gebraucht und man spricht deßhalb von Getreidewucher, Waarenwucher, Miethwucher, Häuserwucher u. s. w.

Damit ist der sittliche und rechtliche Begriff des Wuchers bestimmt. Nun kommt aber die schwierige Frage nach dem Merkmale, woran man erkennt, daß im Darlehensvertrage die Grenzen des erlaubten Gewinnes überschritten und die Aneignung fremden Eigenthums erfolgt sei. Die Antwort hierauf kann nicht die Moral und nicht die Rechtswissenschaft, sondern nur die Volkswirthschaft geben.

Alle producirten Werthe entstehen aus einer Verbindung des Naturfactors mit der Arbeit. Die Natur, soll sie Früchte tragen, muß von der Arbeit befruchtet werden; umgekehrt kann die Arbeit sich gar nicht bethätigen, wenn ihr der Stoff fehlt. Sogar die geistige Arbeit bedarf eines bestimmten Inhalts. Die Arbeit ist also gezwungen, wenn sie besitzlos oder kapitallos ist, ein Kapital sich zu entlehnen. Für die Ueberlassung der Kapitalnutzung wird der Inhaber des Kapitals auf eine Vergütung bedacht sein. Wie hoch darf diese Vergütung sein? Die Antwort ergibt sich aus der Natur der Sache.

Dem Arbeiter muß, nach Abzug aller Kosten für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt und aller sonstigen nothwendigen Ausgaben, mindestens noch soviel Arbeitsertrag bleiben, um a) die Zinsen bezahlen, b) außerdem noch soviel erübrigen zu können, um in einer bestimmten Frist die dargeliehene Schuldsumme begleichen zu können. Selbstverständlich ist hier der Durchschnittsarbeiter gemeint, nicht der knauserige und nicht der verschwenderische. Auch ändert es im Wesen der Sache nichts, ob dem Darleiher ein selbständiger Producent oder ein Unternehmer als Vertreter einer größern Anzahl von Arbeitern gegenübersteht. Der Arbeitsertrag muß im Lohne die Bedürfnisse der Arbeiter decken, muß die Zinsen erübrigen und die Reproduction des Kapitals in der bestimmten Schuldfrist ermöglichen. Wird der Arbeitsertrag durch den Kapitalsgewinn unter dieses Niveau herabgedrückt, dann eignet sich der Darleihende Arbeitsertrag, Eigenthum des Producenten an und begeht Wucher. Trendelenburgs Definition von Wucher ist nicht ganz zutreffend. Der Wucher beginnt nicht erst, wenn der Borger nothwendig von seinem Eigenthum zusetzen muß; er ist schon gegeben, wenn es dem Entleiher der Natur der Sache nach nicht gelingen kann, den Zins und die Reproduction des Kapitals aus dem Erwerbe des Darlehens zu ermöglichen. Ist der Arbeiter genöthigt, außerdem noch von dem Seinigen zuzusetzen, von jenem Arbeitsertrage, welcher für die Bedürfnisse des Lebens nothwendig ist, an den Darleiher abzugeben, dann ist der Wucher in potenzirter Gestalt, als Aneignung fremden Liedlohns, als himmelschreiende Sünde vorhanden.

Aus dieser Erörterung ergibt sich von selbst die Bestimmung des wirthschaftlichen Momentes des Wuchers. Wucher, als Aneignung fremden Eigenthums, ist immer gegeben, wenn der Darleiher von dem aus Kapital und Arbeit geschaffenen Werthe als Kapitalsvergütung einen so hohen Procentsatz wegnimmt, daß der Entleiher aus dem Arbeitsertrage Verzinsung und Reproduction des Kapitals nicht mehr ermöglichen kann.

Das entscheidende Moment des Wuchers liegt in der wirthschaftlichen Situation des Entleihenden, nicht des Darleihenden. Für die sittliche Beurtheilung ist die Willensrichtung des Darleihenden von größtem Belange, für die wirthschaftliche Begriffsbestimmung ist der Gewinnantheil des Arbeitsertrages ausschließlich maßgebend. Für den Landwirth, welcher nur mit 3—4 Procent Reingewinn arbeitet, sind 5—6 Procent schon Wucherzinsen. Der Gewerbsmann, welcher durchschnittlich 10 Procent gewinnt, kann vielleicht 4—6 Procent, der Händler, welcher bei günstigen Conjunctionen 30—40 Procent gewinnt, kann auf kurze Zeit sogar 12—20 Procent verzinsen, ohne daß Wucher vorläge. Deßhalb ist es unmöglich, für Landwirthschaft, Gewerbe, Handel einen gleichmäßigen Zinsfuß festsetzen zu

wollen. Die Schranke, welche für den Großhandel viel zu eng wäre, würde für den Landwirth die Höhe unerschwinglicher Wucherzinsen bedeuten. Ebenso absurd ist es, wenn die Nationalökonomen einen einheitlichen Maßstab an verschiedene Zeiten mit gänzlich veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen anlegen, wie dieß so regelmäßig geschieht. Was in der einen Zeit schon schändlicher Wucher ist, kann in einer anderen Periode bei wesentlich erhöhtem Arbeitsgewinn noch erlaubte Kapitalsvergütung sein.

Damit sind wir von selbst zu der vielumstrittenen Frage von der Erlaubtheit oder Unerlaubtheit des Zinsengenusses und Zinsengewinnes gekommen. Indem festgestellt wurde, wo der Wucher anfängt, wurde zugleich die Grenzlinie gezogen für die Berechtigung des Zinses.

Mit dem Eigenthume, als dem Rechte, einen Werth ausschließlich zu besitzen, ist schon von selbst die Berechtigung des Zinses gegeben. Wenn der Eigenthümer einen Theil seines Besitzes dem Besitzlosen zur Benützung überläßt, so hat er das ganz selbstverständliche Recht, sich eine Vergütung hierfür gewähren zu lassen. Er hat nicht bloß ein Recht, er übt eine Wohlthat; bei der Beschränktheit der Naturgaben, bei der ungleichen Vertheilung derselben durch das Eigenthum ist es für den Besitzlosen von größtem Vortheile, gegen eine kleine Vergütung und gegen eine mäßige Hingabe vom Arbeitsertrage einen Besitz erwerben zu können. Ob das Eigenthum in der Form von Boden- und Häuserwerthen, von Arbeitswerkzeugen und mobilen Werthen (Geld) zur Benützung überlassen wird, ist an sich gleich und statuirt im Wesen keinen Unterschied. Thatsache ist, daß in letzterer Form die Aneignung von unerlaubtem Gewinn, die Ausbeutung der Arbeit, die Hinwegnahme von Arbeitsertrag in wucherischer Höhe viel leichter und viel häufiger ist, als bei der Leihe von Immobiliarwerthen gegen Zins. Allein die größere oder mindere Fähigkeit des Mißbrauches kann das Recht nicht aufheben, für Ueberlassung von Eigenthum in irgendwelcher Form Nutzungsvergütung zu beanspruchen. Die Fähigkeit des Mißbrauches fordert aber die Gesellschaft dazu auf, Schranken gegen wucherische Ausbeutung zu errichten.

Zins als Vergütung für Kapitalsnutzung findet seine sittliche und juristische Rechtfertigung im Eigenthumsrechte; seine wirthschaftliche Berechtigung und Nothwendigkeit liegt in der Beschränktheit der Naturgaben und Kapitalgüter.

Gegen diese Auffassung führt man die scholastische Theorie in's Gefecht, daß derjenige, welcher Grund und Boden gegen Zins verleihe, eine fruchtbringende Sache dem Borger zur Benützung überlasse und darum mit Recht eine Vergütung fordern könne; ganz anders sei das Verhältniß bei verbrauchbaren Sachen, welche dadurch, daß man sie gebrauche, einfach aufhören, zu existiren. Indem man Getreide zum Unterhalte gebrauche, ver-

brauche man es zugleich; wenn ferner Jemand das Geld zum Ankaufe gebrauche, sei es einfach verbraucht, das Darlehen habe aufgehört, es sei verschwunden. Zwischen Grund und Boden und zwischen Geld existire der Unterschied, daß das Grundstück Früchte bringe, das Geld dagegen unfruchtbar sei; die Leihe des Grundstückes berechtige darum zur Forderung einer Nutzungsvergütung, bei Geldbarleihen dagegen sei Zins unstatthaft.

Diese Theorie verwechselt zwei, wirthschaftlich ganz verschiedene Begriffe, nämlich Geld und Kapital, sie geht ferner von einer gänzlich falschen Auffassung von Consumtion aus. Das Verhältniß von Geld und Kapital wird bei der Darstellung der historischen Entwicklung Erörterung finden; prüfen wir dagegen sofort das Verhältniß von Production und Consumtion.

Die Nationalökonomie des Mittelalters und der Neuzeit ist in einer einseitigen Auffassung des Prozesses der Güterproduction befangen; sie scheidet scharf die Begriffe von Production und Consumtion, legt den einen Gütern, welche in Production übergehen, Fruchtbarkeit bei, während sie diese Eigenschaft allen anderen Gütern, welche verzehrt werden, abspricht. Diese Anschauung konnte sich nur dadurch geltend machen, daß man vergaß, daß nicht die Production von Gütern Endzweck sei, sondern daß der Mensch den Mittelpunkt der Wirthschaft bilde. Die wirthschaftliche Thätigkeit bildet einen Kreislauf, wobei die Güter den Charakter von Production und Consumtion fortwährend verwechseln. Ein Werth schafft dadurch, daß er consumirt wird, sofort neuen und größeren Werth[1], und alle Werthe, welche in der Production erzeugt werden, haben die schließliche Aufgabe, in Consumtionsgüter umgewandelt zu werden. Production und Consumtion lassen sich wohl abstract getrennt betrachten, in dem concreten Falle des wirthschaftlichen Güterprozesses dagegen findet ein fortwährendes Uebergehen von Productionswerthen in Consumtionsgüter und umgekehrt statt. Ziel und Endzweck aller Production besteht darin, immer größere Kreise von Gütern dem Consume der Menschheit zuzuführen und die Natur am Leben des Menschen theilnehmen zu lassen. Je mehr Consumtionsgüter der Natur abgerungen werden können, um so rascher kann die Vermehrung der Menschheit zunehmen, um so mehr wird die Fruchtbarkeit der Gesellschaft sich steigern, um so mehr wird in der Arbeit des Menschen fruchtbringende Kraft ausströmen können, um neue Güter zu schaffen.

Wenn aus Wasser, Luft und verwittertem Gestein die Pflanze sich bildet, so consumirt sie vorhandene Werthe, aber das Product, die Pflanze besitzt mehr Werth, als die Güter, welche sie zerstört oder consumirt hat[2].

[1] In dieser Thatsache liegt die wirthschaftliche Voraussetzung der Berechtigung der Zinsen.

[2] Der wirthschaftliche Begriff von Fruchtbarkeit ist durch zwei Momente bestimmt: einmal, daß das Product vollkommener ist als seine frühere Erscheinungsform, zweitens

Luft, Wasser und Gestein wurden in die höhere Region des Pflanzenlebens übergeführt. Die Futterpflanze wird vom Thier consumirt und geht dadurch in das lebendige thierische Reich über. Von Pflanzen und Thieren nährt sich endlich der Mensch, er zerstört wieder die niedrigere Stufe des Lebens, aber nur um sie an seinem eigenen Leben theilnehmen zu lassen, um sie in der Erhaltung seiner Lebenskraft der höchsten Fruchtbarkeit zuzuführen. Vom Gestein zur Pflanze, von der Pflanze zum Thierleben, vom Thierleben bis zum Menschen fand ein fortwährender Wechsel von Production und Consumtion statt, die Consumtion schuf immer neue und zwar höhere und größere Werthe. Ein Consumtionsgut, welches der Mensch verbraucht, ist nicht einfach verschwunden, es wird im Menschen fruchtbar und hat dadurch den Gipfelpunkt productiver Kraft erreicht. Das vom Menschen consumirte Gut bildet die Blüthe der Production.

Es kann nichts Thörichteres geben, als zu wähnen, ein Consumtionsgut verschwinde einfach in seinem Verbrauche; im Gegentheile, es wird auf eine höhere Stufe der productiven Thätigkeit erhoben und erzeugt Mehrwerth. Vom Menschen strömt das consumirte Gut in der Arbeitsthätigkeit wieder als productive Kraft aus und schafft neue Productiowerthe, bis diese nach einer Reihe von Verwandlungen als Consumtionsgut wieder zum Menschen zurückströmt, um den Kreislauf von vorne zu beginnen.

Die Ansicht, daß nicht der Mensch, sondern die Erzeugung von Gütern, von Mammon Endzweck der Wirthschaft sei, hat zu den lächerlichsten Folgerungen Veranlassung gegeben. List hat dieß in einem drastischen Beispiele veranschaulicht: „Wer Schweine züchtet, ist productiv thätig; wer Menschen erzieht, nicht." Noch heute gibt es eine ökonomische Schule, welche nur der körperlichen Arbeit die Fähigkeit, productive Werthe zu schaffen, vindicirt. Diese Verirrung hängt zusammen mit der scholastischen Theorie von den verbrauchbaren, consumptiblen Werthen. Aus dieser Theorie ist auch die heute allmächtige Phrase von Consumtiv- und Productivdarlehen erwachsen. Es ist merkwürdig, welche Macht Schlagwörtern innewohnt; nur dadurch ist es erklärlich, daß sich die Unterscheidung von Consumtiv- und Productivdarlehen, welche eigentlich ganz sinnlos ist, einbürgern und namentlich in der Moraltheologie eine gewisse Herrschaft erringen konnte. Das Beispiel von List ist auch hier sprechend. Also wenn Jemand

daß es Mehrwerth besitzt. Die Definition, daß fruchtbar nur eine Sache sei, welche ihr Aehnliches hervorbringe, paßt nicht auf den wirthschaftlichen Productionsproceß. Jedes Product im wirthschaftlichen Sinne entspringt aus Kapital und Arbeit, und darin ist die Verschiedenheit größerer Vollkommenheit und der Mehrwerth begründet. Nur organische Wesen bringen wieder Aehnliches hervor. Aber der Acker, obwohl er fruchtbar ist, gebärt keinen Acker, sondern er bringt die Frucht des Samens hervor, welchen die arbeitende Hand gesät hat.

ein Anlehen aufnimmt, um Schweine zu züchten, so ist das Darlehen productiv; wenn er es zum eigenen Studium verwendet, so ist es nicht productiv, sondern consumtiv. Der Fehler der Argumentation liegt auch bei der Unterscheidung von Productiv- und Consumtivdarlehen darin, daß das äußere, materielle Gut, nicht der Mensch als Ausgangspunkt der Betrachtung genommen wird. Wenn eine Sache vom Menschen consumirt wird, so schafft sie allerdings kein äußeres Gut, aber deßhalb ist sie noch nicht unproductiv; im Gegentheile, in der Aufnahme in das Leben des Menschen erlangt sie die höchstmögliche Fructificirung, sie erlangt neuen und höheren Werth, als sie in ihrer früheren Erscheinung besessen hat. Der größere Theil der Moraltheologen hat die frühere scholastische Theorie von der Unfruchtbarkeit des Geldes geopfert und hat sich dafür auf die Distinction von Consumtiv- und Productivdarlehen zurückgezogen. Beim Productivdarlehen sei das Zinsennehmen immer erlaubt, beim Consumtivdarlehen nur, wenn die Zinstitel dafür sprechen. Die Zinstitel sprechen aber immer dafür, denn in einer Zeit, wo man sein Geld in Productivdarlehen anlegen kann, ist zum mindesten immer der Titel des entgehenden Gewinnes (lucrum cessans) gegeben, folglich müßte man, wollte man überhaupt consequent denken, zu der allgemeinen Behauptung kommen, daß das Gelddarleihen immer die Zinsen rechtfertige.

Es gibt indeß kein Consumtivdarlehen in dem Sinne, welchen einige Theologen voraussetzen. Unter Consumtivdarlehen verstehen sie die sofortige Consumirung der Darlehenssumme; das Geld werde in diesem Falle verbraucht, „bringe keine Frucht“ und könne darum auch keine Zinsen zahlen. Es ist immer dieselbe Täuschung über den Charakter eines Consumtionsgutes. Nehmen wir einige Beispiele. Ein Handwerker kommt in Folge von Krankheit in Noth und braucht ein Darlehen. Das Geld, welches ihm der Nachbar leiht, wird sofort consumirt und verschafft dadurch dem Armen die Möglichkeit, seine Gesundheit zu erlangen und in wohlhabende Verhältnisse wieder hineinzukommen. Nun frage man diesen Armen: welches Geld für ihn productiver war, dasjenige, das ihm ein Bekannter gab, um mehr Stiefel machen und mehr Gesellen beschäftigen zu können, oder vielmehr jene Summe, welche er sofort consumirte, dafür aber seine Arbeitskraft wieder erlangte und seiner Familie erhalten blieb? Hat nicht gerade dieses Consumtivdarlehen die größtmögliche Fruchtbarkeit gezeigt? Und worin soll das sittliche Moment bestehen, welches verbieten würde, für ein solches Darlehen Zinsen zu stipuliren? Wenn ein armer Student kein Fortkommen mehr findet, es erbarmt sich aber desselben ein milder Mann und gibt ihm ein Darlehen, welches alsbald consumirt wird, um während der zwei oder mehr Jahre der Studien noch seinen Lebensunterhalt zu finden, bis er eine Stellung erreicht, so ist dieß gewiß ein Consumtivdarlehen. Aber hat es

nicht die höchste Fructificirung erlangt? Und welches sittliche Bedenken sollte obwalten, nicht bloß die Rückzahlung, sondern auch Zinsen zu fordern?

Mit der Unterscheidung von Consumtiv- und Productivdarlehen ist gar nichts erklärt, weil auch das Consumtivdarlehen Früchte trägt, nur in der Form der Aufnahme in eine andere Wertherscheinung. Eine Zerstörung ohne Frucht und Werthübertragung findet nur in dem Falle der Verschwendung statt. Die Verschwendung ist unsittlich, weil es eine bloße Zerstörung ohne neue Werthschöpfung, ohne Frucht ist. Das Volk unterscheidet in dieser Beziehung viel feiner, als die Gelehrten. Der gesunde Sinn des Volkes findet im Genusse der Consumgüter keine Zerstörung, sondern ein erhaltendes, fruchttragendes Element. Aber in der Verschwendung, im übertriebenen Luxus findet es eine fruchtlose und darum verwerfliche und unsittliche Zerstörung von Gütern. Wie strenge zeigt sich die Mutter, welche dem Kinde mit zärtlicher Liebe das Brod zum Essen reicht, falls das Kind dieses Brod im Spiele verderben, zerstreuen oder zerstören wollte! Das Brod ist verschwunden, ob das Kind dasselbe ißt oder im Spiele zerstört und in Brosamen mit Füßen tritt. Aber in ersterem Falle bringt es Frucht und erzeugt Leben, im zweiten Falle ist es muthwillig und verschwenderisch zerstört. Diesen gewaltigen wirthschaftlichen und sittlichen Unterschied begreift jede Bauersfrau; die deutschen Professoren aber kennen ihn nicht und wiederholen fortwährend die Behauptung, das consumtive Darlehen bringe keine Frucht. Wollen sie die Annahme aufrechterhalten, daß bei einem Gelddarlehen, welches zerstört werde und keine Früchte bringe, Zins nicht gefordert werden dürfe, dann haben sie ein Privilegium geschaffen, nicht für die Armen, sondern für die Verschwender, welche in unsittlichem Luxus Werthe vernichten.

Es gibt im Darlehensverkehr eine Form, welche durch und durch unsittlich ist und welche von denjenigen, die sich mit dem Consumtivdarlehen so sehr abplagen, dunkel geahnt, aber unrichtig formulirt wurde. Es ist der rein lucrative Erwerb gegenüber dem productiven Erwerbe[1]. Die moderne Nationalökonomie erklärt jeden Erwerb, auch den lucrativen, als berechtigt, und sie kam schließlich bei der Aufhebung der Wuchergesetze an. Nach christlicher Anschauung dagegen muß jeder Besitz ehrlich und redlich durch Erbe oder Arbeit erworben werden. „Der Mensch wird zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen," sagt Trithemius, „und darum widerspricht es der Natur des Menschen, wenn er ohne Arbeit leben will, wie dieß beim Geldwuchern der Fall. Adam selbst, als er

---

[1] Auch Funk identificirt lucrativen und productiven Erwerb, und deßhalb haftet an seiner Beweisführung und seinen Resultaten eine gewisse sittliche Schwäche und Unsicherheit. Er erreichte nicht jene sittliche Höhe, welche das Christenthum fordert.

noch im Stande der Unschuld war, mußte das Paradies bebauen und b hüten, also arbeiten, und nachdem er gesündigt, wurde ihm die Arbeit al ein schweres Joch, dem weder er noch irgend einer seiner Nachkommen si entziehen durfte, auferlegt. Denn für Alle gilt der Ausspruch Gottes: i Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen." [1]

Diesem Gesetze des redlichen Erwerbes durch ehrliche Arbeit wollen sic die Wucherer nicht beugen; wie der Dieb, wie der Räuber, wie der Betrüge wollen sie erwerben, rasch erwerben, schnell reich werden, aber nicht durc Arbeit oder durch Förderung der Arbeit in der Ueberlassung von Kapital gütern gegen kleine Vergütung. Sie wollen erwerben ausschließlich au Kosten des Eigenthums Anderer, d. h. sie wollen dasselbe thun, wie de Dieb, Räuber und Betrüger, aber in anderer Form, sie wollen im Darlehe mühelos fremden Besitz sich aneignen, indem sie aus dem wirthschaftlichen Verluste Anderer planmäßigen Gewinn ziehen. Der hl. Ambrosius drückt dieß mit gewohnter Schärfe und Prägnanz also aus: „Fremde Verluste bilden den Gewinn des Wucherers; alles, was Andere noch besitzen, hält er für eigenen Verlust." [2] Diejenigen, welche in dieser Form reich werden wollen, haben gar nicht die Absicht, durch Gelddarlehen dem Anderen die Möglichkeit zu bieten, leben zu können oder productive Werthe zu schaffen, sie werden ausschließlich von dem Gedanken beherrscht, den Besitz desjenigen, dem sie ein Darlehen geben, in eigene Gewalt zu bekommen. Ob das Darlehen productiv oder consumtiv sei, um diese Schlagworte zu gebrauchen, daran denkt der Habsüchtige nicht; er ist ja weit entfernt, dem Borger die Noth zu erleichtern oder einen Gewinn ermöglichen zu lassen, er will nur so rasch als möglich aus den berechneten Verlusten des Nächsten den höchsten Gewinn ziehen. Am liebsten wenden sich die Wucherer an Wohlhabende, weil da am meisten zu erbeuten ist; sie offeriren ein „Productivdarlehen", weil sie nur auf diesem Wege das reiche Opfer umgarnen können. Der hl. Ambrosius schildert dieß in folgender anschaulicher Weise: „Sie fahnden nach neuen Erben und lassen durch ihre Agenten reiche Jünglinge ausforschen; sie suchen in ihre Nähe zu kommen, indem sie freundschaftliche Beziehungen zu ihren Eltern oder Vorfahren heucheln, um auf diese Weise ihre Privatverhältnisse kennen zu lernen. Finden sie, daß das Opfer Geld brauchen könne, dann erheben sie Anklage über Mangel an Zutrauen und beschweren sich über falsche Scham, daß nicht gleich voraus auf ihre Dienste gerechnet worden sei. Sehen sie aber, daß keinerlei Bedürfniß nach einem Anleihen vorliegt, dann flüstern sie ihren

[1] Janssen I, 403.

[2] De Tobia (*Migne* I, 767): Nihil nequius foeneratoribus, qui aliena damn lucra sua arbitrantur, et dispendio suo deputant, quidquid ab aliis possidetur.

Opfer zu, daß ein prächtiges Gut, ein herrliches Zinshaus billig zu kaufen sei; sie übertreiben die Erträgnisse des Gutes, schildern in glänzenden Farben die hohen Einnahmen, welche jedes Jahr erzielt werden können; sie offeriren gemeinsamen Kauf. Endlich sagt das Opfer: „Ich verfüge nicht über so viel Geld.' ‚Sie brauchen kein Geld, verfügen Sie über das meinige, wie über Ihr eigenes Geld. Die Erträgnisse sind so reich, daß die Schuld ohnehin bald getilgt werden kann.' „Die Wucherer," fährt Ambrosius fort, „bereden den Jüngling zum Ankaufe fremden Besitzes, um ein Mittel zu finden, ihn seines eigenen Besitzes berauben zu können. Sie legen Netze und locken ihn hinein, sie treiben ihn in die Netze der Pfandschulden und in die Stricke der Wucherzinsen. Sie lassen sich das ererbte Landhaus, die väterliche Gruft verpfänden. Der Zahlungstermin wird festgesetzt, Vereinbarung über Verlängerung nicht getroffen, man wiegt ihn aber in volle Sicherheit. Plötzlich erhebt der Wucherer mit immer größerem Ungestüm die Zahlungsforderung. Auf die Klagen und Vorwürfe des Schuldners hat er immer nur die Erwiederung: ‚Du besitzest das schöne Gut, du hast mein Geld; ich habe dir baar Geld gegeben und besitze dafür nichts als eine Schuldverschreibung; du nimmst die Erträgnisse des Gutes ein, ich habe keinerlei Gewinn von meinem Gelde.' Der ganze Lärm hat nur den Zweck, ein neues Schuldversprechen zu erpressen." Und nun schildert Ambrosius in bekannter Meisterschaft, wie der Bewucherte, um nur vorerst seinen Besitz zu retten, in den Prolongationen immer neue Verbindlichkeiten eingeht, wie die ursprünglich kleine Schuldsumme riesig anschwellt, die Zinsen emporschnellen! Dann beginnt der Plünderungskampf, in welchem der Wucherer sein Opfer wie ein Wild verfolgt, bis es erschöpft zu Boden sinkt. Es fleht um Erbarmen, noch sind ja reiche Verwandte vorhanden, welche helfen können und sicherlich auch wollen. Der Wucherer zeigt sich plötzlich von Mitleid gerührt und heuchelt neuerdings Wohlwollen, um auch die reichen Freunde, welche Bürgschaft leisten, schließlich mitausplündern zu können. Der Auswucherungsprozeß beginnt nun mit den Bürgen, mit demselben Erfolge, daß nach Verlauf weniger Fristen ihr ganzes Vermögen in den Händen des Wucherers ist[1].

Diese Art des Wuchers, diese Ausnützung des Darlehens, durch schlau berechnete, planmäßige Verluste des Nächsten dessen Vermögen sich anzueignen, wurde viel zu sehr verkannt, ja gar nicht beachtet. Hefele[2] hat die Behauptung aufgestellt, daß die Kirchenväter bei ihren Klagen „immer nur den eigentlich Dürftigen im Auge haben, dessen Noth durch die Zinsen noch immer mehr gesteigert werde". Seitdem ist in allen Abhandlungen über Zins und Wucher zu lesen, daß die Kirchenväter nur in der Ausbeutung der Noth das sündhafte Element erblicken. Man

[1] De Tobia c. 6 et 7. [2] L. c. S. 35.

kommt auf diesem Wege dann wieder zum beliebten Schlagworte vom „Consumtivdarlehen". Gerade aber die zwei Schriften der Patristik[3], welche nicht bloß gelegentlich, sondern systematisch die Frage von Zins und Wucher behandeln, nehmen einen ganz anderen Standpunkt ein. Schon die Stelle, welche soeben aus Ambrosius angeführt wurde, sagt das gerade Gegentheil. Was die Kirchenväter bekämpfen, das ist nicht bloß die Ausbeutung der Noth, sondern der habsüchtige Gewinn überhaupt, das ist der lucrative Erwerb ohne Arbeit, das ist die Aneignung fremden Eigenthums in der Form des Darlehens durch planmäßig berechnete Verluste des Borgers. Der reiche Jüngling, welchen der hl. Ambrosius beispielsweise anführte, hat mit dem Anlehen ein schönes, ertragsfähiges Gut angekauft, sein Darlehen war also „productiv", um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Zinsen waren, wie Ambrosius[4] ausdrücklich erwähnt, die regelmäßigen und gesetzmäßigen; dennoch fand der Wucherer in der Pfandbestellung und in den Zahlungsfristen hinreichende Mittel, sein Opfer zu ruiniren. Die Polemik der Kirchenväter galt nicht diesem oder jenem Zinsfuße, sondern dem ganzen altrömischen Erwerbssysteme, welches die ehrliche Arbeit und den redlichen Erwerb verabscheute und sich lieber von Ausbeutung, Erpressung, Plünderung, von Betrug und Wucher ein Vermögen sammelte. Hiergegen richteten sich die Anstrengungen der Väter, welche die Gesellschaft auf den höheren Standpunkt der christlichen Lehre vom Erwerbe emporheben wollten.

Auch heute wäre es viel nothwendiger, statt die Berechtigung des Zinsennehmens, worauf ja die ganze moderne Volkswirthschaft beruht, höchst überflüssiger Weise zu erörtern, die Grenzen zu bestimmen, wo der productive Gewinn aufhört, und der lucrative Gewinn, die Aneignung fremden Eigenthums in künstlich herbeigeführten Verlusten des Nächsten beginnt. Hier liegt die Aufgabe der Gegenwart für Moral, Recht und Volkswirthschaft. Nach der christlichen Anschauung kann nur jener Erwerb berechtigt sein, welcher durch Arbeit erworben wird, und zwar in der Weise, daß der Kapitalbesitzer (im weitesten Sinne des Wortes) seinen Besitz entweder selbst bewirthschaftet, oder denselben theilweise oder ganz gegen mäßige Entschädigung kapitallosen Arbeitern zur Fructificirung überläßt. Wir sagen: gegen eine mäßige Entschädigung, und wir haben die Grenze genau bestimmt. Der ehrlichen und redlichen Arbeit muß es möglich sein, im Arbeitsertrage die Zinsen und die Reproduction des Kapitals erübrigen zu können. Innerhalb dieser Grenze ist die Leihe gegen Zins eine der größten Wohlthaten, weil dadurch das Ideal, Allen den möglichsten Antheil an den Gütern der Erde zur Befruchtung durch die Arbeit gewähren zu können, der Erfüllung näher gebracht wird.

[1] *Ambrosius*, De Tobia, und *Basilius*, In Psalm. 14.

[2] Cap. 7: Centesima (zwölf Procent), ein Procent per Monat.

Der lucrative Erwerb, welcher keine Werthe schafft, sondern bloß von Verlusten Anderer gewonnen wird, ist unsittlich und soll auch vom Rechte geächtet und vom Strafgesetze getroffen werden. Er nistet nicht bloß im Darlehen, sondern kann in jeglichem Tausch- und Kaufgeschäfte vorkommen, z. B. in unterwerthiger Waare und bei Fälschungen, in den tausend Formen der Uebervortheilung, Ueberlistung und Täuschung, im verschleierten Betruge u. s. w.; er findet sich namentlich auch in der Ausbeutung der Noth der Arbeiter, in den Hungerlöhnen, in den Attentaten auf die Gesundheit der Arbeiter, in dem Hereinziehen von Weib und Kind in die Fabriken, um den Lohn drücken zu können. Jeder Gewinn, welcher aus der Speculation auf die Verluste Anderer entspringt, ist unsittlich und schändlich. Es ist die Aufgabe jedes Einzelnen, seinen Erwerb in productiver Thätigkeit, in dem Schaffen von Werthen und in der Ermöglichung der Fruchtbarmachung fremder Arbeit zu gewinnen. Dieß ist der christliche Standpunkt, wie er von den Kirchenvätern so energisch vertreten wurde. Leider kam dann die Scholastik, welche sich im Formalismus des römischen Rechtes selbst gefangen gab und sich dazu noch die naive Verirrung des Aristoteles in seiner Lehre von der Unfruchtbarkeit der konsumptiblen Werthe im Allgemeinen, des Geldes im Besonderen aneignete.

Zwei Momente sind es, welche den scholastischen Wucherbegriff bilden und diese beiden Elemente haben mit der christlichen Lehre absolut nichts gemeinsam. Diese Bemerkung dürfte für diejenigen nicht überflüssig sein, welche die scholastische Theorie gerne zu einer „Errungenschaft" der christlichen Moral erheben möchten. Das Eine Element des scholastischen Wucherbegriffes bildet die Behauptung der Unfruchtbarkeit des Geldes, welche Ansicht von einem heidnischen Philosophen [1] entlehnt wurde. Nun ist es ja Thatsache, daß das Geld, sobald es nur als Tauschmittel gebraucht wird, um Gebrauchswerth gegen Gebrauchswerth von einem Besitzer auf den andern zu übertragen, nicht selbst werthbildend sein kann [2]. Ganz anders gestaltet sich aber das Verhältniß, wenn die Arbeitstheilung soweit fortgeschritten ist, daß nicht mehr bloß Gebrauchswerthe gegen Gebrauchswerthe umgetauscht werden, sondern daß überwiegend Theilarbeiten, welche eine lange Reihe von Tauschwerthen durchlaufen müssen, bis sie Gebrauchswerth erlangen, producirt werden. Dann macht sich die Nothwendigkeit des Credites geltend, das Geld wird zum Kapital, fruchttragend und werthbildend, wie bei Feststellung des Begriffes Credit näher erörtert werden wird. Aristoteles hatte nur die Form des Geldes als Tauschmittel von Gebrauchswerthen vor Augen, wie aus folgenden Aeußerungen her-

[1] *Aristoteles*, De rep. lib. I, c. 10.
[2] „Die Circulation oder der Waarenaustausch schafft keinen Werth." Marx S. 148.

kommt auf diesem Wege dann wieder zum beliebten Schlagworte vom „Consumtivdarlehen". Gerade aber die zwei Schriften der Patristik[1] welche nicht bloß gelegentlich, sondern systematisch die Frage von Zins und Wucher behandeln, nehmen einen ganz anderen Standpunkt ein. Schon die Stelle, welche soeben aus Ambrosius angeführt wurde, sagt das gerade Gegentheil. Was die Kirchenväter bekämpfen, das ist nicht bloß die Ausbeutung der Noth, sondern der habsüchtige Gewinn überhaupt, das ist der lucrative Erwerb ohne Arbeit, das ist die Aneignung fremden Eigenthums in der Form des Darlehens durch planmäßig berechnete Verluste des Borgers. Der reiche Jüngling, welchen der hl. Ambrosius beispielsweise anführte, hat mit dem Anlehen ein schönes, ertragsfähiges Gut angekauft, sein Darlehen war also „productiv", um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Zinsen waren, wie Ambrosius[4] ausdrücklich erwähnt, die regelmäßigen und gesetzmäßigen; dennoch fand der Wucherer in der Pfandbestellung und in den Zahlungsfristen hinreichende Mittel, sein Opfer zu ruiniren. Die Polemik der Kirchenväter galt nicht diesem oder jenem Zinsfuße, sondern dem ganzen altrömischen Erwerbssysteme, welches die ehrliche Arbeit und den redlichen Erwerb verabscheute und sich lieber von Ausbeutung, Erpressung, Plünderung, von Betrug und Wucher ein Vermögen sammelte. Hiergegen richteten sich die Anstrengungen der Väter, welche die Gesellschaft auf den höheren Standpunkt der christlichen Lehre vom Erwerbe emporheben wollten.

Auch heute wäre es viel nothwendiger, statt die Berechtigung des Zinsennehmens, worauf ja die ganze moderne Volkswirthschaft beruht, höchst überflüssiger Weise zu erörtern, die Grenzen zu bestimmen, wo der productive Gewinn aufhört, und der lucrative Gewinn, die Aneignung fremden Eigenthums in künstlich herbeigeführten Verlusten des Nächsten beginnt. Hier liegt die Aufgabe der Gegenwart für Moral, Recht und Volkswirthschaft. Nach der christlichen Anschauung kann nur jener Erwerb berechtigt sein, welcher durch Arbeit erworben wird, und zwar in der Weise, daß der Kapitalbesitzer (im weitesten Sinne des Wortes) seinen Besitz entweder selbst bewirthschaftet, oder denselben theilweise oder ganz gegen mäßige Entschädigung kapitallosen Arbeitern zur Fructificirung überläßt. Wir sagen: gegen eine mäßige Entschädigung, und wir haben die Grenze genau bestimmt. Der ehrlichen und redlichen Arbeit muß es möglich sein, im Arbeitsertrage die Zinsen und die Reproduction des Kapitals erübrigen zu können. Innerhalb dieser Grenze ist die Leihe gegen Zins eine der größten Wohlthaten, weil dadurch das Ideal, Allen den möglichsten Antheil an den Gütern der Erde zur Befruchtung durch die Arbeit gewähren zu können, der Erfüllung näher gebracht wird.

[1] *Ambrosius,* De Tobia, und *Basilius,* In Psalm. 14.

[2] Cap. 7: Centesima (zwölf Procent), ein Procent per Monat.

Der lucrative Erwerb, welcher keine Werthe schafft, sondern bloß von Verlusten Anderer gewonnen wird, ist unsittlich und soll auch vom Rechte geächtet und vom Strafgesetze getroffen werden. Er nistet nicht bloß im Darlehen, sondern kann in jeglichem Tausch- und Kaufgeschäfte vorkommen, z. B. in unterwerthiger Waare und bei Fälschungen, in den tausend Formen der Uebervortheilung, Ueberlistung und Täuschung, im verschleierten Betruge u. s. w.; er findet sich namentlich auch in der Ausbeutung der Noth der Arbeiter, in den Hungerlöhnen, in den Attentaten auf die Gesundheit der Arbeiter, in dem Hereinziehen von Weib und Kind in die Fabriken, um den Lohn drücken zu können. Jeder Gewinn, welcher aus der Speculation auf die Verluste Anderer entspringt, ist unsittlich und schändlich. Es ist die Aufgabe jedes Einzelnen, seinen Erwerb in productiver Thätigkeit, in dem Schaffen von Werthen und in der Ermöglichung der Fruchtbarmachung fremder Arbeit zu gewinnen. Dieß ist der christliche Standpunkt, wie er von den Kirchenvätern so energisch vertreten wurde. Leider kam dann die Scholastik, welche sich im Formalismus des römischen Rechtes selbst gefangen gab und sich dazu noch die naive Verirrung des Aristoteles in seiner Lehre von der Unfruchtbarkeit der konsumptiblen Werthe im Allgemeinen, des Geldes im Besonderen aneignete.

Zwei Momente sind es, welche den scholastischen Wucherbegriff bilden und diese beiden Elemente haben mit der christlichen Lehre absolut nichts gemeinsam. Diese Bemerkung dürfte für diejenigen nicht überflüssig sein, welche die scholastische Theorie gerne zu einer „Errungenschaft" der christlichen Moral erheben möchten. Das Eine Element des scholastischen Wucherbegriffes bildet die Behauptung der Unfruchtbarkeit des Geldes, welche Ansicht von einem heidnischen Philosophen [1] entlehnt wurde. Nun ist es ja Thatsache, daß das Geld, sobald es nur als Tauschmittel gebraucht wird, um Gebrauchswerth gegen Gebrauchswerth von einem Besitzer auf den andern zu übertragen, nicht selbst werthbildend sein kann [2]. Ganz anders gestaltet sich aber das Verhältniß, wenn die Arbeitstheilung soweit fortgeschritten ist, daß nicht mehr bloß Gebrauchswerthe gegen Gebrauchswerthe umgetauscht werden, sondern daß überwiegend Theilarbeiten, welche eine lange Reihe von Tauschwerthen durchlaufen müssen, bis sie Gebrauchswerth erlangen, producirt werden. Dann macht sich die Nothwendigkeit des Credites geltend, das Geld wird zum Kapital, fruchttragend und werthbildend, wie bei Feststellung des Begriffes Credit näher erörtert werden wird. Aristoteles hatte nur die Form des Geldes als Tauschmittel von Gebrauchswerthen vor Augen, wie aus folgenden Aeußerungen der

[1] *Aristoteles*, De rep. lib. I. c. 10.
[2] „Die Circulation oder der Waarenaustausch schafft keinen Werth." Marx S. 148.

kommt auf diesem Wege dann wieder zum beliebten Schlagworte vom „Consumtivdarlehen". Gerade aber die zwei Schriften der Patristik[3], welche nicht bloß gelegentlich, sondern systematisch die Frage von Zins und Wucher behandeln, nehmen einen ganz anderen Standpunkt ein. Schon die Stelle, welche soeben aus Ambrosius angeführt wurde, sagt das gerade Gegentheil. Was die Kirchenväter bekämpfen, das ist nicht bloß die Ausbeutung der Noth, sondern der habsüchtige Gewinn überhaupt, das ist der lucrative Erwerb ohne Arbeit, das ist die Aneignung fremden Eigenthums in der Form des Darlehens durch planmäßig berechnete Verluste des Borgers. Der reiche Jüngling, welchen der hl. Ambrosius beispielsweise anführte, hat mit dem Anlehen ein schönes, ertragsfähiges Gut angekauft, sein Darlehen war also „productiv", um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Zinsen waren, wie Ambrosius[4] ausdrücklich erwähnt, die regelmäßigen und gesetzmäßigen; dennoch fand der Wucherer in der Pfandbestellung und in den Zahlungsfristen hinreichende Mittel, sein Opfer zu ruiniren. Die Polemik der Kirchenväter galt nicht diesem oder jenem Zinsfuße, sondern dem ganzen altrömischen Erwerbssysteme, welches die ehrliche Arbeit und den redlichen Erwerb verabscheute und sich lieber von Ausbeutung, Erpressung, Plünderung, von Betrug und Wucher ein Vermögen sammelte. Hiergegen richteten sich die Anstrengungen der Väter, welche die Gesellschaft auf den höheren Standpunkt der christlichen Lehre vom Erwerbe emporheben wollten.

Auch heute wäre es viel nothwendiger, statt die Berechtigung des Zinsennehmens, worauf ja die ganze moderne Volkswirthschaft beruht, höchst überflüssiger Weise zu erörtern, die Grenzen zu bestimmen, wo der productive Gewinn aufhört, und der lucrative Gewinn, die Aneignung fremden Eigenthums in künstlich herbeigeführten Verlusten des Nächsten beginnt. Hier liegt die Aufgabe der Gegenwart für Moral, Recht und Volkswirthschaft. Nach der christlichen Anschauung kann nur jener Erwerb berechtigt sein, welcher durch Arbeit erworben wird, und zwar in der Weise, daß der Kapitalbesitzer (im weitesten Sinne des Wortes) seinen Besitz entweder selbst bewirthschaftet, oder denselben theilweise oder ganz gegen mäßige Entschädigung kapitallosen Arbeitern zur Fructificirung überläßt. Wir sagen: gegen eine mäßige Entschädigung, und wir haben die Grenze genau bestimmt. Der ehrlichen und redlichen Arbeit muß es möglich sein, im Arbeitsertrage die Zinsen und die Reproduction des Kapitals erübrigen zu können. Innerhalb dieser Grenze ist die Leihe gegen Zins eine der größten Wohlthaten, weil dadurch das Ideal, Allen den möglichsten Antheil an den Gütern der Erde zur Befruchtung durch die Arbeit gewähren zu können, der Erfüllung näher gebracht wird.

[1] *Ambrosius*, De Tobia, und *Basilius*, In Psalm. 14.

[2] Cap. 7: Centesima (zwölf Procent), ein Procent per Monat.

Der lucrative Erwerb, welcher keine Werthe schafft, sondern bloß von Verlusten Anderer gewonnen wird, ist unsittlich und soll auch vom Rechte geächtet und vom Strafgesetze getroffen werden. Er nistet nicht bloß im Darlehen, sondern kann in jeglichem Tausch- und Kaufgeschäfte vorkommen, z. B. in unterwerthiger Waare und bei Fälschungen, in den tausend Formen der Uebervortheilung, Ueberlistung und Täuschung, im verschleierten Betruge u. s. w.; er findet sich namentlich auch in der Ausbeutung der Noth der Arbeiter, in den Hungerlöhnen, in den Attentaten auf die Gesundheit der Arbeiter, in dem Hereinziehen von Weib und Kind in die Fabriken, um den Lohn drücken zu können. Jeder Gewinn, welcher aus der Speculation auf die Verluste Anderer entspringt, ist unsittlich und schändlich. Es ist die Aufgabe jedes Einzelnen, seinen Erwerb in productiver Thätigkeit, in dem Schaffen von Werthen und in der Ermöglichung der Fruchtbarmachung fremder Arbeit zu gewinnen. Dieß ist der christliche Standpunkt, wie er von den Kirchenvätern so energisch vertreten wurde. Leider kam dann die Scholastik, welche sich im Formalismus des römischen Rechtes selbst gefangen gab und sich dazu noch die naive Verirrung des Aristoteles in seiner Lehre von der Unfruchtbarkeit der konsumptiblen Werthe im Allgemeinen, des Geldes im Besonderen aneignete.

Zwei Momente sind es, welche den scholastischen Wucherbegriff bilden und diese beiden Elemente haben mit der christlichen Lehre absolut nichts gemeinsam. Diese Bemerkung dürfte für diejenigen nicht überflüssig sein, welche die scholastische Theorie gerne zu einer „Errungenschaft" der christlichen Moral erheben möchten. Das Eine Element des scholastischen Wucherbegriffes bildet die Behauptung der Unfruchtbarkeit des Geldes, welche Ansicht von einem heidnischen Philosophen [1] entlehnt wurde. Nun ist es ja Thatsache, daß das Geld, sobald es nur als Tauschmittel gebraucht wird, um Gebrauchswerth gegen Gebrauchswerth von einem Besitzer auf den andern zu übertragen, nicht selbst werthbildend sein kann [2]. Ganz anders gestaltet sich aber das Verhältniß, wenn die Arbeitstheilung soweit fortgeschritten ist, daß nicht mehr bloß Gebrauchswerthe gegen Gebrauchswerthe umgetauscht werden, sondern daß überwiegend Theilarbeiten, welche eine lange Reihe von Tauschwerthen durchlaufen müssen, bis sie Gebrauchswerth erlangen, producirt werden. Dann macht sich die Nothwendigkeit des Credites geltend, das Geld wird zum Kapital, fruchttragend und werthbildend, wie bei Feststellung des Begriffes Credit näher erörtert werden wird. Aristoteles hatte nur die Form des Geldes als Tauschmittel von Gebrauchswerthen vor Augen, wie aus folgenden Aeußerungen her-

[1] *Aristoteles*, De rep. lib. I, c. 10.

[2] „Die Circulation oder der Waarenaustausch schafft keinen Werth." Marx S. 148.

vorgeht: „Da die Chrematistik eine doppelte ist, die eine zum Handel, die andere zur Oekonomie gehörig, die letztere nothwendig und lobenswerth, die andere auf die Circulation gegründet und mit Recht getadelt, denn sie beruht nicht auf der Natur, sondern auf gegenseitiger Prellerei, so ist der Wucher mit vollstem Rechte verhaßt, weil das Geld selbst hier die Quelle des Erwerbes und nicht dazu gebraucht wird, wozu es erfunden wurde. Denn für den Waarenaustausch entstand es, der Zins aber ist Geld von Geld, daher auch sein Name [1]; denn die Gebornen sind den Erzeugern ähnlich. Der Zins aber ist Geld von Geld, so daß von allen Erwerbszweigen dieser der naturwidrigste ist."

Bei dem Stande der Wirthschaft im Alterthume gab es nur zwei Formen, in welchen das Geld Fruchtbarkeit erlangen konnte, als Handelskapital und als Wucherkapital. In letzterer Form war es mit Recht verhaßt, aber auch der Handel nahm so hohe Procente, daß seine Gewinne ausbeutenden Wuchercharakter annahmen. Daher ist die Abneigung der alten Griechen und Römer gegen den Zins, welchen sie nur in Wucherform kannten, sehr begreiflich, ebenso aber auch ihre einseitige theoretische Auffassung. In der Zeit der Entwicklung der scholastischen Doctrin war die Creditnothwendigkeit gleichfalls nur beim Handel bedingt, weßhalb es erklärlich ist, daß man auf die Anschauung des Aristoteles zurückgriff. Unbegreiflich ist nur, daß man zur Zeit, als die Arbeitstheilung die Creditnothwendigkeit für die gesammte Production mit sich brachte, an Doctrinen festhielt, welche ganz andere wirthschaftliche Verhältnisse zur Voraussetzung hatten.

Aus der Annahme der Unfruchtbarkeit des Geldes folgte in nothwendiger Consequenz eine unrichtige Bestimmung des Werthes. Das Geld ist absolut unfruchtbar [2], folglich ist aller Werth, welcher aus einer Verbindung von Kapital und Arbeit entspringt, einzig und allein auf Rechnung der Arbeit [3] zu setzen. In dieser Definition folgten Adam Smith und Ricardo, Proudhon und Lassalle den Scholastikern, und gerade diese Werththeorie ist heute zum Sturmbock geworden, womit die heftigsten Angriffe gegen das Eigenthum gemacht werden. In der That, gibt man einmal den Satz zu, daß aller Werth ausschließlich Product der Arbeit sei (mera industria), dann ist das Eigenthum wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Dann ergeben sich mit unerbittlicher Logik jene unabweisbaren Consequenzen, welche Karl Marx in seinem „Kapitale" aus diesem Werthbegriffe gezogen hat. Wenn selbst heute noch, wo sich doch die nothwendigen Folgen dieser Verirrung in der Werthbestimmung zeigen, einzelne Professoren der Moral-

[1] Zins heißt im Griechischen bezeichnend: τόκος, das Geborene.

[2] Omnino sterilis.

[3] Lucrum oritur ex *mera industria*. Funk hat mit Recht diese mera industria mit der sola fides in Vergleich gesetzt.

theologie trotzdem an dieser Definition festhalten, ja sogar deren Uebereinstimmung mit den Socialisten selbstverständlich erklären, so kann man höchstens die Macht des Beharrungsvermögens, die Vorliebe für die Wege, welche Andere ausgetreten haben, als Entschuldigung anführen. Niemandem, der selbständig forscht, wird ja die Bemerkung erspart, daß gerade diejenigen, welche das Denken, die geistige Arbeit als ihren Beruf erklären, am allerseltensten einen selbständigen Gedanken aussprechen!

Bei der Werthbestimmung ist allerdings die Arbeit der wichtigste Factor, aber nicht der einzige. Die Arbeit setzt Kapital zur Bethätigung voraus; sie kann sonst gar nicht angewandt werden. Dieß gilt selbst im geistigen Gebiete. Wer in seinem Denken nicht einen Inhalt zu befruchten sucht, wird sich in werthlosen, leeren Phantasieen ergehen. Körperliche Arbeit ohne Stoff ist gar nicht denkbar. Die Natur, das Kapital, der Stoff, an welcher die Arbeit sich vollzieht, ist bei der Werthbestimmung nebst der Arbeit wesentlich maßgebend und zwar um so mehr, je beschränkter der Naturfactor vorhanden ist, welchen die Arbeit befruchten soll. Die Nothwendigkeit des Sparens und des Kostenersatzes spielt gerade wegen der Beschränktheit des Naturfactors eine so große Rolle. Die Luft, dieses nothwendige Gut, ohne welches wir keine Minute athmen und leben können, ist werthlos, weil sie in Ueberfülle vorhanden ist. In einer wasserreichen Gegend repräsentirt das Wasser keinen Werth; wie theuer muß es bezahlt werden, wo wegen beschränkten Vorhandenseins die Nothwendigkeit des Sparens sich einstellt? Indeß wurde diese Frage bei der Besprechung des Eigenthums so eingehend erörtert, daß es genügen mag, darauf zurückzuverweisen. Wir wiederholen nur, daß es ein volkswirthschaftlicher Irrthum ist, die Arbeit allein, die mera industria als Werth gebend zu bezeichnen. Die Beschränktheit des Naturfactors ist neben der Arbeit von wesentlichem Einflusse auf die Bestimmung des Werthes.

Das zweite Moment des scholastischen Wucherbegriffes bildet der Darlehensbegriff des römischen Rechtes. Die Herübernahme der formalen Bestimmungen des römischen Rechtes hat der Entwicklung der christlichen Völker unendlich geschadet. Heute fängt man an, die schlimmen Folgen der Verdrängung des deutschen Rechtes durch das römische seit dem fünfzehnten Jahrhunderte für die ganze Entwicklung Mitteleuropa's in geistiger, moralischer und wirthschaftlicher Beziehung allmählich zu begreifen. Janssen hat auch in dieser Hinsicht das Verdienst, größern Schichten der Bevölkerung diese Erkenntniß vermittelt zu haben. Noch Niemand aber ist der Frage nahe getreten, wie viel Unheil für die Kirche daraus erwuchs, daß dieser lebendigste und geistigste Organismus in den Schnürleib der formalen Bestimmungen des alten römischen Rechtes gezwängt wurde? Es kam nach voller Ausbildung des canonischen Rechtes so weit, daß die Kirche von

Innen heraus trotz aller Anstrengungen im fünfzehnten Jahrhunderte sich gar nicht mehr reformiren konnte, weil man mit jedem Schritte in den Fangeisen formeller Bestimmungen hängen blieb. Jeder noch so ernste Versuch einer Reformation an Haupt und Gliedern mußte scheitern an den zahllosen Schwierigkeiten, welche das formelle Recht entgegensetzte.

Auch in der Wucherfrage erwies sich der unglückliche Einfluß des römischen Rechtes. Der römische Darlehensvertrag war seiner Natur nach unverzinslich. Der Borger übernahm nur die Verpflichtung, die Sache, welche er als Darlehen erhalten hatte, durch eine Sache der nämlichen Art in gleicher Menge und Güte zurückzuerstatten. Ueber diese Sache hinaus reichte die Verpflichtung nicht und für eine Zinsvergütung war im Darlehensvertrage kein Platz. Die dargeliehene Sache ging in das Eigenthum des Borgers über; was er mit seinem Eigenthume erwarb, darauf konnte der Darleiher keinen Anspruch machen.

Die alten Römer halfen sich über die Schwierigkeiten der Theorie dadurch hinweg, daß sie, außer dem Darlehensvertrage, nach anderen Rechtstiteln suchten, und auch hierin folgte die Scholastik, indem sie die sogen. Zinstitel als Ausweg erfand. Dem Wesen des Darlehens gemäß[1], welches der Vertragsnatur nach unentgeltlich sein mußte und welches in Folge der Unfruchtbarkeit des Geldes auch keinen Anspruch auf besondere Vergütung erheben konnte, gab es kein Recht auf Zinsen. Aber es konnten besondere Umstände eintreten, welche dennoch eine außerordentliche Vergütung für Gewährung eines Darlehens veranlassen konnten. Diese Zinstitel sind periculum sortis (die Gefahr, die ganze Darlehenssumme zu verlieren), poena conventionalis (besondere Strafe für Nichteinhalten des Zahlungstermins), lucrum cessans (entgehender Gewinn) und damnum emergens (ein aus dem Darlehen erwachsener Schaden). Der erste dieser Zinstitel findet sich schon an der Wiege der canonistischen Zinsgesetzgebung, in den Decretalen Gregors IX.; es trägt dieser Zinstitel genau das Gepräge seiner Zeit und ist auch nur in seiner geschichtlichen Entstehung richtig zu begreifen.

Nach den damaligen Verhältnissen war nur Ein Erwerbszweig auf Credit angewiesen: der Handel. Im Handwerk und Gewerbe waren Kapital und Arbeit noch vereinigt, jede Zunft bildete für sich ein abgeschlossenes Ganze mit selbständigen Kassen; der Ueberfluß des Einen Zunftgenossen stand dem augenblicklichen Bedarfe des andern in der gemeinsamen Zunftkasse zur Verfügung. Jedes Handwerk verfertigte vollständige Gebrauchswerthe, jene Arbeitstheilung, welche nur mehr Theilarbeiten, Tauschwerthe producirt, kannte man noch nicht. Fand sich die Nothwendigkeit, einen

[1] Ratione mutui, lautete die scholastische Formel.

Arbeitszweig aus einem andern auszuscheiden, so bildete sich hiefür wieder eine eigene Zunft.

In der Landwirthschaft wurden Verpflichtungen meistens noch in Naturalien bedungen, so daß nur geringer Geldbedarf vorhanden war. Ganz anders war es im Handel, welcher zur Zeit Gregors IX. schon schwunghaft mit dem Oriente betrieben wurde. Der Gewinn war ungemein groß, nicht minder groß waren aber auch die Gefahren. Die Schiffe waren in ihrer Bauart noch nicht so vollkommen, um den heftigen Stürmen Stand halten zu können; das Meer war von Piraten besetzt; im Landverkehr mangelten gute Straßen und Posten; in Folge der häufigen Fehden zwischen den rivalisirenden Handelsstädten war das Eigenthum auch dann noch genug gefährdet, wenn es den Stürmen und den Piraten glücklich entronnen war. Vielleicht die Hälfte der Expeditionen verunglückte; die Unternehmer mochten freilich schon großen Gewinn einstreichen, wenn nur die andere Hälfte ihr Ziel erreichte.

Wenn nun Jemand sein Geld für das Unternehmen einer solchen Handelsexpedition hingab, so lief er große Gefahr, dieses ganze Geld zu verlieren. Es mußte darum ganz selbstverständlich erscheinen, daß er für solches Risico eine Entschädigung erhielt und die Anerkennung einer solchen Berechtigung ist schon in den Decretalen Gregors IX. gelegen[1]. Sie werden kein neues Verhältniß, sondern bestehende Gewohnheiten anerkannt und sanctionirt haben. Ueber die Höhe der Vergütung des Risico's wurde nichts bestimmt, das blieb der freien Vereinbarung überlassen.

Mehrere Jahrhunderte später erscheinen erst die zwei Zinstitel lucrum cessans und damnum emergens, als die Darleihen bereits allgemeiner wurden, als namentlich auch Grund und Boden Geld an sich zog und im Rentenkaufe eine specielle Schuldform sich anpaßte. Dagegen ist der Zinstitel der Conventionalstrafe, als besondere Form im Wechselverkehr, auch schon in der Zeit Gregors IX., im dreizehnten Jahrhundert, häufig und am päpstlichen Hofe thatsächlich anerkannt.

Diese Zinstitel setzen gewinnreiche Unternehmungen voraus. Sie reflectiren deßhalb gar nicht auf die Lage des Borgers, sondern haben ausschließlich die Sicherung des Darleihenden im Auge. Nicht wie es dem Borger zu Muthe sein mag, sondern daß der Darleihende für Gefahr und Terminversäumniß, für Schaden und entgehenden Gewinn Entschädigung finde, kam bei den Zinstiteln in Betracht. Diese waren ja ursprünglich mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der damaligen Handelswelt

[1] C. 19 X. h. t. 19, 19. Selbstverständlich muß es *non* censendus heißen. Fällt das non weg, so ist der Satz sinnlos. Dieser Zinstitel war ursprünglich, bis das periculum sortis auch auf andere Darlehen übertragen wurde, mit dem sogenannten foenus nauticum ziemlich identisch.

entstanden. Reiche Speculanten, Unternehmer, welche im Falle des Gelingens riesige Gewinnste einheimsten, waren diejenigen, welche borgten. Sie konnten zahlen und zahlten hoch. Fünfzig Procent im Handelsverkehr war kein unbescheidener Zinsfuß. Nur nicht über die Hälfte sollten sie gehen! Vierzig Procent im Handelsverkehr waren noch im 14. und 15. Jahrhundert der übliche Zinsfuß [1].

Es liegt Humor in der Sache, wenn heute einige Professoren die Productivdarlehen von den Zinstiteln reinigen und sie den Consumtivdarlehen zuweisen [2]. Zuerst wird die Armuth unter die Consumtivdarlehen subsumirt und dann wird sie den Zinstiteln ausgeliefert. Ursprünglich war es umgekehrt; nur bei Productivdarlehen, um diese Bezeichnung zu gebrauchen, waren die Zinstitel erlaubt, für Arme konnten sie nicht in Anwendung kommen [3].

Ruland spricht die Ansicht aus, daß die Zinsberechtigung auch bei den heutigen Creditverhältnissen innerhalb der Zinstitel hinlänglich gewahrt sei. Gewiß! Nicht bloß derjenige, welcher Zinsen nehmen will, sondern auch der schlimmste Wucherer wird mit den Zinstiteln außerordentlich zufrieden sein. Mit der Conventionalstrafe erwürgt der Wechselwucherer seine Opfer. Mit dem Risicotitel zieht er dem Aermsten das Hemd aus. Der Wucherer kann nur zu Wucherzinsen hinleihen, weil ihm sonst allzuviel Gewinn entgeht (lucrum cessans), welchen er bei einem anderen Opfer in derselben Zeit hätte machen können. Und der zugefügte Schaden (damnum emergens)! Die Klage hierüber führt der Wucherer selbst dann noch im Munde, wenn ihm vom Vermögen des Bewucherten nur ein kleiner Theil entgangen ist.

Die Zinstitel waren für den mittelalterlichen Handelsverkehr, nicht für die Creditverhältnisse von heute berechnet; sie schützten das Interesse des Darleihers, die Gegenwart aber hat die Borger, die Schuldner zu schonen. Das psychologische Moment, ob Wucher vorliege oder nicht, ist heute auf Seite des Schuldners und nicht des Gläubigers zu suchen. Zu welchen kuriosen, sittlich und wirthschaftlich gänzlich haltlosen Schlüssen man kömmt, wenn die Theorie der Zinstitel auf die heutigen Creditverhältnisse übertragen wird, dafür diene folgender Satz, welcher einer Belehrung über den Wucher in einem Pastoralblatte [4] entnommen ist: „Wenn ein Geschäftsmann im Augenblicke, wo er sein Unternehmen anlegen will, darum angegangen wird, es herzuleihen, so kann er sich die volle Entschädigung für den Gewinn, den er zu machen im Begriffe war, mit gutem Gewissen

[1] Dagegen bei sonstigen Darlehen meistens fünf Procent.

[2] Vgl. z. B. H. Ruland, Zur canonischen Zinsgesetzgebung. Paderborn 1869.

[3] Vgl. Funk S. 80. 142.

[4] Funk S. 140.

ausbedingen, sei er noch so hoch." Eine schlimmere Verirrung ist wohl nicht mehr denkbar! Wenn es erlaubt sein würde, den vollen Gewinn eines Unternehmens von einem Anderen als Zins zu fordern, wer würde dann noch der Mühe und dem Risico eines eigenen Geschäftes sich unterziehen? Würde dann nicht die Klasse fauler Zinsrentner mächtig anschwellen? Was würde aus dem christlichen Gebote der Arbeit für Alle? Aber abgesehen von der sittlichen Haltlosigkeit einer solchen Theorie, ist obige Darstellung auch in wirthschaftlicher Beziehung als nackter Wucher zu bezeichnen. Wenn der volle Gewinn eines Unternehmens, und „sei er auch noch so hoch", von einem Anderen für ein Darlehen genommen werden darf, woher soll dann dieser die Mittel nehmen, um die Zinsen aufbringen und die Schuldsumme zurückzahlen zu können? Er müßte von seinem sonstigen Eigenthume sich entäußern. Mit Einem Worte, der Darleiher würde fremdes Eigenthum sich aneignen, Wucher treiben. Vom Standpunkte der Zinstitel aus ist die Theorie des Pastoralblattes vollauf berechtigt; der Darleiher fordert ja nur ein Aequivalent für den entgehenden Gewinn (lucrum cessans). Allein die Eigenthümlichkeit der Zinstitel besteht ja darin, daß sie nicht für alle Zeiten und alle Verhältnisse maßgebend sein können, weil sie speciell für den ebenso risico-, wie gewinnreichen mittelalterlichen Handel berechnet waren. Sie führen sich selbst ad absurdum, wenn man sie auf ganz veränderte wirthschaftliche Verhältnisse übertragen will.

Nichts ist gefährlicher, als mit stehenden Formeln wirthschaftliche Verhältnisse, welche immer in einem Flusse, in einer fortwährenden Bewegung und Veränderung begriffen sind, messen zu wollen. Die Moral und das Recht haben in der Wucherfrage zwei Grundsätze festzuhalten: 1) der lucrative Erwerb, welcher den Gewinn auf den Verlust Anderer basirt, ist unerlaubt. Jeder muß durch productive Thätigkeit, durch Schaffen von Werth sich seinen Antheil am Leben, das „tägliche Brod" verdienen. 2) Das Darlehen von Besitz an Besitzlose, wodurch diese Gelegenheit erlangen, durch die Befruchtung des Darlehens mit der Arbeit auch ihrerseits den nöthigen Antheil an den Lebensgütern sich verschaffen zu können, ist an sich nicht bloß erlaubt, sondern eine große Wohlthat und dort, wo die Arbeit frei ist, eine Nothwendigkeit. Aber die Vergütung für die Ueberlassung des Besitzes darf nicht jene Grenze überschreiten, innerhalb welcher die Verzinsung und Reproduction des Kapitals ermöglicht ist.

Diese zwei Grundsätze haben Moral und Recht den jeweiligen wirthschaftlichen Verhältnissen anzupassen und hierfür die nöthige Formulirung zu finden. Es heißt, die Thatsachen auf den Kopf stellen und unvernünftig handeln, wenn man umgekehrt verfährt, wenn man eine begriffliche Formulirung, welche für ganz specielle wirthschaftliche Zu-

stände vollständig am Platze war, auf gänzlich veränderte Verhältnisse übertragen will. Nur die historische Betrachtung führt auch in der Wucher- und Zinsfrage zur richtigen Erkenntniß. Aber man muß auch wirklich zu den Quellen zurückgehen und dieselben selbst sprechen lassen. Die bisherige Methode hat deßhalb zu keinem Resultate geführt, weil die beiden Schulen, welche die Geschichte angerufen haben, von Vorurtheilen ausgingen. Sie wollten sich nicht von der Geschichte belehren lassen, sondern trugen ihr System in die Geschichte hinein. Sie fahndeten nach Belegen, um ein bereits fertiges System mit einigen historischen Citaten schmücken zu können. Die Einen gingen von der Ansicht aus, daß der Geldverkehr unter allen Umständen absolut frei sein müsse, daß der Wucher ein „heiliges Recht der Freiheit" sei. So Endemann, Neumann und ihre Nachbeter. Daneben mangelte ihnen die allernothwendigste Voraussetzung, die Fähigkeit: die historische Genesis, das allmählige Werden, die wachsende Ausgestaltung zu erkennen. Ihre Arbeiten sind nur ein Beleg für den gänzlichen Mangel historischen Sinnes, sie sind Musterbilder, wie man es nicht machen darf.

Die andere Richtung fand einige Anklänge an ihre Theorie von der absoluten Unvereinbarkeit einer Kapitalsvergütung für ein Darlehen als solches (ratione mutui) und machte Staat mit einigen Citaten für die Zinstiteltheorie.

Wir wollen die Quellen selbst reden lassen, wir wollen die wirthschaftliche Lage in Zusammenhang bringen mit der sittlichen Auffassung; wir werden den Geldverkehr betrachten, wie er der wirthschaftlichen Entwicklung von selbst sich anpaßte.

Endemann erhebt die Klage, daß die canonische Doctrin, welche er auf die Kirchenväter zurückführt, den Credit förmlich unmöglich gemacht habe; „sie strich dieses Element der wirthschaftlichen Bewegung aus der Reihe der möglichen Dinge geradezu aus." [1] Die Römer hätten das Wesen des Credits zwar noch nicht in voller Unmittelbarkeit erkannt, wohl aber mit richtigem Instincte gefühlt, und die römische Geldwirthschaft sei bereits im Begriffe gestanden, in die Creditwirthschaft überzutreten, als die canonische Doctrin jede Creditleistung unterdrückte.

Man kann solche Ansichten nur aussprechen, wenn man selbst nicht weiß, was Credit ist. Daß dieß bei Endemann thatsächlich der Fall ist, dieser Nachweis wird bei der Feststellung des Begriffes Credit erbracht werden. Endemann verwechselt fortwährend das entgeltliche Darlehen der alten Römer mit dem heutigen Credite, den Begriff Geld mit Kapital.
War Credit in der volkswirthschaftlichen Production der alten Römer

[1] Hildebrands Jahrbücher der Nationalökonomie I, 456.

überhaupt nur möglich? Diese Frage wird Jeder mit Nein beantworten, der von den Zuständen des Römerreichs etwas mehr weiß, als in Deutschland Professoren der Volkswirthschaft zu wissen brauchen[1]. Zur kapitalistischen Production, welche die Voraussetzung der Creditentwicklung bildet, gehören zwei Vorbedingungen: 1) die freie Arbeit und 2) die Arbeitstheilung. Vielleicht erinnert sich Herr Endemann, daß im ganzen Alterthum die Sklaverei herrschte, daß ferner im alten Römerreiche Niemand eine Ahnung und auch kein „instinctives Gefühl“ von der modernen Arbeitstheilung hatte. Die Industrie, Luxusgegenstände abgerechnet, fehlte überhaupt. Man producirte nur Gebrauchswerthe und vertauschte sie um Geld gegen andere Gebrauchswerthe. Die Rolle der Vermittlung übernahm der Handel und dabei kam nach dem Zeugnisse von Aristoteles viel „Prellerei“ vor und viel Wucher schloß sich an. Dieser Wucher ist der aufkeimende „Credit“ der Herren Endemann und Neumann.

Geld als bloßes Tauschmittel von Gebrauchswerthen ist nicht Kapital. Wenn Jemand Waare (z. B. Getreide) verkauft, um sich mit dem gewonnenen Gelde eine andere Waare (z. B. Kleider) zu kaufen, so hat das Geld einfach als Tauschmittel gedient. Diese Art von Verkehr, der einfache Tausch von Gebrauchswerthen, war aber im Alterthum und im Mittelalter überwiegend herrschend. Das Geld hatte darum in der Production noch nicht den Charakter eines Kapitals. Diese Qualität erlangt das Geld erst dann, wenn es dazu benutzt wird, Mehrwerth zu erlangen. Jemand kauft Waare billig ein, um sie theurer zu verkaufen, wie dieß z. B. im Handel geschieht. Marx hat dieß in zwei anschaulichen Formeln klar gemacht. Der erste Vorgang ist versinnbildet in folgendem Kreislaufe: W — G — W. Waare wird gegen Geld und dann wieder gegen Waare umgetauscht, das Geld hat nur dem Zwecke des Austausches gedient. Der zweite Vorgang spiegelt sich in folgendem Bilde: G — W — G + G. Es wurde Geld verausgabt zum Ankaufe einer Waare, um sie gegen Mehrwerth (G + G) wieder zu verkaufen. Es gibt aber noch eine kürzere Formel und diese zeigt sich im Wucher; diese Formel kann man kurz bezeichnen: G = G + G.

Das Alterthum kannte nur diese zwei Arten von Kapitalien: das Handels- und das Wucherkapital, und nur wenn man den durch Handel und Wucher hervorgerufenen Darlehensverkehr Credit nennen will, kann im Alterthum von einer Creditleistung oder Creditgewährung die Rede sein. Sittlich erlaubter Gewinn war nur möglich beim Handelskapital, aber auch

[1] Marx S. 130 schreibt: „In Realencyklopädien des klassischen Alterthums kann man den Unsinn lesen, daß in der antiken Welt das Kapital völlig entwickelt war, außer daß der freie Arbeiter und das Creditwesen fehlten. Auch Hr. Mommsen in seiner ‚Römischen Geschichte‘ begeht ein quid pro quo um das andere.“

bei diesem Betriebe lief so viel Ausbeutung und Betrug unter, daß die Händler in demselben schlechten Rufe standen, wie die Wucherer selbst. Händler und Wucherer waren ziemlich gleichbedeutende Begriffe. Neben den Händlern versahen das Geschäft des Wuchers hauptsächlich die Schankwirthe (caupones). Der Wucher wurde geschäftlich betrieben. Derjenige, welcher Gewinn machen und Wucherzinsen einheimsen wollte, lieh nicht selbst aus, sondern ging zu einem Wucherer (foenerator), um bei ihm das Geld zum Ausleihen anzulegen. Wer in Geldnoth war, mußte sich an einen solchen Wucherer wenden, von den Reichen direct bekam er nichts[1]. Der gesetzliche Zinsfuß wurde monatlich berechnet (daher der Ausdruck von dem „traurigen Ersten", tristes calendae), und war zum mindesten ein Procent per Monat (centesima). Diese centesimae wurden aber auch vervierfacht und verfünffacht, je nachdem der Wucherer das „Geschäft verstand"[2]. Persönlichen Credit kannte man nicht, Geld wurde nur geliehen gegen Pfandbestellung. Und zwar wurden nicht bloß Immobilien und Mobilien, sondern auch die Sklaven, ja selbst die eigenen Kinder, schließlich die Person des Schuldners selbst dem Gläubiger gutgeschrieben. Gerade im römischen Rechte zeigt sich so recht der diabolische Charakter des Wuchers. Zuerst eignet sich der Satan in Menschengestalt, die grinsende Habsucht Stück für Stück vom Eigenthume an, dann folgt Kind für Kind, endlich der Schuldner selbst; er wird der Sklave des Gläubigers[3]. Und nicht einmal mit dem Tode endet diese Knechtschaft. Selbst das Gefängniß öffnet sich dem Verbrecher, wenn der Tod ihn erlöst; von den Banden des Wuchers befreite auch der Tod nicht. Ambrosius hat einige derartige Beispiele uns aufbewahrt, welche wir hier kurz mittheilen wollen, da sie die Zustände im Römerreiche, den aufkeimenden „Credit" der Herren Neumann und Endemann, so recht kennzeichnen.

Das Opfer eines Wucherers war gestorben; sofort nahm der Wucherer von der Leiche Beschlag und versagte die Erlaubniß zur Beerdigung, so lange, bis die volle Schuld berichtigt sei[4]. Die jammernden Hinterbliebenen wandten sich in ihrem Elende an den hl. Ambrosius. Vor dem großen

[1] *Ambrosius,* De Tobia und De Nabuthe (passim).

[2] Vgl. Hefele S. 32.

[3] Der Gläubiger ließ den Schuldner, wenn dieser als Sklave nicht mehr tauglich war, einfach enthaupten. Hatte der Schuldner mehrere Gläubiger, so wurde er in Stücke zerschnitten; so bestimmte es das Gesetz, wie Quintilian (instit. Quint. II, 6) und Tertullian (apolog. IV) ausdrücklich bezeugen. Später wurde dieses Gesetz beseitigt (*Livius* lib. 8, c. 28).

[4] Solche Fälle kamen nach dem Zeugnisse des hl. Ambrosius sehr häufig vor: *Quoties* vidi a foeneratoribus teneri defunctos pro pignore et negari tumulum, dum foenus exposcitur. Auch im Leben des hl. Martin wird ein ähnlicher Fall erzählt (*Migne* tom. 117 p. 155, Menelogii pars I).

Bischof wiederholte der schamlose Wucherer seine Forderung. Ambrosius, rasch entschlossen, statuirte ein abschreckendes Beispiel, indem er ihm voll Entrüstung die Worte zuschleuderte: „Nimm diese Leiche, hab' Acht, daß sie dir nicht entrinne, und verwahre sie wohl in deinem Zimmer, du grausamer Henker! Die Gefängnisse sind nicht so hart, wie du; sie geben die Todten heraus, du aber fesselst selbst diese noch. Die härtesten Gesetze haben keine Gewalt über sie, deine Gewalt hält sie fest[1]. Immerfort mische in das Jammergeschrei einer trauernden Familie die hartherzigen Worte des Wuchers. Dieser Unglückliche, er ist todt, aber binde ihn fest, leg' ihn in Ketten, aber in starke Ketten, damit sie ihn recht drücken; du hast es mit einem harten und kalten Schuldner zu thun, der nicht mehr zu erröthen versteht. Uebrigens kann wenigstens dein Geiz beruhigt sein, deinen Gefangenen zu ernähren, wird dich nichts kosten." Und nun wurde auf des Bischofs Befehl die Leiche in das Haus des Wucherers getragen. Unter tausend Verwünschungen folgte das Volk bis zur Wohnung des Wucherers, dessen Familie sich versteckte, aus Furcht vor dem Auflaufe und aus Scham über das Geschehene. Und nun verlegte sich der Geizhals, von dem Bischof tief gedemüthigt, auf das Bitten. Er flehte den Bischof an, die Leiche auf den Gottesacker bringen zu lassen. Der hl. Ambrosius wollte aber die verdiente Buße nicht abkürzen. „Nein," rief Ambrosius dem Geizhals zu, „du sollst mich nicht beschuldigen können, daß ich dich um deine Bürgschaft gebracht habe." Schließlich mußten der Geizhals selbst und seine Familie sich herbeilassen, den Sarg ihres Schuldners auf die eigenen Schultern zu nehmen und zum Grabe zu tragen.

Solche Vorkommnisse wurden durch noch viel schlimmere Thatsachen überboten. Lassen wir den hl. Ambrosius selbst schildern: „Ich habe ein klägliches Schauspiel gesehen. Ich habe Kinder gesehen, die man als Pfand für die Schulden ihres Vaters genommen und behalten hat. Ich sah diese Erbarmungswürdigen die Last des Unglücks tragen für denjenigen, dessen Besitz, ihr rechtmäßiges Erbe, ihnen verloren ging. Und der Einzige, der darüber nicht vor Scham verging, war der Wucherer, der Urheber ihres Unglücks. Er droht, er erpreßt, er eignet sich an[2]: das ist sein Geschäft. Sie

[1] Hier folgt dann ein Wortspiel, welches sich im Deutschen nicht wiedergeben läßt: Nihil interest inter funus et foenus, nihil inter mortem distat et sortem: personat, personat funebrem ululatum foeneris usura.

[2] Instat, urget, addicit; das ist die klassische Bezeichnung des Wuchers durch Ambrosius. Prägnanter lassen sich die verschiedenen Stadien des wucherischen Gebahrens nicht schildern. Und doch ist in diesen drei Worten Alles gesagt. Was die Schönheit der Sprache, die Eleganz der Darstellung, die Macht der Beredsamkeit, die Kraft und Kürze des Ausdruckes anbelangt, so wird Ambrosius von wenigen klassischen Schriftstellern erreicht, von keinem, auch von Cicero und Tacitus nicht, übertroffen. Der In-

sind auf meine Kosten ernährt worden, für die Kost müssen sie jetzt meine Sklaven werden und zum Ersatz der Kosten zur Versteigerung kommen. Sie sollen, Kopf für Kopf, zur Abschätzung gestellt werden. Es handelt sich um eine Schuldsumme und da muß Abschätzung stattfinden; es handelt sich um eine Pfandverschreibung und da ist Versteigerung nöthig. So verlangt es die Grausamkeit des Gläubigers; so duldet es die Thorheit des Schuldners, welcher seinen Kindern, anstatt ihnen Vermögen zu sammeln, die Freiheit raubt, statt des Testamentes die Schuldverschreibung, statt der Erbschaft die Verpfändung ihnen hinterläßt. Wo findet sich noch eine ähnliche Schmach mit solcher Grausamkeit, eine ähnliche Sklaverei mit solcher Härte gepaart? Gut, daß der Tod den Vater hinwegraffte, um nicht länger das namenlose Unglück der Kinder schauen zu müssen. Häufig überliefert mit schamloser Stirne der Vater von selbst seine Kinder der Sklaverei vermöge der Gewalt, welche das Gesetz ihm einräumt, die Natur aber verweigert. Meine Söhne, bezahlt meine Verschwendung, tilgt die Schulden für die luxuriösen Tafelfreuden eures Vaters. Gebt zurück, was ihr nicht gegessen; erstattet, was ihr nicht empfangen. Um so besser, wenn ihr mit eurem Verkaufspreise den Vater loslöset, wenn ihr mit eurer Sklaverei des Vaters Freiheit zahlet."

So brandmarkte Ambrosius die Herzlosigkeit der Wucherer und das brutale Gesetz, welches den Vater mit der unmenschlichen Gewalt ausstattete, seine Kinder ebenso zu verhandeln, wie er es mit seinen Sklaven und seinem Vieh, mit seinen Grundstücken und seinen Häusern machte.

Hören wir noch eine andere Scene, ergreifend von Ambrosius geschildert[1]: „Ich habe selbst den Armen gesehen, welcher von einem Wucherer gepackt und in's Gefängniß geschleppt wurde, weil er nichts mehr besaß, was man aus ihm hätte herauspressen können. Es floß der Wein noch nicht reichlich genug an der Tafel des schlemmenden Wucherers. Der Arme bietet endlich seine Kinder als Pfand an, um einen Aufschub zu erlangen; vielleicht, daß sich Jemand finde, welcher in der äußersten Noth beispringe. Er kehrt in seine ärmliche Hütte zurück. Aber welcher Anblick erwartet ihn hier? Alles ist ausgeräumt, die ganze Einrichtung weggeschleppt; seine Kinder schreien vor Hunger und in seiner Seele erhebt sich ein schmerzlicher Vorwurf, daß er sie nicht schon früher an Jemanden verkauft habe, der

---

halt hält ohnehin keinen Vergleich aus. Trotzdem bleibt Ambrosius consequent aus den Schulen ausgeschlossen. Wo ist ein literarisches Denkmal von der überwältigenden Größe, wie des Ambrosius Rede auf Kaiser Theodosius? Wo eine Trauerrede von der Gemüthstiefe und Schönheit, wie diejenige auf seinen Bruder Satyrus? Und wie Wenige kennen sie? Das ist eine schwere Anklage gegen die moderne Bildung mit ihrem klassischen — Zopf.

[1] De Nabuthe c. 5.

ihnen wenigstens etwas zu essen gegeben hätte. Immer wieder überlegt er, die Gründe für den Verkauf überwiegen. Aber immer kämpft die Zärtlichkeit und Liebe des väterlichen Herzens gegen das grausame Unrecht, welches die Noth erzwang. Der Hunger drängte zum Verkauf, das Vaterherz sprach entgegengesetzt von der Pflicht, lieber mit den Kindern zu sterben, als sich von ihnen zu trennen. Die Unschlüssigkeit wurde immer peinlicher. Er ging einen Schritt vorwärts, im nächsten Augenblicke ging er wieder zurück. Der gute Wille unterlag endlich, die grausame Nothwendigkeit obsiegte. Das Vaterherz mußte schweigen, die bittere Noth dictirte.

„Nun aber begann eine neue Gewissensqual. Welchen von seinen Söhnen soll er zur Sklaverei verdammen? Mit welchem soll er den Anfang machen? Welchen wird der Käufer sich auswählen? Ist es der älteste? Aber dieser hat mir zuerst den Namen Vater gegeben! Ist es der jüngste? Aber sein zartes Alter flößt mir auch eine zärtlichere Liebe ein. Jener begreift schon den ganzen Jammer der Lage, wenn er als Sklave verkauft wird; dieser ahnt noch gar nicht die Tragweite des Verlustes der Freiheit. Jenem möchte ich die Bitterkeit des Jammers, diesem das Unglück der Täuschung ersparen. Soll ich einen der anderen Söhnen feilbieten? Aber der Eine blickt mich mit so vertrauender Liebe an, der Andere schmiegt sich an mich mit einem Herzen voll Ergebenheit. Dieser ist mein volles Ebenbild, Jener besitzt alle Eigenschaften, einstens meine beste Stütze zu sein. O ich Unglücklicher! Ich finde keinen Ausweg, es gebricht mir der Muth und die Kraft der Wahl. Berge von Jammer umgeben mich und die Größe des Unglücks ist unabsehbar!“ [1]

Brechen wir hier ab. Eine Gesellschaft, in welcher alle edleren Gefühle von der schmutzigsten Habsucht unterdrückt, des Menschen heiligste Rechte mit Füßen getreten wurden; eine Gesellschaft, in welcher der Gelderwerb gar keine Schranken kannte, wo das Geld Alles, der Mensch nichts galt, mußte untergehen und sie ist untergegangen.

Das alte römische Recht war ausschließlich auf den Grundsatz der Macht des Stärkeren aufgebaut und die Geschichte des römischen Reiches ist ja nichts anderes, als eine fortgesetzte Reihe von Eroberungs- und Plünderungskriegen. Wie das öffentliche Leben, so war auch das Erwerbsleben. Die ehrliche, redliche Arbeit war verachtet, der Erwerb durch Ausbeutung und Erpressung, durch Uebervortheilung und Wucher war allgemein. Der Beamte sah seine Stellung als Privilegium an, in der kurzen Zeit seiner Amtsthätigkeit durch Bestechlichkeit, durch Erpressung und Ausbeutung

[1] Im Jahre 390 erließ Kaiser Theodosius auf Drängen des hl. Ambrosius eine Verordnung, welche jene Kinder der Freiheit wieder zurückgab, die in Folge von Pfandschulden ihrer Eltern in die Sklaverei verkauft worden waren.

sich ein riesiges Vermögen zu sammeln. Dieses benützte er, um Grundbesitz zu erwerben und große Latifundien anzukaufen; ein anderer Theil des Vermögens wurde für Wucher- und Handelsgeschäfte benützt[1]. Durch dieses System der Auswucherung und Erpressung wurde das Römerreich zu Grunde gerichtet und war innerlich schon längst gebrochen, ehe es in seinen äußerlichen Formen zusammenbrach. Der unermeßlichen Habsucht entsprach eine ebenso unersättliche Genußsucht. Es würde zu weit führen, dieß hier eingehend zu erörtern, nur einige wenige Züge seien angeführt.

Der Biograph des hl. Ambrosius erzählt, daß der Gram über die Habsucht und Genußsucht, die Ausbeutung und den Wucher, wie eine tödtliche Wunde, am Herzen des großen Bischofs nagte[2]. Mit aller Energie bekämpfte der Heilige, der große Moralist unter den Kirchenvätern, dieses Uebel, aber vergebens. In seinen Predigten über Naboth nimmt er zu den ergreifendsten Schilderungen seine Zuflucht, um die Sündhaftigkeit und Bosheit, den Fluch und die Lächerlichkeit der Habsucht und des Geizes zu geißeln und um die Herzen zur Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu bewegen. Aber in den besitzenden Klassen hatten Habsucht und Genußsucht schon allzu tief sich eingenistet. Ein Schwarm von Beamten und Eunuchen stürzte sich mit der Gier von Hyänen auf die Provinzen, um sie bis auf's Aeußerste auszusaugen und zu erschöpfen. Von dem fluchwürdigen Grundsatze der Staatsallmacht ausgehend, daß alles dem Staate gehöre und daß der Staat im Cäsar personifizirt sei, so daß alles Hab und Gut der Unterthanen eigentlich dem Kaiser gehöre, rechtfertigten die Beamten ihre Erpressungen mit dem unbeschränkten Rechte ihres „göttlichen Cäsar" auf den gesammten Besitz. Alle Gewaltthätigkeiten waren erlaubt, um den Heißhunger des Fiscus, des „allerheiligsten Schatzes"[3], wie er in der Sprache römischer Abgötterei hieß, zu stillen. Um Steuern zu erheben, wurde alles, was nur irgend einen Werth hatte, gemessen und gewogen; nicht die Aecker, fast die Erdschollen wurden gemessen, die Bäume und Weinstöcke gezählt, jedes Hausthier, jeder Menschenkopf wurde aufgeschrieben. Väter, Kinder, Sklaven mußten vor den Steuerbeamten erscheinen, um ihr Vermögen anzugeben. War man zweifelhaft, so wurde die Tortur angewandt, und vom Schmerz überwältigt mußten die Gefolterten gegen sich selbst zeugen, angeben zu besitzen, was sie nicht hatten. Kinder mußten gegen ihre Eltern, Weiber

[1] „Fast ganz in Grundstücken, etwas jedoch auf Wucher" — sum quidem prope totus in praediis, aliquid tamen foenere — mit diesen Worten zeichnete Plinius kurz die Vermögensanlage des römischen Senators. *Plinius*, Epp. III, 19. Vgl. Lassalle, Bastiat-Schulze S. 161.

[2] *Paulini* Vita S. Ambrosii: Ingemiscebat vehementer, cum videret avaritiam pullulare . . .

[3] Sacratissimum aerarium.

gegen ihre Männer, Sklaven gegen ihre Herren zu Angebern werden. Kein Alter, keine Krankheit gab Anspruch auf Schonung; Kranke, Sieche und Greise wurden fortgetragen zum Fiscus. Um sie zu besteuern, wurde die Zahl der Jahre geschätzt. Kindern legte man Jahre zu, Greisen schrieb man sie ab, um die Zahl der Steuerpflichtigen zu erhöhen[1]. Nur gegen die Reichen, welche zum Mittel der Bestechung griffen, waren die Beamten nachsichtig und zuvorkommend. Der Arme wurde schonungslos dem Reichen geopfert, so daß colossale Besitzthümer in den Händen weniger Familien sich sammelten. Das Land entvölkerte sich, es fehlte an Händen zur Arbeit, indem die Landbewohner, der ewigen Erpressungen müde, alles verließen und flohen. Der fruchtbare Boden sank in die Wüste zurück. Ein Decret des Kaisers Honorius zählte in der einzigen, von Natur so fruchtbaren Landschaft Campanien 133514 Hektaren verödeten Landes auf; aus einem anderen Decrete erfährt man, daß in Afrika die Hälfte der früher so ergiebigen Felder unbebaut war[2]. Verödete Felder, die früheren Besitzer zu Bettlern und Räubern geworden: das ist das Bild, welches die Habsucht, der Wucher, der famose „Credit" geschaffen haben.

Ambrosius schildert in der Predigt über Naboth diese Zustände also: „Die Geschichte des Naboth datirt aus langer Zeit, und ist sie nicht dennoch eine Geschichte der Gegenwart? Wo ist der Reiche, der es verschmähte, den Armen um sein Stückchen Land zu bringen und dem Dürftigen das kleine Erbe seiner Väter zu rauben? Wo ist der Mann, der sich mit dem zu begnügen wüßte, was er hat? Wo ist der, welcher nicht mit neidischem Auge auf die Habe seines Nachbars blickt? Nein, Achab ist nicht vollends todt; er erwacht unter uns jeden Tag auf's Neue zum Leben, in einem Geschlechte, das ihn verewigt. Fällt Ein Achab, so ersetzen ihn zahllose Andere, und eher gehen die zu plündernden Güter aus, als die Plünderer. Nicht Ein armer Naboth wird heute hingeopfert; täglich wird jetzt der Arme hingeschlachtet. In banger Angst vor diesem Schicksal verlassen die Landbewohner schaarenweise ihre Scholle; der Arme, in seinen Kindern das einzige Unterpfand mitfortschleppend, flieht von dannen. Es folgt die Mutter in Thränen aufgelöst, als wandere sie zum Begräbniß ihres Mannes. In der That hat sie mehr Anlaß zu weinen, als jene, die ihren Gatten verloren. Dieser bleibt doch, hat sie auch den Schutz ihres Mannes verloren, das theure Grab; und die Mutter, welcher der Tod die Kinder entrissen hat, ist noch glücklicher, als die Bejammernswerthe, welche mit ihren Söhnen heimathlos herumwandern muß, einem Elend preisgegeben, welches bitterer ist, als der Tod." Und nachdem Ambrosius in solcher

[1] Vgl. Braun, Die thebaische Legion S. 10 ff.

[2] Codex theod., De indulg. tribut. ann. 395; De annona et tribut. ann. 412.

Weise das Elend der Armen geschildert hatte, wandte er sich an die Reichen: „Wie weit wollt ihr euere wahnsinnige Habsucht noch treiben, ihr Reichen? Wollt ihr für euch allein die ganze bewohnbare Erde in Anspruch nehmen? Warum vertreibt ihr den Bruder, der von Natur aus euch gleich ist, und warum nehmt ihr den Besitz der Natur für euch allein in Beschlag? Für Reiche und Arme, für alle zugleich ist die Erde gemacht, warum wollt ihr das Recht auf diesen Boden bloß für euch ausnützen? Die Natur kennt kein Vorrecht des Reichthums; von Natur tritt Jeder hilflos und bedürftig in's Leben; Niemand wird mit kostbaren Kleidern, Gold oder Silber geboren. Wie bei der Geburt, so kennt die Natur auch beim Tode keinen Unterschied. War des Reichen Besitz noch so ausgedehnt, ein enger, schmaler Raum umfaßt ihn im Grabe, wie den Armen . . . Ihr Reichen wollt nicht euren Besitz nützlich machen, sondern von dem Wahnsinne und der Wuth der Habsucht gestachelt, wollt ihr alle Anderen von Besitz und Genuß ausschließen. Wenig Sorge verwendet ihr darauf, aus eurem Besitz Früchte zu gewinnen, all euer Sinnen geht darin auf, den Armen seiner Habe zu berauben. Ihr glaubt, es geschehe euch schon ein Unrecht, wenn der Arme noch ein Gütchen hat, welches euch wünschenswerth erscheint. Fremden Besitz erachtet ihr für eigenen Verlust[1]. Für Alle ist doch die Welt geschaffen, welche ihr euch allein aneignet. Mit Grund und Boden seid ihr noch nicht zufrieden; den Himmel, Luft und Meer, zum Gebrauche für Alle bestimmt, nehmt ihr für euch allein in Anspruch. Welche Massen Volkes könnten Leben und Nahrung finden in dem großen Raume, welchen du als deinen Besitz abgeschlossen hast?[2] Die Vögel gesellen sich und durchstreifen gemeinsam in großen Schwärmen die Luft; die Thiere sammeln sich in Heerden, die Fische suchen Gemeinschaft. Nur du, o Mensch, schließest den Mitmenschen aus, während du Platz genug zuweisest für das Wild. Dem Wild erbauest du Wohnstätten, die Häuser der Menschen reißest du nieder. Das Meer leitest du auf deine Güter, damit auch Seethiere dir nicht fehlen. Immer aber erweiterst du die Grenzen deines Besitzes, damit du ja keinen Menschen mehr als Nachbarn finden solltest.“[3]

Wie im Occidente, war es im Oriente, wo der hl. Chrysostomus mit

---

[1] Damnum vestrum creditis, quidquid alienum est.

[2] Die Latifundien hatten eine ungeheure Ausdehnung; schon zur Zeit Nero's gehörte der Grundbesitz in der halben Provinz Nordafrika's fünf Eigenthümern!

[3] Liber de Nabuthe c. 1 et 3. Obige Worte passen genau auf die Brutalität der englischen Großgrundbesitzer in Irland und Schottland. Wo einst blühende Aecker und wohlhabende Dörfer waren, sind jetzt große Parks, in denen das Wild sich tummelt. Bloß zum Jagdvergnügen für die Lords und Ladies! England geht mit Riesenschritten dem Schicksale entgegen, von welchem das alte Römerreich ereilt wurde.

erselben Kraft, Energie und Furchtlosigkeit, wie der hl. Ambrosius, gegen ie alles verschlingende Habsucht auftrat. Es ist bezeichnend, daß Chrysostomus als Opfer kaiserlicher Habsucht in's Exil wandern mußte. Die Veranlassung dazu gab ein Vorfall, welcher genau die Geschichte Naboths, welche Ambrosius so meisterhaft behandelt hat, wiederspiegelt. Der hl. Chrysostomus versperrte vor der Kaiserin Eudoxia die Kirchenthüre, weil diese einer Wittwe widerrechtlich einen Weinberg weggenommen hatte.

Die unersättliche Habsucht war theils von einem widerlichen Geize, größtentheils aber von einem wahnsinnigen Luxus und von einer wahren Verschwendungssucht begleitet. Ambrosius theilt einige Proben widerlichen, schmutzigen Geizes mit: „Ich habe einen Reichen gekannt, welcher jedesmal, wenn er auf sein Landgut ging, so viele kleine Brode mitzunehmen pflegte, als er Tage auf seinem Besitzthume verweilen wollte. Jedes dieser kleinen Brode mußte, ob es ihn sättigte oder nicht, zu seiner täglichen Ernährung ausreichen. Denn, wenn er einmal seinen Speicher geschlossen, hätte ihn nichts in der Welt mehr vermocht, denselben noch einmal zu öffnen. So groß war seine Furcht, es könnte sein Vorrath ausgehen. Ebenso habe ich durch einen glaubhaften Zeugen erfahren, daß derselbe Geizhals niemals ein Ei verzehrte, ohne daß man ihn schmerzlich dabei ausrufen hörte: ach, wieder ein Hühnchen weniger.“ [1]

Luxus, Verschwendung, Prasserei waren grenzenlos, wie die Habsucht. Paläste, in denen die Reichen wohnen, haben den Umfang von Städten, deren Mauern mit Gold, Silber und Elfenbein verputzt sind. Sie zerbrechen sich den Kopf darüber, wo sie den kostbarsten Marmor auftreiben können, um ihre Säulengänge damit zu pflastern. Sie legen in der Nähe des Meeres Lustgärten und großartige Wildparke an; auf ihre Besitzungen leiten sie Seewasser aus dem Mittelmeer zu großartigen Teichanlagen. Mit Rennpferden werden riesige Summen verschwendet [2].

Diese Angaben des hl. Ambrosius von dem Luxus der Patriciergeschlechter werden von Ammian Marcellin [3] bestätigt, welcher sagt: Cincinnatus hätte seinen Ruf der Armuth auf's Spiel gesetzt, wenn er nach seiner Dictatur einen Feldbesitz gehabt hätte, so groß, wie der Raum, welchen ein einziger Palast seiner Nachkommen einnimmt. Ammian Marcellin bestätigt auch die sonstigen Klagen der Kirchenväter über grenzenlose Verschwendung und Genußsucht. Er schildert die vornehmen Geschlechter, die Nachkommen der alten Patricier, wie sie aufgebläht in ihren glänzenden Carossen lagen, mit den Stickereien der kostbarsten Gewänder prunkend; wie sie keuchten unter der Last eines im Winde flatternden Seidenmantels; wie sie mit dem Troß

[1] De Nabuthe c. 14.
[2] *Ambrosius,* De Nabuthe c. 1; 3 ss.
[3] Lib. 22, c. 4.

ihrer Sklaven, Possenreißer und Schmarotzer die Straßen versperrten, sich mit goldenen Fächern Kühlung zuwehten, schon unglücklich, wenn ein Sonnenstäubchen durch ihren Schirm sich stahl, so daß sie ausriefen: „besser wäre es wahrhaftig, bei den Cimmeriern geboren zu sein.“ [1] Die Toga des alten Römers hatte der Chlamys der Griechen und dem Schleppkleide der Perser weichen müssen, so daß auch in der äußeren Erscheinung orientalische Weichlichkeit und Prunksucht über die alte würdevolle Einfachheit den Sieg davongetragen hatten.

Diese alten Geschlechter waren selbst unter den christlichen Kaisern noch überwiegend heidnisch [2]. Geist und Herz schlossen sich ab gegen die im christlichen Glauben erschlossene höhere, ideale Welt und suchten in der materiellen Welt, in der Pracht und im Glanze der Sinnlichkeit ihren Ersatz. Aber all dieser Tand von Gold, all dieser Luxus, all diese Genüsse, all diese Zerstreuungen ließen das Herz leer. Daher die Erscheinung der Unbeständigkeit und der Unersättlichkeit. Das Herz verlangte immer etwas Anderes, immer noch mehr. Man rief im Luxus einen Wechsel hervor, wie ihn nur die raffinirteste Sinnlichkeit erdenken konnte, immer noch genügte es nicht, um dem Herzen Ruhe und Befriedigung zu bringen, jenem Menschenherzen, welches, wie der hl. Augustin sagt, nur ruhet in Gott, seinem Schöpfer und Endziel.

Der Luxus der Männer wurde durch die Ueppigkeit der Frauen noch übertroffen. In der Rede über Nabuthe [3] zeigt Ambrosius eine dieser Matronen, welche ihren Mann bestürmt, daß er ihr von dem Gelde, an den Armen erpreßt, einen reichen Anzug kaufe. Nur ein geringer Theil von dem Kostenpreise hätte schon hingereicht, die Schuld zu tilgen, wegen welcher soeben ein Armer in die Sklaverei verkauft wurde. „Eine Frau,“ sagt Ambrosius, „trinkt jetzt nur mehr aus Gefäßen von Edelgestein; sie schläft auf Purpur, schon das Gestell des Ruhebettes muß aus Silber sein; die Hand ist mit Gold bedeckt, der Hals mit kostbaren Gehängen beladen. An Fesseln haben sie Freude, aber sie müssen von Gold sein; sie sind nicht lästig, wenn sie nur kostbar sind, wenn nur ein reicher Schatz herausfunkelt. An den Ohren hängen Gold und Perlen. Smaragd, Saphir, Berill, Achat, Topas, Amethyst, Jaspis, Sardonix sind mit Leidenschaft gesucht.

[1] Lib. 28, c. 4.

[2] Salvian, De gub. Dei lib. IV, 5: „Will vom Adel (Patriciate) Einer sich zu Gott bekehren, so verliert er das Ansehen des Adels bei den Anderen, und das Bekenntniß der Religion wird ihm von den Verdorbenen als uneble That angerechnet. So werden gewissermaßen Alle gezwungen, gottlos zu sein, um nicht der Verachtung der Uebrigen anheimzufallen. In ihrem Sündenleben legen sie an Gott selbst ihre Frevelhand und wagen es, sein Dasein oder seine Weltregierung zu läugnen.“

[3] Cap. 5.

Sie müssen zur Stelle kommen und soll die Hälfte des Vermögens geopfert werden müssen. Diese Ueberladung mit Edelsteinen drückt, in den Seidengewändern frieren sie. Aber all das wird ertragen um des Luxus und der Prunksucht willen."

Wie in Wohnung und Kleidung wurde auch an der Tafel riesiges Vermögen verschwendet. Die schlemmerischen Mahlzeiten erschöpften den Rest des Besitzes der reichen Familien. In den Predigten über das Fasten [1] zeigt uns Ambrosius einen Koch von einem vornehmen Hause, welcher vor Tagesanbruch umherläuft, um seine Einkäufe zu besorgen, der an allen Thüren anklopft, alle Lieferanten aufweckt, mit den Kaufleuten zankt, in höchster Aufregung und außer Athem ist, denn er muß der erste sein, er muß die feinsten Weinsorten, das delikateste Fleisch, die zartesten Gänselebern und die schönsten Austern aus den besten Behältern vor allen Andern haben. Dann zeigt uns Ambrosius, wie in der Küche ein Schwarm von Sklaven voll Geschäftigkeit auf- und abläuft, sich streitet, sich erhitzt und einen Wirrwarr hervorruft, als gelte es, eine Schlacht zu liefern. Er schildert den Speisesaal, wo vor silbernen Tischen blumendurchwirkte Polster bereitliegen, wo wohlriechendes Oel die Lampen nährt, welche die ganze Nacht hindurch brennen.

„Das Volk," sagte Ammian Marcellinus [2], „ist nicht besser, als die Senatoren. Es hat keine Sandalen an den Füßen, läßt sich aber doch hochtrabende Namen beilegen, trinkt, spielt und ergibt sich allen Arten der Lüderlichkeit. Der Circus ist sein Tempel, seine Wohnung, sein Forum. Die Aeltesten schwören auf ihr weißes Haupt, daß der Staat verloren sei, wenn dieser oder jener Wagenlenker nicht zuerst ankommt und nicht gewandt um den Grenzstein biegt. Diese Herren der Welt, welche zur Rolle der Schmarotzer herabgesunken sind, wittern den Duft der Gastmähler und schleichen sich in den Speisesaal der Patrone."

Dieses ausgesaugte, durch Erpressung und Wucher um Eigenthum und Besitz betrogene, arbeitsscheue Volk hatte keine Ideale mehr. Es versank in Schlemmerei und Trunksucht. Vergeblich suchte die Kirche diese verkommene Masse für höhere Interessen zu begeistern. „Das große Osterfest naht, es ist der Tag des Triumphes, aber er muß durch Kampf verdient werden. Unser Kampf ist das Fasten." So rief der hl. Ambrosius dem Volke von Mailand zu, als er seine Fastenpredigten eröffnete [3]. „Aber was spreche ich vom Fasten? Da höre ich im Gegentheil den wilden Lärm der Gelage. An der Thüre der Schenken sitzt zerlumptes Gesindel ohne Tunika und treibt beim Becher Politik, meistert die Regierung, setzt Kaiser ein und ab, führt Heere an, baut Städte oder reißt sie nieder, verwaltet die Finanzen

---

[1] De jejunio c. 8. [2] Lib. 18, c. 4. [3] De Elia et jejunio.

und verfügt über Haufen Goldes, ohne nur selbst so viel zu haben, daß es den Wein bezahlen könnte, den es trinkt." Da sieht man den Armen, der durch seinen Rausch, wie durch den Zauberschlag der Circe plötzlich umgewandelt worden ist. Er findet im Weine Reichthum, Macht und Freiheit, Ehre, ja selbst das Königthum, und kehrt schließlich mit blutigem Schädel von der Unterhaltung heim, welche mit so süßer Täuschung begonnen hatte[1].

Aber auch im Laster der Trunksucht sind es die Reichen, welche durch ihr schlechtes Beispiel das Verderben im Volke herbeigeführt haben. Ambrosius schildert sie, wie sie daliegen mit gestriegeltem, salbenduftenden Haare, von feilen Dirnen umschwärmt, welche ihnen den Wein kredenzen. Sie schwanken wie Schiffe, die ihre Anker verloren haben und vergraben sich in ihre Becher, um der Langweile zu entfliehen, welche an ihrer glänzenden Unthätigkeit nagt.

Besonders in der Armee hatte das Laster der Trunkenheit die frühere Disciplin und Tapferkeit vernichtet. „Der Soldat," so erzählt Ammian Marcellin, „trinkt aus Bechern, die schwerer als sein Schwert und mit edlen Steinen verziert sind. Die Zeit ist vorbei, in welcher ein Legionär, der im Lager eines Perserkönigs einen kleinen ledernen Sack voll Perlen fand, die Perlen wegwarf, ohne zu wissen, welchen Werth sie hatten, und nur den Sack mit sich nahm." [2]

Aehnlich wie Ammian Marcellin, schildert Ambrosius die Trunksucht bei den Soldaten und Offizieren. Er erzählt, wie die Offiziere mit seidenen Wehrgehängen, mit goldenen Halsbändern, goldenen Gürteln und goldenen Degenscheiden, um Tische gelagert zechten aus Bechern von kostbarstem Metall, welche fortwährend von jungen Sklaven gefüllt werden mußten. Durch tapfere Herausforderungen zum Trinken spornten sie sich gegenseitig, selbst die Trinksprüche auf den Kaiser wurden zur Unmäßigkeit benützt: „Trinken wir auf sein Wohl, und wer seinen Humpen nicht leert, verletzt die Ehrfurcht." „Da sind sie," klagte Ambrosius, „diese Erben des alten Curius Dentatus. Da sind sie, diese dem Feinde so furchtbaren Helden! Man nimmt sie und trägt sie herein und trägt sie hinaus! Große Krieger, die am liebsten von Schlachten und Siegen sprechen, wenn sie den Zungenschlag haben und nicht mehr aufrecht stehen können. Welcher Bediente sollte sich nicht lustig machen, wenn ihm sein Herr vor Rausch in die Arme fällt und er diesen sauberen Triumphator auf sein Pferd heben muß. Morgens sind diese Tapferen wuthschnaubende Krieger und Abends sind sie, wie Besiegte, der Kinder Spott, in der Blüthe ihres Alters nur hinfällige Greise." [3]

---

[1] Ibid. c. 12. [2] Lib. 22, c. 4.

[3] De jejun. c. 23. Sogar Weiber nahmen Antheil an diesem allgemeinen Laster der Trunksucht und sanken zu schamlosen Bachantinnen herab. „Selbst der Himmel wird

Habsucht und Sinnlichkeit sind immer mit ausgesuchter Herzlosigkeit und Grausamkeit gepaart. So war es auch in der Römerzeit. Riesige Summen wurden für sinnlosen Luxus, zur Erhaltung von Schmarotzern, zum Unterhalte ganzer Rudel von Hunden und Pferden verschwendet, für den Armen gab man nichts. „Meint ihr etwa," fragte Ambrosius diese Reichen, „daß die geräumigen Porphyrgallerien zu eurer Größe beitragen, weil sie ganze Schaaren von Clienten fassen, während des Armen Stimme ungehört darin verhallt? Glänzend bekleidet ihr die Wände eurer Wohnungen und zieht die Menschen aus. An eurer Thüre fleht euch einer an: ihr würdigt ihn keines Blickes. Er klagt, er ist nackt und bloß, ihr geht an ihm vorüber, denn euer Kopf ist so voll Sorgen darüber, welche Marmorgattung etwa das schönste Pflaster in euren Palästen liefern dürfte. Ein Mensch verlangt nach Brod, während euer Pferd ein goldenes Gebiß benagt. O, du Reicher, welches Gericht rufst du auf dein Haupt herab? O du Unglücklicher, der du so Vielen aus der Noth helfen könntest, es aber unterlassest! Der Diamant, den du am Finger trägst, könnte allein schon einem ganzen Stamme das Leben fristen." [1]

An einer andern Stelle sagt Ambrosius: „Und wessen rühmst du dich, o herzloser Mensch? Sind es deine Reichthümer, deine Ehre, deine Macht? Aber siehst du denn nicht, daß du nur Staub bist und wieder zu Staub werden wirst? Du rühmst dich der langen Reihe deiner Sklaven, du bist stolz auf deinen Kreis von Freunden, auf deine Stallungen und Pferde, deren Genealogie du besser kennst, als die deiner Ahnen. Du hältst viel auf dein Vermögen, welches dich in Stand setzt, Deinesgleichen glänzende Gastmäler zu geben! Warum verwendest du es nicht dazu, die Armen zu unterstützen und statt lustiger Zechbrüder mächtige Fürbitter bei Gott dir zu machen? Wenn du irgendwo erscheinst, geht man dir aus dem Wege, die Menschen machen dir Platz. Schöner Ruhm das, den du mit den wilden Thieren theilest. Und was ist das mehr, als ein flüchtiger Schatten? Nackt in diese Welt eingetreten, wirst du sie auch nackt verlassen, und wer

---

von ihrem unreinen Anblick befleckt, die Erde wird beschmutzt und zittert vor Wuth unter ihren schändlichen Tänzen." Ibid. c. 18.

[1] De Nabuthe c. 13. — Von Carthago schreibt Salvian, De gub. Dei lib. VII: „Ich sehe diese Stadt von allen Lastern überfließen und so überreich an Ungerechtigkeit, wie an Schätzen. Die Raubsucht wetteifert mit der Unzucht, die Trunksucht mit der Grausamkeit. Die Einen sind mit Blumen gekrönt, die Andern mit Oel gesalbt; voll Schwelgerei geberden sie sich wie Bachanten, als wären sie toll geworden und nicht mehr Herr des Verstandes und Herzens. Soll ich davon erwähnen, daß sie die Kinder aussetzen, die Wittwen unterdrücken, die Armen quälen? . . . Die ganze Stadt Carthago war zu einem Bordell verunstaltet, alle Straßen und Winkel von dem Schmutze der Unzucht verunreinigt. Wer ist dort frei geblieben von Unzucht und Ehebruch?"

wird alsdann noch den Consul erkennen? Wozu werden dir dann deine unermeßlichen Besitzungen gedient haben? Führe mir einen einzigen Menschen an, den all seine Reichthümer vom Tode loskaufen oder vor der Hölle erretten konnten! Alle diese Güter des Gottlosen gleichen dem Staube, den seine Schritte aufwirbeln. Einen Augenblick bildet er eine kreiselnde Wolke, welche die Augen belästigt, dann bläst der Wind, zerstreut und verjagt sie; es bleibt davon nichts übrig, als eine Störung in der Luft und auf der Erdoberfläche ein unfruchtbares Fleckchen mehr." [1]

Brechen wir diese Schilderungen ab, welche ein so anschauliches und lebhaftes Bild gewähren. Sie waren nothwendig, damit der Leser einen Einblick gewinne in die damaligen wirthschaftlichen Zustände. Die Wucher- und Zinsfrage ist ja wesentlich bedingt von den Erwerbsverhältnissen. Die Sittenlehre wendet ihre allgemeinen Principien auf die eigenthümlichen Zustände der Zeit an; ihr Urtheil ist nur verständlich, wenn man dasselbe an den thatsächlichen Verhältnissen prüft.

Das Bild, welches die damalige Zeit gewährt, ist ein abschreckendes. Der Erwerb ist ausschließlich lucrativer Natur. Hunderte werden um ihr Vermögen gebracht, damit Einer reich werde: dieß ist der Weg des damaligen Erwerbes. Der Beamte gebraucht das Mittel der Erpressung, der Handelsmann übervortheilt, der Besitzende bereichert sich durch Wucher. Nicht durch Arbeit, nicht durch productive Thätigkeit, nicht durch Schaffen von Werth wird Vermögen erworben, sondern der Reichthum entsteht auf Kosten Anderer, durch Aneignung von fremdem Eigenthum. Der Besitz wird nicht dazu verwendet, ihn durch Arbeit zu befruchten oder im Hinleihen durch die Arbeit befruchten zu lassen, sondern ausschließlich zu Luxus und Verschwendung, zu unersättlicher Genußsucht. Diese Unersättlichkeit des Genusses wurde selbst wieder zum Sporn der Habsucht. Um schrankenlos genießen zu können, sollte der Besitz unermeßlich werden. Genußsucht und Habsucht waren gleich unersättlich.

Das römische Erwerbsleben war durch und durch unsittlich und heidnisch [2]. Es fehlte der Begriff der Gemeinsamkeit aller Güter der Erde. Nur dem Mächtigen und Starken gehört die Erde und der Besitz, alle Andern müssen Sklaven werden. Es mangelte vollständig das Bewußtsein, daß die Erde Allen

[1] In Psalm. I.

[2] Salvian, De gub. Dei lib. VII, constatirt, daß nicht bloß das Heidenthum im fünften Jahrhundert zahlreiche Anhänger hatte, sondern daß es auch Christen gab, welche Heidenthum und Christenthum zu verschmelzen suchten. Sie huldigten den Göttern und betheiligten sich am Götzendienste, um vom heidnischen Tempel weg alsbald in die christliche Kirche zu gehen. „Wie Viele betreten, vom Weihrauch des dämonischen Opfers noch duftend, die Pforte des Gotteshauses und stürzen sich zum Altare, um mit dem Kelche der Dämonen auch den Kelch des Herrn zu trinken?"

ügen könne, daß, um christlich zu sprechen, Gott Allen das tägliche Brod
e, wenn nur Jeder auch thätig ist und Werthe schafft. Der Erwerb
ch Arbeit, durch Werthschaffung, der productive Erwerb war für die alt-
nische Weltanschauung nicht vorhanden. Dafür wucherte der lucrative
werb, der Gewinn auf Kosten Anderer, die Aneignung fremden Besitzes.
d das bequemste Mittel hierzu, die wirksamste Schraube war die Aus-
cherung des Nächsten durch das Gelddarleihen, welches nicht etwa dazu
nte, dem Entleiher die Möglichkeit zu gewähren, durch Arbeit Mehrwerth
erlangen; das Darlehen hatte vielmehr den ausschließlichen Zweck, dem
äubiger Vermögensrechte über die Person und den Besitz des Borgers
verschaffen. Danach gestaltete sich auch das römische Recht. Mit der
andnahme an dem schönsten Besitze des Borgers begann das Darlehen,
t der Sklaverei endete es. Der Schuldner sank im Darlehen selbst zu
em Vermögensobject herab. Wie über den Besitz, wurde auch über die
rson verfügt; der Schuldner wurde zu einer Sache (res, mancipium), mit
man anfangen kann, was man will, welche man verkauft, vertauscht,
schenkt, welche man ausnützt, fesselt, foltert, tödtet, schließlich auch noch
die verschiedenen Gläubiger in Theile theilt, wie das Gesetz der zwölf
feln bestimmte[1].

So lange die Römer den Reichthum fremder Völker zu plündern hatten,
nte dieses Raubsystem Bestand haben. Für die Dauer ist es aber un-
glich, Völker auszusaugen, immer zu nehmen, niemals zu befruchten. Es
ß naturnothwendig baldige Erschöpfung eintreten, wenn ein consequentes
ystem der Aneignung fremden Vermögens durchgeführt wird, ohne daß
r erworbene Besitz selbst wieder zur Quelle der Fruchtbarkeit wird. So
r es im Römerreiche. Die Reichen wucherten diejenigen aus, welche
niger besaßen und nahmen ihr Eigenthum. Da die Sklaverei einen
werbestand unmöglich gemacht hatte, beschränkten sich die freien Eigen-
ümer auf die Grundbesitzer, welche sehr schnell ausgewuchert waren, so
ß schließlich nur einige wenige Familien den Grund und Boden ganzer
rovinzen ihr Eigenthum nannten. Die frühern Besitzer zogen in die
ädte, um dort vom Bettel zu leben, oder schlugen sich in die Wälder,
n das Räuberhandwerk zu beginnen. Die Bagauden in Gallien, deren
reiben Salvian schildert, bildeten vollständig organisirte Räuberbanden,
lche der regulären Armee förmliche Schlachten lieferten.

Das ganze öffentliche und private Leben der Römer beruhte auf dem

---

[1] At si pluribus addictus sit, tertiis nundinis per partes secanto; si plus nusve secuerint, sine fraude esto. — Jedes Patricierhaus hatte ein Verließ, welches Peinigung der Schuldner diente, weßhalb Livius dieses Local als carnificina itig bezeichnete. Repleri vinctis nobiles domos, et ubicunque patricius habitat, carcerem privatum esse (lib. VI, c. 36).

Egoismus, auf unersättlicher Habsucht und Genußsucht. Wer die Macht besaß, nahm sich das Vermögen des Schwachen und machte ihn zum Sklaven[1]. Alles, was schwach war, Alles, was arbeitete, diente nur als Object der Ausbeutung. Mit lapidarer Schrift hat der große Völkerapostel, der hl. Paulus, diesen Spiegel egoistischer Verkommenheit den Römern vorgehalten: „Ihr seid lieblos und treulos; ihr seid ohne Sanftmuth, ohne Mitgefühl, ohne Mitleid; ihr seid hassenswerth und haßt einander.“[2]

Der christliche Begriff vom Erwerbsleben stand den römischen Anschauungen, welche in Sitte und Recht sich verkörpert hatten, diametral gegenüber. Das Christenthum forderte vom Eigenthum, daß es durch die Arbeit erworben und nicht im selbstsüchtigen Genusse verzehrt, sondern im Dienste Aller fruchtbar werde. Nicht im schimmernden Luxus, nicht im Scheine der Größe, von den Reichthümern erborgt, sondern in der Hingabe für die Armen, in der liebevollen Verwendung für die Verlassenen und Verstoßenen zeigt sich nach christlicher Lehre der Adel des Besitzes.

Die Arbeit als Titel des Erwerbes ist dem römischen Wirthschaftsleben gänzlich fremd. „Der sittliche und rechtliche Begriff der wirthschaftlichen Arbeit mangelte den Römern ganz und gar.“[3] Umgekehrt bildeten die Christengemeinden in den ersten drei Jahrhunderten zugleich Arbeitergemeinden. Die Christen, meistens aus den ärmern Ständen hervorgegangen, erwarben sich ihr tägliches Brod durch der Hände Arbeit; selbst die Reichen waren thätig und ihnen fiel die Pflege der Armen und Kranken, die Beherbergung der Fremden zu. Jedes christliche Patricierhaus hatte eine Fremdenabtheilung für die durchreisenden Christen; die christliche Patricierfrau hielt es für eine unabweisbare Pflicht, Wittwen und Waisen zu besuchen, den Kranken und Hilflosen beizustehen[4]. Die ersten Spitäler, wie z. B. das der Fabiola, verdanken dieser Thätigkeit christlicher Frauen ihren Ursprung.

Der Erwerb ohne Arbeit, der Erwerb durch Ausbeutung, durch Wucher

---

[1] Mancipium, von manu capere, mit überlegener Hand an sich reißen.

[2] Ep. ad Rom. 1, 29; 3, 14: „Sine affectione, absque foedere . . . repletos malitia, nequitia, amaritudine . . . odibiles et odientes invicem.

[3] Dieses Geständniß muß selbst Endemann (S. 726) machen. Es ist mehr als naiv, wenn Neumann (S. VI, Vorrede) in der Geschichte des Rechtes und der Volkswirthschaft bei Griechen und Römern den „Werth der Arbeit“ ausgesprochen finden will. Völker, welche die Arbeit den Sklaven zuweisen, sollen den „Werth der Arbeit“ gelehrt haben. Alle wirthschaftlichen Verhältnisse, Recht und Sitte, sprechen offene Mißachtung der wirthschaftlichen Arbeit aus. Dennoch behauptet Neumann das Gegentheil, er hat nämlich eine entgegengesetzte Phrase gefunden bei Thukydides. Weiter kann man in der Selbstironie nicht mehr gehen!

[4] *Tertullian.*, Ad uxor. II, 4. Vgl. Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege (passim).

und Handel war von den Christen verabscheut und verachtet. Dieser Erwerb speculirte auf den theilweisen oder gänzlichen Ruin Anderer und war ohne Verletzung der Nächstenliebe nicht möglich, darum hielten die Christen von allen Geldgeschäften und von den betrügerischen Manipulationen, mit denen der damalige Handel regelmäßig verknüpft war[1], sich ferne. Ausnahmen kamen vor, aber sie wurden als Ausnahmen gefühlt, und wenn ein Christ in Handel und Verkehr die Gebote christlicher Nächstenliebe verletzte, so blieb die kirchliche Strafe nicht aus.

Es standen sich also zwei ganz verschiedene Begriffe von Erwerb gegenüber: der heidnisch-römische, welcher in der Uebervortheilung durch den Handel und in der Auswucherung durch die Geldgeschäfte von den Verlusten Anderer sich Vermögen sammelte: der lucrative Erwerb. Die Christen dagegen erwarben sich ihren Besitz durch Arbeit: der productive Erwerb, welcher zum Grundpfeiler einer neuen Gesellschaft wurde. Den lucrativen Erwerb erklärte das Christenthum für unsittlich, als turpe lucrum, als schändlichen Gewinn, als Aneignung fremden Eigenthums. Diesem lucrativen Erwerb sollte die Thüre zur Kirche verschlossen bleiben.

In Mißkennung dieser thatsächlichen Verhältnisse hat man von einem Verbote, Zinsen zu nehmen, gesprochen, welches thatsächlich gar nicht existirt. Das, was von der kirchlichen Gesetzgebung damals verboten wurde, war das Betreiben von Geldgeschäften im römischen Sinne, die Benützung des Gelddarlehens zu lucrativem Erwerb, zur Aneignung fremden Eigenthums, mit andern Worten: der Wucher. Vor Allem wurden die Geldgeschäfte den Bischöfen und Geistlichen verboten. Man denke an die Härte der römischen Pfandschulden, an die grausame Schuldhaft, an die Folge, daß der Schuldner der Sklaverei verfiel, und man wird es ganz selbstverständlich finden, daß Bischöfe und Kleriker, welche die Nächstenliebe zu lehren hatten durch Wort und Beispiel[2], Geldgeschäfte unmöglich betreiben konnten. So tief hatte aber der habsüchtige Erwerb in Sitten und Gewohnheiten sich eingefressen, daß die Kirche, selbst zur Zeit der Verfolgung, die größte Mühe hatte, von Wucher und wucherischen Handelsgeschäften den Klerus fernezuhalten. Origenes ergeht sich in häufigen Klagen über die Habsucht einzelner Bischöfe[3], und Cyprian berichtet mit tiefster Betrübniß, daß

---

[1] In voller Unkenntniß über die socialen Verhältnisse der Christen suchen neuere Historiker, seit dem Vorgange von Wattenbach, die Ausbreitung des Christenthums durch die Handelswelt zu erklären. Sie verwechseln die Christenmissionäre der ersten Jahrhunderte mit der ganz eigenthümlichen Species von anglicanischen und protestantischen „Missionären" der Gegenwart.

[2] Quos et hortamento ceteris esse oportet et exemplo, sagt Cyprian (De lapsis c. 4).

[3] Z. B. tom. III, 490. 501. 753. 838. 879 u. s. w. (Mauriner Ausgabe).

manche Bischöfe, ihren Beruf und ihre Heerden vernachlässigend, fremde Provinzen durchstreifen, um glänzende Geldgeschäfte zu machen, durch Ueberlistung und Uebervortheilung schöne Besitzungen zu erhaschen und durch Wucher sich zu bereichern[1]. Hiergegen erließ zu Anfang des vierten Jahrhunderts das Concil von Elvira strenge Verordnungen. Dem Klerus wurden alle wucherischen Geschäfte bei Strafe der Absetzung verboten[2]; die Bischöfe und Kleriker durften sich persönlich mit Betreibung habsüchtigen Erwerbes nicht mehr abgeben. Hatten sie für kirchliche Bedürfnisse Geldgeschäfte abzuwickeln, so sollten sie Mittelspersonen damit betrauen; sie selbst sollten ihre Stellung nicht verlassen, um in Geschäften herumzureisen[3]. Nur am Platze selbst konnten sie persönlich Kauf und Verkauf betreiben und abschließen.

Auch die Laien, welche wucherischer Ausbeutung sich schuldig machten, wurden aus der Kirche ausgeschlossen, wenn sie sich nicht besserten und von ihrer Gottlosigkeit sich bekehrten[4].

Dieser Canon des Concils von Elvira blieb im patristischen Zeitalter die einzige kirchliche Bestimmung, welche bezüglich des Wuchers von Laien erlassen wurde. Das Concil von Arles (314) beschränkte sich darauf, die Kleriker, welche offenkundigen Wucher als Geschäft betrieben (qui foenerant), mit der Strafe der Absetzung zu bedrohen (Canon 12). Dasselbe geschah durch das erste allgemeine Concil von Nicäa im 17. Canon. Das Concil motivirte die Bestimmung ausdrücklich damit, daß viele Kleriker, aus reiner Habsucht, im Haschen nach unsittlichem Erwerb, durch Wucher Geld beitreiben[5]; es verbot solch schimpflichen Erwerb sowohl in der Form des Geld- und des Getreidewuchers, wie auch in jeder andern Form[6], welche auf Kosten des Nächsten eigenen Gewinn bringt.

Zweimal bringt also der 17. Canon des Concils von Nicäa, sowohl in der Begründung, wie in der Definition, den Begriff des lucrativen Er-

---

[1] De lapsis c. 4.

[2] Canon 20: Si quis clericorum detectus fuerit, usuras accipere, placuit eum degradi et abstineri (*Mansi* II, 9).

[3] Canon 18: Episcopi, presbyteri, diaconi de locis suis negotiandi causa non discedant nec circumeuntes provincias quaestuosas nundinas sectentur. Sane ad victum sibi conquirendum aut filium aut libertum aut mercenarium aut quemlibet mittant, et si voluerint negotiari, intra provinciam negotientur.

[4] Canon 20: Si quis laicus accepisse probatur usuras et promiserit correctus jam cessaturum, nec ulterius exacturum, placuit, ei veniam tribui. Si vero in ea iniquitate duraverit, ab ecclesia esse projiciendum.

[5] Plura habendi studium et *turpe lucrum* persequentes . . . foenerantes centesimas exigunt.

[6] Usuras ex mutuo sumere, vel eam rem aliter persequi, vel sescuplas exigere, vel aliquid aliud excogitare *turpis quaestus* gratia (*Mansi* III, 675).

werbes, des Erwerbes ohne Arbeit auf Kosten des Nächsten (turpe lucrum, turpis quaestus). Dieser Erwerb wurde nicht bloß im Gelddarlehen, sondern in jeder andern Form als unsittlich und sündhaft bezeichnet und strenge bestraft. Speciell namhaft gemacht sind die Geschäfte, welche als sescuplae (hemioliae) bezeichnet sind. Wucherer ließen sich nämlich zur Zeit der Ernte das Anderthalbfache von dem an Getreide, Wein, Oel u. s. w. zurückzahlen, was sie vor der Ernte, in der Zeit knapper Bestände, hingeliehen hatten. Eine andere Form dieses landwirthschaftlichen Wuchers bestand darin, daß der Wucherer zur Zeit niedriger Getreidepreise Geld hinlieh und das Geld nach einem bestimmten Maße von Getreide berechnete. Stiegen die Getreidepreise beträchtlich, so ließ sich der Wucherer das Maß Getreide zurückgeben, welches zur Zeit niedriger Preise vereinbart worden war.

Das Concil von Nicäa hat also den Wucher verboten: den habsüchtigen Erwerb, welcher auf die Verluste des Nächsten speculirte und welcher im Römerreiche allgemein war. Der Klerus sollte von dieser Befleckung sich rein erhalten. Der Zins wurde verboten, weil und so weit er wucherisch (turpe lucrum) war. Dasselbe gilt auch vom Concil von Elvira. Im Zusammenhalte des Canon 18 mit Canon 19 ist klar zu ersehen, daß dem Klerus nicht alle Geldgeschäfte verboten wurden, sondern nur der habsüchtige Erwerb, das Umherschweifen in fremden Provinzen, um lucrative Geschäfte (quaestuosae nundinae) zu machen. Geldgeschäfte am Platze selbst (negotiari), welche des habsüchtigen Charakters unsittlichen Erwerbes entbehrten, wurden ausdrücklich als erlaubt erklärt. Aehnlich verhält es sich mit dem Verbote des Laienwuchers. Das Verbot trägt ausdrücklich die beiden Merkmale der Ausbeutung (exacturum) und der ungerechten Aneignung (iniquitas). Das Concil von Arles trifft den offenen Wucher (ministri, qui foenerant), ebenso der vielgenannte Canon 44 der sogen. „apostolischen Canonen“ [1].

Die Kirchenväter schließen sich im Wesentlichen an die Concilienbestimmungen an. Es ist Thatsache, daß viele Väter sich gegen das Zinsennehmen überhaupt aussprechen und sich dabei auf das alttestamentliche Verbot beziehen. Allein, wer sich die Kirchenväter nicht bloß oberflächlich ansieht, der wird finden, daß sie am Zins den Wucher tadeln, daß sie sich gegen die Zinsen nur deßhalb aussprechen, weil der damalige Zins wirklich und thatsächlich wucherisch war. Wer nahm damals Darlehen gegen Zins? Der Grundbesitzer! Das ganze damalige Auswucherungsgeschäft beschränkte sich auf die Inhaber von Grund und Boden. Einen Handwerker- und Gewerbestand gab es ja nicht, dafür waren die Sklaven da. Nun war

---

[1] Episcopus vel presbyter vel diaconus pecunias mutuo datas *cum foenere exigens* vel cesset vel deponatur (*Mansi* I, 38—39).

aber der niederste Zinsfuß zwölf Procent, ein Zinsfuß, welcher die Besitzer von Grund und Boden rasch auswuchern mußte, wie dieß auch durch die Thatsachen bewiesen wurde. Das, was wir heute Zins nennen, gab es damals weder begrifflich noch thatsächlich. Zins und Wucher waren gleichbedeutende Begriffe und wurden auch durch dasselbe Wort ausgedrückt. Hätte im Großen und Ganzen ein thatsächlicher Unterschied bestanden, so würde das begriffliche Denken diesen Unterschied sofort erfaßt und ihn auch durch verschiedene Bezeichnung ausgedrückt haben. Der Umstand, daß das ganze römische Alterthum für Wucher und Zins ein und dieselbe Bezeichnung hat, sollte für den Historiker ein hinreichender Wink sein, daß er nicht, wie dieß zu geschehen pflegt, heutige Begriffe Zeiten mit ganz andern Verhältnissen aufoctroyire. Man bemerke, daß im Handel, wo wirklich nach sittlichen und rechtlichen Begriffen erlaubter Gewinn im Geldbarlehen möglich war, sich auch eine eigene Bezeichnung für die Vergütung der Kapitalsnutzung findet, welche dem heutigen Begriffe Zins entspricht, nämlich das Interesse: id quod interest. Das begriffliche Denken erblickte in der Kapitalsnutzung im Handel etwas ganz Anderes, als in der Auswucherung von Grund und Boden durch das Geldbarlehen. Den Gewinn im erstern Falle bezeichnete das sittliche Bewußtsein als interesse, den Erwerb im letztern Falle als einfachen Wucher, als das, was er thatsächlich war.

Als im Mittelalter in Folge vorgerückter Cultur Grund und Boden zur Aufnahme von Kapital befähigt und in der Lage war, die Kapitalsnutzung vergüten zu können, bildete sich sofort eine specielle Bezeichnung für diese Form. Die Vergütung für Ueberlassung von Grund und Boden, für die Leihe oder das Lehen hieß im ganzen Mittelalter und zwar schon in der karolingischen Zeit: census, Zins. Diese Bezeichnung übertrug sich auch auf die erlaubte Vergütung der Kapitalsnutzung und ist heute allgemein.

Der römischen Welt war der intensivste Grad der Habsucht eigen und am grausamsten zeigte sich dieselbe im Geldbarlehen. Wollten die Kirchenväter den Wucher bekämpfen, so mußten sie ihn in der Wurzel treffen, in der Gewinnsucht. Sie mußten dem Besitze ein höheres Ziel anweisen, als bloß das, die materielle Ueberlegenheit zur Ausbeutung des Nächsten zu benützen. Sie mußten einer durch Jahrtausende hindurch gründlich verdorbenen Gesellschaft zeigen, daß nicht im Besitze äußerer Güter die wahre Größe, daß nicht im selbstsüchtigen Genusse das wahre Glück zu suchen sei. Und das geschah von den Kirchenvätern. Es ist wahr, viele der Väter beriefen sich gegen den wucherischen Zins auf das Verbot im Alten Testamente, aber immer doch nur mit dem Hinweise auf die Unvollkommenheit des Alten Bundes. Ihre Beweisführung stützte sich vielmehr auf die Lehre

Jesu Christi selbst. Christus hatte seinen Jüngern zurückgerufen: „Zu leihen, ohne jegliche Hoffnung auf Gewinn."[1] Nicht die Gewinnsucht solle Ausschlag geben beim Darlehen, sondern die Bereitwilligkeit, dem Bruder helfen zu können. Nicht die Möglichkeit des Verlustes soll abschrecken, zu leihen; man solle nichts für verloren geben, wenn auch von der ganzen dargeliehenen Summe nichts mehr zurückerstattet werden würde. Denn derjenige, welcher die gute Gabe tausendfältig belohnt, ist Gott selbst. Und diese Belohnung des Allerhöchsten steht in gar keinem Vergleiche mit dem Gelde, welches der Reiche im Darlehen zum Opfer brachte. Diese Darlegung ist allen Ausführungen der Kirchenväter über den Wucher gemeinsam. Sie weisen dem Reichthum ein hohes ideales Ziel an: in der Hingabe eines Theiles des Vermögens für die Armen Gott selbst sich zum Schuldner zu machen. „Ihr habt nun einmal Freude am Wucher und am Worte Wuchergewinn. Ich werde euch also zeigen, wie ihr Gott wohlgefällige Wucherer werden und auf welchem Wege ihr erlaubten Gewinn erlangen könnt." So rief Ambrosius[2] seinen Zuhörern zu und fuhr dann fort: „Ich entziehe euch den Menschen als Schuldner, aber an seine Stelle tritt Gott selbst, für ihn verbürgt sich Christus, und der Heiland wird euch nicht übervortheilen. Macht euch also Gott zum Schuldner, indem ihr euer Geld in die Hand des Armen legt. Gott wird euch verpflichtet für Alles, was der Arme in Gottes Namen empfangen hat.... Gebet das Geld, welches euch müßig zu Hause liegt, dem Armen: letzterm wird geholfen sein, ihr selbst aber werdet reichliche Früchte und Gnade erlangen."

Auf diese Weise haben die Väter dem Besitze ein höheres, ideales Ziel angewiesen; sie haben einen Gedanken, welchen die ganze Römerwelt nicht fassen konnte, nämlich die Einheit und Solidarität aller Menschen, vereinigt in Einer Familie, deren Haupt Christus, Gott selbst ist, einer Gesellschaft gelehrt, welche nur den Egoismus kannte. Sie haben gezeigt, daß im Erwerbsleben nicht immer der Eine verlieren müsse, was der Andere gewinnt, sondern daß Beide gewinnen können. Und darin besteht der fundamentale Unterschied zwischen einer Societät, welche auf Egoismus gegründet ist, und zwischen einer Gesellschaft, welche auf christlichen Principien ruht, daß dort

[1] Mutuum date, nihil inde sperantes. Lucas 6, 35. Vgl. auch Matth. 5, 42: Qui petit a te, da ei et volenti mutuari, ne averteris. Die Scholastik hat den Sinn der Stelle: nihil inde sperantes gänzlich entstellt, indem sie darin das Verbot, eine Vergütung für das Darlehen zu fordern, erblickte. In den Worten Christi ist aber eine Beziehung auf die Zinsfrage gänzlich ausgeschlossen. Der Sinn dieser Stelle ist in obiger Darlegung, welche mit den Vätern übereinstimmt, deutlich genug gegeben.

[2] De Tobia c. 16. Vgl. auch *Ambrosii* epist. 19: Vir christianus, si habet, det pecuniam quasi non recepturus, aut certe sortem, quam dedit, recepturus. Habet in ea non mediocrem gratiae usuram. Alioquin decipere istud est, non subvenire. — *Gregor. M.*, Epp. VII, 47 (Anthemio subdiacono).

jeder Gewinn des Einen Verlust des Andern bedingt, während hier Beide zugleich Gewinn aufweisen.

Das Christenthum kennt aber nicht bloß Pflichten des Darleihers, sondern auch des Borgers. Letzterer ist in seinem Gewissen verpflichtet, das Geld, welches er empfangen hat, wieder zurückzuzahlen und zwar mit reichlichem Danke zurückzuerstatten. Origenes hat diesem Gedanken dadurch Ausdruck gegeben, daß er forderte, der Borger solle doppelt zurückerstatten. Auch Ambrosius spricht von der strengen Verpflichtung, immer an die Zurückerstattung zu denken und in erster Linie die Dankbarkeit an denjenigen abzutragen, von welchem Jemand Wohlthaten empfangen hat[1].

Man wird in diesen Lehren Rigorismus und Uebertreibung finden. Und dennoch waren sie gerade in damaliger Zeit eine absolute Nothwendigkeit. Wo einmal die Habsucht alle gesellschaftlichen Verhältnisse vergiftet und im Uebermaße überwuchert hat, kann nur noch heroische Tugend Heilung bringen[2]. Der Anblick jenes Heroismus, welcher um Gottes willen auf allen Reichthum verzichtete und die freiwillige Armuth erwählte, war allein noch im Stande, der Alles verzehrenden Gluth der Habsucht Einhalt zu thun. Nicht der Handlung klügelnder Abwägung, sondern nur dem heroischen Entschlusse wohnt jener kräftige Impuls inne, welchen wir die Macht des Beispiels nennen. Darum ist in der Geschichte der Menschheit die heroische Tugend, die freiwillige Armuth, die freiwillige Keuschheit, die freiwillige Selbstüberwindung im Gehorsam von so mächtigem Einflusse und von so hoher Bedeutung. Ohne diesen geistigen Heroismus gibt es keine wahre Größe, keinen sittlichen Fortschritt, keine Ueberwindung socialer Gefahren. Die heroische Tugend erscheint dem Alltagsleben als Uebertreibung, als überflüssiger Rigorismus, die geschichtliche Betrachtung aber erweist sie als Nothwendigkeit. Le superflu — chose la plus necessaire.

Hefele[3] schreibt: „Wir sehen, die Kirchenväter wollen das Zinsennehmen unter den Christen verboten wissen und werden nicht müde, es mit den schwärzesten Farben zu malen. Sie übersehen aber dabei für's Erste den wesentlichen Unterschied, der zwischen Zinsnehmen und Wucher statt findet. Durchweg beschreiben sie das Letztere, überall schildern sie den Wucherer, der wie ein Vampyr hinter seinem Rechnentische lauscht, sinnend und suchend, wen er verderbe. Wie himmelweit verschieden von ihm ist

[1] *Ambrosius*, De offic. lib. I, c. 31.

[2] Ambrosius erkannte wohl die große Gefahr, welche der Gesellschaft damals von Wucher drohte. Er wies auf den nahen Untergang, welcher wirklich bald darauf eintrat, hin und zeigte, daß der Völker Verderben meistens durch den Wucher herbeigeführt wurde. Ep. 19: Populi saepe conciderunt foenere et ea publici exitii causa exstitit.

[3] L. c. S. 35.

aber z. B. der fleißige Handwerker, der seinen erübrigten Verdienst auf gerechte Zinsen legt, damit er einst im Alter habe, wovon er sich nähre, wenn er wenig oder gar nicht mehr arbeiten kann. Die Kirchenväter setzen den Zinsnehmer dem Diebe gleich, weil auch Ersterer fremdes Eigenthum an sich bringe. Aber sie vergessen, daß der Darleiher auf mäßige Zinsen gar oft seinem Nachbar den größten Gefallen erweist, während wir dieß nie an einem Diebe rühmen gehört haben..... Hätten die Kirchenväter nichts Anderes gesagt, als: wucherische Zinsen seien dem Christen unerlaubt, so hätten sie vollkommen recht; so aber sagen sie, alle Zinsen seien verboten, und darin besteht ihr Rigorismus."

Man kann nicht leicht mehr Mißverständnisse zusammenhäufen, als in den Worten Hefele's geschehen ist. Hätte es einen fleißigen Arbeiter gegeben, welcher seinen Verdienst auf gerechte Zinsen legte, so würden die Kirchenväter dieß ebenso wenig getadelt haben, als es die Kirche heute thut. Wäre das Darlehen eine Wohlthat gewesen, wofür der Borger Dankbarkeit bezeugte, dann hätten die Kirchenväter den Zinsnehmer nicht als Dieb geschildert. Man trägt die heutigen wirthschaftlichen Zustände und die heutigen Productionsverhältnisse willkürlich in die alte Römerzeit hinüber und mißt das damalige Geldbarlehen mit dem Maßstabe des modernen Credits. Wenn die Kirchenväter im damaligen Zinse durchwegs den Wucher beschrieben, dann thaten sie es aus dem einfachen Grunde, weil es nur Wucher, aber nicht Zins im heutigen Sinne gab. Die damalige Welt kannte ja nicht einmal den heutigen Begriff: „Zins" und die Kirchenväter sollen ihn verboten haben? Man kann doch nichts verbieten, was man nicht kennt! Die usurae centesimae des römischen Geldbarlehens waren himmelweit verschieden von dem heutigen gerechten Kapitalzins, sie waren bei den damaligen Productionsverhältnissen in ihrem Wesen schon wucherisch, indem sie Aneignung fremden Eigenthums, die Beraubung des Nächsten zur unmittelbaren Folge hatten. Die Grundbesitzer, welche nach den damaligen Normen Geldbarlehen nahmen, waren meist schon verloren. Es kam wohl vor, daß Einzelne sich noch retteten, wie dieß ja auch beim heutigen Wucher mitunter vorkömmt, allein in der Regel endete das Geldbarleihen mit der Verjagung des Borgers von seinem Besitze. Der hl. Ambrosius hat diese Thatsache ausdrücklich constatirt. Er bespricht den Einwand, daß ja doch Viele, welche auf Frist Geldbarlehen nahmen, ihren Verbindlichkeiten genügten und die Schuldsumme zurückzahlten. „Aber," fährt Ambrosius fort[1], „wie Viele haben sich durch das Darlehen selbst den Strick um den Hals

[1] De Tobia c. 7: Et quanti se propter fenus strangulaverunt. Illos consideras, hos non enumeras; reminisceris evasisse aliquos, non reminisceris oppetisse.

gebunden? Auf Jene blickst du, diese zählst du nicht; du erinnerst dich, daß Einige sich gerettet haben, den Untergang der Andern beachtest du nicht." Den allgemeinen Charakter des Gelddarlehens der damaligen Zeit hat Ambrosius in folgenden Worten geschildert: „der Borger verlangt nach einem Heilmittel, ihr gebt ihm Gift; Brod verlangt er, den Dolch reicht ihr ihm. Er beschwört euch, ihm seine Freiheit zu lassen, ihr belegt ihn mit dem Joche der Sklaverei. Um Befreiung fleht er, ihr zieht den mächtigen Strick um den Hals nur um so rücksichtsloser zusammen."[1] Diesen allgemeinen Charakter des Gelddarlehens bestätigt die Geschichte, indem sie die vollständige Auswucherung der Grundbesitzer, ihre Vertreibung von ihrem Besitze und die Verödung des flachen Landes bezeugt.

Der hohe Gewinn einerseits (mindestens zwölf Procent), die kurzen Zahlungsfristen andererseits bedingten den wucherischen Charakter des damaligen Gelddarlehens. Kurze Zahlungsfristen zählen auch heute zu den Mitteln, wodurch die Wucherer ihre Opfer ruiniren. Regelmäßig kann der Schuldner, namentlich der Grundbesitzer, die kurze Frist nicht einhalten, und dann folgen die hohen Conventionalstrafen und neue Schuldverschreibungen, denen gar keine Gegenleistung mehr entspricht. Bei den Römern war der Zahlungstermin monatlich; am ersten jeden Monates[2] mußte der Schuldner den Zins berichtigen.

Ein weiteres Kennzeichen wucherischer Ausbeutung war die geschäftliche Organisation des Darlehensverkehrs. Nicht „der fleißige Handwerker legte seine Ersparnisse auf Zinsen", wie Hefele meinte, sondern das Gelddarlehen war zu einem Geschäftszweige geworden, welches, um möglichst großen Profit zu erzielen, mit großer Raffinirtheit und Grausamkeit betrieben wurde. Die Vermittlung des Darlehens hatte sich zu einem eigenen Erwerbe gestaltet, welcher von den Verlusten Anderer hohe Gewinnste erzielte. Der Patricier lieh nicht mehr, wie noch zu Livius Zeiten, persönlich aus. Das christliche Bewußtsein hatte sich soweit schon befestigt, daß die wucherische Ausbeutung für unehrenhaft galt. Aber die Reichen wollten auf den lucrativen Erwerb nicht verzichten und benützten die Vermittlung eines Geschäftsmannes, eines Wucherers (foenerator). Umgekehrt mußten diejenigen, welche Geld brauchten, zu solchen Geldvermittlern gehen, welche meistens Geldwechsler (nummularii), Händler (mercatores) oder Schänkeninhaber (caupones) waren. Mit anderen Worten, der damalige Wucher

[1] Ibid. c. 6: Ille medicamentum quaerit, vos offertis venenum; panem implorat, gladium porrigitis; libertatem obsecrat, servitutem irrogatis; absolutionem precatur, informis laquei nodum stringitis.

[2] Ibid. c. 3: Calendis usuras dabis: fenus interim, si non habueris, unde restituas, non requiro. Daher die Klage bei den klassischen Schriftstellern (wie z. B. Ovid und Horaz) über die celeres, tristes calendae.

war genau so organisirt, wie heute; das damalige Gelddarlehen war nicht mehr und nicht weniger, als das, was wir unter Wucher verstehen, nämlich Aneignung fremden Eigenthums.

Alle Künste der Verführung wurden angewandt, um die Besitzenden zur Aufnahme von Schulden zu verleiten, um sie in immer größere Abhängigkeit zu bringen, um ihnen Stück für Stück vom Vermögen zu entziehen, um sie schließlich ganz auszuplündern. Mit dem gesetzlichen Zinsfuße von zwölf Procent begnügten sich die Wucherer selten. Sie nahmen oft bis zu fünfzig Procent[1]; den meisten Gewinn aber heimsten sie ein durch das Faustpfand, welches sie sich immer ausbedangen und welches meistens in dem schönsten und kostbarsten Gute des Schuldners bestand. Das Pfand verfiel, sobald der erste Zinszahlungstermin nicht eingehalten werden konnte. Um diese erste Folge abzuwenden, verstanden sich die geängstigten Schuldner immer dazu, neue Schuldverschreibungen zu geben, neue Pfänder zu stellen, bis schließlich nichts mehr ihnen, Alles den Gelddarleihern gehörte.

Gegen diesen Geschäftsbetrieb der Gelddarleiher (foeneratores), gegen diesen Erwerb (quaestus) wandten sich immer die Kirchenväter. Sie tadelten den Reichen, daß sie solcher Geldvermittler sich bedienten; sie warnten diejenigen, welche Geld brauchten, sich an diese Leute zu wenden. Die eigentliche Spitze der Angriffe der Kirchenväter wandte sich aber gegen diese Gelddarleiher und gegen den lucrativen Erwerb. Uebereinstimmend ist das Urtheil der Kirchenväter, daß das Geschäft eines solchen Gelddarleihers ein Christ ohne Sünde nicht betreiben könne, daß ferner der durch solche Darlehen gewonnene Erwerb sündhaft, schändlich, verwerflich sei. Basilius, Ambrosius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus[2] wenden sich immer gegen die Gelddarleiher und gegen den schimpflichen Gewinn. Augustin zählte zu den Geschäften, welche ein Christ nicht betreiben dürfe, ausdrücklich die Geldwechsler und Gelddarleiher, weil die Ausübung dieses Geschäftes ohne Betrug und Meineid, ohne Aneignung des Eigenthums Anderer unmöglich sei. Noch schärfer spricht sich Salvian aus[3].

Wenn bei den Kirchenvätern und in den Concilienbeschlüssen von den Gelddarleihern (foeneratores) die Rede ist, so darf man darunter nicht wie dieß regelmäßig geschieht, Jenen verstehen, welcher in einem einzelnen

---

[1] Vgl. *Chrysost.*, Homilia 61 in Matth.

[2] Vgl. *Basilius*, In Psalm. XIV; *Ambrosius*, De Tobia; *Chrysost.*, Homil. 61 in Matth.; *Augustin.*, Ep. 268.

[3] *Augustin.*, De opere monach. cap. 15 (*Migne* VI, 561): Der Erwerb der negotiatores, procuratores, conductores ist der damit verbundenen Habsucht wegen unsittlich. Vgl. *Salvian.*, De gub. Dei lib. III, c. 10; lib. IV, c. 14.

Falle Zinsen nimmt [1]. Wucherer (foenerator) im patristischen Sinne ist derjenige, welcher das Gelddarleihen als Geschäft, als einen Erwerbszweig betrachtet; ein foenerator ist das, was im Mittelalter als **usurarius manifestus**, als offenkundiger Wucherer bezeichnet wurde. Und gegen diese Gelddarleiher, welche, ohne selbst productiv thätig zu sein, ohne selbst einer ehrenhaften Arbeit sich zu unterziehen, bloß von den Verlusten Anderer Gewinn zogen und auf den Ruin des Nächsten speculirten, kehrten sich die kirchlichen Strafen und Rügen. Wenn ferner die Concilien und Väter von schändlichem Erwerbe [2] sprechen, so verstehen sie darunter die wucherische Ausbeutung des Nächsten durch den Geschäftsbetrieb der Gelddarleiher. Die Frage, ob und wieweit in Fällen, bei welchen wucherische Ausbeutung nicht vorliegen würde, eine Vergütung für Ueberlassung einer Kapitalsnutzung, also das, was man heute unter Zins versteht, sittlich zulässig sei, wird bei den Kirchenvätern nicht erörtert. Sie beschränken sich darauf, die damalige Form des Gelddarlehens als wucherisch zu bezeichnen, den daraus gezogenen Gewinn als sündhaft und schändlich zu erklären, ohne indeß in die Sphäre des rechtlichen Lebens hinüberzugreifen. Es ist bekannt, daß die Kirchenväter das Recht der Zinsforderung anerkannten. Das ist z. B. den Briefen des hl. Augustin und Gregors des Großen zu entnehmen [3]. Von dem hl. Basilius, welcher sich so energisch gegen die damaligen Zinsforderungen ausspricht, sind uns einige interessante Briefe erhalten, deren Inhalt sich mit Zinsversprechungen beschäftigt. Eine Wittwe Julitta mit ihrem unmündigen Knaben war von einem Gläubigen hart bedrängt worden und hatte die Hilfe des Basilius angerufen. Unter Vermittlung des Bischofs war ein Vergleich zu Stande gekommen, wonach der Gläubiger gegen sofortige Bezahlung der Schuldsumme auf die Zinsen verzichtete. Die Summe wurde bezahlt, und nun forderte der Gläubiger,

---

[1] Wenn die Worte: qui foenerant verdeutscht werden als: „diejenigen, welche Zinsen nehmen", so ist dieß gänzlich unrichtig. Qui foenerant = diejenigen, welche ein Wuchergeschäft betreiben.

[2] Turpe lucrum, turpis quaestus.

[3] *Gregor. M.*, Ep. VII, 37 (Anthemio subdiacono). Ein gewisser Maurus hatte Waaren gekauft und hohe Zinsen versprochen. Er hatte aber bei dem Geschäfte große Verluste erlitten und nur die Schuldsumme und den fünften Theil der Zinsen bezahlt. Gregor d. Gr. ersuchte den Subdiakon, zu vermitteln, daß Maurus der übrige Theil der Zinsen des großen Verlustes wegen (non leve dispendium) erlassen werde. — Augustin spricht sich für die Nothwendigkeit der Restitution der Wucherzinsen aus. Er hat bei dieser Restitutionspflicht den eigentlichen Wucher im Auge (qui trucidat pauperem foenere). Augustin zeichnet das Ideal christlichen Erwerbes und Besitzes, sagt aber selbst, daß dieses Ideal in dieser Welt nicht zu erreichen ist und daß gesetzliche Schranken nöthig sind, um die schlimmsten Uebel zu verhüten. Ep. ad Macedonium: **Sed inter haec toleratur iniquitas male utentium, et quaedam inter eos jura constituuntur, quae appellantur civilia, ut male utentes minus molesti sint.**

entgegen seinem Versprechen, auch noch die Berichtigung der Zinsen. Basilius erinnerte den Gläubiger an sein gegebenes Wort, und rief gegen dessen Gewaltthätigkeit die Hilfe des Präfecten Helladius an, da es Aufgabe der Bischöfe und der Regierung sei, Wittwen und Waisen zu schützen. In den drei Briefen[1] ist nicht mit einer Silbe angedeutet, daß das Zinsennehmen überhaupt unstatthaft und nach der christlichen Lehre verboten sei. Basilius wendet sich nicht mit Einem Worte gegen die Rechtmäßigkeit der Zinsen, er stützt sich ausschließlich auf das vom Gläubiger gegebene Versprechen, bei sofortiger Bezahlung der Schuldsumme auf die Zinsen zu verzichten.

Ambrosius erachtet es als nothwendig, daß Geistliche in Geldsachen überhaupt keine richterliche Competenz sich zueignen. Sie sollten die Entscheidung in Geldangelegenheiten, auch wenn sie darum angegangen werden, ablehnen. Der Geistliche sollte nicht bloß jeden habsüchtigen Erwerb und jeden lucrativen Gewinn von sich ferne halten, sondern auch den Schein meiden, in Geldfragen mitentscheiden zu wollen[2].

Ein anschauliches Bild von den herrschenden wirthschaftlichen Verhältnissen und die richtige Kenntniß des sittlichen Maßstabes, welchen die Kirchenväter an die thatsächlichen Zustände anlegten, lassen sich am besten dadurch gewinnen, daß man der Darstellung und Beweisführung im Einzelnen folgt. Am meisten empfiehlt sich hiezu die schon öfter erwähnte Schrift des hl. Ambrosius, welche der Wucherfrage speciell gewidmet ist[3]. Ambrosius ist der bedeutendste Moralist unter den lateinischen Kirchenvätern. Ragt Hieronymus durch seine exegetischen Kenntnisse, Augustin durch seine tiefe philosophisch-speculative Bildung hervor, so Ambrosius durch seine eminente Behandlung der practischen Fragen. In seiner erwähnten Schrift ist zugleich die Auffassung des hl. Basilius[4] wiedergegeben, indem Ambrosius im Gedankengange und in der Beweisführung sich wesentlich an sein griechisches Vorbild anschließt, dessen Ausführungen nur vielfach erweitert werden. Skizziren wir die Schrift des hl. Ambrosius.

In den ersten zwei Kapiteln wird den Tugenden des Tobias hohes Lob gezollt und unter den nachahmenswerthen Handlungen desselben wird besonders hervorgehoben, daß Tobias für längere Zeit dem Gabael zehn Talente Silbers hingeliehen hatte, ohne auf Zinsgewinn zu speculiren.

---

[1] Epp. 107—109 (*Migne* IV, 515—519).

[2] De offic lib. III, c. 9. Vgl. auch lib. I, c. 26: Ab omni usu negotiationis (clericus) abstinere debet, agelluli sui contentus fructibus, si habet; si non habet, stipendiorum suorum fructu. Unter stipendium ist der vom Bischof angewiesene Betrag für den Lebensunterhalt zu verstehen.

[3] De Tobia.

[4] In Psalm. 14 (I, 107—113).

Tobias verdammte vielmehr den Gewinn aus dem Darlehen, woraus Viele jetzt einen Erwerbszweig gemacht haben; Viele betreiben jetzt das Geldausleihen als Geschäft, was die Heiligen als unerlaubt verboten haben[1]. Wie man sieht, wendet sich Ambrosius speciell gegen das Darlehen als Erwerbszweig (quaestus), geschäftlich betrieben (negotiatio).

Je schlimmer der Wucher ist, um so lobenswerther handelt derjenige, welcher ohne Gewinnsucht sein entbehrliches Geld als Darlehen verwendet[2]. Das Geld, welches bei dir ohne Verwendung müßig daliegt, soll in der Hand des Nächsten Nutzen und Früchte bringen[3]. Gib es hin, selbst auf die Gefahr hin, nichts mehr zurückzuerhalten, so daß du von reinem Gewinn sprechen kannst, wenn du das Geld zurückbezahlt erhältst. Verlierst du das Geld, so gewinnst du dafür Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit.

Im dritten Kapitel zeigt Ambrosius, wie der Habsüchtige durch keinerlei Bitten sich erweichen lasse, Geldbarleihen zu geben, wenn nicht Pfand bestellt und Zins gegeben wird. Um eine geringere Summe geben und eine höhere fordern zu können, geben sie vor, Baargeld nicht zu besitzen. Aber aus „Freundschaft" wollten sie goldene und silberne Schmuckgegenstände einschmelzen lassen. Der Unterschied zwischen dem Werthe des Schmuckes und des Metalles müsse durch den Zins gedeckt werden. So umstrickt der Darleiher den Borger. Das Geld wird schließlich hingezählt, dafür wird die Freiheit hingegeben; gegen ein geringeres Darlehen wird eine höhere Schuldsumme vereinbart und wird der Borger durch das Pfand gebunden. Das ist also eure Wohlthätigkeit, ihr Reichen! Weniger gebt ihr, mehr fordert ihr. Das ist eure Humanität, daß ihr unter der Form der Hilfe plündert[4]. Selbst der Arme wird für euch noch eine Quelle des Gewinnes! Der arme Schuldner muß euch geben, was er hat und ihr zwingt ihn dazu. Dagegen bleibt ihm nichts mehr zum Leben; er hat nichts zu essen, aber Zinsen muß er zahlen.

Der Geldbarleiher wird im vierten Kapitel mit Judas verglichen, welcher um schnöden Geldgewinn Christus den Herrn auslieferte, und mit dem Satan, welcher die Seele um das Erbgut himmlischer Gnade prellt. „Was kann ungerechter sein, als für ein Geldbarlehen Leben und Erbgut des Borgers sich verpfänden zu lassen? Ihr nehmt als Pfand Gold und Silber und nennt noch immer den Borger euren Schuldner, der euch viel

[1] Cap. 2 (7): Condemnat usuras foeneris, ex quo multi quaestum fecerunt, et multis commodare pecunias, negotiatio fuit; et quidem eam prohibuerunt sancti.

[2] Da pecuniam, si habes: prosit alii, quae tibi otiosa est.

[3] Ambrosius theilt also keineswegs die spätere scholastische Ansicht von der Unfruchtbarkeit des Geldes.

[4] Talis humanitas, ut spolietis etiam, cum subvenitis.

mehr anvertraut und hingegeben hat, als er von euch empfing. Ihr seid viel eher Schuldner. Wie könnt ihr euch Gläubiger nennen, da ihr ja gar nicht der Person des Schuldners, sondern nur auf Pfand Geld hingeliehen habt [1]. Treffend nennt ihr das Darlehen foenus, weil es wirklich werthlos ist; Loos (sors) heißt ihr die Schuldsumme; wie aus einer Urne wird das Loos geworfen, welches für den Schuldner den Untergang bedeutet." Nicht so angstvoll harren diejenigen, über deren Hinrichtung das Loos gezogen wird; nicht so zittern Jene, über deren Gefangenschaft das Loos entscheidet. Hier handelt es sich um Einen, bei der Schuldsumme verlieren Viele ihre Freiheit und sinken in die Sklaverei. Bezeichnend ist auch das Wort Schuldner (debitor). Schuld heißt die Sünde; der Schuldige heißt der Verbrecher. Der Verbrecher, wie der Schuldner büßt Freiheit und Leben ein [2]. Der Unglückliche, welcher ein Darlehen nimmt, weiß nicht, was er thut; er kennt nicht das Schicksal, welches ihm beschieden ist.

Mit dem Meer vergleicht Ambrosius im fünften Kapitel das Gelddarlehen. Wie das Meer immer in Bewegung ist und Wellen (fluctus) wirft, so ist das Darlehen immer beweglich und thätig, Früchte (fructus) zu bringen. Hie und da ruht das Meer, das Darlehen niemals; mit freundlichem Murmeln kömmt es, mit Stöhnen und Seufzen kehrt es zurück. Es taucht die Schiffbrüchigen in den Abgrund, speit sie nackt aus, die Bekleideten zieht es aus und läßt sie unbegraben liegen. „Nimmst du ein Darlehen auf, so eilest du zum Schiffbruche." Ambrosius schildert nun das Loos der Schuldner. Er wählt zuerst einen Leichtsinnigen. Seine Genußsucht benützen die Agenten des Gelddarleihers, um das Opfer zu umstricken. Wie Jagdhunde um das Wild, so fallen die Verkäufer von feinen Oelen und wohlduftenden Salben, die Händler von Wildpret, von Fischen und Vögeln, die Weinverkäufer und Schankwirthe über den Reichen her, schmeicheln ihm und verführen ihn zu Lebensgenuß und zu glänzenden Tafeln. Er braucht ja kein Baargeld zu haben, wenn er nur seine Unterschrift unter ein Schuldversprechen setzt und von seinem Besitze ein Pfand bestellt. Und nun treiben sie ihr Opfer von einer Prasserei zur andern [3], daß es ihm gar nicht mehr möglich ist, zur Besinnung zu kommen. Endlich, eines Morgens klopft der Gelddarleiher an der Thüre; er klagt, daß der Zahlungstermin soeben verstrichen sei; er überhäuft den Schuldner mit

[1] Vos dicitis creditores, qui non homini, sed pignori credidistis. Bene fenus appellatur, quod datis, ita vile ac feneum est. Sortem dicitis, quod debetur.

[2] Nach dem römischen Rechte wurde der insolvente Schuldner Sklave, über dessen Leben der Gläubiger verfügte.

[3] Oneratur mensa peregrinis et exquisitis cibis; adhibentur nitentes ministri, magno empti pretio, sumptu pascendi majori; bibitur in noctem, dies convivio clauditur, ebrietati deficit.

Schmähungen und reißt ihn selbst im Schlafe aus dem Bette heraus. Die seidenen, goldbeladenen Kleider werden um die Hälfte des Werthes verkauft. Die Gemahlin muß ihren theuren Schmuck um geringen Preis weggeben; ein Theil der Sklaven wird verkauft und der Erlös aus all dem wird dem Gläubiger angeboten. „Das reicht noch kaum für die Zinsen hin, die Schuldsumme bleibt." Nach kurzer Zeit wiederholt sich derselbe Vorgang, bis der völlige Ruin eintritt. Schlimmer ist eine solche Lage, als selbst der blutige Krieg. Im Kriege ist die Möglichkeit des Sieges gegeben, dem Geldbarleiher gegenüber ist das Unterliegen in bitterer Noth gewiß. Im Kampfe kannst du dich mit dem Schilde schützen; hier bist du wehrlos. Nichts ist unerträglicher, als eine solche Lage und dazu das Bewußtsein eigener Schuld. Es wäre für dich besser gewesen, mit Gemüse dich zu begnügen, als mit fremdem Gelde leckeres Mahl zu genießen. Ehe du die Schuld aufnahmst, hättest du die entbehrlichen Kleider und Schmuckgegenstände verkaufen sollen. Damals wäre dir damit geholfen gewesen, jetzt hat den Ertrag ein Anderer an sich genommen. Mit der Aufnahme des Geldbarlehens begann der Verlust des Eigenthums.

„Nichts ist schändlicher, als dieses Gebahren der Geldbarleiher, welche aus fremdem Unglücke ihr Vermögen ziehen," ruft Ambrosius aus. Er schildert dann im sechsten und siebenten Kapitel die Verführung reicher Jünglinge durch die Agenten des Geldbarleihers zu sogen. productiven Ausgaben, indem unerfahrene Reiche veranlaßt werden, eine Schuldsumme aufzunehmen, um ein schönes Gut zu kaufen. Auch diese werden bald ein Opfer des Wuchers. Die ersten kurzen und knappen Zinszahlungstermine kann der Borger nicht einhalten, er will aber auch vom Gute noch nichts weggeben, sicher auf reichen Ertrag in der Zukunft hoffend. Er gibt neue Pfänder, er unterschreibt am Zahlungstermine neue Schuldversprechen, die Zinsen werden zur Schuldsumme geschlagen. Die Verpflichtungen wachsen dadurch so rasch an, daß der Borger plötzlich sich den Rückweg versperrt sieht. Er ist das Opfer des Geldbarleihers geworden, welcher nun wie ein Hund das Wild jagt, wie ein Löwe ihn zu verschlingen droht, wie ein Geier an den Krallen ihn festhält. Das arme Opfer verliert Ruhe und Freude des Lebens, Kummer und Angst ist sein Loos; immer und überall sieht er seinen Verfolger, den Geldbarleiher. Klopft Nachts Jemand, so hält er ihn für den Wucherer und flüchtet sich rasch unter das Bett; tritt Jemand in's Haus, so enteilt er. Bellt der Hund, so klopft ihm das Herz, Angstschweiß steht auf seiner Stirne. Endlich kommt der Wucherer; das Opfer hat noch ein Pfand zu stellen, es wird also ein neuer Aufschub gewährt, die Beute ist dem Geldbarleiher ja sicher. Der Schuldner ist über die Großmuth des Wucherers entzückt, er küßt ihm das Haupt und umklammert seine Kniee; er sieht nicht den Hacken der Angel. Er stellt sein letztes

Pfand und dann erst zeigt sich der Geldbarleiher in seiner teuflischen Grausamkeit. Wie der Wolf in der Nacht bricht er herein, nimmt von allem Besitz und läßt sein Opfer in Fesseln schlagen. Reichthum und Besitz, Freiheit und Leben ist in die Hände des Wucherers übergegangen.

Im achten Kapitel erzählt Ambrosius, wie die Schuldner ihre Kinder dem Geldbarleiher als Sklaven überlassen müssen, im zehnten Kapitel, wie Wucherer das Begräbniß von Schuldnern verweigerten. Im neunten Kapitel vergleicht Ambrosius den Wucherer mit dem Satan, welcher in der Erbsünde einen Schuldschein in Händen hatte, den der Heiland mit seinem Blute löschen mußte. Im 11. Kapitel wird auf die Spielschulden hingewiesen, welche der Wucherer mit größter Grausamkeit eintreibt. Sogar die Hunnen, welche sonst kein Gesetz kennen, ertragen die Verpflichtung der Spielschuld; können sie dieselbe nicht bezahlen, so büßen sie dafür mit ihrer Freiheit. Dieses wilde Volk beugt den Nacken vor Niemanden, als vor dem Wucherer. Das zwölfte und dreizehnte Kapitel sind der Schilderung der ungemein großen Fruchtbarkeit des Geldes gewidmet. In allen Formen und unter allen Titeln findet man das Darlehen [1]. Einer Schlange gleicht das wucherische Geld, welches fort und fort Uebel gebärt. Das Geld übertrifft noch die Schlange, welche an den Folgen der Geburt verendet, während das Darlehen unablässig empfängt und gebärt, großzieht und in seinen Zinsen bald die ursprüngliche Hauptsumme weit übertrifft. Die Schmerzen der Geburt überträgt das Darlehen, selbst zu gebären außer Stande, auf den Schuldner. Weil das Geld im Schuldner die Schmerzen der Gebärenden hervorruft, heiße im Griechischen der Geldgewinn das „Geborne". Es kömmt der Erste des Monats: das Darlehen hat die Hundertstel der Zinsen geboren; es kommen die einzelnen Monate, und die Zinsgewinne kommen zum Vorscheine, schlechter Eltern schlechte Nachkommenschaft. Die Hasen übertrifft das Geld an Fruchtbarkeit; weder eine Pflanze, noch ein Thier könne an Gebärkraft und Fruchtbarkeit mit dem Darlehen verglichen werden, welches vom ersten Augenblicke an gebärt und an Fruchtbarkeit immer zunimmt. Alles, was wächst, hat eine Grenze der Entwicklung, wo das Wachsthum aufhört, nur das Geld wuchert immerfort, übertrifft an Größe bald die ursprüngliche Schuldsumme (materna

---

[1] Nummus datur, foenus appellatur, sors dicitur, caput vocatur, aes alienum scribitur, multorum hoc capitum immane prodigium numerosam exactionem efficit. Syngrapham nuncupat, chirographum nominat, hypothecas flagitat, pignus usurpat, fiducias vocat, obligationem asserit, usuras praedicat, centesimas laudat. Echidna quaedam est foeneratoris pecunia, quae mala parturit . . . pecunia foeneratoris omnia mala sua concipit, parit, nutrit, atque ipsa magis in sobole sua crescit, tristi prole numerosior . . . veniunt calendae, parit sors centesimam; veniunt menses singuli, generantur usurae, malorum parentum mala proles.

sors) und hat überhaupt kein Maß und keine Grenze. Immer wächst das Geld, niemals ruht die Erwerbskraft, der Geldgewinn kennt keine Muße. Nochmals vergleicht Ambrosius das Darlehen mit dem Meer[1]: den Besitz Aller reißt es in wilder Strömung an sich, ohne jemals ausgefüllt zu werden. Das Meer indeß bietet Vielen die Möglichkeit des Erwerbes, dagegen der Gelddarleiher wird Jedem zum Ruine. Das Meer ist Vielen zum Nutzen, das Darlehen bringt Allen Schiffbruch. Das Wort Wuchergewinn (usura) leitet Ambrosius ab vom Gebrauche (usus). Wie die Kleider durch den Gebrauch zerreißen, so wird das ererbte Vermögen durch den Wuchergewinn zerstört und vernichtet. Der Anfangsbuchstabe (u) verkünde schon die Trauer[2].

Das vierzehnte und fünfzehnte Kapitel sind dem Nachweise gewidmet, daß im alten Testamente Darlehensgewinne oft und nachdrücklich verboten wurden. Ambrosius beruft sich auf die bekannten Stellen II. Mos. 22, 25; III. 25. 36, 37; V. 13. 19, 20. Christus sei nicht gekommen, dieses Gesetz aufzuheben, sondern zu bestätigen. Indem Ambrosius diese Stellen auf den Wucher und nicht auf das, was wir heute Zins nennen, bezieht, ist seine Argumentation auch vollständig gerechtfertigt. Auf die Darleiher (foeneratores)[3] wendet Ambrosius das Gesetz an. Was er aber unter einem solchen Darleiher versteht, hat er im Kapitel vorher deutlich genug gesagt. „Keiner entrinnt dem Ruine, der zum Gelddarleiher geht, Allen bringt er Schiffbruch“[4]. Der Gelddarleiher (foenerator) ist also im Sprachgebrauche des Ambrosius der Wucherer. Von dem Bruder, mit dem man Alles gemeinsam haben solle, geziemt es sich nicht, Gewinn zu fordern. Es sei schon hart, von ihm nur die Rückgabe der Schuldsumme zu fordern, wenn er nicht im Besitze des Nöthigen ist. Viele Reiche nahmen nicht Geldgewinn, aber sie wußten in anderer Weise, sich vollauf zu entschädigen. Wenn Einer eine Tafel gab, mußten ihm die Gelddarleiher, welchen er sein Geld zum Gewinne überlassen hatte, Alles umsonst liefern und zwar der Eine den feinsten Absynth, der Andere mußte Picener Wein oder Wein von Tyrus abgeben, Vogel-, Früchtenhändler u. s. w. hatten die feinsten und theuersten Delikatessen zu besorgen[5]. Natürlich ließen sich diese Geld-

[1] Crescit semper pecunia, otium nescit avaritia, nescit usura ferias . . . mare istud foenerator est. Mari tamen plerique utuntur ad quaestum, foeneratore nemo utitur nisi ad dispendium, illic multorum commodum est, hic universorum naufragium.

[2] Lugubre cerae prima litera sonat.

[3] Audistis foeneratores, quid lex dicat?

[4] Foeneratore nemo utitur, nisi ad dispendium.

[5] Aus dieser Stelle kann man entnehmen, wer die foeneratores, die Geldmittler, waren. Ambrosius nennt den negotiator, caupo, lanius u. s. w.

vermittler für solche Lieferungen, welche einem hohen Zinsfuße gleichkommen durften, von den armen Opfern ihres Wuchers entschädigen! Deßhalb rief Ambrosius solchen Reichen zu: du trinkst und ein Anderer zerfließt in Thränen; du issest und ein Anderer wird dafür gemartert; du erfreuest dich der Unterhaltung, während ein Anderer in Jammergeschrei ausbricht. Von der Noth bereicherst du dich, von Thränen suchst du Gewinn, von fremdem Hunger nährst du dich, aus der Haut geplünderter Opfer schlägst du Silber. Vom Armen forderst du Beiträge: „Wehe euch ihr Reichen, ihr habt euren Lohn schon hienieden". Den Gewinn, den die Reichen vom Geldvermittler zogen, suchte dieser wieder zehnfach von denjenigen zu erpressen, denen er Geld lieh. Dadurch machten die Reichen an dem wucherischen Treiben der Geldbarleiher sich mitschuldig und mitverantwortlich [1]. Ob du den Geldgewinn am Darlehen in Geld einhebest, oder in Speisen, oder in Kleidern: alles, was du mehr einforderst, außer der Schuldsumme, ist verwerflicher Gewinn (usura). Wie Ambrosius im siebzehnten Kapitel ausführt, ändert es an diesem Verhältnisse nichts, ob derjenige, welchem man Geld leiht, arm oder reich sei; nur von demjenigen, welchem man mit dem Schwerte gegenübertreten dürfe, könne man Darlehensgewinn fordern [2]. Vom Bruder sei eine solche Forderung nicht erlaubt; Bruder ist in erster Linie der Glaubensgenosse, dann aber auch die ganze Bevölkerung des römischen Reiches. Das Volk welches die Aegypter ausgeplündert hatte und trockenen Fußes durch's rothe Meer gewandert war, wurde besonders gewarnt, sich vor dem Schiffbruche wuchernden Geldes zu hüten. Und gerade vor dieser Sünde wurde es häufiger, als vor jeder anderen gewarnt [3].

Eines der schönsten Kapitel ist das 16., mit dem auch das 22. im Inhalte übereinstimmt. Christus will, sagt Ambrosius, daß wir besonders gerne jenen Armen leihen, von denen wir keinerlei Rückzahlung zu hoffen haben. Bei solchen Darlehen könnt ihr niemals verlieren, immer nur gewinnen. Eine Kleinigkeit gebt ihr hin, viel werdet ihr dafür empfangen; auf Erden gebt ihr, den Lohn empfanget ihr im Himmel; das Darlehen verliert ihr, große Entschädigung werdet ihr dafür erhalten. Ihr höret

---

[1] Fraudis illius tu auctor, tu particeps, tibi proficit, quidquid ille fraudaverit. Et esca usura est, et vestis usura est, et quidquid sorti accedit, usura est: quod velis ei nomen imponas, usura est.

[2] Cap. 15: Ab hoc usuram exige, quem non sit crimen, occidere ... ubi jus bellum, ibi etiam jus usurae. Frater autem tuus omnis, fidei primum, deinde romani juris est populus.

[3] Cap. 14: Populus qui despoliaverat Aegyptum, qui pede transierat mare, monetur a foeneris pecunia cavere naufragia. Et cum de aliis peccatis semel aut multum iterata admonitione praescripserit, de foenere saepius intimavit.

auf, Darleiher zu sein, werdet aber Söhne des Allerhöchsten. Die Barmherzigkeit erwirbt euch das Anrecht, für die ganze Ewigkeit Erben des Vaters im Himmel zu sein.

Die Kapitel 18—20 geben eine Erklärung der mystischen Bedeutung des Wortes: foenerari, wuchern. Derjenige, welcher durch die Verkündung des göttlichen Wortes die Irrenden auf den Pfad des Heiles zurückbringt, „wuchert" im edlen Sinne des Wortes. In diesem Sinne wird das Wort häufig in der heiligen Schrift gebraucht[1].

Im 21. Kapitel ruft Ambrosius Allen zu, von Wucherhänden sich rein zu erhalten und kein Darlehen zu nehmen. Bist du reich, so nehme kein Darlehen, verkaufe lieber einen Theil der Besitzungen, wenn du in Geldnoth kommst. Wer zum Schuldenmachen Zuflucht nimmt, wird rasch seinen Besitz einbüßen. Und der Arme? Ihm wird durch das Darlehen nicht geholfen, er kommt nur noch tiefer in das Elend[2]. Es wird dem Armen nicht möglich sein, die Schuldsumme zurückzuzahlen und das Ende wird schlimmer sein als der Anfang. Niemals ist es möglich, Uebel durch Uebel zu beseitigen, Wunde durch Wunde zu heilen, sondern das Eiter wird sich immer tiefer einfressen.

Bei der damaligen Genußsucht war es regelmäßig die verschwenderische Tafel, welche zur Aufnahme der ersten Schuld veranlaßte. An diese erste Schuld schloß sich bald eine ganze Kette, an welcher der Gläubiger sein Opfer festhielt. Ambrosius empfiehlt deßhalb die Mäßigkeit und das Fasten als die besten Mittel, um vor den Klauen der Wucherer sich zu sichern[3]. Der Nüchterne weiß nichts von der Last der Wucherschuld; der Sohn des Fastenden wird nicht erdrückt von der väterlichen Schuld; die Wittwe desjenigen, der das Fasten liebt, wird nicht von Wucherhänden gemartert; die Erben verlieren nicht den Anspruch auf ihre Stellung.

Uebergebt euch nicht selbst den Händen der Wucherer! Seid nüchtern und mäßig, arbeitsam und sparsam. Kommt ihr in Geldverlegenheit, so gebt lieber im Verkaufe einen Theil des Besitzes weg. Denn wer zum Wucherer geht, der ist schon verloren, er leidet Schiffbruch. Keiner kann sich aus des Darleihers Händen retten. So ruft mahnend der hl. Ambrosius den Einen zu, welche bisher Schulden machten. Den Anderen sagt er: Ihr Reichen seid mitschuldig an dem Jammer und dem Kummer, an den Thränen

---

[1] Foenerabis gentibus multis u. s. w.

[2] Opulentia usuris minuitur, paupertas usuris non levatur. Nunquam enim malum malo corrigitur, nec vulnus curatur vulnere, sed exasperatur ulcere.

[3] De Elia et jejunio cap. 9: Jejunium nescit foeneratorem, non sortem foeneris novit, non redolet usuras mensa jejunantium: non strangulant filium continentis viri paternae centesimae; non vexant viduam oppignorata sobrii viri jura defuncti; non defoenerata excludit haeredem aula jejuni.

und dem Elende, welches der Wucher hervorruft. Gebt nichts mehr von euerm Gelde auf Wucher, denn sonst seid ihr dem Diebe und Räuber, welcher fremdes Vermögen nimmt, dem Mörder, welcher dem Nächsten die Mittel zum Leben vorenthält, gleichzuachten[1]. Der Wucherer selbst schließt sich vom Himmelreiche aus, sein Ebenbild ist der Satan. Dieß ist in wenigen Sätzen der Inhalt des Buches über Tobias. Der Eindruck der Predigten, welche diesem Buche zu Grunde lagen, war mächtig. „Was will denn der Bischof gegen die Geldbarleiher? Als ob das etwas Neues und Besonderes wäre! Als ob das Geldbarlehen nicht schon alt genug wäre. Alle unsere Vorfahren haben das ebenso gemacht." So sagten die Leute, wie Ambrosius im 23. Kapitel selbst erzählt. Es ist wahr, sagte Ambrosius, das Geldbarleihen ist alt, aber auch die Sünde ist alt, so alt, wie das Menschengeschlecht. Christus ist gekommen, einen neuen Grund zu legen, von Sünde und Schuld zu erlösen. Im Uebrigen erklärte Ambrosius ausdrücklich, daß er nur gegen habsüchtige Erwerbsucht sich ausspreche[2]. „Was thun die Geldbarleiher? Sie überlisten den Borger und ziehen auch den Bürgen in die Abhängigkeit hinein." Ambrosius warnt nun energisch davor, aus falsch verstandenem Freundschaftsgefühle Bürgschaft zu leisten. Besitzt Einer die Mittel, den Freund zu retten, so möge er ihn gänzlich aus den Klauen des Wucherers befreien, aber in keinem Falle Bürgschaft leisten. Denn diese Bürgschaft ist regelmäßig der Anfang zum eigenen Ruine. Tritt aber Einer trotzdem als Bürge ein, so möge er für keine höhere Summe gutstehen, als, worüber er baar verfügen kann. Genau dieselben Rathschläge gibt, auf die modernen Verhältnisse angewendet, Stein. Ueberhaupt ist eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Buche des heiligen Ambrosius über Tobias und der Schrift Steins vorhanden bezüglich des Entstehens der ersten Schuld durch Verleitung und Verführung, bezüglich der Ausnützung dieser ersten Schuld durch knappe Zahlungstermine, um neue Schuldversprechen zu erpressen, endlich bezüglich der schließlichen Ausplünderung des Opfers. Stein kannte die Abhandlung des hl. Ambrosius nicht, die Aehnlichkeit ergab sich von selbst aus den gleichen Praktiken der Wucherer von Einst und Jetzt.

Im Schlußkapitel (24) handelt Ambrosius von dem Wucher in der Form der Vorenthaltung verdienten Lohnes. Wer dem armen Arbeiter seinen verdienten Lohn gibt, der wird sich selbst einen Lohn im Himmel erwerben. Im armen Arbeiter gibt man Christus, welcher das annimmt, als ihm selbst

[1] De Tobia c. 16: Strangulat animam laqueus creditoris, quo sermone et praedonis violentiam et deformis nodum mortis expressit. Ambrosius verweist auch auf Cato, welcher den Wucherer auf gleiche Stufe mit dem Mörder stellte (*Cicero,* De offic. lib. II).

[2] Nos enim non personae obtrectamus, sed avaritiae.

gegeben, was man dem Mindesten gethan hat. Vorenthaltung des Lohnes ist dem Morde gleich zu achten[1]. Zum Schlusse rekapitulirt Ambrosius noch in kurzen Worten: Seid sparsam, denn die Prasserei ist der Anfang des Hungers. Enthaltsamkeit ruft er nochmals den Einen zu, damit sie des Darlehens nicht bedürfen. Den Anderen empfiehlt er Barmherzigkeit und Almosen. Im Almosen ist „das Darlehen ewig, der Zinsgewinn immerdauernd".

Gegen die beiden tödtlichen Krankheiten der damaligen Zeit, gegen die unersättliche Habsucht und gegen die nimmersatte Genußsucht hatte Ambrosius den Krieg erklärt. Das Darlehen der damaligen Zeit entsprang meistens der Genußsucht, welche das eigene Vermögen rasch verzehrte und dann zu Schulden Zuflucht nahm; es hatte den Charakter wildester Habsucht, rohester Ausbeutung, grausamster Zerstörung. Jedem Entleiher brachte der Darleiher unermeßliche Verluste bei, Keiner entging dem Schiffbruche, wenn er eine Schuld contrahirte, nur Wenige retteten sich vor gänzlichem Untergange[2]. Das Darlehen bot dem Entleiher nicht die Möglichkeit, Mehrwerth zu schaffen und dadurch den Ertrag für Zinsen und für Rückzahlung der Schuldsumme zu gewinnen, sondern hatte nur den ausschließlichen Zweck, auf Kosten fremden Vermögens Gewinn einzutragen, die Aneignung fremden Eigenthums zu ermöglichen. Fremde Verluste bilden den Gewinn des Darleihers[3]: mit diesen Worten hat Ambrosius kurz und treffend den allgemeinen Charakter des damaligen Darlehens gezeichnet. Wucherische Aneignung fremden Eigenthums war Ziel und Resultat desselben. Es war also nicht zu weit getriebener Rigorismus, wenn Ambrosius den ganzen damaligen Darlehensverkehr als wucherisch und sittlich unerlaubt bezeichnete. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß Ambrosius ausdrücklich erklärte, daß er sich nur gegen den habsüchtigen Charakter des Darlehens wandte. Seine Argumente sind deßhalb nur anwendbar gegen das damalige Darlehen. Wenn unter wirthschaftlichen Verhältnissen anderer Art ein Darlehensverkehr sich ermöglichen läßt, welcher diesen Charakter der Habsucht nicht trägt, dann ist auch die Beweisführung des hl. Ambrosius nicht mehr anwendbar. Es haben also diejenigen, welche die Kirchenväter des übertriebenen Rigorismus beschuldigen, ebenso Unrecht wie diejenigen, welche deren Beweisführung auf gänzlich veränderte wirthschaftliche Zustände und Verhältnisse übertragen und anwenden wollen.

In den meisten Fragen steht die Patristik mit der späteren Scholastik in entschiedenem Widerspruche. Ambrosius huldigte nicht der Ansicht, daß

[1] Hoc est enim interficere hominem, vitae suae ei debita subsidia denegare.

[2] Cap. 13: Foenerator naufragium universorum. — Cap. 7: Reminiscere evasisse aliquos.

[3] Cap. 6: Foeneratores *aliena damna lucra sua* arbitrantur.

das Geld unfruchtbar sei; Niemand kann mit solchem Bilderreichthume die Ertragsfähigkeit und Fruchtbarkeit des Geldes zeichnen und schildern, wie Ambrosius. Wir finden bei Ambrosius auch keine Spur von der einseitigen Auffassung des Darlehens im Sinne des römischen Rechtes. Der römische Mutuatarvertrag und Unfruchtbarkeit des Geldes bildeten aber die beiden Angelpunkte der scholastischen Beweisführung. Nur in Einem Punkte konnte ein Theil der Scholastiker sich mit Recht auf Ambrosius berufen, in der Ansicht, daß das Zinsverbot des alten Testamentes auch im neuen Bunde Geltung habe. Ambrosius konnte sich in dieser Frage auf die Uebereinstimmung mit mehreren Kirchenvätern (Clemens von Alexandrien, Basilius, Tertullian) berufen, aber die allgemeine Entscheidung der Kirche war nicht für ihn. Ambrosius selbst fühlte, daß er damit einen Grundsatz aufstellte, welcher in der Kirche als Neuerung gelten mußte, und er selbst gab diesem Gefühle Ausdruck [1]. Praktisch war diese Sonderstellung nicht von Bedeutung, da ja Ambrosius im damaligen Zinsdarlehen nur den wucherischen Charakter, die habsüchtige Ausbeutung des Nächsten (avaritia) und die verbrecherische Aneignung fremden Eigenthums (culpa) bekämpfte. Dieser Wucher ist aber im alten wie im neuen Testamente gleich strenge verboten. Eine theoretische Einseitigkeit entstand erst, als man einzelne Sätze, welche im Zusammenhange des Buches Tobias vollständig berechtigt sind, als für alle Verhältnisse und Zeiten maßgebend hinstellte [2].

Das Römerreich ging wirthschaftlich am lucrativen Erwerbe zu Grunde und dann folgte auch der politische Verfall. Die Arbeit warf nicht mehr so viel Ertrag ab, um nur das Leben fristen zu können. An die Stelle des productiven Schaffens trat die Gewinnsucht, auf Kosten Anderer sich zu bereichern, durch die Mittel der Erpressung und der Auswucherung. Das war der Grund des Unterganges der alten römischen Welt. Nur der productive Erwerb, welcher in der Verbindung von Kapital und Arbeit unablässig Mehrwerthe schafft, ist sittlich berechtigt, führt die Völker zu Reichthum und Macht. Der lucrative Erwerb ist an sich unsittlich, in seinen Folgen zerstörend und erschöpfend. Es ist das große Verdienst der Kirchenväter, diese Wahrheiten immer tiefer dem Volksbewußtsein eingeprägt zu haben. Ihr Kampf gegen den lucrativen Erwerb, gegen die Auswucherung war nicht erfolglos geblieben. Ging auch die alte Welt zu

---

[1] Cap. 23: Quid sibi voluit episcopus adversus foeneratores tractare, quasi novum aliquid admissum sit, quasi id non etiam superiores fecerint, quasi non vetus sit, foenerare? Verum est, nec ego abnuo, sed et culpa vetus est.

[2] Z. B. quidquid sorti accedit, usura est. Ambrosius wandte diesen Satz speciell gegen das Treiben der Reichen an, welche für ihre Tafel unentgeltlich die theuersten Leckerbissen sich liefern ließen von jenen, welchen sie Geld als Darlehen gegeben hatten. Der Preis für solche Lieferungen entsprach wucherischen Zinsen.

Grund, so bildeten dafür die Lehren des Christenthums die Grundlage, als eine neue Gesellschaft auf den Trümmern der alten entstand. Und nun folgte die Periode freudigen Schaffens, großartigen Arbeitslebens, productiver Thätigkeit. Der lucrative Erwerb galt von jetzt an als unsittlich und schändlich, nur die Arbeit ehrte, nur der productive Erwerb fand Schutz und führte zu Reichthum und Ansehen!

Es ist ein trauriger Anblick, die absterbende alte Welt in ihren Lastern und Sünden zu betrachten. Nichts widerstrebt aber so sehr dem sittlichen Gefühle, als der Anblick der raffinirten Grausamkeit, womit der Wucher ganze Familien, ganze Stämme, ganze Völker um ihr Eigenthum, um Hab und Gut brachte, sie wirthschaftlich und sittlich ruinirte. Mit den Völkern verdarb auch die Natur; Grund und Boden verödete, versumpfte und fiel der Unfruchtbarkeit anheim. Das ist der Fluch des Wuchers, des lucrativen Erwerbes!

Der Grundsatz der christlichen Lehre, daß nur der productive Erwerb rechtmäßig, der lucrative Erwerb aber unsittlich und verwerflich sei, ging in den christlichen Reichen, welche auf den Trümmern des Römerreiches erstanden, nicht bloß in das Volksbewußtsein, sondern auch in die Gesetzgebung über. In der karolingischen Gesetzgebung ist die Auswucherung der Arbeit, des Grund und Bodens durch das Gelddarlehen strengstens verboten und jeder habsüchtige Erwerb unter Strafe gestellt. Die Aneignung fremden Eigenthums, wie die selbstsüchtige, geizige Anhäufung von Schätzen wurden für gleich verwerflich erachtet[1]. Die erste christliche Reichsgesetzgebung Karls des Großen ging also von ganz anderen Grundbegriffen aus, als das altrömische heidnische Recht. Es wurde nicht bloß der directe Angriff auf fremdes Eigenthum als sträflich bezeichnet, schon die egoistische Abschließung gegen den Nächsten wird gerügt. In der christlichen Gesellschaft muß Einer dem Anderen in allen rechten und billigen Dingen beistehen, muß der Ueberfluß des Einen dem Mangel des Anderen abhelfen. Dieser Grundsatz steht an der Spitze der Kapitulariengesetzgebung in den wirthschaftlichen Fragen. Der Egoismus des römischen Rechtes war damit überwunden und erst auf dem Boden christlichen Gemeinsinnes konnte eine höhere Cultur erwachsen.

In der Kapitulariengesetzgebung ist jeder Erwerb auf Kosten des Nächsten[2], insbesondere aber die Aneignung fremden Eigenthums im Darlehensverkehre, mit der schärfsten Strafe belegt. Niemand sollte in irgend welcher Form oder in irgend welcher Sache mehr nehmen, als er hingegeben

[1] Mon. G. leg. I, 144: Avaritia est, alienas res appetere et adeptas nulli largire.

[2] Ibid.: Turpe lucrum exercent, qui per varias circumventiones lucrandi causa inhoneste res quaslibet congregare decertant.

hat, d. h. Wucher treiben[1]. Als gerechtes Darlehen galt nur jenes, wobei der Darleihende nicht mehr zurückforderte, als er hingegeben hatte. Wer zwölf Schillinge hingibt und mehr fordert, begeht Wucher; wer ein Scheffel Getreide, ein Maß Wein hinleiht und mehr begehrt, als die bloße Rückerstattung, begeht gleichfalls Wucher[2].

Durch diese Gesetzgebung Karls des Großen war jegliches Zinsennehmen, jeder Erwerb aus dem Darlehen verboten und mit Recht. Denn bei der damals herrschenden Naturalwirthschaft mußte das Darlehen, welches auf einen Mehrertrag abzielte, sofort wucherischen Charakter annehmen. So lange das Geld nur als Tauschmittel von Gebrauchswerthen dient, so lange es nicht den Charakter des Kapitals annimmt, welches in der Verbindung mit der Arbeit Mehrwerthe hervorbringt, ist die Unentgeltlichkeit des Darlehens eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Jeder Gewinn aus dem Gelde in seiner Eigenschaft als Tauschmittel, ist lucrativer Natur, ist Gewinn auf Kosten des Nächsten, ist Aneignung fremden Eigenthums, ist einfacher Wucher. Der damalige Verkehr wurde indeß noch selten mit Geld vermittelt. Als Tauschmittel galten vielmehr die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht. Daher hätte die Auswucherung meistens nur im Tausche der Naturalien geschehen können, wogegen das Gesetz die strengen Bestimmungen getroffen hat.

Es lag aber auch gar kein Bedürfniß nach dem Zinsdarlehen in der ersten Periode des Mittelalters vor. Soweit ein entgeltlicher Verkehr nothwendig war, hatte er sich seine eigenthümliche Form im Lehen geschaffen. Grund und Boden wurde vom Eigenthümer der Arbeit überlassen als Lehen, d. h. Besitz und Benutzungsrecht ging in die Hände der Arbeitenden über, das Eigenthum aber blieb dem Lehensherrn, welcher für die Ueberlassung seines Kapitals, des Grund und Bodens, seinen Zins in Naturalien erhielt. Kapital war damals nur Grund und Boden, und für das Nutzungsrecht dieses Kapitals zahlte die Arbeit den Zins (census). Die Gesetzgebung kannte diese Form der Vergütung der Kapitalsnutzung als rechtlich und erlaubt an und hatte damit dem damaligen Bedürfnisse vollständig genügt.

Im Handelsverkehr war gleichfalls eine Vergütung nothwendig, und auch in dieser Beziehung hat die Kapitulariengesetzgebung Karls des Großen dem Bedürfnisse Rechnung getragen. Sie kannte das Recht der Vergütung, soweit der Handel als nothwendig sich herausstellte, im All-

[1] Ibid.: Praecipimus, ut nemo usuram de aliqua causa exigere audeat ... quicumque hoc fecit, bannum persolvat.

[2] Ibid.: Foenus est, qui aliquid praestat; justum foenus est, qui amplius non requirit, nisi quam praestat ... usura est, ubi amplius requiretur, quam detur, verbi gratia, si dederis solidos X et amplius requisieris; vel si dederis modium vini, frumenti et iterum super aliud exegeris.

gemeinen an, verbot aber die wucherische Preissteigerung und die habsüchtige Ausbeutung [1]. Eine mäßige Vergütung, welche der Handel nothwendig mit sich bringt, ist als selbstverständlich vorausgesetzt, aber gegen habsüchtige Speculation, welche einen vierfachen oder sechsfachen Gewinn in kurzem Termingeschäfte machen wollte, hat die Karolingische Gesetzgebung energisch Front gemacht. In einem Kapitulare Ludwigs II. (850) werden Laien, welche den Wucher als Geschäft betreiben und als Erwerb betrachten, mit Excommunication bedroht, Geistliche mit Absetzung bestraft [2]. Der Wuchergewinn muß restituirt werden und zwar den Bewucherten oder ihren Erben; sind solche nicht vorhanden, so muß die restituirte Summe als Almosen vertheilt werden. Diejenigen, welche ohne Arbeit lebten, bloß von Ausbeutung und auf Kosten Anderer durch lucrativen Erwerb auf bequeme Weise Vermögen sammelten, hießen die „offenkundigen Wucherer“ [3] und gegen sie wurden diese Gesetze, welche in der späteren canonistischen Gesetzgebung noch einige Erweiterungen erhielten, in Anwendung gebracht. Der lucrative Erwerb war durch Religion und Sitte, durch Recht und Gesetzgebung verpönt, die ehrliche, redliche Arbeit in ihrem Rechte gegen Ausbeutung und Wucher geschützt.

Endemann und Neumann können über diese Gesetzgebung nicht genug ihren Abscheu und ihr Entsetzen ausdrücken; sie gehen von der Ansicht aus, daß der Darlehensverkehr keine Schranken ertrage, und sie nehmen den Wucher in jeder Form als das heilige Recht freier Verfügung über das Eigenthum in Schutz. „Das Eingreifen der Gesetzgebung verschiebt leicht allseitige Gerechtigkeit der natürlichen Verhältnisse durch einseitige Ungerechtigkeit, die freie Concurrenz allein regelt in jedem Einzelnfall gleichmäßig gerecht die Rücksichten beider Contrahenten.“ So meint Neumann [4] in unaussprechlicher Naivität. Eine gleiche Einsicht bekundet Endemann [5], indem er die Behauptung aufstellt, die canonische Doctrin habe den Begriff des Productivkapitals vollständig unterdrückt, und dann fortfährt: „Durch die canonische Regel wurde das wirthschaftliche Leben des einen, uns so unentbehrlich scheinenden Factors der Gütererzeugung, des Kapitals oder Werthes, geradezu beraubt. Wir mögen heute fast zweifeln, ob wir die

[1] Ibid.: Quicumque tempus messis vel tempus vindemiae *non necessitate, sed propter cupiditatem* comparat annonam an vinum, verbi gratia de II denariis comparat modium unum et servat usque dum iterum venumdare possit contra denarium IV aut VI, hoc turpe lucrum dicimus.

[2] Ibid. pag. 404: Si laicus est, excommunicetur, sacerdos autem vel clericus, si ad episcopi admonitionem ab hoc turpi et pestifero *negotio* se non cohibuerit, proprii gradus periculum sustinebit.

[3] Qui aliis negotiis praetermissis quasi licito usuras exercet (cp. 3. X. 5, 19).

[4] S. 516. [5] S. 562. 565.

Kühnheit dieses Gedankens bewundern und uns die Welt vorstellen sollen, welche sein würde, wenn er jemals hätte durchgeführt werden können, oder ob wir die Unkenntniß der wirthschaftlichen Dinge beschuldigen möchten, welche so unmögliche Consequenzen aussprechen hieß."

Beides ist überflüssig, nur ein Drittes ist nothwendig, die Naivität und Unkenntniß des Hrn. Endemann zu bewundern! Das Kapital in heutiger Form existirte damals nicht, dennoch klagt Endemann, daß die damalige Doctrin den Begriff Kapital „unterdrückt" habe. Der Begriff, als Abstraction, kann doch nicht früher sein, als die Sache selbst. Es ist für die historische Forschung, welche die allmähliche Entwicklung und Ausgestaltung zu verfolgen hat, die Methode, heutige Begriffe in eine frühere Zeit mit ganz anderen thatsächlichen Verhältnissen hineinzutragen, vollständig widersinnig.

Es war für die gedeihliche Entwicklung der germanischen Völker von größter Bedeutung, daß im ganzen Mittelalter die Uebertragung von Grund und Boden nicht durch Kauf und Pacht, sondern durch die Leihe, in den verschiedenen deutschen Rechtsformen des Ober- und Untereigenthums, gegen dingliche Leistungen geschah. Dadurch war es möglich, einerseits die Arbeit Vieler dem Grund und Boden zuzuführen, andererseits Arbeit und Grund und Boden gegen wucherische Ausbeutung zu sichern. In der vielfachen Arbeit, welche dem Grund und Boden im Mittelalter zugewendet wurde, ist die wirthschaftliche Erstarkung, ist die Ueberlegenheit gegenüber dem Alterthum, ist die Cultur der späteren Zeiten begründet. Nur eine oberflächliche Kenntniß der Verhältnisse, nur gänzlicher Mangel an Einsicht in die historische Entwicklung der Volkswirthschaft in den germanischen Reichen kann zu jenen naiven Anschuldigungen gelangen, welche Endemann und Neumann aussprachen. Die Form der Leihe und die dingliche Leistung als Vergütung für die Nutzung machten für Grund und Boden die heutige Function des mobilen Kapitals überflüssig. Leihe und dingliche Leistung vertraten und ersetzten diese Function. Und es ist als eine Wohlthat, ja als eine Nothwendigkeit zu bezeichnen, daß es so war. Niemals hätte die rasche Entwicklung, hätte jener wirthschaftliche Fortschritt, jene Blüthe erreicht werden können, welche das spätere Mittelalter zeigt, falls Arbeit und Boden im deutschen Rechte und in der Kapitulariengesetzgebung nicht Pflege und Schutz gegen Ausbeutung gefunden hätten. Die ganze stetige Entwicklung, von welcher die Kapitalkraft der späteren Zeit als eine Folge und Blüthe erscheint, war davon bedingt, daß Grund und Boden durch Aufnahme von Arbeit einerseits der größten Fruchtbarkeit zugeführt wurde, andererseits gegen Ausbeutung und Abschwendung in den damaligen Leihe- und Eigenthumsverhältnissen ganz natürlichen und selbstverständlichen Schutz fand. Das mobile Kapital der Gegenwart hatte im Rahmen des Leihesystems und der binglichen Rechte keinen Platz, war entbehrlich und überflüssig. In der

Form des Speculationskaufes der Früchte und der Preissteigerung hatt es wucherischen Charakter und wurde deßhalb ganz mit Recht von de Gesetzgebung unter Strafe gestellt. Das sittliche Bewußtsein fand in de wucherischen Aneignung der Früchte, welche der Schweiß fremder Arbei hervorgebracht hat, eine der schwersten Versündigungen und das Recht en sprach den Anschauungen der Sitte.

In der landwirthschaftlichen Production des Mittelalters war für d Function des heutigen Kapitals kein Raum. Aber auch die damalige g werbliche Production war von der heutigen kapitalistischen Production vol ständig verschieden. Arbeit und Kapital waren noch nicht getrennt, sonder vereinigt und die Zunftverfassung ließ eine Trennung gar nicht zu. D Ankauf der Rohstoffe, Arbeitslohn und Arbeitsbedingungen, sogar der Absa waren durch die Zunft geregelt, und gegen Ausbeutung und Uebe vortheilung bestanden, in den bessern Zeiten wenigstens, die heilsamsten B stimmungen. Die Zunftkasse machte den Meister unabhängig von fremde Kapital.

Die gesammte mittelalterliche Production beruhte auf der Verein gung von Kapital und Arbeit, sowohl in der landwirthschaftlichen, wie i der gewerblichen Production. Die Function dessen, was wir heute Kapit nennen, beginnt in der Production erst da, wo die Arbeit kapitallos g worden ist und sich deßhalb an einen Unternehmer verkaufen muß. D Verkennung dieser geschichtlichen Entwicklung führte zu den falschen B urtheilungen der mittelalterlichen Zinsverbote. Der productive Erwerb i Ackerbaue wie im Gewerbe war so organisirt, daß das mobile Kapit nur in der Form wucherischer Ausbeutung, des Vorkaufes der Früchte un der Producte und in der künstlichen Preissteigerung zur Erscheinung komm konnte. Diejenigen, welche auf diesem Wege Gewinn erhaschten, war gefährliche Parasiten, welche die christliche Gesellschaft mit vollstem Rech aus ihrer Mitte ausschloß.

Sobald mit Recht ein Gewinn im Verkehr zu beanspruchen war, w im Handelsverkehre, hat auch die mittelalterliche Gesetzgebung denselb erlaubt. Der Handel war bei den Völkern, welche nur den Tauschverke von Gebrauchswerthen kannten, von jeher verhaßt. Der Händler schaf keine Werthe, sondern lebe von der Differenz der Werthe, indem er billig einkaufe, um theurer zu verkaufen; er bereichere sich auf Kosten des Käufe wie des Verkäufers. Aristoteles stand deßhalb nicht an, den Handel einfa als „Prellerei" zu bezeichnen[1]. Noch im spätern Mittelalter war di Ansicht überwiegend maßgebend, wie viele drastische Aeußerungen von Se bastian Frank, Erasmus, Hans Sachs u. s. w.[2] beweisen. Frankli

[1] De rep. lib. I, c. 8 et 9. [2] Janssen I, 408 ff.

theilte selbst im vorigen Jahrhunderte noch diese Ansicht und faßte sie in folgende kurze Worte: „Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei.“[1] Es ist auch Thatsache, daß die Händler im Alterthum und Mittelalter sich meistens mit wucherischer Ausbeutung beschmutzten und deßhalb in schlechtem Rufe standen. Der Händler ist ferner immer in großer Gefahr, mit Hintansetzung von Treu und Glauben dem Betruge und der Ueberlistung Thür und Thor zu öffnen, um persönlichen Vortheil auf Kosten Anderer zu suchen und um Geld Alles feil zu bieten, nicht bloß Waare, sondern auch Ehre und Tugend. Die Möglichkeit leichten und raschen Gewinnes führt meistens zu sittlicher Entartung, und das Ueberwuchern des Handelselements ist deßhalb für die Gesellschaft immer bedenklich. Mit Recht schreibt Trithemius: „Ein ehrbarer Kaufmann, der nicht auf bloßen Gelderwerb ausgeht und in Handel und Wandel sich nach den göttlichen und menschlichen Gesetzen richtet und den Bedürftigen gerne gibt von seinem Vermögen und Gewinn, verdient eine gleiche Achtung, wie irgend ein anderer Arbeiter. Aber es ist keine leichte Aufgabe, in den Kaufmannsgeschäften immer ehrlich zu sein und bei dem Erwerbe nicht der Habsucht zu fröhnen. Ohne Handel können die Gemeinwesen nicht bestehen, aber übermäßiger Handel ist denselben eher schädlich als nützlich, weil er Geldgier und Gewinnsucht erzeugt und durch Genußsucht das Volk verweichlicht und entnervt. Darum warnen davor die Kirchenväter und das geistliche Recht.“[2]

Die Ansicht dagegen, als ob der Handel nicht Werthe schaffe, hängt mit derselben irrthümlichen Anschauung zusammen, welche dem Consumtionsgute die Productivität abspricht. Allerdings erzeugt der Handel keine Waare, er vermittelt bloß den Austausch derselben. Allein indem der Handel diesen Austausch billiger vermittelt, als dieß den Producenten von Waaren selbst möglich ist, trägt er zur Kostenersparung bei und wird dadurch ein Element der Werthbildung. Wie der Chemiker, welcher eine billigere Productionsmethode, wie der Ingenieur, welcher eine einfachere und bessere Maschine erfindet, so schafft auch der Händler Werthe, wenn er dem Producenten die Mühe des Absatzes, dem Consumenten die Arbeit der Beschaffung einer nöthigen Waare erspart. Für die Arbeit der Vermittlung von Waaren an die Consumenten, für das Risico des Absatzes hat der Händler einen Gewinn zu beanspruchen, welcher um so höher sein wird, je größer das Risico ist, das er auf sich genommen hat.

Der Handel ist nicht bloß dadurch Werthe bildend, daß er durch Arbeitstheilung in der Uebernahme des Absatzes und in der Besorgung des Bedarfes den Producenten und Consumenten Kosten erspart, er erschließt

[1] *Benjamin Franklin* Works vol. II ed. Sparks in: „positions to be examined concerning National Wealth“. Vgl. Marx S. 127.

[2] Janssen I, 407.

auch neue Wege, entdeckt neue Gebiete und führt immer neue Elemente dem Kreise der gesellschaftlichen Wirthschaft zu. Der Handel ist die belebend Kraft für Production und Consumtion.

Der Händler kann in kurzer Zeit hohe Gewinne machen und groß Vermögen sammeln, er kann aber auch ebenso rasch Alles verlieren. De Händler muß immer über größere Baarsummen verfügen und ist deßhal auf Credit und Darlehen angewiesen. Derjenige, welcher ihm leih trägt die Gefahr des Verlustes mit ihm, hat also auch ein Recht, vo dem Gewinne sich eine Vergütung gewähren zu lassen. Dieses Rec hat die mittelalterliche Gesetzgebung auch immer anerkannt in dem Zinstit des Risico[1].

Im Wechselverkehr ergab sich nicht bloß bei der damaligen Unsicherhe die Gefahr des Verlustes, auch die hohen Transportkosten, in Folge d langsamen und beschwerlichen Verkehrs, fielen wesentlich in die Wagschal Endlich ergaben sich in Folge der großen Münzverschiedenheiten und b dem Umstande, daß die Münzen immer nur in einem sehr engen Bezir voll angenommen wurden, Verluste, welche der Darleiher im Zinse bered nete. Auch diese Umstände berechtigten den Darleiher, Vergütung zu fo dern[2]. Endlich wurde im Wechselverkehre immer eine hohe Strafsumm gegen Zahlungsverzug bestimmt[3]. All' diese Umstände zusammen brachte es mit sich, daß im mittelalterlichen Handels- und Wechselverkehre der üblic Zinsfuß ein sehr hoher war. Vierzig und fünfzig Procent waren ga gewöhnlich und sogar am päpstlichen Hofe gebräuchlich[4]; selbst achtzig b neunzig Procent waren nicht selten. Zu den vielen Belegen bei Neuman Janssen u. s. w. sei nur noch ein Beispiel hinzugefügt, welches über d Zinsverhältnisse selbst reicher Stifte im 13. Jahrhunderte ein schlimm Licht verbreitet. Zur Zeit, als Innocenz IV. in Lyon weilte (1246), g Albert von Behaim dem Erzbischof Eberhard von Salzburg den Rath[5], fi

---

[1] Periculum sortis.

[2] Id quod interest. Die späteren Zinstitel: damnum emergens und lucru cessans sagen dasselbe

[3] Titulus: poena conventionalis.

[4] Vgl. Janssen I, 381 ff.; Riezler, Geschichte Baierns 2. Bd. (passim Neumann S. 523.

[5] Höfler, Albert von Beham (Stuttgart 1847) S. 115: Consulo, ut si d minum Fridericum de Leibnitz ad curiam jam misistis, etiamnunc dominum Albe tum de Raitenhaslach cisterciensis ordinis ad curiam subsequenter citissime tran mittatis, obtinentes apud eundem, ut tam ipse, quam abbas de Salem ordir Cisterciensis mutuum in curia de habenda pecunia nobis acquirant, et qu Romanis et Senensibus creditoribus obligare velletis, hoc eisdem potius obligeti donec pecunia fuerit persoluta. Citius enim duobus abbatibus Cisterciensis or dinis XX mill. marcarum argenti in curia mutuarentur, quam vobis duo millia

die Summe, welche der Erzbischof an die Curie zahlen sollte, ein Anlehen aufzunehmen. Um die nöthige Summe aufzubringen, möge sich der Erzbischof bei der Verhandlung über die Anlehensbedingungen an der Curie der zwei Cistercienseräbte von Raitenhaslach (bei Burghausen in Oberbaiern) und von Salem (in Baden) zur Vermittlung bedienen. Denn leichter werden die beiden Aebte 20 000 Mark Silber an der Curie geliehen erlangen, als der Erzbischof 2000 Mark. Und zwar werden die beiden Aebte per Hundert mindestens 30 Mark billiger abschließen, als wenn der Erzbischof auf eigenen Namen unterhandle. Man sieht, wie hoch damals der Zinsfuß an der Curie sein mußte; man sieht ferner, daß die Geldgeber den Zinsgewinn an der Schuldsumme im Voraus abzogen. Wenn die Vermittlung der Cistercienseräbte eine Herabminderung des Zinses um mindestens 30 per Hundert ermöglichte, so ergibt sich, daß der Erzbischof, wenn er auf eigenen Namen unterhandelte, höchstens die Hälfte der Wechselschuld baar ausbezahlt zu erhalten hoffen durfte. Die deutschen Bisthümer hatten damals trotz der fürstlichen Dotation und Macht wenig Credit. In Folge der Kriege, der vielen Reisen an das kaiserliche Hoflager und in Folge der großen Summen, welche nach Rom flossen, waren sie völlig verschuldet. Gerade im 13. Jahrhundert löste immer ein Agent den andern ab, von denen jeder unter verschiedenen Titeln den deutschen Bisthümern hohe Steuern auferlegte, welche nach Rom abzuführen waren. Um nur Ein Beispiel anzuführen, so erhielt im Jahre 1251 der berühmte Abt Hermann von Niederalteich den Auftrag, in der Diöcese Passau eine Steuer für den päpstlichen Legaten in Deutschland zu erheben. Kaum war diese Steuer erhoben, kamen die Agenten Wilhelm, Capellan des päpstlichen Legaten Peter Capoccio, dann Peter de Pontecorvo, Magister Johannes de Ocra u. s. w., um Procurationsgelder zu erheben. Im Jahre 1262 endlich erschien Bischof Thomas von Squillace abermals mit dem Auftrage, 300 Mark zu erheben. Das Fürstbisthum Passau und die reichen Stifte in Oesterreich, St. Florian, Kremsmünster, Lambach, Seitenstetten, Gleink, Waldhausen, Garsten u. s. w. mußten ihr Unvermögen erklären, zu zahlen. Bischof Otto von Passau und alle Prälaten der Diöcese legten gegen weitere Steuern Protest ein und kündigten dem Bischofe Thomas ihre Appellation nach Rom an[1]. Wie in Passau, war es auch in den andern Fürstbisthümern, namentlich im Süden; Salzburg, Regensburg, Chur, Eichstädt, Mainz, Brixen, Freising u. s. w. waren gänzlich verschuldet und mußten

ad hoc in quolibet centenario ad minus XXX marcas argenti lucrari potuerimus per Cistercienses mutuum contrahendo, quam per vos tantum sine Cisterciensibus non posset haberi.

[1] Mon. Boica X, 235 ss.; XIX^b, 161. 168; fontes rer. austriac. I, 156—161. Vgl. Braunmüller, Abt Hermann von Niederalteich S. 41.

den Banquiers in Rom und Siena Wucherzinsen zahlen[1]. Diese Banquiers benutzten ihre Stellung an der Curie, um päpstliche Befehle zu erwirken, welche unter Strafe der Excommunication die Zahlung der Schulden er zwangen[2]. Wie wenig anständig diese Geldmänner waren, mag man au einem Wechselmißbrauch entnehmen, von welchem Albert Behaim Mittheilun macht. Ein gewisser Werner Fuchszagl, welcher in Lyon weilte und mi den dortigen Banquiers von früher her Beziehungen hatte, erlaubte sich ein Wechselfälschung zum Schaden des Domcapitels von Passau. Er hatte sic vier Wechselblanquette, welche das Siegel des Domcapitels von Passa trugen, zu verschaffen gewußt. Er hatte einen dieser Wechsel, auf 100 Mar Sterling lautend und in vier Monaten fällig, einem römischen Banquier i Lyon verkauft, hatte aber für je eine Mark nur je 24 Wiener Pfennig erhalten[3]. Als Fuchszagl erfuhr, daß Albert Behaim von der Fälschun Kunde erlangte, entfloh er Nachts. Albert ging in der Angelegenheit z Papst Innocenz IV. persönlich, konnte aber nichts erreichen, als daß Fuchs zagl excommunicirt und seiner kirchlichen Stellung enthoben wurde. Di Schuld wurde vom Papste als bestehend anerkannt und das Domcapite von Passau mußte die 100 Mark zahlen. Das Capitel selbst sei Schuld wenn es eine solche Blancovollmacht einem solch unzuverlässigen Mensche in die Hände gebe. Die übrigen drei Wechsel hatte Fuchszagl an Ban quier von Troyes verkauft, Albert konnte aber nicht erfahren, um welch Summe.

---

[1] Vgl. Höfler, Albert Beham S. 111 ff.; *Boehmer*, Fontes rerum Germ. II 391; Böhmer, Kaiserregesten von 1198—1256 p. 175.

[2] Höfler S. 3; Böhmer, Kaiserregesten S. 330. Von diesen Banquiers wer den die Bürger von Siena: Reiner, Orlando, Bartoli, Leo, Theoderich, Calquernic Urnius namhaft gemacht. Ueber den Bischof Siegfried von Regensburg wurde die Ex communication ausgesprochen, bis die Schuldsumme bezahlt war (1238).

[3] Höfler l. c. S. 103: Et utinam alias sigillum ecclesiae bene custodiretis sed male fuit custoditum, quin cuidam ribaldo dicto fuhszaglo quatuor membrana fuerunt sub sigillo ecclesiae assignatae, quarum unam nobis ignorantibus pr centum marcis sterlingorum romanis creditoribus obligavit, non magis pro marc recipiens, quam viginti quatuor denarios Wiennenses, quorum duo valent unu Ratisponensem, quas marcas promisit infra menses quatuor soluturum, alioqui poena currat. Et cum super tanta temeritate ipsum ad domini Papae praesentiar citassemus, ipse nocte illa tanquam fur et latro clandestinam fugam dedit, tame nobis procurantibus excommunicatus manet et per ordinarium suum debet deponi Contractum tamen per ipsum factum non potuimus aliquatenus infirmare, qui nobis objicitur in his verbis: ei imputetur, qui talis tali tales membranas com misit. Alias tres membranas capituli, quas idem ribaldus obduxit, nobis merca tores Trecenses sunt confessi, quod eas magno praecipitio compararint, se summam nobis pecuniae exprimere noluerunt. Ueber diesen Fuchszagl vgl. auc Höfler S. 3.

Das Geldgeschäft im Handels- und Wechselverkehre hatte allgemein wucherischen Charakter angenommen; daraus mag man abnehmen, welche Wohlthat es für die Gesellschaft war, daß in der landwirthschaftlichen und gewerblichen Production das Darlehensgeschäft durch die damalige Vereinigung von Arbeit und Kapital, soweit als möglich, überflüssig wurde. Es ist eine der kurzsichtigsten Anklagen, wenn man die Kirche beschuldigt, die Darlehensgeschäfte verhindert zu haben. Man muß vielmehr der Kirche dankbar sein, daß sie die Liebe zur Arbeit, die Hochschätzung der productiven Thätigkeit und die Verachtung des lucrativen Gewinnes und des Wuchers so tief in das sittliche Bewußtsein des Volkes einzuprägen wußte, daß auch das Gesetz im Stande war, der sittlichen Ueberzeugung des Volkes im Rechtsleben Ausdruck zu geben.

Man darf nicht vergessen, daß die Kirche, als sie die religiös-sittliche Erziehung der germanischen Völker übernahm, großartiger Selbstsucht und Habsucht gegenüberstand. Wie groß ist selbst heute noch, nach fast zweitausendjähriger christlicher Erziehung, die Habsucht in allen Schichten der Bevölkerung! Das, was die Völker auf die Höhe der Civilisation emporführte, deren wir uns erfreuen, das ist das freudige Schaffen, die Arbeit aus idealen Motiven, das Ringen um das tägliche Brod nicht aus schnödem Geldgewinne, sondern um Gottes willen. Diese Liebe zur Arbeit und die Verachtung lucrativen Erwerbes durch Ausbeutung des Nächsten ist wesentlich den christlichen Lehren und Wahrheiten, der Bildung und Erziehung der Völker durch die Kirche zu danken.

Nur Unverstand kann darüber klagen, daß im Mittelalter die Landwirthschaft und der Ackerbau gegen das Darlehen sich abschloß. Die Leihe und die dingliche Leistung waren für die Landwirthschaft viel wohlthätiger[1]. Man redet gerne von der „Befruchtung" des Grund und Bodens durch das Kapital. Die Geschichte sagt aber das Gegentheil. Im Alterthum erschöpfte das Kapital Grund und Boden bis zur Verödung und Versumpfung, und heute, in den wenigen Jahrzehnten, seitdem das Kapital Grund und Boden mobilisirt und „befruchtet", ist bereits eine unerträgliche Zinsknechtschaft entstanden, welche den Besitzer vom Hofe verjagt, den Boden aussaugt und das Gut abschwendet.

Aehnlich ist es mit dem Gewerbe und Handwerk. Im Alterthum existirte ein gewerblicher Bürgerstand überhaupt nicht, heute aber, wo das Kapital seine „Befruchtung" zeigt, verschwindet er gleichfalls mehr und

[1] Wie wenig Endemann diese Seite der mittelalterlichen Volkswirthschaft zu würdigen versteht, kann man daraus abnehmen, daß er es (S. 572) der „sinnlichen Auffassung" zuschreibt, daß derjenige, welcher den Boden bebaut und daraus Früchte zieht, auch gewisse dingliche Rechte an Grund und Boden haben muß. „Gebrauch ohne Rechte war unbequem zu denken," meint in reizender Naivität Hr. Endemann (S. 542).

mehr. Nur im Mittelalter, so lange Arbeit und Kapital vereinigt waren, so lange eine starke Organisation in der Zunftverfassung wucherischer Ausbeutung einen mächtigen Riegel vorschob, hatte das Handwerk einen „goldenen Boden".

Im Handels- und Wechselverkehre konnte das Kapital im Mittelalter seine Fructificirung zeigen. Das Kapital vermehrte sich allerdings sehr rasch, aber wehe denen, welche genöthigt waren, Wechselschulden einzugehen. Sie wurden ausgezogen und ausgeplündert.

Da, wo die Nothwendigkeit einer Kapitalvergütung für das Darlehen sich ergab, wie im Handel, hat die Kirche den Zins jeder Zeit gebilligt. Wollte man der Kirche einen Vorwurf machen, dann ist es nicht der, daß sie in dieser Beziehung zu rigoros war, sondern daß sie nicht im Stande war, dem wucherischen Gebahren der Banquiers, der Geldwechsler und Geldverleiher im Handelsverkehre Schranken aufzuerlegen. Auch als im spätern Mittelalter der Kapitalüberfluß Grund und Boden sich zuwendete und im Rentenkaufe eine eigene Schuldform sich schuf, hat die Kirche diese Art der Kapitalvergütung anerkannt. Sie stellte nur Bedingungen gegen wucherische Ausbeutung. Die Kirche legte an die wirthschaftlichen Erscheinungen den Maßstab der christlichen Lehre, und da, wo Wucher sich zeigte, traf ihr Verbot zu; sittlich berechtigten wirthschaftlichen Erscheinungen ist die Kirche niemals entgegengetreten[1]. Niemals hat die Kirche wirklich nothwendige und innerlich berechtigte wirthschaftliche Formen des Darlehensverkehrs verhindert. In der mittelalterlichen landwirthschaftlichen und gewerblichen Production, wo die Kirche das einfache Darlehen ohne Zinstitel verwarf, war dasselbe auch nicht nothwendig; noch mehr, dieses Gelddarlehen hätte diese Production in ihrer heilsamen Entwicklung unterbrochen, hätte Ausbeutung und Wucher zur unbedingten Folge haben müssen. Gegen diese Ausbeutung wandte sich die sittliche Ueberzeugung, Recht und Gesetz. Es ist bezeichnend, wie das Volk den wucherischen Charakter des einfachen Zinsdarlehens schon im Worte treffend ausdrückte. Der Geldgewinn hieß in unserer mittelalterlichen deutschen Muttersprache: „Suech, Gesuech." Hier ist der lucrative Erwerb, die wucherische Aneignung scharf markirt. Mit dem „Hauptgute" (der Schuldsumme) suchte der Wucherer einen Erwerb, welcher ihm mühelos, ohne Arbeit zufiel. In dem „Gesuech" ist so recht der habsüchtige, wucherische Charakter ausgedrückt. Der „Gesuchrer"[2] ging

[1] Mit Recht bemerkt Arnold, Zur Geschichte des Grundeigenthums in den deutschen Städten: „Es war für jene Zeit ein Vorzug unseres Rechts, daß es sich nicht in abstracten Vorschriften erging, sondern die Anwendung auf bestimmte Fälle selbst machte und dabei immer das wirkliche Leben im Auge behielt." S. 131.

[2] Usurarius. Ueber „Gesuech" vgl. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch 3. Thl. S. 192, unter: „Suech".

umher und suchte, wie der Dieb, wie der Räuber, wie der Betrüger, wo und wie er seine Geldgier befriedigen, schnöden Geldgewinn machen, den Schweiß fremder Arbeit sich aneignen könne. Gegen diese „Gesuchrer“ wandte sich die kirchliche Gesetzgebung. Wie in der Kapitulariengesetzgebung, so ist auch im canonischen Rechte der offenkundige Wucherer[1] derjenige, gegen welchen die kirchliche und weltliche Strafe in Anwendung kam. Diejenigen, welche den Wucher als Erwerbszweig betrachten, welche auf Kosten und zum Schaden Anderer aus dem Zinsdarlehen planmäßigen Gewinn ziehen, also die offenkundigen Wucherer sind es immer, gegen welche Concilienbeschlüsse, päpstliche Decretalen, weltliche Gesetze sich wenden[2]. Kein Geistlicher darf solche Wucherer zu den heiligen Sacramenten zulassen; sie sollen ihr Leben lang ehrlos sein und, wenn sie nicht Reue und Genugthuung durch Restitution zeigten, auch des kirchlichen Begräbnisses entbehren müssen.

Die Kirche hielt fest an der Pflicht productiver Arbeit, ehrlichen Erwerbs. Diejenigen, welche ohne Arbeit, bloß durch Aneignung fremden Eigenthums im Darlehen einen bequemen Gewinn und ein müheloses Dasein haben wollten, schloß die Kirche aus ihrer Mitte aus. Dieß ist der Sinn der kirchlichen Gesetzgebung im Mittelalter. Wo dagegen das Darlehen als nothwendig sich zeigte, wo ein Darlehensgewinn sittlich berechtigt erschien, als Vergütung für Risico und Interesse[3] im Handel, als Zins im Rentenkaufe, da hat die Kirche niemals gezögert, diese sittliche Berechtigung auch auszusprechen. Die Anklagen gegen die mittelalterliche Gesetzgebung der Kirche beruhen auf Unkenntniß und auf Irrthum. Auf Unkenntniß, weil diese Ankläger immer von der Ansicht ausgehen, die Kirche habe alle und jede Vergütung für Kapitalsnutzung verboten. Das ist aber thatsächlich nicht der Fall. Die kirchliche Gesetzgebung wandte sich immer gegen den lucrativen Erwerb, welcher zum Schaden und zum Nachtheile der Arbeit fremdes Eigenthum an sich zog, also gegen den Wucher. Der offenkundige Wucher ist das Object, gegen welches die kirchliche Gesetzgebung sich kehrt; der offenkundige Wucher unterliegt den kirchlichen Strafen und Censuren. Der einzelne Fall einer Vergütung der Kapitalsnutzung dagegen hing immer davon ab, ob eine wirthschaftliche und sittliche Berechtigung vorliege. Und die Kirche ist in dieser Beziehung, in der Beurtheilung einzelner Zinsformen

---

[1] Manifestus usurarius.

[2] Vgl. das II., III., V. lateranensische Concil, das Concil von Vienne und zahlreiche Provincialsynoden; die Decretalen Papst Alexanders III., Urbans III., Innocenz' III., Gregors IX. und X. u. s. w.

[3] Vgl. cap. 9, X de arbitris I. 43. Vgl. ferner Pauli, Lübeck'sche Zustände im Mittelalter I, 123 (Creditwesen); Neumann muß ja selbst zugeben (S. 49 ff.), daß in diesen Fällen Vergütung gestattet war.

eher zu milde als zu rigoros gewesen, wie die von der Kirche nicht b
anstandeten hohen Darlehensgewinne im Handels- und Wechselverkehre b
weisen. Diese Anklagen beruhen ferner auf Irrthum. Die Ankläger hu
digen nämlich der gänzlich falschen Ansicht, daß der Darlehensverkehr absol
frei sein müsse, daß der Darlehensgewinn keiner Schranke unterworfen se
dürfe. Diese Ansicht ist aber in sittlicher und rechtlicher Beziehung unhaltba
denn sonst würde eine der schwersten Versündigungen und Vergehen geg
das Eigenthum der nothwendigen Sühne und Ahndung entgehen. Wir
schaftlich aber führt die Wucherfreiheit zur Zerstörung der productiv
Kräfte. Der Standpunkt, welchen Endemann, Neumann u. s. w. eingeno
men haben, entbehrt der sittlichen, rechtlichen und wirthschaftlichen Grun
lage; sie sind darum ebenso außer Stande, die Vergangenheit richtig
beurtheilen, wie sie auch die Anforderungen einer vernünftigen Socialpoli
für die Gegenwart nicht begreifen.

Dazu kam noch ein Fehler in der kritischen Methode. Endemann, n
Neumann greifen einzelne Aeußerungen einzelner Canonisten und Moralist
heraus, construiren aus denselben ein System und schieben dasselbe d
Gesammtkirche unter. Zu welchen läppischen Folgerungen sie dabei kame
mag man daraus abnehmen, daß z. B. Endemann die Behauptung aufstell
„vom rein theologischen Standpunkt aus sei es fraglich, ob die materiel
Arbeit zu empfehlen sei". „Eine wahre Pflicht der wirthschaftlichen Arb
kannte die canonische Schule nicht. Niemand stand unter dem sittlich
Gebote, um seiner selbst oder um der Gesammtheit willen sich einer nu
bringenden, sei es materieller, sei es geistiger Arbeit hinzugeben."[1] D
gerade Gegentheil von all diesen Behauptungen ist Wahrheit. Immer h
die Kirche die allgemeine Pflicht der Arbeit festgehalten und dieses Bu
erbringt den historischen Beweis hierfür. Wie kam nun Endemann
seinen Phrasen? Er hatte eine einzige Stelle[2] entdeckt und aus dies
einzigen Stelle generalisirte er und construirte er ein System. Ein solch
Verfahren entbehrt alles wissenschaftlichen Ernstes, führt zur bewußten G
schichtsbaumeisterei, zur Fälschung und stellt die Wahrheit auf den Ko
Zudem hat Endemann diese einzige Stelle, welche er als Beleg anzuführ
vermochte, nicht einmal verstanden. Wenn man über die canonistische Leh
und ihre nationalökonomischen Grundsätze schreibt, sollte man doch wisse
daß negotium niemals und nirgends Arbeit, sondern Handelsthätigkeit heiß
Und gerade in der citirten Stelle ist von dem Begriffe Arbeit keine Sp
zu entdecken, im Gegentheil ist in derselben die Warnung vor dem rastlose
unruhigen, verzehrenden Jagen nach Gewinn enthalten.

---

[1] S. 688. 694.

[2] Negotium, quia negat otium, malum est; neque quaerit veram quieter
quae est Deus.

Endemann fährt in seiner Einseitigkeit und Unkenntniß fort[1]: „Die ganze Thätigkeit nur der Pflege des eigenen Seelenheils zuwenden und, statt durch Arbeit Gewinn zu suchen, arm bleiben, schien der Kirche löblicher. Und wenn die Arbeit Nutzen brachte, so berechnete man nicht den Erfolg für den materiellen Reichthum des Volkes, sondern wünschte, daß derselbe hauptsächlich als Mittel zur Darreichung an die Mitbrüder angesehen werde. Die religiösen Ansichten ließen die eigentliche Erkenntniß der wirthschaftlichen Bedeutung nicht zu."

Ein wunderlicheres Gemisch von Unverstand ist wohl nicht leicht mehr denkbar. Gewiß, die kirchliche Lehre verwirft die Arbeit um des bloßen Gewinnes willen. Aber damit nimmt die Kirche den Standpunkt ein, welchen Jedermann einnehmen muß, dem die Grundbegriffe des sittlichen Handelns nicht abhanden gekommen sind. Es ist traurig genug, wenn Vertreter der „deutschen Wissenschaft" den sittlichen Unterschied der Arbeit aus idealen Motiven und der Arbeit um des Gewinnes willen nicht mehr kennen; es ist tief beschämend, wenn Männer, welche den Idealismus pflegen sollen, in der Auffassung der Arbeit noch tief unter das Heidenthum herabsinken, welches die Arbeit um des Lohnes willen ebenso verächtlich fand, wie der Christ. Es ist ferner richtig, daß die Kirche die Liebe zur Armuth pries und pflegte. Aber gerade diese Liebe zur Armuth führte zu allgemeinem Wohlstande, während die Gewinnsucht die Schwachen in's Elend herabdrückte. Es ist endlich ebenfalls richtig, daß die Kirche nicht das Schaffen von Mammon, sondern die Vertheilung des Arbeitsgewinnes als Ziel der wirthschaftlichen Thätigkeit ansah. Aber auch das ist so selbstverständlich, daß nur Professoren, welchen die „eigentliche Erkenntniß der wirthschaftlichen Bedeutung" der Arbeit gänzlich mangelt, hierüber sich beklagen können. Die wunderliche Ansicht, daß die Triebfeder der Arbeit der Eigennutz sein müsse, macht diese Vertreter der Wissenschaft gänzlich unfähig, ein vernünftiges Urtheil zu fällen.

Wie es mit den historischen Kenntnissen eines Mannes steht, der über die nationalökonomischen Ansichten der canonistischen Lehre ein selbstbewußtes Vernichtungsurtheil fällt, mag man daraus abnehmen, daß er behauptet[2], es habe im Mittelalter so gut wie keine freie Arbeit gegeben. Eine Behauptung, welche solch breitspurige Unwissenheit verräth, ist keiner ernsten Kritik werth. Endemann scheint unter freien Arbeitern nur jene zu verstehen, welche „frei" sind von Productionsmitteln, denn sonst wäre seine Behauptung doch allzu naiv. Die Krone der Unwissenheit bildet indeß folgender Satz: „Die mildesten Ansichten, zu denen sich die Kirche getrieben fühlen mußte, schlossen nicht aus, daß die servi und mancipia im Rechts-

[1] S. 694. [2] S. 699.

sinn als Sachen (greges) betrachtet und manche römische Regeln der Sklaverei im Princip als vollkommen practisch angesehen wurden.“ Solch kühne Behauptungen, für welche jeglicher historische Beleg fehlt, fordern von selbst zur tiefsten Verachtung dessen heraus, was in Deutschland den Namen „Wissenschaft“ usurpirt. Gerade das Gegentheil dessen, was Endemann behauptet, ist Wahrheit. Gerade die persönliche Freiheit, das selbständige Recht der Persönlichkeit, als Trägerin einer unsterblichen Seele, als Ebenbild Gottes, hat die Kirche immer und jeder Zeit mit größter Energie vertheidigt und festgehalten, während sie in der Frage der materiellen Gebundenheit den Zeitverhältnissen Rechnung trug [1].

Dieselbe Einseitigkeit und Unwissenheit, welche Endemann bezüglich der kirchlichen Ansichten über Arbeit bekundet, beweist er auch in der Frage von der Vertheilung der Güter. Für Endemann ist nur der „Egoismus des Einzelnen, in welchem die verständige Ansicht der Gegenwart zugleich den Nutzen der Gesammtheit erkennt“ [2], maßgebend. Für das Bestreben der Kirche, den Wohlstand Aller zu begründen, hat er nicht das mindeste Verständniß, ja er meint, die Lehre der Kirche müßte zum Communismus und zur Verarmung führen. Er schreibt unter Anderem den blühenden Unsinn: „Man nahm von dem Besitzenden, was man nur konnte, und gab dem Armen, soviel man nur konnte.“ [3] Möchte doch Endemann nur ein einziges Beispiel anführen, daß nach kirchlicher Lehre jemals erlaubt war, dem Reichen etwas zu nehmen. Immer und jeder Zeit hielt die Kirche das Princip absoluter Freiheit des Almosens fest, und die Behauptung, daß nach kirchlicher Lehre der Reiche gezwungen [4] werden konnte, Almosen zu geben, ist nichts als leere Flunkerei. Immer war und blieb das Almosen eine Pflicht, aber eine Liebespflicht, welche ihrem Begriffe und Wesen nach den Zwang ausschließt.

Endemann schließt mit einem Kraftspruche ab [5]: „Der Grundgedanke

[1] Deßhalb hat das canonische Recht auch die Ergreifung der Person des Schuldners, welche das römische Recht gestattete, beseitigt und hat nur die Execution des Vermögens zugelassen. Unbegreiflicher Weise tadelt Endemann (S. 560) diese humane Seite des canonischen Rechtes.

[2] S. 709. [3] S. 714.

[4] Durch das officium judicis, behauptet er S. 713, natürlich ohne Beleg.

[5] S. 724. Diese kurze Kritik mag deßhalb am Platze sein, weil Endemanns Ansichten, so oberflächlich, unrichtig, ja geradezu naiv sie auch sein mögen, dennoch vielfach adoptirt wurden. — Eine Kritik von Neumanns Ansichten dürfte überflüssig sein. Neumann confundirt fortwährend die doch so verschiedenen Begriffe von Zins und Wucher, Geld und Kapital, Darlehen und Credit. Er spricht von dem „persönlichen“ Credit im Alterthum und Mittelalter, dessen Vermittler die Juden gewesen seien. Es gab keinen „persönlichen“ Credit, sondern bloß Darlehen auf Pfand und Wucher. Neumanns Schrift ist wegen der Unklarheit des Verfassers in den Grundbegriffen, wegen der vielen Widersprüche in den historischen Ergebnissen schwer brauchbar.

der canonischen Periode ist einfach der: Umkehr zur Naturalwirthschaft und zur Gütergemeinschaft." Nun, die Geschichte sagt uns das Gegentheil. Das Mittelalter schloß nicht ab mit der Naturalwirthschaft, sondern erreichte die größte Blüthe des Ackerbaues; Grund und Boden hatten niemals soviel Pflege gefunden, wie damals, und nicht bloß der Körnerbau, sondern auch Viehzucht, Forstwirthschaft, Fischzucht, Weinbau, Bergbau hatten die höchste Stufe der Entwicklung und die größte Ergiebigkeit erreicht[1]. Die gewerbliche Production hatte den höchsten Grad technischer Fertigkeit erlangt und in den Städten war ein mächtiger und reicher Bürgerstand erwachsen. Der Handel war zu einer gebietenden Macht geworden; der einfache Name „Hansa" genügt, um die damalige Bedeutung des Handels zu charakterisiren. Ferner war die Vertheilung des Arbeitsgewinnes der Art, daß allgemeiner Wohlstand herrschte, Jeder konnte sich seines Eigenthums rühmen.

Wo ist die Endemann'sche Naturalwirthschaft und Gütergemeinschaft geblieben? Die Geschichte weiß nichts davon, sie ist ein Phantasiestück, das Resultat von Unwissenheit und Unverstand. Die kirchliche Lehre ist sehr einfach und immer gleich. Sie enthält alle Elemente, um die Völker zur höchsten Stufe sittlicher Bildung und materieller Wohlfahrt emporzuheben. Aber diese Lehre will trotz ihrer Einfachheit studirt und begriffen sein. Wer mit vorgefaßten Meinungen, mit der Ansicht, daß der Egoismus die Grundlage der Volkswirthschaft bilden müsse, an sie herantritt, der verschließt sich selbst das Verständniß. Endemann hat ein förmliches Zerrbild entworfen, welches freilich nur dadurch möglich wurde, daß dem Verfasser nicht bloß die nöthigen historischen Kenntnisse, sondern auch die technischen Vorbedingungen der geschichtlichen Forschung mangelten. Zu diesen Mängeln der Forschung zählt, wie bereits erwähnt, eine generalisirende Anwendung ganz vereinzelter Aeußerungen zur Construirung eines Systems, sodann die fortwährende Verwechslung der Doctrin einzelner Canonisten mit der Lehre der Kirche.

Zwischen dem Inhalte einer kirchlichen Lehre und der wissenschaftlichen Motivirung ist wohl zu unterscheiden. Es ist ja gar nicht zu leugnen, daß die Scholastik mit dem zähen Festhalten an dem römischen Begriffe des Mutuatarvertrages und an der angeblichen Unfruchtbarkeit oder Con-

[1] Treffend bemerkt Arnold, Cultur und Rechtsleben S. 142: „Im letzten Grunde ist es die steigende Bodencultur, und nur diese, was unsere Entwicklung herbeigeführt und zu einer höheren als der des Alterthums gemacht hat." Diese steigende Bodencultur war aber einerseits das Resultat gehäufter Arbeit, welche die verschiedenen Rechtsformen des Ober- und Untereigenthums ermöglichten; andererseits ist sie dem Schutze gegen die Ausbeutung durch den Wucher, dem Systeme der binglichen Leistung zu danken.

sumtibilität des Geldes in eine Sackgasse sich verirrt hatte. Zur Erklärung läßt sich anführen, daß diese Begriffe damals als Gemeingut der Wissenschaft galten, woran kein Gelehrter rüttelte, sodann daß die wirthschaftlichen Zustände eine solche Auffassung nahe legten. Immerhin ist diese Verirrung der damaligen Wissenschaft ein Warnungsruf zur Bescheidenheit. Die Wissenschaft ist so sehr von herrschenden Ansichten und von den Vorurtheilen der Zeit abhängig, daß leicht Fehler in die systematische Behandlung sich einschleichen. Diese Warnung ist heute um so mehr am Platze, wo eine theologische Doctrin sich breit machte, welche mit dem Anspruche auftrat, daß Papst und Bischöfe bei Entscheidung über den kirchlichen Glaubensinhalt sich erst durch das Medium der „wissenschaftlichen Theologie" befähigen lassen müssen, Träger des heiligen Geistes zu sein [1].

Am klarsten sah auch in der Zinsfrage der hl. Thomas von Aquin. Wohl huldigte auch er den Ansichten von der Consumtibilität des Geldes und von der Unentgeltlichkeit des Mutuatarvertrages. Allein er sah ein, daß die Zukunft auch andere Formen des Darlehens bringen könne, welche einen Gewinnantheil des Darleihers im Zinse als wirthschaftlich und sittlich vollberechtigt erscheinen lassen müssen. Thomas denkt sich einen Fall, wo die Ueberlassung des Kapitals zur Nutzung den Eigenthumsanspruch des Darleihenden an die hingeliehene Schuldsumme nicht aufhebe [2], und sagt dann, daß in diesem Falle der Darleiher Anspruch auf Zinsgewinn machen könne [3], weil es ja sein Eigenthum sei, welches Früchte bringe, weil der Gewinn nicht aus dem Gelde als solchem, sondern aus jenen Gegenständen bezogen wird, welche um das Geld erworben wurden.

Der vorschauende Geist des großen Denkers, des hl. Thomas, erkannte die Möglichkeit, daß die Entwicklung wirthschaftlicher Verhältnisse ganz neue Formen sich schaffen könne, welche die damals berechtigte Auffassung wesentlich verändern mußten. Die späteren Scholastiker ließen diese Möglichkeit außer Auge und suchten in ihrem Drange, alle Fragen in ein System fertiger Formeln zu bringen, für alle Zeiten und für alle Zustände die damalige Auffassung als die allein berechtigte hinzustellen. Wir haben in der Gegenwart einen ganz analogen Fall. Die heutige Wissen-

[1] Vgl. Döllingers Rede über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Theologie, gehalten bei der Versammlung katholischer Gelehrten in München 1863.

[2] Opusc. 73: de usuris c. 11: Quod non transeat dominium, sed remaneat tota res commissa in dominio committentis.

[3] Ibid.: Potest sperari lucrum sine vitio usurae, quia tunc commissa est pecunia vel res alia sicut servo et ministro, qui de re domini negotiantur ad utilitatem domini sui: et ideo committens potest sperare lucrum, sicut ex re sua: et sic non accedit sorti, nec possidetur sine justo titulo, quia sicut rei propriae partum recipit, non tamen partum numismatis ex numismate immediate, sed partum ipsarum rerum, quae per numismata sua sunt acquisitae justa commutatione.

schaft stellte die Behauptung auf, daß der Egoismus des Einzelnen zugleich mit dem Vortheile der Gesammtheit sich decke, daß alle Schranken, welche dem Egoismus entgegenstehen, niedergerissen werden müssen. Die freie Concurrenz bringe im Kampfe um das Dasein von selbst die Ausgleichung und Versöhnung der streitenden Interessen. Diese Theorie sah die moderne Wissenschaft als die allein berechtigte, ja als ein Naturgesetz an. Mit dem Maßstabe dieser Theorie wurde nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit gemessen und die Zukunft vorbereitet. Diese Theorie ist aber noch viel einseitiger und gefährlicher, als es die scholastische jemals war. An ihren Früchten kann man diese moderne Theorie bereits beurtheilen: Sie führt zum massenhaften Reichthume Weniger, zum Massenelende aller Uebrigen. Dennoch hält das Professorenthum an dieser Theorie mit jenem Fanatismus und jenem Gelehrtendünkel fest, welchen es an der Scholastik selbst so strenge tadelt.

Die Volkswirthschaft ist in einem ewigen Flusse begriffen, fortwährenden Veränderungen unterworfen. Die Wissenschaft der Nationalökonomie kann darum nichts Anderes sein, als eine Art Physiologie der Volkswirthschaft. Was darüber hinausgeht, verliert sich in leeren Phantasieen, in unwahren Systemen, in sogen. Gesetzen, welche nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in den Köpfen existiren. So erging es der Scholastik mit ihrer Theorie von consumtiblen Gegenständen, welche keine Früchte hervorbringen, worunter namentlich das Geld gezählt wurde. So erging es auch der modernen Nationalökonomie, welche alle Erscheinungen der Gegenwart sofort als Naturgesetze formulirte. Die Zukunft wird über die naiven Professoren der Gegenwart noch ein viel strengeres Urtheil fällen, als über die Scholastiker der Vergangenheit.

Die Warnung, die wissenschaftlichen Fehler der Scholastik nicht mit der Lehre der Kirche zu vermengen, ist nicht bloß an die Vertreter der Nationalökonomie, sondern auch der Moral zu richten. Es gibt noch immer Theologen, welche den Begriff der Unproductivität des Geldes festhalten, obwohl die Scholastik in dieser Beziehung in vollständigem Widerspruche nicht bloß mit den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart, sondern auch mit der Patristik steht. Freilich werden die Theologen immer weniger, welche die Kirchenväter anders, als aus Citaten kennen.

Die kirchliche Gesetzgebung konnte nur auf die Mitglieder der Kirche sich erstrecken. Die Strafe der Verweigerung der heiligen Sacramente und des kirchlichen Begräbnisses konnte gerade diejenigen nicht treffen, welche die schlimmsten Wucherer waren, die Juden.

In der Christenheit galt das Gesetz der Arbeit und zwar der Arbeit im Glauben, um Gottes, nicht des schnöden Geldes willen, als die Grundlage der Volkswirthschaft. Jeder Erwerb mußte aus der Arbeit fließen.

Viel tiefer stand die sittliche Auffassung und Haltung der Juden; ihnen war das Geld Alles. Nach Geld ging ihr Drang, nach Geld richtete sich ihre Gier, Geld war das Ziel, nach welchem alle Juden wetteifernd liefen. Um zu Geld zu kommen, wandten sie alle Mittel an, nur jenes nicht, welches allein die christliche Sitte erlaubte, die Arbeit. Geld wollten die Juden erwerben, aber nicht arbeiten. Da die Juden außerhalb der Christenheit standen, so erlaubten ihnen kirchliche und weltliche Gesetze vielfach, Wucher zu treiben, damit sie einen Erwerb hätten, zu leben, nachdem sie nun einmal nicht arbeiten wollten. Für die Aufrechterhaltung dieses Privilegiums, den Wucher zu betreiben und für den sonstigen Schutz zahlten sie, neben localen Steuern, dem Kaiser eine sehr bedeutende Geldabgabe, welche sich zu einem sehr einträglichen kaiserlichen Regale ausgestaltete[1].

Die Juden machten von den günstigen Verhältnissen den ausgiebigsten Gebrauch. Sie nahmen in den westlichen Ländern 40—90 Procent, in den östlichen Ländern 100—180 Procent Zinsen[2] und zwar meistens in kleinen und kleinsten Summen, mit doppelter und dreifacher Pfanddeckung und mit möglichst kurzen Zahlungsterminen, fast immer wöchentlich: ganz das System, welches auch gegenwärtig gegen die armen Leute befolgt wird. Hohe Pfanddeckung, kurze Zahlungstermine, kleine und kleinste Darlehen gegen höchste wöchentliche Zinsen, das war die Praxis, um im Mittelalter die Leute rasch auszuplündern, und dieses System wird auch heute wieder befolgt, wie dieß von Stein so anschaulich geschildert wird. „Das ist ein Rauben und Schinden des armen Mannes durch die Juden," klagte im Jahre 1487 Schenk Erasmus zu Erpach, „daß es gar nicht mehr zu leiden ist und Gott erbarm! Die Judenwucherer setzen sich fest in den kleinsten Dörfern und wenn sie fünf Gulden borgen, nehmen sie sechsfach Pfand und nehmen Zinsen von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann um Alles kommt, was er hat."[3] Der Wochenzins war der „gemeinlich am meisten vorkommende", kein Wunder, daß die armen und mittleren Klassen schließlich nur für die Judenwucherer zu arbeiten hatten. Aber auch Fürsten und Städte kamen in Folge der häufigen Fehden meist in Schulden und wurden von den Juden abhängig, denen

---

[1] Vgl. Neumann S. 294 ff.

[2] Kaiser Ludwig der Baier erlaubte den Juden 40 Procent, in Frankreich waren 86 Procent üblich, in Oesterreich 174 Procent (acht Heller auf ein Pfund wöchentlich). Vgl. Neumann S. 307. Der Kämmerer des Bischofs Bernhard von Passau, Heinrich Pöhel und dessen Bruder Otto versetzten ihren Hof zu Zeiselmauer an den Juden Zuezlein gegen 45 Pfund Wiener Pfennig und verpflichteten sich, vom Zahlungstermine ab jede Woche von jedem Pfund (240 ₰) je acht ₰ zu bezahlen und nach Jahresfrist den Zins zum Kapital rechnen zu lassen. Bischof Bernhard bestätigte dieses Uebereinkommen am 1. Mai 1306 in St. Pölten (Mon. Boica XXX^{b}, 29).

[3] Janssen I, 383. Vgl. Stein l. c. S. 167 ff.

sie den Ertrag der Abgaben, der Münze und Zölle verpfänden mußten. Auf diese Weise brachten die Juden auch die Erhebung der Steuern und Zölle und die Münze in ihre Hände und benutzten diese Gelegenheit zur völligen Ausplünderung des Volkes, an Ehrlichkeit und Treue nicht gewöhnt. Das Volk sah darum in den Juden „Schinder und lästerliche Feinde“ [1].

„Es ist erklärlich,“ schrieb Trithemius, „daß sich gleichmäßig bei Niedrigen und Hohen, Gelehrten und Ungelehrten, bei Fürsten wie Bauern ein Widerwillen gegen die wucherischen Juden eingewurzelt hat, und ich billige alle gesetzlichen Maßregeln zur Sicherung des Volkes gegen dessen Ausbeutung durch den Judenwucher. Oder soll etwa ein fremdes, eingedrungenes Volk über uns herrschen? Und zwar herrschen nicht durch größere Kraft, höheren Muth und höhere Tugend, sondern lediglich durch elendes, von allen Seiten und mit allen Mitteln zusammengescharrtes Geld, dessen Erwerb und Besitz diesem Volke das höchste Gut zu sein scheint? Soll dieses Volk mit dem Schweiße des Bauern und des Handwerksmannes ungestraft sich mästen dürfen? Das sei ferne. Aber ebenso ferne sei eine Verfolgung der Unschuldigen mit den Schuldigen, ein Jagen und Hetzen oder eine Einkerkerung aller derer, die nur den Namen eines Juden tragen. Auch die gewaltsame Einziehung ihres Vermögens, die oft aus bloßer Geldgier von Fürsten und Herrn erfolgte, ist wider Recht und Pflicht.“ [2] Trithemius will all „diese gewaltsamen, unchristlichen Verfolgungen und Ausplünderungen“ nicht, er will vielmehr die „Judenplage“ dadurch beseitigt wissen, daß man „den Juden allen Wucher und alles schändliche Betrügen abschneidet und sie selbst zu nützlichen Arbeiten auf dem Felde und in den Werkstätten anhält. Das ist Pflicht der Obrigkeit, ebenso wie es ihre Pflicht ist, nach gerechter Abschätzung dafür zu sorgen, daß die Juden den Christen ihr Hab und Gut, das sie ihnen durch Wucher weggenommen haben, zurückerstatten“ [3].

Dieser Rath war nun leichter gegeben, als ausgeführt. Schon Papst

---

[1] Relatio episcopi Brunonis Olomucensis ad Papam Gregorium X., herausgegeben von Höfler in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1846 S. 28: De Judaeis dicimus, quod Christianas habent nutrices, usuras patenter exercent, et eas indigentibus aggravant ultra modum, in tantum, ut infra annum excedant ipsam sortem; publica exercent officia, teleonarii, monetarii fiunt et cum alias sint infideles, *fidem minimam* etiam in his servant. Vgl. auch Janssen I, 384.

[2] Auch Lanstrana spricht sich in seiner „Himmelstrasse“, wovon demnächst eine neue Ausgabe von J. Knab erscheint, gegen diese Aneignung des Vermögens der Wucherer durch die Fürsten als eine Verfehlung gegen das siebente Gebot aus. Immer nahm die Kirche, wenn sie auch den Judenwucher verdammte, Person und Eigenthum der Juden gegen Verfolgung und Vergewaltigung in Schutz.

[3] Janssen I, 387.

Innocenz III. hatte das, was Trithemius wünschte, befohlen [1] und allen Fürsten und Obrigkeiten zur Pflicht gemacht, aber ganz vergeblich, über welchen Mißerfolg ein moderner Vertheidiger des Judenwuchers ganz entzückt ist. Das Stadtrecht von Ofen [2], ebenso das Nürnberger reformirte Stadtrecht von 1479 verboten den Juden ebenfalls den Wucher, und verlangten, daß die Juden arbeiten. Dasselbe wollten die Württemberger und Pfälzer Landesordnung, aber Alles war umsonst. Nach den blutigen Verfolgungen und nach der Vertreibung der Juden aus den meisten Städten und Ländern in Deutschland um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts [3] wurden neue Versuche gemacht, den Juden den Wucher unmöglich zu machen, indem man einerseits ihnen jeden Verkehr mit den Christen verbot, indem man sie andererseits zur Arbeit anhalten wollte. Die Reichsabschiede von 1500, 1530, 1532 erklärten die Zinscontracte der Juden für nichtig, kein Richter sollte über sie erkennen, noch das Erkenntniß vollstrecken, die deutschen Einzelnfürsten aber, welche Juden in ihren Gebieten duldeten, wurden aufgefordert, dieselben zu ehrenhaftem Erwerbe durch die Arbeit anzuhalten. Eine ganze Reihe von Stadtrechten und Landordnungen adoptirte die Grundsätze der Reichsabschiede; jeder Darlehensverkehr zwischen Christen und Juden wurde strengstens verboten, und die Juden sollten arbeiten. Aber Alles war umsonst. Die Juden wandten sich keinem ehrenhaften Erwerbe zu, sondern wucherten fort. Die revidirte Pfälzer Ordnung vom Jahre 1599 erwähnt ausdrücklich, daß die Juden trotz Vertreibung und trotz Verbot des Verkehrs mit den Christen, dennoch ebenso wie zuvor zum Schaden der Einwohner Wucher trieben. Um den Verheerungen des Wuchers einigermaßen entgegenzuwirken, erlaubte Kaiser Karl V. den Juden den Darlehensverkehr zu niedrigem Zinsfuße wieder, nachdem alle Be-

---

[1] Vgl. Neumann S. 23. Neumann zeigt sich darüber höchst entrüstet und empört, daß nicht einmal mehr bei den Juden der „Wucher als erlaubt" gelten sollte. S. 292.

[2] „Von der Juden gesuech will ich nichts sagen. Sie sollen nach Gebot, wie die Christen arbeiten und von Niemanden gesuech (Wucherzins) nehmen." Ofener Stadtrecht bei Neumann S. 300.

[3] Neumann macht in wunderlicher Weise das kirchliche Zinsverbot für die Judenverfolgungen verantwortlich: „Der Zorn der Verfolger und das Blut der Verfolgten schrieen auf gegen das Gesetz der Kirche" (S. 331). Allein die Kirche hatte überall Zins erlaubt, wo er wirthschaftlich möglich war. Und die Juden wurden nicht wegen Zinsennehmens, sondern wegen himmelschreienden Wuchers vertrieben. Neumann kennt freilich keinen Unterschied zwischen Zins und Wucher, aber dieser Unterschied existirt deßhalb doch. Hätten die Juden sich auf Zins beschränkt, hätten sie nicht Auswucherung des Volkes großartig und planmäßig betrieben, so wären sie niemals verfolgt worden. Der religiöse Gegensatz verschärfte nur den Streit und verlieh der Verfolgung, welche aus socialen Motiven entsprungen war, den Charakter des Fanatismus.

mühungen, sie zur Arbeit zu bewegen, gescheitert waren. In einem Judenprivilegium von 1544 wurde den Juden gestattet, etwas mehr Zins zu nehmen, als den Christen erlaubt war; endlich wurde durch die Reichsabschiede von 1548 und 1577 auch für die Juden der Zinsfuß gesetzlich auf fünf Procent, welcher Zinsfuß 1530 schon für den Rentenkauf normirt worden war, festgesetzt [1]. Von da ab wurde der Zinsfuß zu fünf Procent allmählich überall gesetzlich und landesüblich, was darüber ging, galt als Wucher. „Seit 1654," schreibt Neumann, „begann ein neuer Kampf gegen diese Schranke der fünf Procent, ein Nachspiel jenes ersten, riesenmäßigen, sowohl den streitenden Kräften, als dem Ziele und den Früchten nach, welche allgemein aus diesem Streite resultiren. Wir schauen heute seine letzten, fast verjährten Zuckungen" [2].

Die Gegenwart sah die Beseitigung aller Schranken gegen Wucher, aber auch die alsbaldige Nothwendigkeit gesetzlichen Schutzes gegen wucherische Ausbeutung.

Der Judenwucher des Mittelalters gibt der Gesellschaft eine wichtige Lehre. Das Christenthum, die Lehre der Kirche kannte nur den productiven Erwerb, den redlichen Erwerb durch Arbeit. Jeder Einzelne theilte diese Ueberzeugung, Alle im Volke, ja alle europäischen Völker zusammen waren in dieser Anschauung, daß nur der Erwerb durch Arbeit in der Gesellschaft berechtigt sei, einig und übereinstimmend. Diesem allgemeinen sittlichen Bewußtsein, welches auch im äußeren Handeln sich kundgab und im Rechtsleben eine feste Norm gewonnen hatte, trat eine Anschauung gegenüber, welche sittlich viel tiefer stand. Der mittelalterliche Jude wollte nicht arbeiten, sein Sinnen und Trachten war einzig und allein auf lucrativen Erwerb gerichtet, wozu im Wucher das einfachste und beste Mittel sich fand. Geistliche und weltliche Obrigkeiten duldeten anfänglich innerhalb gewisser Schranken [3] diesen Judenwucher aus zwei Gründen, einerseits weil der Jude, außerhalb der christlichen Gesellschaftsordnung stehend, nicht zu den strengen Gesetzen christlichen Erwerbes verpflichtet schien, andererseits weil man durch das abschreckende Beispiel des Judenwuchers die Christen um so eher vor dieser schweren Sünde zurückhalten zu können hoffte [4]. In dieser letztern Beziehung täuschte man sich schwer und bitter. Das

[1] Ausführlich bei Neumann S. 332—344.

[2] S. 568: „fast verjährte Zuckungen" — es gehört wucherhafte Phantasie dazu!

[3] Uebermäßiger Zinsengewinn (usurae immoderatae) sollte auch den Juden nicht erlaubt sein, sondern nur der von der Obrigkeit festgesetzte Zinsfuß. Vgl. c. 18 X. h. t. 5, 19.

[4] Ut majus malum evitaretur, Christianorum usuraria pravitas impediretur, heißt es ausdrücklich in einzelnen Rechtsquellen. Kaiser Friedrich II. aber motivirte das Judenprivilegium mit folgenden Worten: Judaeos tantum excipimus, quos constat non esse sub lege a beatissimis patribus constituta. Neumann S. 306.

schlechte Beispiel der Juden verdarb auch die guten Sitten der Christen, und der leichte, mühelose Erwerb, welcher rasch große Reichthümer einheimst, schien der ehrlichen, mühevollen Arbeit, welche nur langsam und allmählich mäßigen Wohlstand bringt, vorzuziehen. An der Seite der Juden erschienen bald christliche Wucherer in den Städten! Mit der Vertreibung der Juden wurde nichts mehr besser, an die Stelle der Vertriebenen traten christliche Großwucherer und das Beispiel dieser übte einen völlig demoralisirenden und zersetzenden Einfluß aus. Dem leichten Gewinne entsprach Verschwendung und Luxus und es trat gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts jene unglückliche Wendung ein, welche mit der Trennung der christlichen Gesellschaft in der sogen. Reformation einen so traurigen Abschluß fand. Die christlichen Wucherer mußten mit den strengen kirchlichen Bestimmungen gegen den lucrativen Erwerb in Conflict kommen; und in der That artete die Haltung der Großwucherer und Großkapitalisten der damaligen Zeit in einen völligen Widerstand gegen die Kirche aus[1]. Sie bildeten ein Ferment der Aufreizung gegen die strengen kirchlichen Grundsätze, ein Element innerer Zersetzung, die Voraussetzung und wesentliche Stütze der kirchlichen, wirthschaftlichen und socialen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts.

Alle Sittlichkeit hat ihre Quelle in der unmittelbaren Stimme des Gewissens. Der Inhalt des Gewissens ist bei christlichen Völkern der christliche, der Inhalt der Lehre Jesu Christi. Indem im Mittelalter diese Lehre, durch die Kirche übermittelt, allen Individuen eines Volkes, ja allen Völkern der ganzen christlichen Gesellschaft gemeinsam war, erwies sich auch eine gemeinsame, übereinstimmende Aeußerung des Gewissens im Handeln, in Sitte und Recht[2]. Das Eindringen des jüdischen Elementes, dessen sittliche und rechtliche Anschauungen und Begriffe über den Erwerb in directem Widerspruche standen mit der Lehre Jesu Christi, mit der damaligen Sitte und mit dem damaligen Rechte, konnte nicht anders als zerstörend und zersetzend auf die christliche Gesellschaft wirken. Das Beispiel heroischer Tugenden erhebt ganze Völker und hierin besteht das große Verdienst der Ordensgesellschaften. Das Beispiel sittlicher Entartung wirkt ansteckend, und deßhalb war der jüdische Einfluß auf das Erwerbsleben des Mittelalters von so verderblicher Wirkung. Die damalige Gesetzgebung hat, anstatt mit allen Mitteln die Juden zur sittlichen Höhe der christlichen Auffassung vom Erwerbe emporzuheben, ihnen das Privilegium gegeben, ihren niedrigen sittlichen Begriffen gemäß zu leben, und darin lag der größte verhängnißvolle Fehler. Als gegen Ende des Mittelalters durch die kirchliche und staatliche Gesetz-

[1] Janssen I, 390.
[2] Vgl. Arnold, Cultur und Rechtsleben S. 286.

gebung der Versuch gemacht wurde, diesen Fehler zu verbessern und die Juden ebenso, wie die Christen, zum ehrlichen Erwerbe durch die Arbeit anzuhalten, war das Uebel schon so sehr eingewurzelt, daß alle Bemühungen erfolglos blieben.

Das mittelalterliche Recht hatte den Juden nicht bloß die gefährliche Erlaubniß, zu wuchern, eingeräumt, es begünstigte die jüdischen Eigenthümlichkeiten auch anderweitig. Der Christ war verpflichtet [1], wenn er gestohlene Gegenstände erwarb und verwahrte, zu restituiren, die Juden aber nicht, weßhalb dieser schmutzige Erwerb bei letzeren sehr im Schwunge war.

Wucher und Luxus führten in der zweiten Hälfte des 15., zu Anfang des 16. Jahrhunderts das allmähliche Schwinden des früheren Wohlstandes herbei. Die Reformation brachte eine vollständige wirthschaftliche Umwälzung, indem durch Einziehen des Kirchengutes und durch die Aenderung in den ländlichen Besitzverhältnissen ein großer Theil der Ackerbau treibenden Bevölkerung den früheren Antheil an Grund und Boden verlor. Auch die Zünfte lösten sich vielfach auf oder verknöcherten zu privilegirten Gewerbbetrieben für einzelne Familien. Es traten in Folge dessen sociale Verhältnisse ein, welche von denen des Alterthums und des Mittelalters zugleich verschieden waren. Das Alterthum kannte die Freiheit der Arbeit nicht; im Mittelalter wurde die Freiheit der Arbeit errungen, aber Arbeit und Kapital blieben vereinigt sowohl in der landwirthschaftlichen Production durch das Leihesystem, wie in der gewerblichen Production durch die Zunftverfassung. Indem während des 16. und 17. Jahrhunderts der größere Theil der ländlichen Bevölkerung aus dem früheren Besitze vertrieben wurde, entstand ein ländliches Proletariat. Es existirte ein großer Prozentsatz der Bevölkerung, welcher formell frei war, aber auch frei von Productionsmitteln; dieser Theil der Bevölkerung ergab sich der Landstreicherei oder bot seine Arbeitskraft demjenigen an, welcher sie kaufen wollte. Es trat damit eine ganz neue sociale Erscheinung auf: die Arbeitskraft wurde zu einer Waare, welche von dem Besitzenden angekauft und ausgebeutet werden konnte. Dazu kam die Arbeitstheilung im Manufacturbetrieb. Der mittelalterliche Handwerksbetrieb beruhte auf der Production von vollständigen Gebrauchswerthen; im Manufacturbetriebe von Ende des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts zeigt sich zuerst die Arbeitstheilung; der Arbeiter macht nicht mehr Gebrauchswerthe, sondern nur Theilarbeiten, Tauschwerthe. Während früher der Zunftarbeiter z. B. eine Uhr, eine Nadel rc. vollständig herstellte und immer von einer Theilarbeit zur anderen überging, bis die

[1] Vgl. die bereits erwähnte Relation des Bischofs Bruno von Olmüz: (Judaei) calices, vestes sacras, nec non et libros recipiunt a furibus et servant; et cum sic acceptos cogantur restituere christiani, si apud eos fortassis inveniantur, Judaei eos restituere non cogantur.

Uhr oder Nadel als Gebrauchswerth fertig war, theilten sich beim Manufacturbetriebe ebenso viele Arbeiter, als es Theiloperationen gab, in die verschiedenen Theilarbeiten, wobei jeder einzelne Arbeiter immer nur ein Theilproduct fertig stellte, einen Tauschwerth, aber keine Gebrauchswerthe mehr hervorbrachte.

Auf der freien, aber kapitallosen Arbeit und auf der Theilung der Arbeit beruht die kapitalistische Production. Der Unternehmer kauft Arbeit und kauft Tauschwerthe, um Beide in einem neuen Producte zu höherem Werthe umgeformt mit Gewinn zu verkaufen Auf jeder Stufe der Production ist immer wieder ein Unternehmerkapital nothwendig, welches zu rechter Zeit einsetzt, um einen übernommenen Tauschwerth weiter zu führen und in eine höhere Form umzugestalten, bis endlich nach einem zehn- oft zwanzigfachen Stufengange ein Gebrauchswerth fertiggestellt wird. Die Auflösung der industriellen Production in eine große Reihe von Arbeitsprozessen, welche in besonderen Unternehmungen concentrirt sind, die zeitliche Entfaltung der Arbeitswerthe bedingte das Eingreifen des Kapitals. „Betrachte man ein Stück Shirting zu Hemden; unzählige Arbeiter, vom Plantagenarbeiter, vom Bergknappen, welcher Erz zum Eisen der Maschine gefördert, vom Maurer, der die Spinnerei gebaut, vom Zimmermann, der das Transportschiff für die Baumwolle gefertigt, bis schließlich zum Weber, Bleicher, Appreteur, haben die Wirkung ihrer Arbeit in diesem Stücke angehäuft. Die einzelnen mitwirkenden Arbeiten aber mußten zeitlich nacheinander, wie räumlich außer einander, getheilt geschehen.“ [1] Genau in dem Momente, wo die Arbeitswirkungen einer Stufe in einem Tauschwerthe sich zeigen, kauft das Kapital dieselben auf, verbindet sie mit anderen Arbeitswirkungen, um das daraus hervorgehende Product einem neuen Kapital zu überliefern, bis endlich die räumlich und zeitlich weit auseinanderliegenden getheilten Arbeiten in einem Gebrauchswerthe sich verbinden. Bei der Arbeitstheilung ist das Eingreifen des Unternehmerkapitals nicht bloß eine Nothwendigkeit, sondern auch eine Wohlthat, weil dadurch die Arbeit schon in ihrer Entfaltung, schon lange, ehe sie sich mit anderen Arbeitswirkungen zu einem Gebrauchswerthe verbinden kann, Tauschwerth erlangt. Das Unternehmerkapital zahlt im Lohne die Arbeitsleistung, ehe ihre Wirkung im Gebrauchswerthe sich zeigt.

Die Arbeitstheilung, welche immer eine lange Reihe von Tauschwerthen voraussetzt, ehe der Gebrauchswerth entstehen kann, machte nicht bloß das Unternehmerkapital nothwendig, sondern auch den Credit. Einerseits veranlassen Werkhäuser und Maschinen große Auslagen, welche erst allmählich in der Zukunft sich abtragen lassen, andererseits muß das Unternehmerkapital die Arbeitswirkungen im Lohne vorausbezahlen, um erst im Erlöse des fer-

[1] Schäffle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ 1864 S. 322.

tigen Productes Wiederersatz zu finden. Der Unternehmer wurde dadurch von selbst gezwungen, durch Anweisung auf künftigen Werth sich Geld für den gegenwärtigen Bedarf zu verschaffen. Und das ist der Credit. Das Wesen des Credites liegt nicht im Vertrauen, wie man, an die Herkunft des Wortes sich anschließend, früher meistens behauptet hat; das Vertrauen bildet das sittliche Moment des Credites und Niemand wird Credit gewähren, der nicht in den Creditsucher Vertrauen setzt. Allein damit ist das Wesen des Credites nicht erklärt, welcher, wirthschaftlich betrachtet, in einem Tausche zeitlich verschiedener Werthe besteht: in einer Leistung der Gegenwart von Seite des Creditgebenden und in einer Gegenleistung der Zukunft von Seite des Creditsuchenden.

Betrachtet man den Credit von Seite des Schuldners, so stellt er sich als Anweisung auf künftigen Werth dar. Mit einem künftigen, erst entstehenden, im Werden begriffenen Werthe tauscht der Creditsuchende einen bereits vorhandenen, präsenten Werth, ein Kapital sich ein. Umgekehrt tauscht der Creditgebende einen künftigen Werth gegen eine Leistung der Gegenwart, gegen einen präsenten Werth ein. Der Schuldner will Leistungen der Gegenwart von der Zukunft gedeckt wissen, der Gläubiger will durch Opfer in der Gegenwart Werthe in der Zukunft erwerben. Für Beide ist der Credit eine Wohlthat: der Schuldner erlangt durch Anweisung auf die Zukunft das für die Gegenwart nöthige Kapital, um sich durch Verwerthung desselben Erwerb für Gegenwart und Zukunft zu schaffen. Er will nicht in der Gegenwart schon die ganze eigene Zukunft verzehren[1], sondern gegen Ueberlassung eines Theiles künftigen Werthes an den Creditgeber künftiges Einkommen und Vermögen erwerben. Für den Gläubiger ist der Credit eine Versicherung der Zukunft. Gegen eine Leistung der Gegenwart erlangt er einen Mehrwerth in der Zukunft.

Der moderne Waaren-Credit ist demnach ein Tauschhandel[2] zeitlich verschiedener Werthe; der Gläubiger kauft mit präsentem Werthe künftige Leistungen, der Schuldner bietet gegen präsente Leistungen künftige Werthe an; diese Form des Credits ist eine Folge der Arbeitstheilung, welche in zeitlicher Aufeinanderfolge immer nur Tauschwerthe schafft. Die Production zerlegt sich, wie Lassalle bemerkt, in eine unendliche Reihe von Theiloperationen und Massenproductionen der Theilwerthe für den Weltmarkt, die alle in den Tauschwerth münden; Jeder produzirt jetzt, was er selbst nicht gebrauchen kann. Gegenüber den Diensten und der Production

[1] Ibid. S. 301.

[2] Sale of debts (Handel mit Schulden und Forderungen) nennt Macleod (Dictionary of political economy) das Creditgeschäft. Das Bankcreditgeschäft tauscht weniger künftige Werthe gegen präsente (wie der Waarencredit), sondern hauptsächlich Schulden gegen Schulden, Forderungen gegen Forderungen.

von unmittelbaren Gebrauchswerthen im Mittelalter kreisen jetzt die Dinge immer und immer wieder durch die Geldform hindurch, der Tauschwerth ist zum realen Dasein der Dinge geworden, gegen welches der Gebrauchswerth in einen erblassenden Schatten zurückgetreten ist. Die Production von Tauschwerthen, die Theilung der Arbeit bedingte die Entwicklung des heutigen Credites, Eines ohne das Andere ist gar nicht denkbar.

Der Creditnehmer gewinnt die Möglichkeit, den Grund zu legen zu künftigem Erwerbe und Besitze; die Ueberlassung präsenten Werthes zur Benutzung wird für ihn zur Quelle des Vermögens; der Credit vermittelt dem Schuldner den Uebergang aus der Besitzlosigkeit in die Klasse der Kapitalisten. In diesen Thatsachen, in dieser wirthschaftlichen Form der heutigen Production liegt die Erklärung und Rechtfertigung, daß der Schuldner für die Nutzung überlassener Werthe eine Vergütung, einen Preis, den Zins zahlt und zahlen kann. Auch von Seite des Gläubigers ist es gerechtfertigt, daß er für die Ueberlassung von Eigenthum, für die Hingabe eines präsenten Werthes gegen einen erst werdenden künftigen Werth sich eine Entschädigung und Vergütung zahlen läßt. Bei diesem Austausche gegenwärtiger und künftiger Werthe ist immerhin auch Risico verbunden, und der Zinsfuß wird um so geringer sein, je unbedeutender das Risico ist (in der Hypothekenbestellung); er wird um so höher steigen, je mehr das Risico wächst, in gewagten Unternehmungen und Speculationen.

Im Alterthum und Mittelalter wurden nur überwiegend Gebrauchswerthe producirt und das Geld diente als Mittel des Austausches von Gebrauchswerth gegen Gebrauchswerth. Das Geld hatte in der damaligen Production noch nicht den Charakter des werbenden Kapitals wie heute, und es konnte darum auch nicht die heutige Creditentwicklung vorhanden sein. Es ist das Wort Production zu betonen. Im Handel war der Credit auch im Alterthume und Mittelalter unerläßlich, aber auch die Darlehensvergütung als Tauschäquivalent für die Nutzung überlassenen Werthes galt im Handel als berechtigt und sittlich zulässig [1].

Endemann stellt den Sachverhalt förmlich auf den Kopf und steht im Widerspruche mit der ganzen historischen Entwicklung, wenn er behauptet, die mittelalterliche Rechtsdoctrin habe das „Wesen des Credits unterdrückt", die „canonische Lehre habe consequent dahin geführt, daß man dieses mächtigen Hebels der heutigen wirthschaftlichen Bewegung entbehrte" [2]. Schon Arnold hat in seiner „Geschichte des Grundeigenthums in den deutschen Städten" [3] das Absurde einer solchen Auffassung klargelegt. Die mittelalterliche Lehre faßte die Resultate der damaligen wirthschaftlichen Production

[1] Foenus nauticum, periculum sortis.
[2] S. 550. 555. [3] S. 92 ff.

in rechtliche Formeln, und weil man weder in der landwirthschaftlichen noch in der gewerblichen Production Credit im heutigen Sinne nöthig hatte, so fehlte auch die begriffliche Fassung desselben. Mit Recht bemerkt Arnold: „Wenn in der That ein inneres Bedürfniß das Darlehen nöthig gemacht hätte, würden die Gesetze nimmer im Stande gewesen sein, es zu unterdrücken."

Endemann ist nicht bloß über die historische Entwicklung, sondern auch über das Wesen des Credits völlig im Unklaren. Er schreibt[1]: „Credit ist uns heute die freiwillig eingeräumte Befugniß, fremde Werthe als eigene, gegen die Verpflichtung des Ersatzes, benützen zu dürfen." Endemann beruft sich für diese Definition auf Roscher[2] und fügt hinzu: „Von dieser Definition muß man ausgehen." Diese Definition ist aber gar nichts Anderes, als die Uebersetzung des römischen Begriffes vom Mutuatarvertrage. Diese Begrifffassung setzt die Unentgeltlichkeit des Darlehens „gegen die bloße Verpflichtung des Ersatzes" voraus, paßt also auf die heutige Creditform in gar keiner Weise. Unter Creditleistung versteht Endemann ferner „die Darleihung von Werthen, sei es, daß sie dem Creditnehmer belassen oder erst übertragen werden. Creditleistung sei auch schon die einstweilige, als Garantie oder Deckung für gewisse Verbindlichkeiten dienende Möglichkeit, über die Werthe Anderer zu verfügen"[3]. Aus diesen Aeußerungen mag man die Confusion abnehmen, welche bei Endemann bezüglich des Begriffes „Credit" herrscht. Die Möglichkeit, über Werthe Anderer zu verfügen, soll Credit*leistung* sein! Was ist dann Credit*nahme*? Bei solcher Unkenntniß kann es nicht Wunder nehmen, wenn Endemann fortfährt: „Es ist offenbar, daß der Credit in dieser seiner heutigen Bedeutung keineswegs unmittelbar neue Werthe zu schaffen vermag. So wenig, wie das Münzdarlehen neue Münzen schafft, so wenig erzeugt das Werthdarlehen neue Werthe. Wer unter dem Namen des Credits nicht vorhandene Werthe überträgt, wer Werthrepräsentanten creirt ohne Werth, thut genau dasselbe, wie derjenige, welcher als Gelddarlehen falsche Münzen auszahlt, oder wie der, welcher unächte Waaren, nicht existirende Forderungen verkauft. Allein dieß schließt nicht aus, daß die Creditleistung an und für sich eine Vergütung verdient. Man kann sagen, daß die Creditleistung ein Gut an und für sich sei."

Diese Aeußerungen Endemanns sind voll von innern Widersprüchen. Würde der Credit nicht neue Werthe schaffen, so wäre auch eine Vergütung für die Creditleistung wirthschaftlich und sittlich ungerecht und ungerechtfertigt. Soll die Creditleistung ein Gut an und für sich sein, so muß sie Werthträger bilden. Endemann kam zu seinen falschen Thesen nur dadurch, daß

[1] S. 551. [2] L. c. § 89. [3] S. 552

er das wirthschaftliche Wesen des Credits nicht erkannte; er will mit seinen Einwendungen nur so viel sagen, daß „kein neuer Werth entstehe, wenn Jemand sein Geld einem Andern zur Verfügung stellt und dafür einen Schuldschein nimmt". Dieser Schuldschein repräsentire keinen neuen Werth, kein neues Kapital, wenn er auch noch so leicht übertragen werden könne[1]. Endemann glaubt damit die Credittheorie von Macleod gründlich widerlegt zu haben, er ist aber dabei in einem großen Irrthum befangen, welcher aus der Unkenntniß des wirthschaftlichen Wesens des Credits entsprungen ist. Allerdings repräsentirt der Schuldschein oder Wechsel oder Chek keinen bereits in Goldstücken oder greifbaren Werthstücken vorhandenen, sondern erst einen werdenden, künftigen Werth. Aber dieser künftige Werth ist keine Fälschung, keine Nullität, sondern etwas sehr Reales. Die meisten auf Credit erworbenen Werthe setzen sich unmittelbar in neuen Werthen, in sehr sicher vorausberechenbaren Erlösen fort. Der Banquier, welcher dem Papierfabricanten creditirt, weiß, daß dieser aus dem Papiererlös bald zahlen kann, der Papierfabricant weiß es vom Drucker, der Drucker vom Verlagshändler[2] u. s. w. Die Wechsel, welche der Papierfabricant, Drucker, Buchhändler ausstellten, waren wirkliche Werthträger, Repräsentanten momentan allerdings noch nicht vorhandener, aber in sicherer Zukunft entstehender und berechenbarer Werthe. „Credit," sagt Macleod, „ist umgekehrt, was das Geld ist. Mit Geld handeln, heißt mit den Früchten vergangener Arbeit handeln; mit Credit handeln, heißt mit den erwarteten Folgen künftiger Arbeit handeln." Das Wesen und die Wohlthat des Credits besteht ja gerade darin, daß der Creditnehmer entstehende, künftige Werthe gegen präsente Werthe in Tausch setzen und in Verkehr bringen kann. Was der Creditnehmer im Tausche bietet, ist nichts Fictives, sondern ein wirklicher ökonomischer Werth, welcher eine bestimmte Geldsumme repräsentirt und in absehbarer Zukunft, in der Zahlungsleistung wirklich Geldform annimmt[3]. Der moderne Credit beruht auf der Wechselbeziehung von gegenwärtigen und künftigen Werthen, auf der zeitlichen Entwicklung unserer Volks-

[1] S. 553, Anmerkung. [2] Vgl. Schäffle l. c. S. 292.

[3] Cossa, Die ersten Elemente der Wirthschaftslehre S. 57 (in der deutschen Bearbeitung von Dr. Moormeister), verdunkelt die ganze Frage, indem er behauptet, der „Credit schaffe keine Güter, sondern verrücke und verschiebe sie nur". S. 59 behauptet er entgegengesetzt, daß „der Credit zur Vervielfältigung der Kapitalien in hohem Grade beitrage". Wie das letztere möglich sein soll, wenn der Credit keine Güter schaffe, ist absolut unerklärlich. Diese Theorie macht den Credit zu einer Alchymie, zu etwas Geheimnißvollem. Er trägt zur Vervielfältigung der Kapitalien bei und schafft doch keine Güter. Was ihm in einem Satze zugeschrieben wird, wird ihm im anderen abgesprochen. — Auch der Abgeordnete Dr. Ludwig Bamberger sagte einmal: „Credit ist eine geheimnißvolle Kraft." Dieses „Geheimniß" existirt nur für die Schultheorie der deutschen Nationalökonomie.

wirthschaft mit ihrer endlosen Arbeitstheilung und mit ihren Tauschwerthen.

Der Credit ist nicht bloß bei der arbeitstheiligen Production eine Nothwendigkeit, er beherrscht das ganze wirthschaftliche Leben der Gegenwart. Im Mittelalter bildeten Grundbesitz, Zunft, Handelsinnung das Mittel, welches dem Einzelnen die Erwerbsfähigkeit, den Familien eine gesicherte Zukunft ermöglichte. Heute sind alle Erwerbsschranken gefallen und der Credit vermittelt der befähigten Persönlichkeit das Emporkommen, wie er auch den Erwerbsunfähigen eine gesicherte Existenz verbürgt. Für die Zeit der Krankheit und Noth, für die Zeit der Ausstattung der Kinder, für die Zeit des Ablebens kann der vorsorgliche Familienvater durch das Mittel des Credits künftige Werthe voraufkaufen. Auf der Grundlage des Credits hat sich das Versicherungswesen ausgebildet, welches den Voraufkauf zukünftiger Werthe billiger vermittelt, als dieß dem Einzelnen möglich ist. Mit der Entwicklung des Credits ist dem Versicherungswesen eine große Ausdehnung in der Zukunft angewiesen, nur muß es einen anderen Charakter annehmen, als dieß bis jetzt der Fall ist. Die Versicherungen sind heute Erwerbsgesellschaften, welche möglichst hohe Dividenden anstreben und die humanitären Zwecke nur als Aushängeschild benützen. Das Versicherungswesen muß gänzlich umgestaltet, den Actiengesellschaften abgenommen und zu einer socialen Institution im großen Maßstabe und namentlich zu Gunsten der Armen und wenig Bemittelten umgewandelt werden. Sie muß den ursprünglichen Zweck der Sparkassen und der Versicherungen in einer einzigen Institution verbinden.

Der Credit dient allen wohlthätigen Anstalten und Stiftungen, welche Zwecke einer nähern oder entferntern Zukunft sichern wollen; er dient nicht bloß den Armen, sondern ermöglicht auch die sociale Unabhängigkeit der Aristokratie, welche für die Gesellschaft und für den Staat gleich unentbehrlich ist. Je mehr die verschiedenen gesellschaftlichen Kreise nach Sicherung der Zukunft trachten, je mehr die Stiftungen und Institutionen zunehmen, welche diese Sicherung für bestimmte Zwecke anstreben, um so mehr wird der Credit sich entwickeln. Daneben verlieren, von Mißbräuchen des Creditkapitals selbstverständlich abgesehen, die Immobilienwerthe ihre Bedeutung nicht. Grund und Boden sind viel stabiler, der Familienbesitz, auf Boden fundirt, ist viel unverwüstlicher, viel weniger den Schwankungen preisgegeben, als der Kapitalsbesitz. Aber Grund und Boden ist ja nur in sehr beschränktem Maße vorhanden und könnte den zahlreichen Werthen, welche eine Fundirung für die Zukunft suchen, nicht genügen. Die Sicherung zahlreicher Interessen der Zukunft durch Vorankauf künftiger Werthe im Mobiliar-Creditverkehre ist heute eine unabweisbare Nothwendigkeit.

So nothwendig und wohlthätig der Credit ist, so hat er, wie jede

sociale und culturelle Zeiterscheinung, auch seine nachtheiligen Seiten. Er ermöglicht die Ausbeutung der Arbeit und der Natur, und dieser Mißbrauch ist heute so groß geworden, daß die Ungerechtigkeit zum Himmel um Rache schreit. Man kann sagen, ohne zu übertreiben, daß bei der heutigen kapitalistischen Production der Arbeiter selten, vielleicht niemals seinen vollen, gebührenden Lohn erhält. Die Folgen zeigen sich dann in Anhäufung von Tauschwerthen, in den Krisen; insoferne trägt die Ungerechtigkeit ihre Strafe in sich selbst. Der Liedlohn, welcher in der industriellen Production vorenthalten wird, geht in den Krisen zu Grunde, der ungerechte Besitz geht in Rauch auf. Der Credit ermöglicht auch die Ausbeutung der Natur, der Schätze des Grund und Bodens. Und auch hier zeigt sich gegenwärtig der Mißbrauch in erschreckenden Dimensionen, in einer wucherischen Ausgestaltung, welche grauenhaft ist. Aber auch die Ausbeutung der Natur rächt sich; im Raubbaue gehen Milliarden von Vermögen verloren.

Der Credit ermöglicht ferner den lucrativen Erwerb ohne Arbeit, das Anwachsen einer faulen Zinsrentnerklasse. Und auch diese Erscheinung ist der Gegenwart nicht erspart geblieben. Nimmt diese Entwicklung in der bisherigen Weise zu, so geht die Gesellschaft einem tiefen sittlichen und wirthschaftlichen Verfalle entgegen.

Es ist heute überflüssig, die Zinsberechtigung nachzuweisen oder zu bestreiten, worin sich die Juristen und Moraltheologen so gerne gefallen. Es gab Zeiten, wo das Darlehen unentgeltlich sein mußte, weil die wirthschaftliche Entwicklung dieß forderte, der heutige Credit muß entgeltlich sein, das liegt in seinem wirthschaftlichen Wesen. Der präsente Werth ist ein Pluswerth gegenüber dem künftigen Werthe, mit welchem er in Tauschverkehr tritt. Macleod hat ganz richtig den vorhandenen Werth (Geld) als Plus, den erst entstehenden Werth (Credit) als Minus bezeichnet. In der Differenz zwischen diesem Plus und Minus liegt die wirthschaftliche Berechtigung des Zinses, nicht aber in der beliebten Unterscheidung zwischen Productiv- und Consumtivdarlehen. Diese Unterscheidung hat, wie nachgewiesen wurde, nur eine abstract formale, keine thatsächliche Basis.

Nicht mehr um die Untersuchung der Berechtigung des Zinses kann es sich heute handeln, sondern um das Auffinden der Grenzen, wo der berechtigte Creditgewinn aufhört, wo die Aneignung des Liedlohnes und die wucherische Ausbeutung anfängt, wo der productive Erwerb ein Ende nimmt und der lucrative Erwerb beginnt.

Sobald Production und Consumtionsfähigkeit nicht mehr gleichen Schritt halten, sobald Krisen eintreten und zu stationären Erscheinungen werden, so ist dieß ein sicheres Zeichen, daß Ausbeutung der arbeitenden Klassen vorliegt, welche sich im Consum einschränken müssen. Diesem Mißbrauche

zu begegnen, dafür gibt es kein anderes Mittel, als die Vereinigung von Arbeit und Kapital in der Cooperation oder in der Theilhaberschaft (patronage)[1].

Wie ist dem Wucher zu begegnen? Soll eine allgemeine Zinsbeschränkung, soll das Festsetzen eines Zinsmaximums versucht werden? Auf diese Frage kann man nur verneinend antworten, wenn die gesammte Production über Einen Leisten geschlagen werden sollte; dagegen wird die Antwort bejahend ausfallen, sobald man unterscheidet und für die einzelnen Productionszweige besondere Schranken errichtet.

Credit ist der Tausch eines vorhandenen Werthes mit einem künftigen; die Grenze des Credites liegt in der Wahrscheinlichkeit der künftigen Zahlung[2]. Grenzt diese Wahrscheinlichkeit an berechenbare Sicherheit, so wird die Differenz zwischen dem gegenwärtigen und künftigen Werthe beim Tausche nur in einem sehr niedrigen Zinse sich ausdrücken. Je mehr dagegen das aus Unternehmungen erwachsende künftige Vermögen von Zufälligkeiten abhängt, je mehr die Möglichkeit des Verlustes gegeben ist, um so mehr erweitert sich die Differenz zwischen dem Pluswerthe der Gegenwart und dem Minuswerthe der Zukunft. Der Zins steigt mit dem Risico. Die Festsetzung eines einheitlichen Zinsfußes ist deßhalb wirthschaftlich durchaus unzulässig.

Das Risico schwindet bei dem Realcredit; die Hypotheken- oder Pfandbestellung bietet eine an absolute Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit und deßhalb ist beim Realcredit nur ein sehr geringer Zins gerechtfertigt und zulässig. Ganz anders ist es beim Personalcredit. Des Menschen Zukunft ist unsicher und unberechenbar, deßhalb schließt auch das Darlehen auf Personalcredit ein hohes Risico in sich. Die Wahrscheinlichkeit der Realisirung künftigen Werthes hängt ja nicht bloß von dem guten Willen, sondern auch von der physischen Existenz, von Leben oder Tod des Creditnehmers ab. Des höheren Risicos wegen ist deßhalb beim Personalcredit ein höherer Zinsfuß, als beim Realcredit, selbstverständlich. Aber auch beim Personalcredit unterscheidet sich der stetige Gewerbebetrieb wieder wesentlich vom Handel. Der Gewerbetreibende kann den ganzen Gang des Geschäftes überblicken, Ausgaben und Einnahmen kalculiren, die Zeit und die Höhe des Absatzes ziemlich genau berechnen. Ganz anders ist es im Handel und in der Speculation, wo der Einzelne ganz von der Macht äußerer Verhältnisse, von der Conjunctur abhängig ist. Auch zwischen dem Personalcredite des Gewerbetreibenden und demjenigen des Speculanten ist deßhalb ein großer Unterschied, eine wesentliche Differenz vorhanden. Es ist unmöglich,

[1] In diesem Sinne spricht sich auch Charles Périn aus in seinem neuesten Werke: Les doctrines économiques depuis un siècle (Paris 1881). Vgl. besonders S. 229 ff.

[2] The value of the promise is the payment, sagt Macleod richtig.

für den Gewerbebetrieb und für den Handel einen gleichmäßigen Zinsfuß zu stipuliren.

So sehr man sich deßhalb gegen ein einheitliches Zinsmaximum für alle Productionszweige aussprechen muß, ebenso sehr dürfte die Feststellung einer Zinsgrenze für jeden einzelnen Productionszweig nach dem wirthschaftlichen Bedürfnisse der einzelnen Länder sich empfehlen. Diese Zinsgrenze darf selbstverständlich die Höhe des Reinertrages niemals übersteigen.

In jedem einzelnen Lande läßt sich der durchschnittliche Reinertrag einzelner Productionszweige sehr gut ermitteln. Dieß ist namentlich bei der Landwirthschaft, bei dem Ackerbau der Fall. Es ist z. B. eine Thatsache, welche kein Kenner der wirklichen Verhältnisse bestreiten wird, daß in Bayern und in Süddeutschland überhaupt gegenwärtig die landwirthschaftliche Production einen Reinertrag von durchschnittlich drei Procent liefert. Der Zinsfuß sammt der Annuität, denn das entliehene Kapital muß sich reproduciren, darf demnach drei Procent nicht übersteigen. Indem dagegen die heutigen Annuitätendarlehen 5—6 Procent Zins nehmen, greifen sie das Eigenthum des Entleihers an; sie sind wirthschaftlich betrachtet Wucher. Sie bedingen allmählichen Ruin desjenigen, der Darlehen nehmen muß, zwingen zum Raubbau und erschöpfen Grund und Boden.

Auch beim Gewerbetriebe läßt sich noch annähernd ein gleichmäßiger Zinsfuß auf Grund des Reinerträgnisses ermitteln. Die Gewerbe arbeiten durchschnittlich mit einem Reinerträgnisse von 6—10 Procent, folglich dürfte ein Zinsmaximum die Höhe von sechs Procent in der gewerblichen Production nicht überschreiten, um so mehr, als auch die Zahlungstermine viel kürzer sind, als bei der Landwirthschaft, und deßhalb auch die Reproduction des Kapitals rascher erfolgen muß.

Ganz anders ist es beim Handel, bei der Speculation. Hier gibt es keine stabilen, gleichheitlichen Verhältnisse, folglich läßt sich auch kein einheitlicher Maßstab anlegen, hier hängt alles von momentanen günstigen Gelegenheiten und von der individuellen Kraft des Speculanten ab. Wenn sich Einem eine günstige Conjunctur eröffnet, welche ihm in kurzer Zeit die Möglichkeit eines doppelten Gewinnes verspricht, so wird er demjenigen, welcher ihm Credit gewährt und Baarmittel zur Verfügung stellt, gerne auf kurze Dauer die höchstmögliche Verzinsung leisten. Umgekehrt hat ja derjenige, welcher die Baarmittel gewährt und das Risico des Unternehmens mitträgt, berechtigten Anspruch auf Theilnahme am hohen Gewinn. Es ist deßhalb kaum möglich, für den Handel ein Zinsmaximum zu stipuliren[1].

[1] Nach dem österreichischen Wuchergesetze, in der Fassung des Herrenhauses, fällt der Mercantilcredit, wenn Creditnehmer und Creditgeber Kaufleute sind, nicht unter die Bestimmungen des Gesetzes.

Die canonistische Gesetzgebung des Mittelalters hat dieß auch niemals versucht, sie hat im Handelsverkehr niemals eine Zinsgrenze festgesetzt und nur im Allgemeinen den Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daß der Darleihende von dem Gewinne nicht mehr als die Hälfte (50 Procent) beanspruche.

Die Gründe, welche für Beibehaltung absoluter Freiheit des Darlehensverkehres und gegen Feststellung eines Zinsmaximums angeführt zu werden pflegen, beziehen sich fast immer auf die Unmöglichkeit, im Handel für die individuellen, nach Ort und Zeit gänzlich verschiedenen Verhältnisse eine gleichheitliche Regelung durchzuführen. Man kann dieß zugeben und dennoch die Feststellung einer Zinsgrenze für die landwirthschaftliche und gewerbliche Production sehr am Platze und vollständig gerechtfertigt finden.

Vielfach wendet man ein, es sei doch besser, zu hohen Zinsen, als gar keinen Credit zu erlangen. Manchem werde geholfen, Allen werde wenigstens noch eine längere Frist gewährt. Es ist gewiß, daß hie und da Einer trotz Wucherzinsen durch glücklichen Zufall sich von dem materiellen Ruine rettet, allein für solche zufällige Ausnahmen kann man die rechtliche Regel nicht preisgeben [1]. Der Satz aber, daß besser Wuchercredit sei, als gar kein Credit, beruht auf einem wirthschaftlichen Irrthume. Für denjenigen, welchem nur mehr zu Wucherzinsen Credit eröffnet wird, wäre es entschieden besser, wenn er sofort seine Zahlungsunfähigkeit erklären würde. Es wäre für ihn selbst besser, denn die Frist, welche der Wucherer ihm gewährt, gehört zu den qualvollsten und peinlichsten Situationen des menschlichen Lebens. Hätte er, ehe er Wucherzinsen nahm, die Liquidation vorgenommen, so wäre ihm doch noch ein kleiner Theil der Habe geblieben, der Wucherer dagegen erpreßt den letzten Kreuzer, das letzte Inventarstück, das letzte Kleid. In dieser Zeit der Qual geht auch die sittliche Kraft verloren; das Unrecht, das es durch den Wucher erleidet, ertödtet in dem armen Opfer die Tugend, dem materiellen Ruine folgt der sittliche Untergang. Der Arme, wäre er nicht in die Hände des Wucherers gefallen, hätte sicherlich auch nach einer Katastrophe noch die Kraft und den Muth gefunden, von vorne anzufangen und sich einen neuen Haushalt zu gründen; der Ausgewucherte dagegen hat die sittliche Spannkraft verloren, er fällt der Gesellschaft zur Last und meistens nicht bloß er, sondern seine ganze Familie.

Es lag nicht bloß im Interesse des Verunglückten selbst, noch ehe er Wucherhänden sich anvertraute, sich für insolvent zu erklären. Die Auswucherung schädigt auch die ersten, reellen Gläubiger, welche schließlich zu Schaden kommen und einen Theil ihres Guthabens verlieren müssen. Was

---

[1] Das durchschnittlich Vorkommende, id quod plerumque fit, bildet die Rechtsregel. Vgl. Lassalle l. c. S. 161.

diesen Gläubigern entzogen wird, fällt dem Wucherer in die Tasche. Aber nicht bloß für den Verunglückten, nicht bloß für die reellen Gläubiger, sondern für die ganze Gesellschaft ist die Auswucherung des Einzelnen ein großes Unglück. Wie viel wird durch Abschwendung eines Gutes in Folge der Auswucherung an vorhandenen Werthen zerstört? Um ein abgeschwendetes Gut wieder ertragsfähig zu machen, dazu gehört der Aufwand und der Fleiß eines halben Jahrzehntes. Von den sittlichen Folgen für die Gesellschaft wollen wir absehen. Der Einwand, daß Geld zu Wucherzinsen besser sei, als gar kein Geld, beruht auf einem Mangel wirthschaftlicher Einsicht, auf Unkenntniß der materiellen und sittlichen Folgen der Auswucherung.

Aber woher soll der Producent das Geld zu einem billigen Zinsfuße nehmen? Man solle nur froh sein, wenn der Bauer Annuitäten zu 5—6, der Gewerbetreibende Kapitalien zu zehn Procent und darüber erlange! Dieser Einwurf schlägt anscheinend jeden Widerspruch zu Boden, denn Unmögliches zu verlangen, ist einfach absurd. Dennoch kann dieses Argument nur den oberflächlichen Beobachter bestechen. Wenn wirklich die Creditverhältnisse heute der Art gelagert sind, daß das Kapital den ganzen Reinertrag der Arbeit und darüber hinaus noch Werthe der Vergangenheit aufsaugt, wenn die productive Thätigkeit nicht mehr lohnt und nur der lucrative Erwerb, auf Kosten des Eigenthums Anderer, zu Reichthum führt, dann ist damit der Beweis geliefert, daß das wirthschaftliche Leben der Völker von einer schweren Krankheit heimgesucht ist. Dann muß mit allem Kraftaufwand der Versuch gemacht werden, die Kapitalverhältnisse zu ändern und auf einer besseren Basis neu zu begründen. Die Erörterung dieser Frage geht über den Rahmen des Themas: „Zins und Wucher" hinaus; sie wird im Zusammenhange mit den gesammten Geld- und Creditverhältnissen der Gegenwart im nächsten Kapitel ausführliche Besprechung finden.

Der Creditgebende fürchtet heute weniger das Risico, sondern sucht meistens raschen und möglichst hohen Gewinn. Er riskirt und wendet deßhalb sein Geld lieber dem Personal- als dem Realcredit zu. Letzterer kann nur geringe Zinsen zahlen und kann das Kapital nur in sehr langen Fristen zurückstellen, während im Personalcredit rasche Rückzahlung und wesentlich höhere Zinsen möglich sind. In dieser Beziehung existirt eine große Verschiedenheit, ein starker Gegensatz zwischen Personal- und Realcredit, namentlich ist der ausgesprochenste Contrast zwischen Real- und Mercantilcredit augenfällig. Der Handel bedient sich der Wechsel kurzer Sicht und ein vierteljährlicher Termin zählt im Landesverkehr schon zu den längsten Fristen. Einmalige Zinszahlung im Disconto, und dann folgt die Einlösung, die Honorirung mit Baargeld. Ganz anders ist es im Realcredit. Das Kapital reproducirt sich nur sehr langsam, nicht auf einmal, sondern

allmählich in kleinen Werthen. Ein bestimmter Zahlungstermin ist schwer einzuhalten, weil die Einnahmen von Verhältnissen bedingt sind, welche vom Willen des Schuldners nicht beherrscht werden können; die beste Form für den Realcredit besteht darum in der Annuität, in der Zinsenzahlung und allmählichen Tilgung des Kapitals in kleinen Quoten. Die Unkündbarkeit ist die beste Form für den Realcredit, jedenfalls aber sind lange Zahlungstermine unerläßlich, soll der wirthschaftliche Ruin vermieden werden. Die Einführung des Wechsels mit seinen kurzen Zahlungsfristen und der raschen Execution in das landwirthschaftliche Schuldenwesen ist wirthschaftlich so widersinnig, steht so sehr im Widerspruche mit dem Wesen des Realcredits, daß nur eine Zeit, welche die Grundgesetze der Production mißkannte, zu einer solchen Maßregel schreiten konnte. Der Bauernwechsel ist der nackte, offene Wucher, nicht mehr und nicht weniger. Die kurze Zahlungsfrist und die schwere Conventionalstrafe müssen den Bauer ruiniren. Ausnahmen gibt es von jeder Regel, aber sie sind nur Ausnahmen.

Der Realcredit hat mit dem Mercantilcredit nichts gemeinsam, als den Namen. Im Grunde genommen läßt sich der moderne Begriff Credit auf den Realcredit gar nicht anwenden. Im Realcredit tauscht sich nicht ein gegenwärtiger Werth gegen einen künftigen, sondern es werden zwei präsente Werthe getauscht. Der Eine gibt einen mobilen Werth (Geld), der Andere gibt dafür ein entsprechendes Object von seinem Immobiliarbesitz als Faustpfand. Die Hypothek hat den Charakter eines Pfanddarlehens, nicht den des Credits. Es ist deßhalb so unaussprechlich naiv, wenn verschiedene Regierungen immer Gutachten einfordern, wie man den Personalcredit in der landwirthschaftlichen Production einführen könne. Das beruht auf einer Begriffsverwirrung. Wer Personalcredit gewährt, der thut es nur, wenn er absehbaren, hohen künftigen Werth berechnen kann; der Werth, welcher creditirt wird, muß in nächster Zukunft sich realisiren. Dieß ist thatsächlich der Fall im Handel und in der kapitalistischen Production, wo ein rascher, sicher berechenbarer Wechsel von Tauschwerthen sich vollzieht. In der landwirthschaftlichen Production ist das gerade Gegentheil der Fall. Die Realisirung der Zahlung kann erst nach Jahren, in Raten erfolgen; schlechte Ernten, Hagelschlag, Viehseuchen, Brandunglück, sonstige Zufälle zerstören jeden Calcul und verzögern die Zahlungsfähigkeit auf Jahre hinaus. Wer dennoch Geld auf Grund und Boden leiht, thut es nur gegen Faustpfand, gegen Hypothek. Ist die Möglichkeit eines Faustpfandes nicht mehr vorhanden, so hört auch die Creditfähigkeit auf. Wer von Einführung des Personalcredits in die landwirthschaftliche Production spricht, verkennt das Wesen des modernen Credits, welcher präsente Werthe gegen möglichst nahe und möglichst gewinnreiche künftige Werthe umtauscht. Das, was man in

der Landwirthschaft Personalcredit nennt, ist, bei Licht betrachtet, doch nur Pfandwucher. Der Wechseljude wird keinen Pfennig hergeben, wenn nicht noch Inventarstücke, Zuchtthiere oder die Frucht auf dem Halme zu pfänden sind.

Aehnlich wie bei dem Bauern zeigt sich der Wucher bei dem Armen, welcher auf seinen Lohn angewiesen ist. Auch hier werden kurze Zahlungsfristen für kleine und kleinste Schuldbeträge bedungen: für 1 Mark oder 1 fl. Schuld 1 Pf. oder 1 kr. wöchentlicher Zins. Das ist die gewöhnlichste Ausbeutung des Armen: der Arbeiterwucher. Nach kurzer Frist werden die kleinen Habseligkeiten des Arbeiterhaushaltes gepfändet. Vielfach beginnt indeß der Arbeiterwucher gleich mit dem Pfande und die Inhaber der Pfandleihanstalten sind meist die berechnendsten und herzlosesten Wucherer.

Der heutige Credit ist aus der arbeitstheiligen Production mit dem ewigen Wechsel von Tauschwerthen hervorgewachsen. Hier ist er ebenso nothwendig, als wohlthätig wirkend. Wird er aber mit seinen kurzen Fristen auf die Landwirthschaft und im Pfanddarlehen auf die arbeitenden Classen übertragen, so nimmt er sofort den grausam zerstörenden Charakter des Wuchers an. Ein nivellirender und centralisirender Drang, sodann die Unkenntniß des Wesens des modernen Credits haben die gleichen Bestimmungen für Handel und industrielle Production, wie für die Landwirthschaft und für den Darlehensverkehr in den arbeitenden Classen veranlaßt. Was für die industrielle Production eine Wohlthat war, erwies sich für die Landwirthschaft als Mittel der Zerstörung. Nicht Schutzzölle und Steuererlaß können unsere Landwirthschaft retten, sondern nur eine Aenderung in den Schuldverhältnissen. Schon hat die Macht der Verhältnisse für die Landwirthschaft ein eigenartiges Creditverhältniß in den Annuitäten geschaffen, welche dem Schuldner die Wohlthat der Unkündbarkeit verbürgen. Allein diese Wohlthat ist um einen so hohen Zinsfuß erkauft, daß unsere Landwirthschaft immer tiefer in Zinsknechtschaft sinkt. Die Pfandbriefinstitute waren vor mehreren Jahrzehnten noch eine Wohlthat, heute sind die Hypothekengesellschaften zu „Geiern geworden, welche an der Leber des Grundbesitzes hacken“ [1]. Eine Aenderung in den Creditverhältnissen der Landwirthschaft ist zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden. Es muß an die Stelle des Pfandbriefes der Bodenschein treten, welcher mit der Wohlthat der Unkündbarkeit den Vorzug einer mäßigen Zinsvergütung zu verbinden mag.

Die Wissenschaft der Nationalökonomie hat sich in einen Dogmatismus

[1] Worte des verstorbenen preußischen Rittergutsbesitzers v. Heyden-Cartlow, gesprochen bei einer Hypothekenenquête.

verrannt, welcher verhindert, die Vergangenheit objectiv zu beurtheilen und die Bedürfnisse der Gegenwart richtig zu erkennen. Seit dem Vorgange von Roscher werden einzelne Erscheinungen zu Gesetzen gestempelt und an diesen angeblichen Gesetzen werden Vergangenheit und Gegenwart mit dem souveränen Urtheile des deutschen Professors gemessen. Nirgends ist diese Behandlung gefährlicher, als in der Frage der Geld- und Creditverhältnisse, welche zugleich mit der Production immer sich ändern. Neue Productionsformen bedingen auch veränderte Geld- und Schuldverhältnisse. Wohin der heutige Dogmatismus führt, das haben wir an dem Beispiele Endemann's und Neumanns gezeigt, welche eine unaussprechlich naive, für den Historiker geradezu kindisch erscheinende Auffassung der Creditverhältnisse des Mittelalters bekundet haben. Noch gefährlicher wirkt aber dieser Dogmatismus, diese Wuth, angebliche ewige „Gesetze" zu konstruiren, in allen practischen Fragen der Gegenwart. Man hat alle Formen des Merkantilcredites, sogar den Wechsel, auf die landwirthschaftliche Production übertragen und hat ganz übersehen, daß vollständig verschiedene Verhältnisse, ja förmliche Gegensätze sich gegenüberstehen, welche niemals mit Einem Maßstabe gemessen werden durften. Dieselbe Creditform, welche für Handel und industrielle Production wohlthätig und nothwendig ist, erweist sich für die Landwirthschaft als absolut zerstörend, als der gefährlichste Wucher. Die Gesetzmanie des Hrn. Roscher und seiner Nachbeter, der Drang, alle wirthschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart unter eine einzige scholastische Formel zu subsumiren, hat nicht bloß große theoretische Irrthümer, sondern auch gefährliche practische Verirrungen hervorgerufen, hat unsern früher so wohlhabenden Bauernstand ruinirt, unsere Landwirthschaft einer unerhörten Zinsknechtschaft überliefert, Grund und Boden der Ausbeutung und Erschöpfung preisgegeben.

Es war ein theoretischer Irrthum und ein practischer Fehler, als man den gesammten Darlehensverkehr freigab. Es würde ein neuer Fehler sein, für jeden Productionszweig ein einheitliches Zinsmaximum festzustellen. Solche Generalisirung würde neue schlimme Folgen nach sich ziehen. Für jeden Productionszweig jedes Landes muß nach dem Maßstabe des Reinertrages eine Zinsgrenze bestimmt werden. Freilich kommen Roscher und Anhang mit dem Einwand, daß das Kapital entfliehen und dorthin sich wenden werde, wo es höhere Zinsen einheimsen könne. Dieser Einwurf beruht wieder auf einem der famosen Gesetze, welche im Gehirne der Professoren spucken. Wäre dieses Gesetz richtig, so müßten England und Frankreich mit ihren $2^1/_2$ und 3 procentigen Consols und Renten längst das gesammte Kapital aus dem Lande nach Aegypten und Konstantinopel, nach Oesterreich und Rußland vertrieben haben, wo der hohe und höchste Zinsfuß blüht. Trotz der berühmten nationalökonomischen Gesetze ist indeß das

Gegentheil der Fall. Wer sichere Veranlagung anstrebt, wird sich mit niederem Zinsfuße begnügen; wer rasch hohen Zins will, wird nach riskanten Werthen greifen. Wie bei den Ländern im Großen, wird es in einem einzelnen Staate bei dem Real- und Personalcredite sein. Der Eine wird sichere Werthe der Zukunft, der Andere wird höheren Gewinn in nächster Zeit vorziehen und darnach wird die Creditleistung sich gestalten. Immer aber wird das Kapital am liebsten da Veranlagung suchen, wo es die Verhältnisse überschauen kann, also in nächster Nähe, im eigenen Vaterlande.

Die Festsetzung von Zinsgrenzen für alle Productionszweige mit Ausnahme des Handels dürfte sich schon mit Rücksicht auf die Gerichte empfehlen. Die Merkmale der Ausbeutung der Noth, des Leichtsinns, der Unerfahrenheit sind viel zu allgemein, um darauf eine einheitliche Rechtsprechung basiren zu können. Es ist dabei Alles der persönlichen Anschauung des Richters überlassen; je nachdem Einer seine volkswirthschaftliche Bildung bei diesem oder jenem Professor sich angeeignet hat, wird er strengerer oder milderer Beurtheilung zuneigen. Commentare, wie der von Dr. v. Schwarze, streifen das Wesen des Wuchers kaum, sie bleiben im Formalismus stecken.

Die Festsetzung einer Zinsgrenze wird dazu beitragen, das sittliche Bewußtsein zu heben, so daß der lucrative Erwerb, welcher jetzt vielfach gar nicht mehr für schändlich gehalten wird, im Volke nicht bloß rechtlich, sondern auch sittlich wieder als unerlaubt gelten wird. Wenn das Recht den Reinertrag der einzelnen Productionszweige als höchst erlaubten Annuitäten-Zinsfuß wählt, wird es mit der sittlichen Beurtheilung zusammentreffen, Recht und Sittlichkeit werden nicht mehr in Widerspruch kommen. Nichts ist so sehr geeignet, das sittliche Bewußtsein im Volke zu schädigen und zu verschlechtern, als wenn das Recht Handlungen, welche die Sittlichkeit auf's schärffste verdammt, in Schutz nimmt, wie dieß bisher beim Wucher der Fall war.

Die Theologie hat in der Wucherfrage vielfach einen unrichtigen Standpunkt eingenommen, indem hervorragende Moralisten, wie noch in neuester Zeit Gury, ein staatliches Zinsmaximum auch sittlich allgemein als hinreichenden Zinstitel erklärten [1]. Eine staatliche Zinsgrenze kann für die sittliche Beurtheilung nur dann maßgebend sein, wenn diese Grenze nicht so hoch gegriffen ist, daß sie Aneignung fremden Eigenthums, also Wucher ermöglicht. Die Kirchenväter haben die vom Staate festgesetzte Zinshöhe keineswegs für sittlich erlaubt angesehen, sondern haben sie im Allgemeinen

[1] Es geschah dieß meistens von Moraltheologen Frankreichs, wo diese Auffassung thatsächlich berechtigt sein mochte, als allgemeine Regel ist sie unhaltbar.

als Wucher erklärt. Gerade mit Rücksicht auf die Wucherfrage hat der hl. Augustin[1] ausgeführt, daß Staatsgesetze sittlich unerlaubte Handlungen nicht zu guten Handlungen stempeln können; solche Gesetze hätten nur das Resultat, daß sie den Mißbrauch eindämmen.

Mit der Festsetzung eines Zinsmaximums ist das Strafgesetz gegen den Wucher früher meistens zusammengefallen. Man hat neuestens den Versuch gemacht, Wuchergesetze ohne Bestimmung einer Zinsgrenze zu geben. Man erklärte es für unmöglich, für alle Länder und alle Zeiten und für alle Geschäfte ein einheitliches Zinsmaximum zu bestimmen. Das ist ganz richtig, aber damit ist noch nicht gerechtfertigt, daß gar nichts geschehe, weil das Unmögliche nicht zu erreichen ist. Man setze für die einzelnen Länder und die einzelnen Productionszweige nach der Ermittlung des durchschnittlichen Reinertrages ein Zinsmaximum fest und überlasse es der Zukunft, dasselbe den Verhältnissen, falls eine Aenderung in den Erträgnissen eintritt, jeweilig anzupassen. Immerhin ist es besser, gar kein Zinsmaximum festzusetzen, als ein zu hohes[2], wie dieß hie und da versucht wurde. Dadurch wird der Wucher in der Landwirthschaft und im Gewerbe neuerdings legalisirt, während dieses Zinsmaximum für riskirte Handelsunternehmungen als Beschränkung erscheint. Nur die Anpassung des Zinsfußes an das durchschnittliche Reinerträgniß der Landwirthschaft und des Gewerbes in den einzelnen Ländern wird sich wirklich als Wohlthat erweisen. Im Handel überlasse man die Zinshöhe der freien Vereinbarung.

Der Wucher ist strafrechtlich und civilrechtlich zu verfolgen. Er unterliegt dem Strafrechte, weil derselbe als ein Vergehen, und gegenwärtig, wo der Wucher meistens geschäftsmäßig betrieben wird, als ein Verbrechen gegen das Eigenthum des Nächsten sich qualificirt, ebenso wie Raub[3], Diebstahl und Betrug. Es genügt nicht, daß den Wucherer Strafe treffe, er muß auch das angeeignete Gut des Nächsten herausgeben und es demjenigen restituiren, dem er es weggenommen hat. Der Wucher wurzelt in der Gewinnsucht und nur das Civilrecht kann ihn in seiner Wurzel treffen, indem es ihn zwingt, allen ungerecht angeeigneten Gewinn dem Eigenthümer

---

[1] Epist. 104 ad Macedonium: Jura constituuntur, quae appellantur civilia, *non quod hinc fiat, ut bene utentes sint,* sed ut male utentes minus molesti sint. Augustin verlangte die Restitution solcher Zinsen, welche wucherischen Charakter hatten, wenn auch das Gesetz sie erlaubte: vellem, ut restituantur, sed non est, quo judice repetantur. Ibid.

[2] Im Entwurfe des österreichischen Wuchergesetzes, wie er aus der Berathung des Abgeordnetenhauses hervorging, waren zehn Procent als Zinsmaximum festgesetzt. Das Herrenhaus beseitigte das Zinsmaximum gänzlich.

[3] *Augustin.,* Epist. ad Macedonium: An crudelior est, qui eripit diviti, quam qui trucidat pauperem foenere?

zurückzustellen. „Der Wucher ist zuerst und zuletzt ein Geschäft. Er wird nur um des Gewinnes willen betrieben. Er wird daher durch Strafen wenig geändert und bekämpft werden. Wer ihm aber die Aussicht auf den wucherischen Gewinn nimmt, der trifft ihn da, wo er allein sterblich ist. Man wird das Wucherverbrechen als Einzelnes mit der Strafe bedrohen und vernichten, aber das Wuchergeschäft wird man nur durch die civilrechtliche Beseitigung seines Gewinnes ausrotten.“ [1]

Man muß den Wucher nicht bloß strafen, sondern ihm auch die Mittel und Gelegenheiten möglichst entziehen. Man beschränke den Wechsel auf Handel und industrielle Production; man erkläre alle Wirthshausschulden [2] für nicht klagbar; man unterstelle nicht bloß die Pfandbarleiher, sondern Alle, welche das Geldbarleihen als Geschäft betreiben, einer Controle, zwinge sie zu einer übersichtlichen Buchführung mit genauer Ausscheidung von Kapital und Zins, und erkläre alle Schulden, welche nicht regelmäßig gebucht sind, als nicht klagbar.

Viel zu lange hat man dem Wucher Gelegenheit gegeben, die gesammte Production auszubeuten, alle Geschäftszweige mit seinen Netzen zu umgarnen, die Opfer auszusaugen und von fremdem Gute sich zu mästen. Nur ein energisches Aufraffen kann unser Volk aus den Klauen des Wuchers retten, kann die productive Arbeit wieder zu Ehren bringen, den lucrativen Erwerb ausrotten. Schon macht sich in allen Volksschichten eine lebhafte Reaction gegen den Wucher geltend und sie erzwang sich die modernen Wuchergesetze. Aber diese Gesetze [3] sind äußerst mangelhaft und bedürfen gar sehr der Verbesserung und Ergänzung, wenn die Arbeit den Schutz genießen soll, dessen sie gegen die systematische Ausbeutung so sehr bedarf. Noch seufzen alle Staaten unter erdrückenden Wucherschulden, und so lange die Staaten selbst Wucherzinsen zahlen, so lange ist an eine dauernde Besserung der Arbeitsverhältnisse nicht zu denken. Zuerst muß der Staat die Wucherer abschütteln, dann erst kann die Production mit Erfolg sich der Ausbeutung wehren.

Indem der Staat in riesigen Summen dem werbenden Kapital mit hohen Zinsen und mit niedrigem Emissionscurse höchst vortheilhafte Veranlagung gewährt, trägt er dazu bei, für die productive Arbeit die Situation immer mehr und mehr zu verschlechtern. Durch das gegenwärtige System

---

[1] Stein S. 195.

[2] Stein sagt S. 170: „Es wird kein Wuchergesetz je ohne einen solchen Rechtssatz (Ungültigkeit der Wirthshausschuld) seine volle Wirksamkeit entfalten können!“

[3] „Vielleicht wird ein Wuchergesetz nicht viel schaden, helfen wird es sicher nicht.“ So schrieb ein Vertreter der Wucherfreiheit, Alexander Meyer (Breslau), preußischer Abgeordneter, in der „W. Allg. Ztg.“ Nr. 38, 8. April 1880. So wie die Wuchergesetze jetzt sind, ist dieß Urtheil leider nicht ganz ungerechtfertigt.

der Staatsschulden ist die Kapitalmacht, in wenigen Händen concentrirt, in der Lage, das ganze wirthschaftliche Leben der Völker zu beherrschen, die Arbeit in Zinsknechtschaft zu erhalten und für sich selbst mühelosen Erwerb und reichen Gewinn einzuheimsen. Der lucrative Erwerb erweitert sich auf Kosten des productiven Erwerbes: dahin spitzt sich heute die Frage zwischen Zins und Wucher zu, und hierin beruht auch die Krankheit, welche sociale Frage genannt wird. Die Arbeit wird ausgewuchert. Früher war die christliche Gesellschaft von dem Bewußtsein erfüllt, daß Erwerb ohne Arbeit schände. Heute ist die Gesellschaft von dem Streben beseelt, möglichst ohne Arbeit zu erwerben, und alle wirthschaftlichen und socialen Einrichtungen dienen diesem Bestreben.

Bei dem heutigen Creditsysteme kann Jeder sein überschüssiges Kapital in fremder Production werbend anlegen: in Darlehen, Wechseln, Actien. Der Thaler ist lebendig geworden, er heckt. Ganz anders war es früher, wo nur Gebrauchswerthe erzeugt wurden. Der große Feudalherr des Mittelalters war, wie Lassalle[1] dieß nach den Quellen in schönen Bildern schilderte, ein ungemein reicher Mann; am Gefällstage erhielt er von seinen Hintersassen und Lehensleuten Genußmittel und Werkzeuge in Hülle und Fülle. Aber all das waren nur Consumgüter, welche, so weit sie nicht zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse in die Vorrathskammern wanderten, zur Austheilung für die Armen bestimmt wurden. Sie mußten wieder vertheilt werden, sollten sie nicht verderben. Ganz anders ist es bei der heutigen Production, wo nicht mehr in Gebrauchswerthen, sondern in Werthzeichen, in Kapitalform gezahlt wird. Das Kapital ist unablässig thätig, Mehrwerth zu schaffen, wodurch der Reichthum immer sich steigert, zugleich aber auch die Gefahr der Ausbeutung wächst. Es ist dadurch die Möglichkeit gegeben, schon mit kleineren Kapitalien, durch ein geschicktes System der Ausbeutung der Arbeit Anderer, selbst ohne Arbeit leben und ein arbeitsfreies Vermögen sich sammeln zu können. Hierin beruht die große sociale Gefahr der kapitalistischen Production, hier muß der Hebel angesetzt werden, wenn die sociale Frage einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden

[1] Bastiat-Schulze: An einem solchen Gefälltage wimmelt es von Roggen, Gerste, Hühnern, Schinken, Eiern, Oel, Wachs, Honig, Blumenbouquets. Schneider und Schuster des hörigen Städtchens bringen Kleider und Schuhe; Handschuhe, Leder, Sattel, Becher, Schlösser, Ketten, Pfeile werden geliefert. Zimmerleute, Steinmetze, Maurer, Wagner leisten Dienste. Selbst der Keller wird von den Hintersassen bestellt und die Fischer liefern Fische, der Metzger leistet Post- und Stafettendienst. Die Frauen der Lehensbauern haben Flachs, Linnen und Wolle zu liefern. Jeder Bedarf hat seine besonderen Verpflichteten. „Der Feudalherr ist ein reicher, reicher Mann, aber er kann nicht kapitalisiren. Er kann die Genußmittel eben nur verzehren oder zu einem künftigen Genusse verwahren, aber er kann sie nicht weiter durch sich selbst vermehren lassen."

soll. Es müssen bestimmte Erwerbsschranken errichtet werden, damit der lucrative Erwerb die productive Arbeit nicht auswuchern könne; es muß das ganze Staatsschulden- und Geldwesen der Gegenwart eine gründliche Umgestaltung erfahren, damit die Möglichkeit lucrativen Erwerbes die Liebe zur Arbeit nicht ertödte.

Die heutige Creditform ist nothwendig, sie bildet die Voraussetzung der Arbeitstheilung; der heutige Credit ist wohlthätig, denn er ermöglicht es, in der Zukunft durch gegenwärtige Opfer sich ein Vermögen zu erkaufen und zu sichern. Allein der Credit wird zu einer großen Gefahr, sobald der Kapitalgewinn auf Kosten des Arbeitserträgnisses sich erhöht und die Schranken überfluthet, außerhalb welcher die Aneignung fremden Gutes beginnt.

Der heutige Zinsfuß ist zu hoch und dieß zeigt sich namentlich in der Landwirthschaft. Ein niedriger Zinsfuß ist aber nicht möglich, so lange das moderne Staatsschuldenwesen der productiven Arbeit in dem Suchen nach Kapitalien Concurrenz macht und den Credit vertheuert. „Die Republik ist die Börse," sagte kürzlich, ein bekanntes Wort Napoleons III. variirend, ein geistreicher französischer Schriftsteller. Aber in Berlin und Wien, in Rom und Madrid ist es um nichts besser, als in Paris. Durch das Staatsschuldenwesen ist die gesammte heutige Production, welche nun einmal des Credits nicht entbehren kann, von der Börse, von den großen Geldmächten abhängig geworden. Die Börse aber ist der Typus des lucrativen Erwerbes, durch die Börse beherrscht heute der lucrative Erwerb die productive Arbeit[1]. Nicht Schaffen von Mehrwerth durch Arbeit, sondern Speculation auf die Verluste Anderer: darin besteht das Wesen des lucrativen Erwerbes und das ist zugleich auch der Charakter der Börse.

Der lucrative Erwerb hat in einer geordneten Gesellschaft keine Berechtigung. Jeder ist verpflichtet, Werthe zu schaffen, thätig zu sein, alle Tage sein Brod sich zu verdienen. Besitzt Jemand überschüssiges Kapital,

---

[1] Welch große Vermögen der lucrative Erwerb an der Börse einbringt, dafür mögen folgende Zahlen dienen. Nach Mittheilungen von Dr. Perrot in Dresden hatten die 60 officiellen Agenten an der Pariser Börse unter Napoleon III. in den Jahren von circa 1856 bis 1864 eine jährliche Einnahme von 350 Millionen Francs, also mehr als das damalige französische Heer kostete. Die officiellen Courtagegebühren (die Sporteln der Börsenagenten ohne die Sporteln der Bankgeschäfte) beliefen sich allein auf 80 Millionen, also 12 Millionen mehr, als Frankreich, England, Preußen und Oesterreich damals an Civillisten zahlten. Der Umsatz in Börsengeschäften belief sich damals in Paris auf 60—80 Milliarden jährlich. An der Wiener Börse wurde 1872 an Einem Tage eine halbe Million umgesetzt, was auf das Jahr gegen 20 Milliarden beziffert. Ueber die Umsätze an der Berliner Börse gibt Dr. Perrot folgende Angaben: Der Berliner Kassenverein bildet eine Art von „Clearing house" für einen großen Theil der an der Berliner Börse vermittelten Umsätze; namentlich soll der größere Theil des factischen Effectenumsatzes durch dieses Institut vermittelt werden, so daß die Umsätze des Berliner

so soll er es dem Nächsten darleihen gegen mäßige Entschädigung. Die Speculation auf die Verluste Anderer ist ebenso unsittlich, wie der Müßiggang, das faule Zinsrentnerleben. Große Vermögen, welche den Eigenthümer der Sorge um das tägliche Brod entheben, entheben ihn nicht zugleich auch von der Pflicht eines thätigen Lebens. Staat und Gesellschaft stellen in Ehrenämtern und in Leistungen, welche nicht entlohnt werden, um so höhere Anforderungen, je mehr die sociale Entwicklung und Solidarität zunimmt. Hier ist ein reiches Feld edler Thätigkeit für diejenigen, welche der wirtschaftlichen Arbeit überhoben sind. In engeren Kreisen aufmunternd und unterstützend, in weiteren Kreisen anregend und belebend zu wirken, in Vereinen für edle Zwecke die kleinen Kräfte zu sammeln und für ein größeres Ziel heranzuziehen, überall, wo Unglück, Noth und Elend den Einzelnen zu erdrücken drohen, mit großmüthiger Hilfe aufzurichten, das ist die Aufgabe, welche dem bevorzugten großen Vermögen, der Aristokratie zufällt. Noblesse oblige: in diesen zwei Worten drückt der Franzose aus, was wir hiemit angedeutet haben. Edle Thätigkeit und edle Verwendung sind die Pflichten des Besitzes; Arbeit und ehrlicher Erwerb sind die Aufgabe desjenigen, der erst zu Besitz gelangen will. Die Gesellschaften, welche dem Verfalle entgegengehen, huldigen anderen Gewohnheiten. Der große Besitz gefällt sich in Luxus und Verschwendung, in einem müssigen, nur der Genußsucht fröhnenden Leben. Die Erwerbenden hassen die Arbeit und suchen ihre Lebsucht zu befriedigen, soweit es nur geht, auf Kosten Anderer.

Nach christlicher Lehre ist der Wucherer ein Räuber und Mörder zugleich. Er nimmt das Eigenthum des Nächsten und peinigt ihn langsam

---

Kassenvereins als ein directer Maßstab für die factischen Effectenumsätze an der Berliner Börse gelten. Die Umsätze dieses Kassenvereins haben betragen:

1869	rund	7	Milliarden
1871	„	12,8	„
1872	„	27	„
1873	„	23	„

Ihren Tiefpunkt erreichten die Umsätze im Jahre 1876, wo sie bis auf 9½ Milliarden herabsanken. Von da ab stiegen sie wieder bis auf 13½ Milliarden im Jahre 1879. Immerhin ist dieß nur ein Theil, wenn auch vielleicht der größere der Effectenumsätze an der einzigen Berliner Börse. Der Kassenverein hat dabei im Jahre 1879 nahezu eine halbe Million in's Verdienen gebracht und dabei u. A. an seine Verwaltungsräthe rund 17 000 Thaler Tantieme gezahlt, sowie für jede Actie eine Dividende von 267 Mark. Das eigentliche sogenannte „Speculationsgeschäft“ wird an der Börse vorzugsweise durch die Makler und die „Maklerbanken“ besorgt, welch letztere eine Schöpfung der jüngsten Gründungsepoche sind. In Berlin gab es im vorigen Jahre drei solcher Maklerbanken. Dieselben haben im vorigen Jahre (1879) an Courtage zusammen rund 2 150 000 Mark vereinnahmt. Da die Mutterbanken pro Stück Speculationspapier eine Courtage von 20 Pfennigen berechnen, so haben allein die drei Maklerbanken in Berlin im Jahre 1879 circa 10 Millionen Stück Speculationspapiere umgesetzt.

zu Tode. Die Ausbeutung fremder Arbeit ist eine Sünde, welche zum Himmel um Rache schreit. Nach moderner Ansicht ist es dagegen das unnehmbarste Recht des Besitzes, möglichst viel Gewinn aus der Production herauszuschlagen, mag darüber auch Leben und Gesundheit von Hunderten ruinirt werden. Das Gut, der Reichthum ist Alles, der Mensch ist nichts. Die Einbuße an Gewinn wird als großes Unglück geschildert, der Verlust von Menschenleben läßt gleichgiltig. Man kann ja die „Hände" billig haben. Das ist der Wucher zum System erhoben und dieses System beherrscht die heutige Production! In der englischen Terminologie[1] gehört der Arbeiter zur Maschinerie; man unterscheidet ihn nur dadurch, daß er gegenüber der todten Maschine als lebende Maschine bezeichnet wird. Der Arbeiter wird niemals als Mensch bezeichnet, kommt nicht als freie Persönlichkeit, sondern nur als Anhängsel an die Maschine in Betracht. „Die Hände" nennt man kurz die Arbeiter. Nur die Geschicklichkeit der „Hände", die todte Maschine zu handhaben, ist maßgebend.

Dieser wucherischen Ausbeutung der Arbeit hat auch die Theorie sich anbequemt. Nur daß recht viel Güter geschaffen werden, ist Zweck der Volkswirthschaft nach der heutigen Theorie. Ob der Arbeiter ebenso unbarmherzig abgenützt wird, wie die todte Maschine, ob er das jammernswerthe Opfer der Conjunctur, des Angebots und der Nachfrage wird, wie Rohstoff und Fabrikat, ob er in elenden Wohnungen seine Gesundheit einbüßt, ob sein Lohn hinreicht oder nicht zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, ob das Familienleben zerstört, die Sittlichkeit untergraben wird — um all das kümmert sich die politische Oekonomie nicht; es handelt sich nur darum, daß um möglichst geringen Kostenpreis möglichst viele Producte hervorgebracht werden, daß dieser oder jener Unternehmer als eminenter Baumwollbaron, Gußstahlfabrikant u. s. w. gepriesen werde. Wenn nur recht viele „eminente" Fabrikanten vorhanden sind, welche über Millionen Geldes verfügen, dann spricht man von blühender Volkswirthschaft, mögen daneben auch Millionen von Arbeitern in tiefster Herabwürdigung, Unsittlichkeit und Unwissenheit verkommen. Das Geld ist Alles, der Mensch ist nichts.

Man hat noch den Hohn, den armen Menschen, welche ihre Arbeitskraft verkaufen müssen und welche dabei ebenso der brutalen Herrschaft der Conjunctur unterworfen sind, wie todte Waaren, von Freiheit zu sprechen. Der Arbeiter nimmt die Lohnbedingungen von freien Stücken an, behauptet man. In der That aber hat es niemals eine schlimmere Unfreiheit in der christlichen Gesellschaft gegeben, als diejenige, wodurch der Arbeiter gezwungen wird, sich täglich von Neuem als Waare anzubieten und zu ver-

[1] Vgl. Marx S. 560 ff.

kaufen, um nur das nackte Leben zu retten. Es ist die schlimmste Selbstentwürdigung, wenn der Mensch seine freie Persönlichkeit vergessen und als Waare sich verkaufen muß. Nur Sophisten können die Selbstentwürdigung als Act der Freiheit preisen!

In der potenzirten Gestalt der Vorenthaltung von Arbeitsertrag erscheint die heutige industrielle Production im Großen und Ganzen als wucherisch. Es ist absolut nothwendig, hiegegen anzukämpfen; es ist aber ebenso schwierig, ein Resultat zu erzielen. Einmal ist es einem einzelnen Lande und einem einzelnen Staate gar nicht mehr möglich, eine Aenderung herbeizuführen, weil die Weltconcurrenz mit elementarer Gewalt die Anstrengungen einzelner Völker unterdrücken und niederhalten würde. Ja jeder einzelne Unternehmer im Lande selbst steht unter dieser Gewalt der vernichtenden Concurrenz. Der humanste Unternehmer muß zu den grausamsten Mitteln der Ausbeutung greifen, um möglichst billig produciren und auf diese Weise die Concurrenz bestehen zu können. Die größte Schwierigkeit liegt aber sodann in der theoretischen Verirrung der Nationalökonomie. Weil die Concurrenz mit der unerbittlichen Gewalt elementarer Mächte auftritt, hat man sofort die thatsächlichen Verhältnisse zu ewigen Gesetzen gestempelt. Es sei ein Gesetz, daß der Arbeitslohn immer auf das Niveau des zum Leben Nothwendigen herabsinken müsse.

Die Theorie wurde einer schändlichen Praxis in England entnommen, und die Theorie wirkte selbst wieder entsittlichend und verschlechternd auf die Praxis zurück. Man bedauert, daß die Bildung und der Reichthum der höheren Klassen nur mit dem Elende, der Unwissenheit und Unsittlichkeit der arbeitenden Klassen erreicht werden können, aber es sei nun einmal nicht anders möglich. Zuerst muß mit dieser Theorie gebrochen werden, welche alle Katheder, alle Regierungsbureaux und alle Parlamente beherrscht. Es muß in allen Schichten der Gesellschaft die Uebezeugung sich Bahn brechen, daß die jetzige Auswucherung der arbeitenden Klassen nicht nothwendig, sondern ein schändlicher Mißbrauch, eine sittliche Verirrung ist, wodurch die Gesellschaft in ihren Fundamenten erschüttert wird. Erst wenn diese Ueberzeugung in das sittliche Bewußtsein der Völker übergegangen sein wird, wird es sich auch im Rechtsleben Geltung verschaffen, wird es einer besseren Form der Production und einer anderen Organisation der Gesellschaft die Pfade ebnen.

Man spricht heute sehr verächtlich von allen Theorien. Mit praktischen Verbesserungen soll man kommen; also verlangt das weise Publikum. Allein was nützen alle praktischen Vorschläge einer Theorie und Praxis gegenüber, welche die Auswucherung der Arbeit zu ihrem Fundamentalgesetze gemacht haben? Alle diese angeblich „praktischen“ Mittel erweisen sich als völlig unwirksam. Die Ausbeutung der Arbeit, die Aufsaugung der kleinen

Vermögen, das Anschwellen und die Cumulation der großen Kapitalien gehen mit unerbittlicher Logik und mit unwiderstehlicher Macht den Gang, welcher von einem falschen Grundsatze angewiesen wurde. Die Theorie muß zuerst als Irrthum erkannt und intellectuell überwunden sein, und erst dann wird eine Aenderung in der Praxis sich ermöglichen lassen.

Nicht die Production von Sachgütern ist Selbstzweck der Volkswirthschaft. Der Mensch bildet den Mittelpunkt der Volkswirthschaft, die Sachgüter sind nur Mittel für höhere Zwecke des Menschen. Arbeit und Production von Gütern sind nothwendig für die Entfaltung, Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit. Nur durch Arbeit kann die Menschheit im Ganzen das tägliche Brod verdienen; Arbeit und Thätigkeit bilden die nöthige Voraussetzung für die Erreichung der höheren, sittlichen Zwecke der Menschheit. Des Menschen höchster Zweck liegt nicht in der Natur, nicht im Menschen selbst, sondern in Gott. Zu Gott gelangen in Erkenntniß und Liebe ist des Menschen einziges und höchstes Ziel, Arbeit und Thätigkeit bilden Mittel dazu.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß und wird die Production sich ganz anders gestalten, als dieß heute der Fall ist. Die rasende Gewinnsucht, die Anhäufung von Mammon, die verzehrende Erwerbsucht sind nicht mehr möglich in einer Gesellschaft, welche in den Sachgütern nur Mittel und nothwendige Behelfe, aber nicht Selbstzweck erblickt. In der christlichen Gesellschaft ist die Arbeit bloß um des Gewinnes willen entehrender, schändlicher Wucher; der Erwerb aus Habsucht ist unerlaubt und unsittlich. In der ganzen mittelalterlichen Gesetzgebung wird immer die Absicht im Erwerbsleben berücksichtigt; der habsüchtige Erwerb gilt als unerlaubt. Endemann und Neumann haben hierin etwas ganz Ungeheuerliches erblickt. Und doch ist dieß theoretisch der einzig richtige Standpunkt: nur in der Ausrottung der Gewinnsucht wird der Wucher tödtlich getroffen. Der Christ soll nicht aus Habsucht arbeiten, sondern um Gottes willen; er soll die Thätigkeit als eine Pflicht, die Stellung, welche er einnimmt, als ein von Gott ihm übertragenes Amt betrachten, welches er gewissenhaft und treu zu erfüllen hat. Diese treue Pflichterfüllung bildet die Ehre seines Standes und verbürgt ihm den Anspruch auf das tägliche Brod.

Dasselbe Ziel, welches der Mensch zu erreichen hat, ist auch dem Nächsten zugewiesen. Und dieser Nächste hat dieselben Rechte und Pflichten, wie der Handelnde selbst. Es ist unsittlich und sündhaft, den Nächsten auszubeuten, ihm die Mittel zu seiner Erhaltung vorzuenthalten, ihn in Elend, Noth und Verkommenheit hinabzudrücken.

Als die beiden Gebote: Liebe zu Gott und zum Nächsten, das sittliche Bewußtsein der Gesellschaft durchdrangen, da schufen sie sich auch im Erwerbsleben praktische Formen, welche der theoretischen Ueberzeugung ent-

sprachen. In keiner Form der mittelalterlichen Production war die Aneignung fremden Eigenthums im Darlehensverkehre, fremden Lieblohns im Erwerbe rechtlich möglich. Auch in der Zukunft wird die sittliche Ueberzeugung, welche den christlichen Ideen entspringt, sich die entsprechenden Formen im Erwerbsleben von selbst schaffen, sobald in allen Völkern und allen Schichten der Gesellschaft das christliche Bewußtsein sich wieder befestigt haben wird. Verkündet von allen Dächern die christlichen Principien, vermittelt eine bessere Erkenntniß, begründet eine wissenschaftliche Theorie, überführet die jetzige Doctrin des Irrthums und der Unsittlichkeit, dann habt ihr eine eminent praktische Arbeit vollführt. Dagegen ist von sogenannten praktischen Vorschlägen absolut kein durchgreifender Heilerfolg zu erwarten, so lange eine falsche Doctrin Alles beherrscht und von einer Verirrung zur andern führt. Zuerst die Erkenntniß und dann die That. Dieß erkannte schon Cicero, als er schrieb: „Hat die Philosophie einmal das Lebensziel festgestellt, dann hat sie Alles festgestellt ...; weiß man, worin das höchste Gut und das äußerste Uebel besteht, so hat man den Weg des Lebens und die Richtschnur für alle Pflichten gefunden."

Der Mensch, die freie Persönlichkeit, das Ebenbild Gottes muß den Mittelpunkt der Betrachtung auch vom Standpunkte der Volkswirthschaft aus bilden. Die heutige Wissenschaft kennt nur den größten Kapitalgewinn, die höchste Fructificirung des Geldes als Zielpunkt; sie kam dadurch zu einer Verehrung des Mammon, welche mit der christlichen Lehre in directem Widerspruche steht. Die Ausbeutung der Armen, die Aneignung vom Lohne des Arbeiters, die Auswucherung der Schwachen bilden den Lebensnerv des heutigen Erwerbslebens. Die Gesetzgebung kann nur die schlimmsten Symptome treffen, der Sitz der Krankheit bleibt unberührt. Nur wenn das sittliche Bewußtsein der Völker von der Wahrheit des Christenthums gereinigt und geläutert sein wird, kann Heilung erfolgen. Die Sittlichkeit wird dann dem Erwerbsleben eine andere Richtung, das Recht neue Gestaltung verleihen. Die Praxis wird der Theorie entsprechen.

Auf diesem Punkte geht die Wucherfrage in die allgemeine sociale Frage über. Letztere spitzt sich ja dahin zusammen, ob der Lohn immer auf das Niveau des zum Leben absolut Nothwendigen festgebannt sei? Ob jeder höhere Gewinn immer nur dem Kapitale, niemals der Arbeit zufallen müsse? Die heutige Wissenschaft der Nationalökonomie beantwortet diese Frage unbedenklich mit Ja. Jeder historisch gebildete Forscher wird mit einem entschiedenen Nein entgegnen. Die heutige Productionsform mit ihrem „ehernen Lohngesetze" ist eine vorübergehende Erscheinung. Sie wird verschwinden und einer besseren Form Platz machen, sobald die sittlichen Anschauungen der Völker über das Erwerbsleben mit den Lehren des Christenthums sich decken werden. Wie das Rechtsleben, so ist auch das Wirth-

schaftsleben der Völker eine Erscheinungsform des herrschenden sittlichen Bewußtseins. Erhebt sich letzteres auf eine höhere Stufe, so wird auch das Erwerbsleben in eine höhere Gestalt übergehen. Verschlechtert sich die allgemeine sittliche Anschauung, dann erscheinen sofort im wirthschaftlichen Leben jene Störungen, welche man heute „sociale" Krankheiten nennt. In einer Gesellschaft, welche die Gebote der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten nicht bloß bekennen, sondern auch im vollen Umfange befolgen würde, könnte es keinen Wucher und keine Aneignung fremden Lieblohnes geben.

Es gibt für die Menschheit nur zwei Wege. Wenn die Völker ihre „eigenen Wege gehen" und auf Gott vergessen, versinken sie in Egoismus. Habsucht und Genußsucht, Wucher und Ausschweifung nehmen überhand und scheiden die Gesellschaft in zwei Klassen: in Besitzende und Enterbte, in Herrschende und Sklaven. Die Menschheit wird das Object der Ausbeutung und der sinnlichen Gelüste der Mächtigen, der Reichen, der Starken. An Wucher und Sinnlichkeit gehen solche Völker zu Grunde.

Folgen die Nationen den Lehren Jesu Christi, so sehen wir das entgegengesetzte Schauspiel. Die Liebe zu *Gott*, welche die Seelen reinigt, erhebt und beseligt, breitet sich über alle Menschen aus und umschlingt sie mit dem Bande *gegenseitiger* Liebe. Die christliche Liebe ist Opfer, sie ist ein süßes Joch. Sie sucht nicht das eigene Selbst, sondern das was des Andern ist; sie beutet nicht aus, sondern gibt lieber, sie mißbraucht den Nächsten nicht zu eigener Genußsucht, sondern opfert sich für ihn, sie kennt keine Eitelkeit, sondern ist demüthig; sie will nicht den Streit und die Ruhmredigkeit, sondern Friede und Freude in Gott. Das Vorbild ist der Weltheiland selbst, dessen Leben Liebe und Opfer war. Stolz und Genußsucht — der Egoismus hatte die Menschheit in Sklavenketten gelegt. Demuth und Opfer — die Liebe brachte die Erlösung. Christus demüthigte sich bis zum Tode, bis zum Tode der Sklaven am Kreuze. Durch dieses Opfer wurde die Menschheit erlöst. An dieser Erlösung nehmen aber die Einzelnen und die Völker nur dann Theil, wenn sie Christus folgen in Liebe und Opfer.

Mit der ganzen Innigkeit und Kraft, Weihe und Schönheit hat der Völkerapostel dieß gelehrt in einer tief bewunderungswürdigen Stelle im Philipperbriefe[1]: „Wenn irgend ein Zuspruch in Christus, wenn irgend eine Aufmunterung der Liebe, wenn irgend Gemeinschaft des Geistes, wenn irgend ein herzliches Erbarmen bei euch ist: so machet meine Freude vollkommen, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe heget, einmüthig und einhellig bleibet, daß ihr nichts thuet aus Streitsucht und eitler Ehre, sondern demüthig Einer den Andern höher achte, als sich, daß nicht jeder

[1] II, 1—8.

auf das Seinige sehe, sondern auf das, was des Andern ist. Denn so sollet ihr gesinnt sein, wie auch Jesus Christus es war, welcher, da er in Gottes Gestalt war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu sein, aber sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich und im Aeußern wie ein Mensch erachtet wurde. Er erniedrigte sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze."

Immer stehen Einzelne und ganze Völker vor dem Scheidewege. Wollen sie das süße Joch Jesu Christi auf sich nehmen, so werden sie den Weg zu Glück und Wohlstand, Freiheit und Frieden finden. Liebe und Opfer werden jene Bitterkeiten versüßen, welche Niemanden auf dieser Welt der Vorbereitung erspart bleiben. Wird der Weg des Egoismus gewählt, so ist die Sklaverei der Habsucht und Genußsucht das traurige Loos. Unersättlich ist die Habsucht, unersättlich die Genußsucht. Immer weiter und immer weiter treibt den Menschen diese Unersättlichkeit, immer tiefer und tiefer verstrickt ihn in Sklavenbanden die wilde Jagd nach Gewinn und Genuß: er wird der Knecht seiner entfesselten Leidenschaft. In seinem Falle reißt er alle mit sich, welche mit ihm in Berührung kommen. Seine Habsucht beraubt in Wucher und in Vorenthaltung des Lohnes den Nächsten seines Eigenthums; seine Genußsucht macht den Nächsten zum Gegenstande wilder Sinnlichkeit. Mit überlegener Gewalt beraubt und entehrt er die Opfer seiner Leidenschaft, macht sie zu Sklaven seiner Lust und wirft sie herzlos weg, um sich neue Opfer zu suchen.

Das ist in kurzer Skizze die Geschichte der Menschheit und die Geschichte der Völker. Die christliche Liebe mit ihrer Selbsthinopferung für Gott führt zu den Höhen der Freiheit und des Wohlstandes, des Friedens und der Freude: es ist der Weg der Cultur und Civilisation. Der Egoismus schlägt in Sklavenbande, erzeugt Ausbeutung und Ausnutzung, ruft den wilden Kampf um's Dasein und jenes trostlose Jagen nach Gewinn und Genuß hervor, welches durch eine fieberhafte Unruhe charakterisirt wird: es ist der Weg der Zerstörung und des Verfalles.

Liebe und Opfer bilden die Mittel der Erlösung. Nur in der Liebe zu Gott wurzelt die Kraft des Opfers und nur diese Kraft des Opfers vermag hienieden das Geschick zu zermalmen, welches uns sonst selbst zermalmt. „In der Weltgeschichte ist das Opfer der unüberwindliche Löwe des Stammes Juda; Gemeinheit und Hochmuth sind ebenso viele Auskehrichte, welche der kleinste Windzug in das Nichts zerstreut." [1]

[1] Worte des polnischen Dichters Krazinski in seiner poetisch schönen Ansprache: „An diejenigen, welche aus dem Grabe erstehen sollen".

V.

Vergangenheit und Gegenwart.

Hat die Lehre Jesu Christi Grundsätze verkündet, welche für die Nationalökonomie und für das wirthschaftliche Leben der Völker Norm und Maß zu geben haben?

Nach den Resultaten unserer bisherigen Untersuchungen wird der Leser diese Frage mit Nein und mit Ja beantworten, je nachdem er den ursprünglichen Zweck oder die nothwendigen Folgen als Voraussetzung nimmt. Die Verkündigung der frohen Botschaft, das Evangelium hatte das geistige Leben der Völker und die religiös-sittliche Erziehung im Auge, hatte die Erlösung von Sünde und Schuld zum Zwecke. In jeder materiellen Lage, unter den entgegengesetzten politischen Gestaltungen kann der Einzelne der Erlösung theilhaftig werden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", sagte der Heiland, und der Christ betrachtet dieses Leben als eine Wanderung in ein besseres Jenseits. „O Mensch, wandere deinem Ziele zu", ruft der hl. Ambrosius aus[1]. „Sei auf deiner Hut, daß die Nacht dich nicht unterwegs überfalle, daß der Tag deines Lebens sich nicht neige, ehe du in der Tugend vorangeschritten bist. Auf deinem Marsche siehst du verschiedene Gegenstände unter deinen Augen vorüberziehen, aber nur flüchtig schaust du sie an; denn es drängt dich vorwärts und du darfst dich nicht versäumen. Da sind es die blühenden Bäume, die saftgrünen Wiesen, die klaren Quellen, welche dich anziehen und deinen Blick fesseln. Mit Vergnügen würdest du sie betrachten, aber die Zeit drängt, du eilest vorwärts und schon ist dieses reizende Bild deinen Blicken entschwunden. Dafür taucht ein anderes auf: ein rauher, steiniger Weg, schroffe Felsen, steile Höhen und finstere Wälder schrecken dich. Bei diesem Anblicke schauert dein Herz, aber auch sie sind bald überwunden und verschwunden. So ist das menschliche Leben; es sind weder die Freuden beständig, noch die Leiden dauernd. Weder die Einen, noch die Andern sollen deine Schritte hemmen. Gehe auf dein Ziel los, aber wähle bei Zeiten den richtigen Weg."

Das Ziel, welchem der Christ entgegeneilt, ist nicht in dieser Welt, sondern im Jenseits; das höchste Gut, welches er erwerben will, ist Gott selbst. Die irdischen Güter dürfen den Christen nicht fesseln, wenn er nicht vom richtigen Wege abirren und das Endziel verfehlen soll. Die Lehre Jesu Christi zeigt die Mittel und gibt die Kraft, wodurch Jeder, sei er Fürst oder Unterthan, Freier oder Sklave, reich oder arm, gebildet

[1] In Psalm. 1, nr. 24. Diese Stelle diente Bossuet zu einer seiner schönsten und herrlichsten Reden als Muster. Vgl. Baunard S. 354.

oder ungebildet, Greis oder Kind seinen letzten Zweck, die Vereinigung mit Gott erreichen kann. Insoferne ist es richtig, daß die Lehre des Weltheilandes, welche die Erlösung von der Sünde, die Reinigung der Seele von der Schuld und die Erlangung des Reiches Gottes vermitteln will, über die Fragen des irdischen Treibens und Schaffens, des Arbeitens und Erwerbens erhaben ist. Ebenso richtig ist aber auch, daß nur derjenige in rechter Weise die irdischen Güter zu benützen versteht, welcher immer sein höchstes Ziel vor Augen hat, daß nur jene Gesellschaft die rechte Art des Erwerbes und Besitzes, der Arbeit und des Genusses zu pflegen weiß, welche nicht in die materielle Welt sich versenkt, sondern nach höheren Zwecken, nach Erlangung des Reiches Gottes strebt. Jesus Christus hat dieß in den Worten ausgedrückt: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Uebrige wird euch beigegeben werden.“ Dieß ist die wunderbare Ordnung in allen menschlichen Verhältnissen, daß des Menschen gesammtes Leben und jegliche Thätigkeit die richtige Werthbeziehung erst erlangt, je nachdem er dem höchsten Gute, seinem Schöpfer, zustrebt oder davon sich abwendet. In ersterem Falle dient ihm Alles zum Besten, in letzterem Falle entspringt Unheil aus Unheil. Die That der Abwendung von Gott muß fortzeugend Böses gebären. Und wie beim Einzelnen, ist es bei der ganzen menschlichen Gesellschaft.

Jesus Christus lehrte die Liebe zur Armuth. Die Armuth macht das Herz empfänglicher, sich zu Gott zu erheben, vom Schöpfer Hilfe und Trost zu erflehen, vom Irdischen sich zu trennen und zum Ewigen hinzustreben. Der Arme ist nicht so, wie der Reiche mit tausend Banden an diese Welt gefesselt, er ist nicht so der Verführung ausgesetzt, in den Genuß der irdischen Güter sich zu versenken, wie derjenige, dem Alles zu Gebote steht. Des ewigen Seelenheiles willen lehrt das Christenthum die Liebe zur Armuth und das Leben der Armuth mitten im Reichthume. Die Gesellschaft, welche dieser Lehre folgt, erlangt aber nicht bloß das Himmelreich, sie vermeidet auch die beiden Extreme, welche den Völkern so gefährlich sind: Luxus und Elend. Derjenige, welcher arm ist, wird genügsam sein; derjenige, welcher vielen Besitz hat, wird sparsam sein, wird von seinem Reichthume für sich nur gebrauchen, was er bedarf, und das Uebrige wieder dem Kreislaufe der gesellschaftlichen Production anvertrauen. Genügsamkeit und Sparsamkeit bilden die Voraussetzung des Wohlstandes der Völker. Indem letztere die Armuth lieben, gelangen sie dazu, daß Verschwendung vermieden wird, daß für Alle ein Antheil an dem Nothwendigen erübrigt, daß Keiner in's Elend, in's Proletariat herabsinkt.

Das Christenthum lehrt die Verachtung des Reichthums. Der Christ hat ein höheres Ziel als bloß Gold zusammenzuscharren, mit allen Mitteln zu erwerben. Er wird seinen Reichthum nicht vergeuden, sondern gut an=

wenden, er weiß sich der ganzen Gesellschaft verpflichtet, er sieht sich nur als Verwalter an und fühlt sich vor Gott verantwortlich über seine Verwaltung. Er wird deßhalb da, wo wirkliche Noth ist, gerne helfen und unterstützen. In einer Gesellschaft, wo die Reichen von diesem Gefühle der Pflicht und der Verantwortlichkeit durchdrungen sind, wird auch der Unbemittelte, aber Strebsame immer die Mittel zur Existenz und zur größeren Entfaltung finden. Jesus Christus lehrte die Verachtung des Reichthums nicht des irdischen Wohlergehens willen, sondern weil der Reichthum, zu Luxus und verschwenderischem Genusse benutzt, das Seelenheil gefährdet. Aber diese Verachtung des Reichthums ist auch von entscheidender Wirkung für das richtige Verhältniß zwischen Reich und Arm im gesellschaftlichen Leben, schützt vor Ausbeutung und Wucher.

Das Christenthum lehrt die Pflicht der Arbeit und Jesus Christus gab selbst das Beispiel der Arbeitsamkeit, um zur Nachahmung zu spornen. Aber die Arbeit soll als Pflicht, aus höhern sittlichen Motiven, um Gottes willen verrichtet werden, denn der Müssiggang ist aller Laster Anfang. Die Arbeit bringt aber auch der Gesellschaft das tägliche Brod; um Gottes willen verrichtet, schützt sie vor habsüchtigem Erwerb, vor dem Haschen nach lucrativem Erwerbe, welcher jede Gesellschaft der Gefahr der Zersetzung, dem Socialismus preisgibt.

Das Christenthum lehrt die Nächstenliebe, weil alle von Gott gleich geschaffen sind, weil Jeder eine unsterbliche Seele besitzt und ein Ebenbild Gottes ist, weil Alle Einen Vater im Himmel haben und darum Brüder sind. Ohne Nächstenliebe ist die Erreichung der Seligkeit nicht möglich, weil derjenige Gott beleidigt, welcher die unsterbliche Seele im Nächsten beleidigt. Diese Lehre hat aber auch die Gesellschaft umgewandelt, hat die Sklavenbanden gebrochen, hat die Freiheit Aller, die Gleichheit Aller und die Brüderlichkeit Aller vor Gott in das Bewußtsein der Völker übertragen und hat jene Einheit der Völker hervorgerufen, welche selbst durch den Eigennutz Einzelner und größerer Massen nicht mehr gänzlich vernichtet werden kann.

All diese Lehren und Ideen haben in erster Linie nur das Verhältniß des Menschen zu Gott und zum Nächsten zu regeln, sie haben Einzelnen und der ganzen Gesellschaft die Erlösung aus Sünde und Schuld, geistiger Noth und geistigem Tode, die Reinigung und Heiligung und Vereinigung mit Gott zu vermitteln. Aber dieselben Grundsätze, welche das geistige und sittliche Leben des Menschen, sein Verhältniß zu Gott und zum Mitmenschen bestimmen, regeln zugleich auch seine Beziehungen zur materiellen Ordnung. Diejenigen, welche alle Güter der Welt nur auf Gott beziehen, werden die Materie idealisiren und für die höchsten geistigen und sittlichen Zwecke erhöhen und veredeln. Jene dagegen, welche von Gott sich abge-

wendet haben, werden mit unwiderstehlicher Gewalt zur Materie herabgezogen, verlieren die ideale Schöpferkraft und die sittliche Spannkraft, sie werden Sklaven sinnlicher Leidenschaften und materieller Genüsse und werden auch ihre Mitmenschen und die Natur in den Zauberkreis der Sklaverei, der Ausbeutung und Vernichtung herabziehen.

Dieselben Ideen, welche den Menschen zur idealen Höhe der Vereinigung mit Gott emportragen, beantworten auch die Fragen der politischen Oekonomie: über das Verhältniß von Reich und Arm, über Erwerb und Verwendung des Reichthums, über Arbeit und Arbeitsertrag u. s. w. Das Christenthum bringt denjenigen, welche seine Lehren bekennen und befolgen, nicht bloß das Reich Gottes, es gibt ihnen auch alles Uebrige dazu: Wohlstand, Gleichgewicht zwischen Reichthum und Armuth, Fortschritt in der Arbeit und in der Herrschaft über die Natur, Freiheit und Gleichheit Aller nach Ursprung und Ziel, Schutz gegen Erniedrigung und Ausbeutung in der brüderlichen Gesinnung und in dem Bewußtsein, daß Alle Söhne des himmlischen Vaters sind.

Die christliche Lehre erhebt sich über das wirthschaftliche Leben; sie umfaßt des Menschen höchstes und letztes Ziel, sein Verhältniß zu Gott, seine Bestimmung für das Jenseits. Aber die christliche Lehre enthält zugleich auch die Grundzüge für das Verhalten des Menschen zum materiellen Leben, sie bietet Norm und Maß für die Entwicklung des wirthschaftlichen und socialen Lebens der Völker. Und diese Grundsätze der christlichen Lehre sind, in wenigen Worten zusammengefaßt: Arbeit, Freiheit und Nächstenliebe. Diese drei Begriffe unterstützen und ergänzen sich gegenseitig. Damit die Freiheit möglich sei, ist die Erhebung der Arbeit zur Höhe der Ehre und Pflicht, wie das Christenthum es that, nothwendig. Die Freiheit verschwindet, die Arbeit verfällt der Ausbeutung und Sklaverei, wenn nicht die Liebe die gegenseitigen Beziehungen regelt. Arbeit, Freiheit und Liebe bilden einen Bund, welchen die heidnischen Gesellschaften niemals zu schließen vermochten und den die moderne Gesellschaft zu ihrem eigenen Unglücke zu lösen versuchte. Die heidnischen Gesellschaften kannten die Liebe nicht und darum schmachteten sie in den Fesseln der Sklaverei. Die moderne Gesellschaft bekämpfte gleichfalls die Liebe und wollte die gegenseitigen Beziehungen durch den Egoismus der Privatinteressen nach dem starren Gesetze des Mein und Dein, nach der rohen Naturgewalt des Angebotes und der Nachfrage regeln, und verfiel alsbald der modernen Sklaverei des „ehernen Lohngesetzes". Nur die christliche Liebe kann den Bund der Freiheit und der Arbeit erhalten.

Das Christenthum fand die Sklaverei als Form der Production vor. Die Sklaverei war die Schmach und die Wunde der antiken Welt, aber sie war zugleich die eingewurzelte Form der Arbeit und des Brodes, von

dem sie lebte. In der Sklaverei wie in dem Zustande der Freiheit arbeitet der Arme im Dienste des Reichen und der Reiche ernährt den Armen, allein in der Sklaverei findet dieser Austausch in der Entwürdigung und im Hasse statt. Man mußte die Entwürdigung aufheben, den Haß auslöschen, aber die Arbeit durfte nicht aufhören und das Brod durfte nicht fehlen. Nun milderte die Kirche durch ihre Principien der persönlichen Freiheit und Gleichheit Aller vor Gott, der Liebe und der gegenseitigen Achtung die Sklaverei und mußte sie in allmählicher und ruhiger Entwicklung der Principien eines Tages ganz aufheben. Damit aber, wenn dieser Tag kam, die ertragsfähige, fruchtbringende Arbeit nicht aufhöre, setzte die christliche Lehre an die Stelle der Sklavenarbeit die freie und geehrte Arbeit, welche viel intensiver thätig ist und größere Productivkraft entwickelte. Der emancipirte Sklave vermißte also nicht die Frucht der Arbeit, das tägliche Brod, wie die Israeliten die Zwiebeln Aegyptens. Die freie Arbeit bot ihm die Mittel der Existenz und ehrte ihn zugleich, während er als Sklave früher ernährt worden war auf Kosten seiner Ehre, seiner Würde, seines Gewissens. Wurde er arbeitsunfähig, so ernährte ihn die christliche Gemeinde durch die Gabe der christlichen Liebe. Und diese Gabe ehrte den Arbeitsunfähigen ebenso wie den Kräftigen die Arbeit. Die Liebe gab der Arbeit nicht bloß die Freiheit, sondern auch Ehre und Würde[1].

Von dem Augenblicke an, wo die christliche Lehre die Welt erleuchtete, begann sie den Kampf gegen die Unterdrückung und Ausbeutung, gegen die Rohheit und Entwürdigung. Die Geschichte der christlichen Civilisation ist die Geschichte des Kampfes und Sieges der christlichen Principien der Liebe, der Freiheit, der Arbeit um Gottes willen. Seit bald zwei Jahrtausenden wird dieser Kampf fortgesetzt, endet häufig mit scheinbaren oder wirklichen Niederlagen, aber nur, um neue Kräfte anzuziehen und zu sammeln und größere Triumphe vorzubereiten. Die christlichen Principien werden niemals untergehen, sie sind ewig; wenn Alles vergeht, das Reich der Liebe dauert in Zeit und Ewigkeit, denn Gott ist die Liebe. Auf dieses Reich der Liebe, auf das Reich Gottes ist anwendbar, was ein alter Römer, Rutilius, fälschlich von dem Reiche der Cäsaren sang:

> Sieh, dich erneuert, was andere Reiche zerstört und zertrümmert.
> Selbst das Uebel dich stärkt: dient dir zur Wiedergeburt[2].

Würde und Ehre der Armuth und der Arbeit, Liebe zur Armuth und zum einfachen Leben selbst inmitten des Reichthums, edle Verwendung des Reichthums, Verbindung und Ausgleichung zwischen Reich und Arm durch

---

[1] Vgl. Champagny, Die Antonine II, 135.

[2] Illud te reparat, quod cetera regna dissolvit.
Ordo renascendi est, crescere posse malis.

die Liebe und durch die Freiheit: diese christlichen Lehren hat die Kirche im Laufe der Jahrhunderte mit bald größerem, bald minderem Erfolge immer den Völkern verkündet und hat ihnen damit den Weg gezeigt, wie sie Herren über die Natur werden, die Güter dieser Welt benützen und genießen können, ohne das ewige Ziel, die Vereinigung mit Gott, aus dem Auge zu verlieren. Je mehr die Völker die Verwirklichung dieser christlichen Lehre im Leben anstreben, um so rascher werden sie in der Civilisation vorwärts schreiten, um so leichter werden sie die innere Einheit und gegenseitige Harmonie erhalten, um so mehr werden sie das lebensfreudige Schaffen in Kunst und Wissenschaft, in Ackerbau und Industrie, in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit befördern. Niemals werden die Völker die Höhe des christlichen Ideals erreichen, die volle Verwirklichung ist dem Jenseits vorbehalten, aber es genügt, darnach zu streben. In diesem Streben liegt die Voraussetzung jeglichen Fortschritts.

Je mehr die Völker Armuth und Arbeit verachten, je mehr sie nur dem Besitze und dem leichten Gewinne nachjagen, je mehr sie die aufopfernde und ausgleichende Liebe mißachten, um so mehr verfallen sie der Ausbeutung und der Auswucherung, der Auflösung und der Zersetzung, dem Hasse und der Sklaverei.

Diese Erkenntniß schöpfen wir aus der Geschichte der Vergangenheit, in dieser Erkenntniß finden wir auch die Heilmittel für die Gegenwart, den Wegweiser für die Zukunft.

Die Thätigkeit der Kirche in der Vergangenheit war theils präventiv, indem sie Schranken gegen die Auswucherung und gegen die Ausbeutung der Arbeit errichtete, theils subventiv, indem sie für die Unglücklichen und Arbeitsunfähigen die Werke der christlichen Liebe in der Armenpflege organisirte. Der erstere Theil der Thätigkeit ist in den vorstehenden Abhandlungen erörtert, der letztere Theil wurde von dem Verfasser in einer früheren Arbeit behandelt [1]. Die Kirche war dazu berufen, die Welt nicht bloß zu bekehren, sondern sie auch völlig umzugestalten, mit ihrem Geiste Sitten und Gesetze zu durchdringen, Besitz und Arbeit, Reichthum und Armuth durch die christliche Liebe zu verbinden und zu versöhnen, einerseits die Freiheit der Völker zu begründen, andererseits der Autorität ihre Weihe zu geben, der Gewalt ihre Grenzen zu bestimmen. Es war eine riesige Aufgabe, welche die Kirche auf ihre Schultern geladen hatte. Sie hat das mühevolle Werk mit Ernst und Weisheit, mit Hingabe und Kraft durchgeführt, und die Gegner der Kirche können diese Thatsache nicht aus der Welt schaffen, wenn sie sich auch angelegen sein lassen, die vorgekommenen Fehler und Ausschreitungen

---

[1] Geschichte der kirchlichen Armenpflege. Gekrönte Preisschrift. Freiburg, bei Herder 1868. S. XIV u. 434.

noch so sehr zu übertreiben. Als die christlichen Grundsätze in das Leben der Nationen eingedrungen waren und alle Verhältnisse neu geregelt hatten, konnte die Kirche es den Völkern selbst überlassen, die weitere Entwicklung im Geiste der Lehre Jesu Christi zu gestalten. Die Kirche konnte sich, dem Gange der Dinge gemäß, mehr und mehr auf das eigentliche Gebiet ihrer Aufgabe, den Völkern die Erlösung und Heiligung in Jesus Christus zu vermitteln, zurückziehen. Heute, wo theils heidnisch-materialistische, theils jüdisch-erwerbsüchtige, dem christlichen Geiste widersprechende Weltanschauung immer mehr das öffentliche Leben der Völker zu beherrschen und die Errungenschaften der christlichen Civilisation zu vernichten droht, tritt an die Kirche neuerdings die Aufgabe heran, gegen die Verschlechterung der sittlichen und rechtlichen Anschauungen mit Kraft und Energie anzukämpfen und an die öffentlichen Zustände im Staate und im Erwerbsleben der Gesellschaft den Maßstab der christlichen Lehre anzulegen, hier bittend und warnend, dort mahnend und drohend. Die moderne Gesellschaft findet diese Rolle der Kirche, trotzdem sie nicht im Tone der Herrschaft, sondern mit den flehenden Worten der fürsorgenden Mutter spricht, gänzlich unerträglich. Und wenn die Kirche Anschauungen, Zustände und Verhältnisse, welche dem Geiste der Lehre Christi widersprechen, verwirft und dieß öffentlich ausspricht, so findet man hierin eine Ueberschreitung der Grenzen ihrer Aufgabe. Das, was man „Culturkampf" nannte, übernimmt es, die Kirche in ihre „Schranken zurückzuweisen", d. h. der Kirche das Recht abzusprechen, den Maßstab der Lehre Jesu Christi an die Einrichtungen in Staat und Gesellschaft anzulegen, ein Recht, auf welches die Kirche niemals verzichten kann und darf. Ein Verzicht hierauf käme einem Verzichte auf ihre eigene Existenz gleich. Die Zukunft wird die Verirrungen der Gegenwart zu büßen haben. Wie auch diese Zukunft beschaffen sein mag, das Eine kann nicht zweifelhaft sein, daß die Gesellschaft entweder freiwillig zum Geiste der Lehre Jesu Christi zurückkehrt oder einem tiefen Verfalle entgegeneilt. Auch in letzterem Falle wird es die Aufgabe der Kirche werden, aus den Trümmern des zerfallenden Baues eine neue Ordnung zu schaffen und die Gesellschaft neuerdings zu lenken.

Der modernen Gesellschaft ist das Bewußtsein von dem großen sittlichen und wirthschaftlichen Unterschiede zwischen *lucrativem* und *productivem Erwerbe* in den herrschenden Schichten des Volkes fast gänzlich abhanden gekommen. Die Wissenschaft der Moral und der Nationalökonomie hat sich auf die dürre Haide der Unterscheidung von productiv und consumtiv verirrt und hat aus diesen zwei sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen des Kreislaufes wirthschaftlicher Gütererzeugung Gegensätze gemacht. Die Consumtion wurde als *Vernichtung* von Gütern gefaßt und der Erzeugung von Gütern in der Production gegenübergestellt. Die Consumtion

sollte möglichst eingeschränkt, die Production möglichst erweitert werden: Dieß war die Auffassung, welcher man immer begegnete. Und doch muß zwischen Production und Consumtion ein Ebenmaß bestehen, beide müssen gleichen Schritt halten, wenn nicht Störungen und Krisen eintreten sollen. Die Consumtion vernichtet vorhandene Güter nicht, sondern verwandelt sie nur in eine höhere Lebensform, nimmt sie in einen höheren Lebensproceß auf, in welchem das consumirte Gut fortwirkt und an der Production neuer Güter theilnimmt. Die Verwandlung von verwittertem Gestein in Pflanzenleben, vom Pflanzenleben in Thierleben, von Thierleben in das Geistesleben des Menschen ist allerdings immer mit einer Zerstörung verbunden, aber diese Zerstörung ist nicht im Sinne von Vernichtung, sondern als die nothwendige Form der Aufnahme in ein höheres Leben aufzufassen.

Dagegen besteht ein Gegensatz zwischen productivem und lucrativem Erwerbe. Im productiven Erwerbe werden neue Werthe erzeugt, welche die Berechtigung zur Theilnahme am täglichen Brod in der Gesellschaft gewähren. Der bloß lucrativ Erwerbende speculirt dagegen auf die Verluste Anderer, er schafft keine Werthe, sondern will ohne productive Thätigkeit von den Werthen leben, welche Andere erzeugt haben. Der lucrativ Erwerbende ist ein Schmarotzer, ist ein Dieb, welcher sich aneignet, was Anderen gehört. Er hat kein Recht auf die Theilnahme am täglichen Brod, denn „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen". Im Leben der modernen Gesellschaft hat man diesen Gegensatz theoretisch und praktisch verwischt und hat jeden Erwerb als productiv, als sittlich und wirthschaftlich berechtigt erklärt. Dieß ist der wunde Theil im modernen Wirthschaftsleben, hier muß die bessernde Hand angelegt werden. Schutz dem productiven, Krieg dem lucrativen Erwerbe: Dieß muß die Parole für jede wirthschaftliche Reform sein.

Der redliche Besitz und die ehrliche Arbeit haben einen gleichen Anspruch auf Schutz und auf Beseitigung jener „Freiheit", welche es ermöglicht, fremden Besitz durch Wucher, fremden Arbeitsertrag durch Aneignung von Liedlohn zu „erwerben". Der Socialismus hat sich einen falschen Standpunkt erwählt, indem er jeden Besitz, auch den ehrlich und redlich erworbenen, anfeindet. Die landläufige liberale Wirthschaftstheorie aber treibt Heuchelei, indem sie unter dem Vorgeben, das Eigenthum zu schützen, nur den lucrativen Erwerb festhalten will, welcher es möglich macht, das Eigenthum des Nächsten aufzusaugen. Gegenüber diesen beiden Theorien, welche beide falsch und verderblich sind, sollte schon das gemeinsame Interesse den redlichen Besitz und die ehrliche Arbeit zusammenführen, daß sie den unreellen Erwerb mit aller Macht bekämpfen. Hätte der lucrative Erwerb, allen Begriffen von Sittlichkeit und Recht Hohn sprechend, niemals mit der Flagge des Eigenthums sich decken können, dann wäre der Socialismus nicht entstanden. Der Mißbrauch des

Eigenthums zur Beraubung Anderer in Form des Gesetzes mußte den Haß gegen jegliches Eigenthum entfesseln. **Abyssus abyssum invocat.**

Der lucrative Erwerb im heutigen Wirthschaftsleben zeigt sich in der Auswucherung von Grund und Boden, in der Ausbeutung des Handwerks, in der Enterbung der industriellen Arbeiter, welche im Lohne nur eine Abschlagszahlung erhalten, die sich mit dem Arbeitsertrage keineswegs immer deckt.

Der Grundbesitz wird heute förmlich ausgewuchert; dieser Proceß hat in der Geschichte nur noch ein Analogon in der absterbenden römischen Welt[1]. Die Verschuldung des Grundbesitzes nimmt heutzutage solche Ausdehnung an, daß mit Ablauf dieses Jahrhunderts Grund und Boden erschöpft und ein völliger Wechsel in den Eigenthumsverhältnissen unvermeidlich sein wird. In Deutschland kennen wir freilich die Höhe der Verschuldung nicht ziffermäßig; bei uns hat die Statistik so viel mit kindischen Spielereien zu thun, daß sie keine Zeit findet, mit den Lebensfragen der Nation sich zu beschäftigen. Selbstverständlich könnte es auch im Volke nur aufregend wirken, wenn man einmal ziffermäßig erfahren würde, welche riesige Zinsknechtschaft existirt, welch kolossale Summen alljährlich dem Grund und Boden entzogen werden müssen, um die Wucherer zu mästen. Aber die Milliarden und Milliarden an Pfandbriefsummen, welche die Hypothekenbanken in Süd-, Mittel- und Norddeutschland auf Grund und Boden ausgegeben haben, bieten ein ungefähres Bild von der herrschenden Schuldknechtschaft. In Frankreich wurde im Jahre 1876 eine neue Aufnahme der Schulden von Grund und Boden durch die Hypothekenbeamten (conservateurs des hypothèques) veranlaßt und ergaben:

Eingetragen waren am 31. December 1876	19 278 831 692	Francs.
Davon ab Doppeleintragungen ꝛc. . . .	5 741 931 768	"
bleiben	13 536 999 924	"
Dazu Schulden beim Credit Foncier . . .	832 096 402	"
Totalverschuldung	14 369 096 326	"

Seitdem hat in Frankreich die Lage der Landwirthschaft sich wesentlich verschlechtert[2], so daß heute die Verschuldung sicherlich einige Milliarden

[1] Schon im alten Aegypten unter König Ramses trat ein ähnlicher Fall ein, wie einer Hieroglypheninschrift zu entnehmen ist, deren Kenntniß wir dem gelehrten Alterthumsforscher Dr. Reinisch verdanken. Phönizische und hauptsächlich jüdisch-arabische Kaufleute waren es, welche das Land aussaugten, das Rechtsbewußtsein und die strenge Ordnung des Volkes durch ihre verderblichen Geschäftsusancen brachen und Corruption und Sittenverfall veranlaßten.

[2] Diese rapide Verschlechterung läßt sich an der Hand des jüngsten Rechenschaftsberichtes des Credit Foncier ziffermäßig nachweisen. In den letzten zehn Jahren wurden

mehr beträgt. Die Zunahme der Schuld von Grund und Boden in Frankreich gibt folgendes Bild: am 1. Juli 1820: 8863894965 Francs. Am 1. Juli 1832: 11233265778 Francs, am 1. Juli 1840: 12544098600 Francs. Man berechnete aber damals, daß ein Drittel dieser 12 Milliarden durch Garantien, Collectivhypotheken und Doppeleintragungen ꝛc. absorbirt wurde, so daß nur eine thatsächliche Schuldenlast von 8 Milliarden übrig bleibt. Bis 1848 wurden fünf weitere Milliarden eingetragen. Für den 1. Juli 1868 wurde die Hypothekarschuld — mit Einschluß von Elsaß-Lothringen, welches bei der Aufnahme von 1876 abzurechnen ist, und mit Einschluß der Doppeleintragungen — auf rund 16 Milliarden angegeben.

In Oesterreich kennt man nicht die Höhe der Schuldenlast überhaupt[1], aber die österreichische Statistik gibt in den letzten Jahren wenigstens die jährliche Zunahme der Verschuldung an: In Cisleithanien betrug diese Zunahme von 1870—79 die Summe von 938 Millionen oder jährlich 104 Millionen Gulden. In Ungarn war der Grundbesitz im Jahre 1869 mit 270 Millionen Gulden belastet, im Jahre 1874 schon mit 591 Millionen und 1879 mit 840 Millionen. Die Schuldenlast hat sich also im Laufe der zehn Jahre 1869—79 mehr als verdreifacht[2].

Die Zwangsversteigerungen bäuerlicher Anwesen in Cisleithanien erreichten in den fünf Jahren von 1875—79 die Höhe von 37471, wobei ein Erlös von 78721978 Gulden erzielt wurde, während 63812541 Gulden, welche als Hypotheken eingetragen waren, verloren gingen. Berechnet man, daß die Schuldner selbst auch ihr ganzes früheres Vermögen eingebüßt haben und als Bettelleute von Haus und Hof ziehen mußten, so ergibt sich eine riesige Summe von verlornen Werthen und eingebüßten Vermögen. Wer hat einzig gewonnen? Der Wucherjude, welcher gegen eine geringe Summe auf Wechsel jahrelang hindurch den Ertrag der Ernte, Vieh und Fahrniß sich aneignete und die völlige Abschwendung des Gutes er-

---

von diesem Institute jährlich durchschnittlich 41½ Millionen an 882 Creditnehmer geliehen. Im Jahre 1879 stieg das Darlehensgeschäft auf 52 330 844 Millionen an 1126 Parteien; im Jahre 1880 dagegen auf 218 968 301 Millionen an 3660 Parteien. Dazu kamen noch Gemeindeschulden (obligations communales zum Unterschiede von den obligations hypothécaires) im Betrage von 238 604 118 Millionen, so daß die Gesammtsumme der von dem Credit Foncier gewährten Darlehen auf Grundbesitz und an Gemeinden sich im Jahre 1880 auf 457½ Millionen beziffert. Dazu kommt ferner, daß das neue Concurrenzunternehmen Soubeyrans, die banque hypothécaire, gleichfalls große Geschäfte macht.

[1] „Die Behauptung ist nicht übertrieben," schrieb die „Deutsche Zeitung" in Wien 1879, „daß in großen Theilen des Reiches schon mehr als die Hälfte des gesammten Volksvermögens eine Beute des Wuchers geworden ist. Die Bauernschaften umfangreicher Landstriche sind durch den Wucher bereits mehr als decimirt worden."

[2] Vgl. Wiener „Vaterland" Nr. 12 (13. Januar) 1881.

zwang, so daß schließlich dasselbe um die Hälfte des früheren Werthes versteigert wurde. Nahezu die Hälfte der Hypothekargläubiger ging leer aus, weil der Wechseljude den bezüglichen Werth sich bereits angeeignet hatte.

In Bayern war in dem einen Jahre 1880 die Zahl der Zwangsversteigerungen von Gütern auf 3722 Fälle gestiegen. Nach officieller Versicherung sollen 55 Procent auf eigenes Verschulden der Besitzer zurückzuführen sein — ein Zeichen, daß mit dem Unglücke auch der Leichtsinn zunimmt. Es ist dieß auch ganz natürlich. Wenn ein Besitzer sieht, daß die Frucht alles Fleißes, aller Mühe, aller Sparsamkeit immer ein Fremder sich aneignet, daß bei aller Anstrengung, aller Entbehrung eine Rettung vor der erdrückenden Last der Schulden, eine Hilfe gegen wucherische Ausbeutung nicht mehr möglich ist, dann verläßt ihn nur zu leicht die sittliche Kraft, er wird ein Opfer des Leichtsinns. Leider erfährt man nicht, wie viel die Gläubiger bei diesen Zwangsversteigerungen verlieren mußten, wie viel Vermögen die Schuldner selbst in die Wirthschaft mitgebracht und eingebüßt haben.

Die riesige Zunahme der Verschuldung von Grund und Boden wird heute ebenso allgemein als Thatsache zugegeben, wie die erschreckende Steigerung der Subhastationen. Zur Zeit der Aera Delbrück-Camphausen nahmen die Regierenden diese Erscheinungen freilich sehr leicht. Damals fiel vom preußischen Ministertische die wahrhaft empörende Aeußerung, daß der Staat gleichgiltig zuschauen könne. Wenn auch die Besitzer wechseln, Grund und Boden bleibe ja dem Staate immerhin. Ja der vielfache Eigenthumswechsel schwellte in der Form der Gebühren und Taxen die Einnahmen der Staatskasse. Abgesehen indeß von der Grausamkeit, welche darin liegt, wenn Regierende ohne Mitgefühl mitansehen können, wie fleißige und sparsame Hände unter der Last der Schulden ermatten, wie Tausende von Familien von der erbgesessenen Heimath, von Haus und Hof wandern müssen und als hilflose Arme auf die Unterstützung Anderer angewiesen sind, so enthält obige Aeußerung auch einen bedenklichen Mangel an wirthschaftlicher Kenntniß. Allerdings bleibt der Boden, aber in welchem Zustande? Welche riesige Summe von Arbeit und Kapital verschlingt ein abgeschwendetes Gut, bis es wieder ertragsfähig wird? Wohin aber die Ausbeutung und Auswucherung von Grund und Boden im Großen führt, das lehrt ein Blick auf die ehemals fruchtbaren Gefilde in Griechenland, Afrika, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, diese klassischen Länder alter Cultur. Die Cultur ist, wie schon das Wort sagt, untrennbar verbunden mit der Blüthe der Landwirthschaft. Wo diese verfällt, wo Grund und Boden unter dem Drucke der Lasten erschöpft wird, schwindet der Wohlstand und mit dem Wohlstande schwinden auch die höheren Güter der Nationen. Völker, welche der Verarmung anheimfallen, gehen auch physisch und moralisch zu Grunde.

Man ist der Landwirthschaft mit allerhand Rathschlägen an die Hand gegangen. Man sprach davon, daß dieselbe rationeller betrieben werden müsse und gründete landwirthschaftliche Schulen. Aber gegen die elementare Macht der Verschuldung hilft keine Bildung, weil der Wille materielle Gewalt nicht zu beherrschen vermag. Der „rationelle" Betrieb, wie ihn die landwirthschaftlichen Schulen lehren, fordert ferner Geld, Geld und wieder Geld, und gerade das mangelt den Bauern. Man suchte sodann statt des Körnerbaues die Viehzucht in Aufschwung zu bringen, und vor zehn Jahren reisten im Auftrage der Regierungen Wanderlehrer Gau auf Gau ab, um den Bauern die Vortheile des Ueberganges vom Körnerbau zum Futterbau und zur Viehzucht zu demonstriren. Heute sind sie verstummt, denn die Viehzucht rentirt seit einigen Jahren noch weniger als der Körnerbau. Weil die Viehzucht zum Schlagworte sich nicht mehr eignet, hat man eine andere Phrase gewählt. Die deutschen Bauern sollen zu „edleren Culturen" übergehen, als da sind: Zuckerrüben, Obst, Gemüse, Handelsgewächse. Das ist sehr schön gesagt, aber nicht ausführbar. Denn erstens eignet sich hierzu nur ein verschwindend kleiner Theil von Grund und Boden, sodann ist die Production von Gemüse und Handelsgewächsen sehr leicht angerathen, aber wo ist Absatz, wo ist Consum für diese Producte, wenn ein größerer Theil der deutschen Bauern zu diesen „edleren Culturen" übergehen wollte? Der Bauer müßte seinen Kohl selbst essen; denn die Transportkosten bis zur nächsten größeren Stadt, wo vielleicht Bedarf wäre, würde in den meisten Fällen den ganzen Ertrag völlig absorbiren. Der Uebergang zu den edleren Culturen ist nur in der allernächsten Umgebung großer Städte rentabel und da hat sich dieser Uebergang schon vollzogen [1]. Den Bauern auf dem flachen Lande diesen „Uebergang" zu empfehlen, dazu gehört die berufsmäßige Unwissenheit so vieler heutiger Vertreter der „Volkswirthschaft". Der Bauer braucht Geld, nicht Rathschläge; sein Geschäft versteht er durchschnittlich viel besser als die Herren, die es ihm lehren wollen.

Die Schutzzöllner versprachen mit ihren Zöllen den Bauern goldene Berge. Daß aber der Landwirthschaft, deren Schuldknechtschaft nach Milliarden sich beziffert, nicht mit dem Zoll von 50 Pfennig pro Centner geholfen werden kann, darüber kann doch im Ernste keine Meinungsverschiedenheit existiren. Für die Berechtigung der Schutzzölle lassen sich vom finanzpolitischen Standpunkte allerhand Gründe der jeweiligen Opportunität vorbringen; für die Frage der Entlastung der Landwirthschaft kommen die Schutzzölle nicht in Rechnung. Man hat ferner die Nothwendigkeit der Entlastung von Grund und

[1] Während noch 1859 die deutsche Ausfuhr von Weizen die Einfuhr um 4 520 000 Zentner überstieg, so wurde jene 1878 von dieser um 26 754 500 Zentner übertroffen, was einer Bebauungsfläche von 1 055 919 Hektaren entspricht, welche jetzt anderen Culturen, statt der des Weizens, theilweise wenigstens, dienen werden.

Boden durch Steuererlaß betont. Gewiß sind namentlich die Communallasten in den letzten Jahrzehnten durch geradezu sinnlose Anforderungen im Schulwesen in äußerst bedenklicher Weise gesteigert worden; in Bayern z. B. haben sich die Gemeindeschulden in dem Jahrzehnte 1868—78 mehr als verdreifacht. Die Militärlasten drücken gleichfalls gerade auf die landwirthschaftliche Production am allerschwersten; so lange der Militarismus und die Schulwuth die moderne Gesellschaft beherrschen, kann von einer socialen Reform nicht die Rede sein.

Bei dem XII. Congresse deutscher Landwirthe, welcher am 22. Febr. 1881 in Berlin tagte, wurde „die Production Nordamerikas als größte Gefahr für die deutsche Landwirthschaft" erklärt. Nach den dort gegebenen officiellen statistischen Mittheilungen betrug die mit Weizen bebaute Fläche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1871 noch nicht ganz 20, im Jahre 1880 schon 36 Millionen Acres. Ausgeführt wurden in Millionen Bushels (1 Bushel = $^1/_8$ Hectoliter, genauer circa 35 Liter), im Jahre 1871 erst 27, 1880 schon 153; Mais 1871: 34, 1880: 98. Roggen wird fast gar nicht exportirt, daher die Erscheinung, daß, während die Weizenpreise in Deutschland in Folge der amerikanischen Concurrenz sinken oder stationär bleiben, bei ungünstigen Ernten die Roggenpreise in die Höhe gehen. Im October 1879 betrug der Mittelpreis des Weizens 21,3 Mark, der des Roggens 16,3. Im October 1880 dagegen hatte der Roggen den Weizen eingeholt.

Amerika macht nicht bloß in der Weizenproduction, sondern auch in der Viehzucht empfindliche Concurrenz. An frischem Rindfleisch wurden in England 1876 eingeführt 170, im Jahre 1880 schon 718 Millionen Centner. Im Ganzen hat Nordamerika im Jahre 1880 gegen 80 000 lebende und wöchentlich gegen 2000 Stück geschlachtete Rinder nach Europa verschickt, abgesehen von den Mengen versandter Fleischconserven. Hat doch die St.-Louis-Beef-Canning-Company allein vom Juli bis November 1880 das Fleisch von 80 000 Stück Rindern zu Conserven verarbeitet. In London kommen jede Woche über 10 Millionen Pfund konservirtes Fleisch auf den Markt. Auch in Butter und Käse (von letzterem 1879 Export nach England 121 Millionen Pfund, von ersterem 30 Millionen), sowie in Schmalz und Speck (4 Millionen Centner) macht Nordamerika den alten Culturländern Europas Concurrenz.

In diesen thatsächlichen Verhältnissen liegt gewiß eine große Gefahr, aber mit den Mitteln, welche der Congreß deutscher Landwirthe vorschlug, ist sie nicht zu beschwören. Der Congreß empfahl Schutzzölle einerseits, bessere Transportwege andererseits. Bei den Schutzzöllen kann man ohne Schädigung anderer Interessen über eine gewisse Grenze nicht hinausgehen; die Transportwege aber muß der deutsche Bauer aus seiner eigenen Tasche

sehr theuer bezahlen und schließlich dienen sie dem amerikanischen Getreide ebenso wie dem einheimischen.

Die größte Gefahr für die einheimische Landwirthschaft liegt nicht in der amerikanischen Concurrenz, wie der Congreß deutscher Landwirthe glaubte, sondern dieser Feind ist in unserer Mitte. Die Ueberschuldung ruinirt unsere Landwirthschaft; der Zinsfuß ist höher als der Reinertrag des Kapitals, mit welchem der Bauer arbeiten muß. Das, was man heute landwirthschaftlichen Credit nennt, ist nichts als Wucher pur et simple. An dem wirthschaftlichen Widerspruche, daß der deutsche Bauer höheren Zins zahlen muß, als das Kapital ihm Reinertrag abwirft, an dem Wucher geht unsere Landwirthschaft zu Grunde. Dieß hat schon vor mehr als einem Jahrzehnte Rodbertus in seinen vielgenannten Untersuchungen „über die heutige Creditnoth des Grundbesitzes"[1] ausgesprochen; Freiherr von Vogelsang in Wien hat diesen Gegenstand gleichfalls eingehend behandelt in verschiedenen Schriften[2], sowie in der von ihm herausgegebenen „Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft" und im Wiener „Vaterland". Auch an praktischen Vorschlägen hat es nicht gemangelt. Das österreichische Ministerium (Graf Taaffe) trägt sich mit dem Plane einer Reduction und Convertirung der Hypothekenschulden und mit der Errichtung einer Hypothekenbank, welche zu $3^1/_2$ Procent Zinsen Darlehen gewähren soll, während die Sparkassen 6 Procent in Oesterreich auf erste Hypothek fordern. Rudolf Meyer[3] ist mit dem Vorschlag hervorgetreten, die sogen. home-stead Gesetze, welche in Indien und Canada gegeben wurden und die Zwangsversteigerungen wegen Schulden beschränken, nach Europa zu übertragen.

Grund und Boden muß der Ausbeutung des Privatkapitals gänzlich entzogen werden, die heutige Schuldform muß aufhören, wenn ein dauernder und bleibender Erfolg erzielt werden soll. Die geschichtliche Betrachtung nöthigt jeden Denker zu dem Zugeständnisse, daß jede Cultur bedroht ist, sobald Grund und Boden der Auswucherung des Privatkapitals anheimfällt. Cato lobte die Satzung der alten Römer, daß der Dieb um's Doppelte, derjenige, welcher von Grund und Boden Zins nahm, um's Vierfache gestraft werde. Solange diese Anschauung das sittliche und rechtliche Leben der Römer beherrschte, eilten sie von Stufe zu Stufe in der Culturentwicklung und in der Macht. Als dagegen Grund und Boden dem Wucherkapitale anheimfiel, erfolgte der langsame, aber sichere und unaufhaltsame Verfall. Einen Moment schien es, als ob die Wucherzinsen, welche aus Grund und Boden herausgezogen wurden, eine

[1] Zwei Bände, 1868—1869.

[2] Die Grundbelastung und Entlastung. Wien bei Krisch 1879. — Die Nothwendigkeit einer neuen Grundentlastung. Wien 1880 u. s. w.

[3] Im Wiener „Vaterland".

neue Aera volkswirthschaftlichen Aufschwunges bedeuten würden. Der Reichthum mehrte sich anscheinend, die mobilen Werthe steigerten sich, die Pracht wurde größer, das aus Ziegeln erbaute Rom wurde unter Augustus und seinen Nachfolgern in das marmorne umgewandelt, kurz, man glaubte im Anfange einer ungeahnten Entfaltung zu stehen. Und doch war es der Anfang vom Ende. Die Auswucherung von Grund und Boden hatte ihren Anfang genommen und endete mit einem völligen Verfalle, mit dem Untergange des Reiches, mit der Auflösung der Gesellschaft.

Solange im Mittelalter Grund und Boden der Ausbeutung des Kapitals verschlossen blieb, solange steigerte sich die Cultur. Ein Mann von so umfassenden geschichtlichen Kenntnissen und ein so feiner Beobachter der Culturentwicklung, wie Arnold, steht nicht an, zu behaupten, daß „nur die steigende Bodencultur und nur diese es war, was unsere Entwicklung herbeigeführt und zu einer höheren als der des Alterthums gemacht hat“[1]. Diese Bodencultur verdanken wir aber nur der gehäuften Arbeit einerseits, welche die Eigenthumstheilung nach deutschem Rechte ermöglichte, andererseits dem Schutze gegen Ausbeutung durch das Kapital. Als im späten Mittelalter das Wucherkapital Grund und Boden in seine Netze zog und im Rentenkaufe auch eine anerkannte Rechtsform fand, erfolgte rasch die Erschöpfung von Grund und Boden, es trat jene unglückliche Wendung in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen ein, welche in den Bauernkriegen und in dem Verfalle der Cultur im 16. Jahrhunderte einen so tief beklagenswerthen Abschluß fand.

Heute sind wir wieder in eine traurige Epoche eingetreten, wo Grund und Boden völlig der Ausbeutung anheimgefallen ist. Die Arbeit des Landwirths rentirt sich nicht mehr; er muß sich fortgesetzten Entbehrungen unterziehen oder Schulden auf Schulden häufen. Der Bauer züchtet Vieh, aber es gibt bereits Gegenden, wo Monate lang kein Fleisch auf den Tisch des Landwirths kommt. Er baut Weizen, aber er genießt kein Weizenbrod. Milch und Kleienbrod, Kartoffel und Hirsenbrei sind in vielen Gegenden bereits wieder die tägliche Nahrung derjenigen, welche unsern Boden kultiviren. Jene, welche nicht mehr die Kraft besitzen, solchen Entbehrungen sich zu unterziehen, müssen immer neue Schulden machen, bis die Zwangsversteigerung kommt. Es ist eine geradezu erschreckende Lage, in welcher der deutsche Landwirth heute sich befindet. Man kann genau berechnen, wann die Differenz zwischen dem geringen Ertrage und den hohen Zinsenlasten den Zusammenbruch nothwendig herbeiführt. Der Bauer müht sich und plagt sich, spart und entbehrt, aber es ist Alles umsonst. An dem wirthschaftlichen Widerspruche zwischen hohen Lasten und niedrigen

---

[1] Cultur und Rechtsleben S. 142.

Einnahmen, an dieser schändlichen Auswucherung der Gegenwart muß er in berechenbarer Zukunft zu Grunde gehen.

Niemals hat es eine schamlosere Lüge gegeben, als diejenige ist, welche behauptet, das Kapital befruchte den Boden. Es sollte so sein; das Kapital sollte dem Landwirthe die Mittel bieten, die Sümpfe auszutrocknen, Bewässerungen anzulegen, durch Meliorationen und Düngmittel strotzende Felder und prangende Wiesen zu schaffen. Aber es ist nicht so. In hundert Fällen kömmt es vielleicht einmal vor, daß ein Landwirth in der Lage ist, für Culturen an den Credit zu appelliren, um durch Verbesserungen raschen Mehrwerth zu erzielen. In 99 Fällen von 100 dagegen macht der Bauer Schulden nur aus Noth; seine Anlehen sind immer Nothanlehen, nicht Creditoperationen, um durch höhere Fruktificirung und Cultivirung des Bodens höhere Werthe und Erträgnisse erlangen zu können. Wann macht der Landwirth Schulden? Nach der officiellen Statistik in Oesterreich[1] ist ziffermäßig festgestellt, daß ein hoher Procentsatz der Schuldaufnahmen bei der Eigenthumsübertragung der bäuerlichen Anwesen erfolgt. Entweder muß der Erbe des väterlichen Gutes Miterbenantheile hinauszahlen oder der Käufer ist nicht im Stande, den ganzen Kaufschilling zu erlegen. In beiden Fällen erfolgt die Eintragung von Hypothekarschulden entweder für die Abfindungssummen der Miterben oder für den Kaufschillingsrest. Außerdem erfolgen Schuldaufnahmen von Seiten der Bauern bei Todesfällen, welche regelmäßig hohe Kosten verursachen, sodann bei größeren Baufallwendungen, in Jahren mit Mißernten oder Hagelschlag, bei Viehseuchen, zur Befriedigung der Anforderungen, welche der Staats- und Gemeindesäckel macht, bei Ausheirathung von Kindern, endlich bei leichtsinniger Bewirthschaftung. Den Hauptantheil an der Mehrbelastung tragen indeß immer die Abfindungssummen und die Kaufschillingsreste bei Besitzveränderungen.

In Oesterreich[2] (Cisleithanien) wurden in den zwei Jahren 1878 und

---

[1] In Deutschland muß die Statistik die blauen Augen und schwarzen Haare, sowie die braunen Augen und blonden Haare zählen, sie hat darum selbstverständlich keine Zeit, sich um solche „Bagatellfragen" zu kümmern, wie die Frage der bäuerlichen Verschuldung ist.

[2] Rodbertus hat zuerst die Aufmerksamkeit auf die Thatsache gelenkt, daß die meisten ländlichen Schulden durch Erbgang und Veräußerung entstehen. Die preußischen Rittergüter haben in 30 Jahren (1835—1864) durchschnittlich mehr als zweimal den Besitzer gewechselt; 60 Procent aller Besitzveränderungen fallen auf freiwillige, 34 Procent auf Erbsübertragungen des Grundbesitzes. Da die hierdurch entstehenden Schuldsummen nicht einen Productionscredit repräsentiren, sollen (nach Rodbertus) Miterben und Kaufschillingsreste nicht durch Hypothekenkapitalsummen, sondern durch Renten, unkündbar und frei vom Amortisationszwang, abgefunden und getilgt werden. An Stelle des Kapitalisationsprincips solle das Rentenprincip treten. Viel wäre

1879 rund 550 Millionen Gulden neue Pfandschulden auf Grund und Boden aufgenommen. Dieser neuen Belastung stand eine Entlastung von 469 Millionen gegenüber, wenn man die 66 Millionen, welche bei den Subhastationen verloren gingen, miteinrechnet. Von diesen 66 Millionen abgesehen, stand also eine Entlastung von 403 Millionen einer Belastung von 550 Millionen gegenüber. Nun beliefen sich aber in diesen beiden Jahren die Belastungssummen für Miterbenantheile und Kaufschillingsreste auf 124 Millionen, während die gesammte Differenz zwischen Entlastung und Belastung nur 147 Millionen betrug. Die ganze Mehrbelastung trifft also überwiegend auf die Abfindungssummen und Kaufschillingsreste. Ja, rechnet man die 66 Millionen Verluste bei Zwangsversteigerungen zur Entlastung, so beziffern sich Abfindungssummen und Kaufschillingsreste höher als die gesammte Mehrbelastung. Diese Mehrbelastung entstand also nicht deßhalb, weil Kapital dem Grund und Boden zur Fructificirung zugeführt werden sollte, sondern weil Grundwerthsantheile herausgezogen wurden und in der Form von Pfandbriefen circuliren. Das heutige Schuldenwesen der Landwirthschaft ist eine Erschöpfung und Aufsaugung des Grundwerthes, es hat mit dem fructificirenden Credite nichts gemeinsam als die Form des Darlehens: es ist nicht Credit, sondern Wucher.

Weil die Mehrbelastung von Grund und Boden anläßlich der Besitzveränderungen meistens erfolgt, so hat man seit dem Vorgange von Rodbertus gegen das gleiche Erbrecht, gegen die Theilbarkeit und gegen die Erleichterungen des Besitzwechsels vielfach Front gemacht, und mit Recht. Das aus Frankreich nach Deutschland importirte Erbrecht, welches jedem Kinde gleichen Antheil zusichert, müßte consequent zur Zerstücklung aller Güter führen, wenn die Gewohnheit und die gute Sitte nicht mächtiger wären als das formale Recht. Alle Anstrengungen, welche das gleiche Erbrecht und die Theilbarkeit beschränken und die Wiederherstellung eines Höferechtes bezwecken, verdienen darum die vollste Beachtung und Unterstützung. Statt des gleichen Erbantheils ist ein Abfindungsmodus zu suchen, durch welchen es dem Uebernehmer des Gutes ermöglicht wird, den Besitz festhalten und bewirthschaften zu können, ohne unter der Schuldenlast erliegen zu müssen.

Immerhin würden solche Bestrebungen ihren Zweck verfehlen, wenn sie dazu dienen würden, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken, nämlich eine für die Landwirthschaft der Gegenwart zweckdienliche Credit-

damit nicht erreicht. Der Grundbesitz würde den Subhastationen leichter entgehen, um so mehr aber mit Renten und ewigen Gilten belastet werden. Aus der Charybdis der Zwangsversteigerung fiele er in die Scylla der Ausbeutung durch Renten. Die Kritik von Rodbertus ist vortrefflich, seine praktischen Vorschläge sind unbrauchbar: il a bien critiqué, mais pauvrement doctriné.

form zu finden. Der heutige Credit schließt sich nach Wesen und Form dem Bedürfnisse der arbeitstheiligen Industrie und des Handels an; er setzt rasche Reproduction und kurze Zahlungsfristen voraus. Man hat sich bemüht, durch die Raffeisen'schen Vereine den heutigen landwirthschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Formen ländlichen Credits zu schaffen, und es soll nicht geläugnet werden, daß unter bestimmten Verhältnissen diese Vereine günstig wirken. Im Großen und Ganzen ist aber die Basis derselben als verfehlt zu bezeichnen. Der durchschnittliche Zinsfuß, den diese Vereine nehmen (5 Procent), ist Angesichts der Thatsache, daß der durchschnittliche Reinertrag nur 3—4 Procent beträgt, als wucherisch zu bezeichnen. Außerdem haben die Creditvereine dadurch wesentlich geschadet, daß sie die Wechselform benützten. Dadurch wurde der Bauer mit einem Creditwerkzeuge vertraut, welches, im Besitze redlicher Gläubiger ungefährlich, in der Hand rücksichtsloser, unredlicher Gläubiger dem Schuldner die schwersten Verletzungen beibringen kann [1].

Will man die Gefahr, in welcher die Landwirthschaft gegenwärtig schwebt, beschwören, so muß die Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein, für den Bauer Annuitätenkapitalien in gleicher Höhe mit dem durchschnittlichen Reinertrage (3 Procent) zu schaffen. Auf dem Wege der Creditvereine ist dieses Resultat nicht zu erreichen. Das Project, eine Agriculturbank zu gründen, welche zu $3^1/_2$ Procent Zinsen gewähren soll, wie von der österreichischen Regierung [2] geplant ist, wird wohl Project bleiben. So lange der Staat 4 Procent unter pari bietet, ist nicht zu hoffen, daß der Zinsfuß auf die Höhe des Reinertrages von Grund und Boden sich ermäßige. Es ist deßhalb ein Mittel ausfindig zu machen, welches Grund und Boden und in weiterer Folge auch den Staat von dem Belieben des monopolistischen Privatkapitals emancipire, von Ausbeutung und Auswucherung befreie. Dieses Mittel ist die Ausgabe von Grundwerthantheilscheinen oder, prägnanter ausgedrückt, von **Bodenscheinen. Der Staat übergebe den Grundbesitzern, welche genöthigt sind, Schulden zu machen, Bodenscheine, welche behufs rascher Amortisation zu einer $2^1/_2$—3procentigen Rückzahlung verpflichten.** Ehe wir indeß die Modalitäten dieser Ausgabe von Bodenscheinen näher erörtern, ist es nöthig, das Geld und den Begriff des Geldes näher in's Auge zu fassen.

Was ist Geld? Geld ist eine **Waare**, mit welcher man jede andere Waare kaufen kann. So lautet meistens die Antwort. Man betrachtet

[1] Vgl. das Gutachten des Generalcomité's des landwirthschaftlichen Vereines in Baiern über die Wechselfähigkeit des Bauern (November 1880).

[2] In Oesterreich ist der Zinsfuß und wohl auch der Reinertrag um ein Procent höher anzusetzen, als in Deutschland. Neuestens verlautet, daß man mit $4^1/_2$ Procent den Versuch machen wolle.

die Münze als eine Waare, welche ihren substantiellen Bestandtheilen gemäß Gleichwerth mit jenen Waaren haben muß, mit denen sie getauscht wird. Daß man gerade Edelmetalle zum Austausche mit anderen Waaren benützte, sei begründet in der leichten Circulation, in der Dauerhaftigkeit, Unverbrauchbarkeit, in der Gleichmäßigkeit der Beschaffenheit und in der leichten Erkennbarkeit des Werthes.

Diese Fassung des Begriffes von Geld war vollständig berechtigt auf jener Stufe der wirthschaftlichen Entwicklung, wo Gebrauchswerthe gegen Gebrauchswerthe durch Vermittlung der Münzen ausgetauscht wurden. Mit der Aenderung der Production durch die Arbeitstheilung hat sich aber der Begriff des Geldes ebenso geändert, wie der Begriff von Kapital und Credit. Heute ist uns das Geld nicht mehr eine Waare, sondern ein Werthzeichen und die Zahlung erfolgt in 90 Fällen von 100 nicht mehr durch Münzübertragung, sondern durch Austausch von Werthzeichen. Im heutigen Creditverkehr werden gewiß 9 Mal Anweisungen gegen Anweisungen, Forderungen gegen Forderungen, Schulden gegen Schulden umgetauscht, bis einmal „Baarzahlung" erfolgt, und diese Baarzahlung geschieht wieder nicht in der gleichwerthigen Waare eines Edelmetalls, sondern neuerdings in Werthzeichen, in Banknoten. Macleod berechnete schon vor zwanzig Jahren, daß in England neben 60 Millionen Pfund Sterling baaren Geldes (bullion) 500 Millionen Pfund Sterling Creditanweisungen als Kaufkraft (purchasing power) stets in Schwebe seien [1].

Im innern Verkehre sind es fast ausschließlich Werthzeichen, welche statt baarer Münze ausgetauscht werden. Anders ist es im Verkehre mit dem Auslande, wo überwiegend mit Edelmetall bezahlt werden muß. Diese Thatsache, welche aus der heutigen Gestaltung der Production resultirt und welche eine nothwendige Folge der Arbeitstheilung ist, muß von der Münzpolitik beachtet werden. Für die civilisirten Länder Europa's, mit Ausnahme etwa von Rußland und Türkei, ist eine einheitliche Regelung der Münzverhältnisse im Interesse der productiven Arbeit ein dringendes Gebot. Wäre einmal ein einheitliches System geschaffen, so würde der Geldverkehr mit Werthzeichen, statt mit baarer Münze, den gesammten civilisirten Continent beherrschen, und in einem europäischen Clearinghause [2] könnte die regelmäßige Abrechnung durch einfachen Tausch von Forderungen gegen Forderungen, Schulden gegen Schulden erfolgen, der Bedarf von Edelmetall würde auf ein Minimum herabsinken und in größerem Maß-

[1] Vgl. „Deutsche Vierteljahrsschrift", 1864 S. 291.

[2] Das Clearinghaus spielt in England und Nordamerika schon eine große Rolle, wo die Zahlung durch Compensation den Gebrauch von Geld mehr und mehr verdrängt. Je mehr Industrie und Handel sich entwickeln, um so mehr kommen Werthzeichen in Umlauf, um so entbehrlicher werden die Edelmetalle.

stabe nur im Verkehre mit jenen Völkern nothwendig sein, wo die heutige Production mit der Arbeitstheilung nicht besteht, wo nur Gebrauchswerthe gegen Naturproducte umgetauscht werden.

Ein ganz anderes Interesse, als die productive Arbeit, hat natürlich der lucrative Erwerb. Je mehr Münzverschiedenheit existirt, um so leichter ist der Erwerb ohne Arbeit durch bloße Speculation auf die Differenz der Werthe. Im Streite zwischen den Fanatikern der Goldwährung und den Bimetallisten ist die Thatsache constatirt worden, daß durch die Speculation auf die Differenz des Gold- und Silbercurses alljährlich Hunderte von Millionen verdient werden. Der kürzlich verstorbene Ernst Seyd, der bekannte englische Vertreter der Doppelwährung, war einer dieser professionsmäßigen Speculanten. Wie sehr die Staaten im Dienste des Großkapitals stehen, mag die Thatsache documentiren, daß in allen Ländern die Kapitalisten sich das Recht zu erwerben verstanden haben, aus Barren des Edelmetalls Münzen auf eigene Kosten prägen lassen zu dürfen. Je nachdem nun der Curswerth des Edelmetalls fällt oder steigt, werden Barren in Münzen oder Münzen in Barren verwandelt, um mit Profit verkaufen zu können. Namentlich in Paris wurden bei den großen Finanzoperationen zur Zeit der Präsidentschaft Thiers durch diese Manipulation riesige Summen verdient. Und wo kommen diese Summen her? Sie werden verdient auf Kosten der productiven Arbeit. Was der Speculant gewinnt, verliert der Producent!

In England, wo die productive Arbeit seit Jahrhunderten mit raffinirter Schlauheit und Grausamkeit ausgebeutet wird, wo der lucrative Erwerb Alles beherrscht, wo Parlament und Ministerien ausschließlich aus Elementen bestehen, welche vom lucrativen Erwerbe reich geworden sind, schließt man sich selbstverständlich gegen jede Forderung ab, welche dem lucrativen Erwerbe Schranken auferlegen und der productiven Arbeit Nutzen bringen würde. Will man in Europa eine wirthschaftliche und sociale Reform durchführen, so muß sich der Continent gegen England einfach absperren. Ueberall, wo der Engländer seinen Fuß hinsetzt, beginnt die Ausbeutung und Ausplünderung der Arbeit[1], schwindet Wohlstand und Glück der Nationen. Die Freundschaft Englands wirkt für alle Länder todtbringend. Gladstone hat in seinen schottischen Agitationsreden einmal ausgesprochen, man möge die Landkarte nehmen und ihm einen Punkt zeigen, wo Oesterreich nicht politische Unterdrückung ausgeübt habe. Mit viel

[1] Eines der bequemsten Mittel hierzu ist die Goldwährung. Bei dem Mangel an Gold muß der Silberbesitzer dem Reichen das Gold sehr theuer abkaufen, so daß der Goldbesitzer am Silberbesitzer einen beständigen Gewinn macht, was ersterer sehr gut auszurechnen weiß. Vgl. L. v. Stein, Die natürliche Währung des Bimetallismus.

mehr Recht könnte man Gladstone auffordern, auf der ganzen Landkarte ein Land zu bezeichnen, welches mit England in Berührung kam und nicht wirthschaftlich ruinirt wurde [1]. Irland und Indien, Spanien und Portugal, die Türkei und selbst Oesterreich sind traurige Zeugen für den Werth englischer Freundschaft. Soll nicht die productive Arbeit unter dem Drucke des lucrativen Erwerbes erliegen, soll nicht eine wirthschaftliche Katastrophe eintreten, so wird und muß eine Vereinigung und Verständigung zwischen Frankreich, Deutschland und Oesterreich über die wirthschaftlichen Fragen des Continents erfolgen, um die Welt von der Herrschaft und der Ausbeutung Englands zu befreien. Heute, wo die Lösung der orientalischen Frage auf der Tagesordnung steht, ist der geeignete Moment gekommen, auch der Frage der Emancipation von England nahezutreten. Der Fall von Constantinopel und die Eroberung Amerika's fielen auf wenige Jahre zusammen. Der Welthandel nahm eine westliche Richtung, der deutsche Handel, im ganzen Mittelalter dominirend, verfiel. Heute steht Nordamerika der alten Meerkönigin, England, drohend gegenüber. Die Vereinigten Staaten haben sich bereits von England emancipirt und überschwemmen es mit Getreide und Fleisch. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo auch der europäische Continent sich ermannen muß. Ueber Constantinopel und Salonichi, über Alexandrien und Triest soll künftig der Welthandel seinen Weg wieder durch das Herz Europa's machen. Allein so naheliegend die Parallele ist, so düster sind die Aussichten. In Berlin preist man die Kaserne als Schule, den Krieg als Culturelement; in Paris herrscht ein Abenteurer, welcher nur auf Revanche sinnt, und der Humor in der Sache liegt darin, daß Deutschland selbst, in blinder Wuth gegen die katholische Kirche, gegen die „Klerikalen", diesem Abenteurer die Macht in

[1] Der systematischen Ausbeutung gegenüber, welche England gegen alle Völker betreibt, ist der Schutzzoll am Platze. Schutzzoll oder Freihandel müssen überhaupt das Resultat der jeweiligen wirthschaftlichen Situation und der historischen Entwicklung sein. Sich absolut, unter allen Verhältnissen für Freihandel oder Schutzzoll zu erklären, ist ebenso schlau, als wollte man theoretisch und allgemein bestimmen, in welcher Ausrüstung Jemand zu reisen habe. Es kommt auf specielle Verhältnisse an. Wer den Balkan besuchen oder Afrika sehen will, wird Schutzmittel und Ausrüstung brauchen, welche für den Touristen in der Schweiz oder Tyrol mit ihrer Sicherheit und ihrem Comfort höchst lächerlich und überflüssig erscheinen müßten. Die Physiologie zeigt uns, daß jedes Lebensalter eine veränderte diätetische Behandlung erfordert; die practischen Sätze der Physiologie wechseln, je nachdem aufkeimende, reifende, gereifte und alternde Organismen in Frage kommen. Aehnlich ist es bei der Nationalökonomie, welche ja nichts Anderes ist und sein soll, als eine Physiologie des wirthschaftlichen Lebens. In Bezug auf Schutzzoll und Freihandel werden darum die practischen Sätze gleichfalls wechseln müssen, je nachdem es sich um aufkeimende und aufstrebende oder bereits entwickelte wirthschaftliche Verhältnisse handelt. Vgl. die historisch-genetische Untersuchung über „Schutzzoll und Freihandel" von Neurath l. c. S. 239—318.

die Hände gespielt hat; in Oesterreich herrscht der Nationalitätenhader, welcher an Kleinlichem haftet und kein Verständniß besitzt für die großen Aufgaben im Oriente. Für Oesterreich gibt es nur Eine Politik: den Marsch nach Salonichi. Dort liegt Oesterreichs Zukunft, Macht und Wohlstand. Im eigensten Interesse müßten Deutschland und Frankreich für Oesterreich einstehen gegen Englands und Rußlands Gelüste. Aber einige Quadratmeilen am Rhein gelten mehr, als alle Erwägungen der Vernunft. Das Großkapital hetzt, denn bei jedem Kriege sind Milliarden zu verdienen. Ist es ein Wunder, wenn die arbeitenden Klassen der Verzweiflung anheimfallen?

England steht allen Bemühungen, eine Münzeinheit herzustellen, schroff ablehnend gegenüber. Diese Haltung ist leicht erklärlich, aber ganz unverständlich ist, daß Deutschland, im Herzen Europas gelegen, ein apartes Münzsystem sich schuf, statt ein einheitliches Münzsystem anzustreben. Noch unerklärlicher ist der unmotivirte Uebergang zur Goldwährung. Diese Goldwährung hat Milliarden verschlungen, ohne einen einzigen greifbaren Vortheil zu bringen. Man mußte doch in Berlin wissen, daß von dem Tage an, wo die Goldwährung decretirt wurde, das Gold im Preise steigen, und daß gleichzeitig nicht bloß das Silber, sondern alle Werthe entsprechend sinken mußten[1]. Die Verluste, welche die productive Arbeit dadurch erlitten hat, sind ganz unberechenbar, der Niedergang unseres Wohlstandes hängt wesentlich damit zusammen. Gewonnen und zwar riesig gewonnen hat nur die Speculation und das Großkapital; sie gewinnen heute noch und es ist darum kein Wunder, daß die vom Großkapital abhängigen Organe so sehr für die Goldwährung in Deutschland schwärmen.

Man braucht kein Anhänger der Doppelwährung zu sein, um die plötzliche Einführung der Goldwährung als ein großes nationales Unglück

---

[1] Die Differenz stieg zeitweilig bis zu zwölf Procent. Um diese Höhe sanken alle Werthe des Nationalvermögens gegenüber der gesteigerten Kaufkraft des Goldes. Und dann frägt man, wohin die Milliarden gekommen sind! Noch fortwährend nimmt die Aufsaugung von Arbeitswerthen durch die Differenz des Goldwerthes gegenüber den übrigen Preisverhältnissen ihren Gang. „Wo in das naturgemäße Geldsystem plötzlich die Goldmünze als Hauptmünze hineingezwängt und als Hauptmünze auch wirklich in Verkehr gebracht wird, muß die ganze Werth- und Preisordnung des inneren Verkehrs in all seinen täglichen Millionen von Zahlungen auf's Tiefste erschüttert und der naturgemäße Zusammenhang des Zahlungsprocesses, welcher den Kreuzer bei einfachem Zahlungsmittel mit dem Tausendgulden verbindet, plötzlich zerrissen werden.“ Vgl. L. v. Stein l c. An einer andern Stelle sagt Stein mit Recht: „Wir können ein geheimes Gefühl des Spottes nicht unterdrücken, wenn hochehrenwerthe Männer der Goldlehre gar nicht sehen, auf welch grausame Weise ihre tiefe Gründlichkeit der dupe einer so offenbaren Tendenz wird, einem Volke anzurathen, daß es sein Silber hergebe, damit die Klasse der Kapitalisten an dem Kaufe und Verkaufe schmunzelnd weder Gold noch Silber, sondern ‚Geld‘ verdiene“.

zu erklären. Die Goldwährung hätte bei vernünftiger Münzpolitik von selbst sich entwickelt, ohne daß man durch plötzlichen Uebergang eine künstliche Preisrevolution hervorzurufen brauchte, welche unsern Wohlstand begrub. Hätte man ein einheitliches Münzsystem auf dem Continente angestrebt, so würde die Ausgleichung von Forderungen und Schulden von Land zu Land durch Austausch von Werthzeichen ohne die Differenz der Münzverschiedenheiten und Münzwerthe mit geringeren Verlusten stattgefunden haben. Die passiven Länder hätten den Ausfall mit Edelmetall decken müssen und die Vorliebe für Gold würde das Silber mehr und mehr aus dem internationalen Verkehr verdrängt und zur Rolle der Scheidemünzen im Lande herabgedrückt haben. Frankreich hat die Doppelwährung, hat aber gegen fünf Milliarden Gold zur Verfügung, also um die Hälfte mehr, als Deutschland, dessen Gold trotz Goldwährung nur auf circa zwei Milliarden Francs geschätzt wird [1].

Ebenso unglücklich, wie die deutsche Münzpolitik, war auch die Bankpolitik; das Geld der deutschen Reichsbank zieht sich von der Arbeit scheu zurück, um dafür den Unterhändlern, Mäklern und Wucherern Verdienst zu gewähren. Es ist ein Institut, welches den lucrativen Erwerb fördert, die productive Arbeit schädigt. Solange die Reichsbank in ihrer jetzigen Organisation existirt, kann der Credit in Deutschland nimmermehr einer gesunden Entfaltung entgegengehen. Mit Recht schreibt ein preußischer Grundbesitzer, Dr. Sigmund von Wilkonski [2]: „Die Reichsbank hat für einen Producenten kein Geld, dieselbe kauft nur Wechsel durch Vermittlung von Kapitalisten, so daß der Producent für das auf kurze Zeit erlangte Geld gegen zehn Procent Zinsen zahlt. Die durch Wucherer girirten Wechsel sind die sichersten. Die Bankdirectoren zittern auf solche Wechsel, wo der schuldige Producent 30—40 Procent zahlt. Die Bank ist die beste Stütze des Wuchers. Man nennt dieß kaufmännisch $1^1/_2$ Procent Provision. Der dreimonatliche Credit kann überdieß dem Landwirthe nichts nützen, denn der landwirthschaftliche Umsatz erfordert einen längeren Zeitabschnitt. Ein Credit auf Betriebskapital, diesen mächtigsten Factor des ökonomischen Lebens, ist für den Landwirth überhaupt

---

[1] Behufs Durchführung der deutschen Goldwährung sind bis Ende 1880 an Reichsgoldmünzen ausgeprägt worden: 1 747 239 095 Mark; davon 1 270 509 920 in Zwanzigmarkstücken, 448 759 250 in Zehnmarkstücken und 27 969 925 in Fünfmarkstücken. An Reichssilbermünzen wurden geprägt: 427 Mill. Mark, an Nickelmünzen 35 Mill., an Kupfermünzen $9^1/_2$ Mill. Mark. Außerdem sind noch circa 450 Mill. Mark in alten Silberthalern im Umlaufe. Der baare Verlust bei Silberverkäufen beträgt 96 481 136 Mark, verringert sich aber gegenüber den Einnahmen und Gewinnen bei Durchführung der „Münzreform" auf baar 44 069 440 Mark. Diese Ziffern sind der Denkschrift entnommen, welche die Commissäre der Reichsregierung der internationalen Münzconferenz, die am 19. April 1881 in Paris zusammentrat, vorgelegt haben

[2] Zinsloser Credit. Berlin 1879, S. 37.

ausgeschlossen und der Landwirth der Gnade und Ungnade der Wucherer überlassen. Ja das bestehende Creditsystem ist so verkehrt; daß selbst der Wucher noch zur Wohlthat wird und Manchen vom Verderben rettet. Die Bankdirectoren sind mit ihren Tantièmen für jeden Ausfall der Bank verantwortlich. Diese Bestimmung ist gemeingefährlich. Die nothwendige Folge davon ist, daß die Bankdirectoren, durch persönliches Interesse geleitet, Wechsel nur von Kapitalisten kaufen und die Bedingungen der Sicherheit so hoch schrauben, daß gerade die arbeitenden Klassen, die Producenten, der Stamm des Volkes, ohne jegliche Hilfe sich selbst überlassen bleiben ... Es ist überhaupt nichts mit größerer Consequenz betrieben worden, als um den Producenten zuerst das Geld zu entziehen und sodann dasselbe der Production unzugänglich zu machen."

Für die hohen und höchsten Actionäre wurde die Reichsbank, welche gegen sechs Millionen alljährlich Betriebskosten verursacht, als Actiengesellschaft gegründet. Gewisse Elemente sollten ihr Geld nicht bloß sicher, sondern auch mit ergiebigen Zinsen und Dividenden veranlagen können. Dafür wurde die Bank mit den großartigsten Privilegien versehen. Staatliche Commissäre überwachen die Bank, aber nicht, damit sie im Interesse des arbeitenden Volkes geleitet werde, nicht zu Gunsten der Production, sondern zu Gunsten der Actionäre. Die Hälfte des Reingewinns nehmen die Actionäre, die andere Hälfte fließt in die Reichskasse — die Noblesse des Wuchers.

Das Anlagekapital der Reichsbank, welche das Monopol der Ausgabe von Noten für das ganze Reich fast ausschließlich besitzt, beträgt die lächerlich geringe Summe von 120 Millionen Mark. Die Reichsbank kann aber über diese Höhe hinaus Noten ausgeben und gewinnt damit die Zinsen der ungedeckten Noten. Mit den übrigen Zettelbanken in Deutschland kann die Reichsbank für 385 Millionen Mark *ungedeckte* Banknoten ausgeben[1], ohne irgend eine Steuer entrichten zu müssen. Gegen fünf Procent Steuer können darüber hinaus so viel Banknoten ausgegeben werden, als unterzubringen sind. „Diese 385 Millionen Mark ungedeckten und unversteuerten Banknoten sind ein reines Geschenk an die Banken, *eine directe Staatshilfe für die armen Millionäre*, welche ihnen 20—25 Millionen Mark Zinsen einbringt und wofür sie lediglich die Druckkosten und die Ausgabe für die Lumpen, aus denen die Banknoten gemacht sind, aufzuwenden haben." [2]

Das Geldsystem der Banknotenausgabe entbehrt des rationellen Charakters. Die Noten sind Werthzeichen, müssen also auch einen Werth repräsentiren.

---

[1] Auf die Reichsbank entfallen davon 250 Millionen.

[2] C. Frhr. v. *Thüngen-Roßbach*, Die Wucher- und Wechselfrage S. 22.

Dieß ist aber nur bei den gedeckten Noten der Fall, für welche ein entsprechender Werth in Edelmetallen im Keller liegt. Für die ungedeckten Noten führt man den Erfahrungssatz als Begründung an, daß, wenn nur zwei Drittel gedeckt sind, das andere Drittel ganz gut ohne Deckung sein kann, weil niemals sämmtliche Banknoteninhaber zu gleicher Zeit das Papier zur Baareinlösung präsentiren. Mag man selbst die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes zugeben, so ist doch damit nur ein äußerlicher Umstand angeführt, aber noch keine innere rationelle Begründung gegeben. Die Noten sind Werthzeichen und nur soweit sie einen wirklichen Werth repräsentiren, ist die Ausgabe derselben gerechtfertigt. Die ungedeckten Noten haben dieselbe wirthschaftliche Unterlage, wie die sonstigen Creditwerthzeichen, wie Wechsel, Cheks u. s. w., sie repräsentiren noch nicht präsente, aber in der Entstehung begriffene Werthe, sie bilden Productionsmittel und nur insoweit sie dieß thun, ist deren Ausgabe gerechtfertigt. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß die Leichtigkeit, die Noten zu vermehren, zu vielen Mißbräuchen geführt hat. Die Noth bricht Eisen, und in der Geldnoth des Krieges namentlich wurde zur übermäßigen Verausgabung von Noten geschritten, denen kein wirklicher Werth mehr entsprach. Dann erfolgte der Zusammenbruch. Die Geschichte der Banken ist die Geschichte der Bankerotte. Vor dieser Gefahr hütet sich die deutsche Reichsbank mit ängstlicher Sorgfalt, verfällt aber in ein anderes Extrem. Sie weicht jeder Berührung mit der Production aus und dient nur dem Wucher, dem lucrativen Erwerbe. Neben der Goldwährung ist hauptsächlich die Reichsbank schuld, daß es trotz oftmaliger Ankündung von Oben herab, „daß es bald besser werde“, noch immer nicht besser werden will.

Die falsche Münz- und Bankpolitik in Deutschland hängt mit der unrichtigen theoretischen Auffassung von Geld und Credit zusammen, welche in den Schulen herkömmlich ist. Man geht von einer Schuldefinition aus und mißt danach das wirkliche Leben. Das Umgekehrte ist das Richtige. Man verfolge geschichtlich die allmähliche Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die Aenderung in der Production, die Umgestaltung im Verkehr und abstrahire daraus erst den theoretischen Begriff. Dann wird man bald gewahr werden, daß die Definitionen von Geld, Kapital, Credit, welche im Alterthume oder im Mittelalter am Platze waren, für die heutigen Verhältnisse durchaus nicht mehr passen und darum auch für die practische Anwendung nicht mehr maßgebend sein können.

Das heutige Geld- und Creditwesen basirt nur mehr zum geringsten Theile, im auswärtigen Verkehre, auf dem Edelmetall, als einer Waare, welche mit den getauschten Waaren Gleichwerth haben muß. Die moderne Production und der Creditverkehr beruhen auf Werthzeichen, welche im landwirthschaftlichen Credite einen präsenten, im industriellen und Mercantil-

credite einen künftigen Werth darstellen. Bei dem präsenten Werthe (Pfandscheine) verschwindet das Risico, deßhalb ist nur ein sehr niedriger Zins gerechtfertigt, bei dem künftigen Werthe ist immer ein Risico vorhanden und nach der Höhe desselben richtet sich auch der Zins. Die Pfandbriefe mit ihrem $5^1/_2 - 6^1/_2$ procentigen Annuitätenzinse sind reiner Wucher, denn fünf Procent bei absolut sicheren, präsenten Werthen entspricht doch einem 50-fachen Procentsatze bei stark riskirten Darlehen auf künftige Werthe. Das Pfandbriefsystem eignet sich so recht zur Heranbildung einer faulen Rentnerklasse, welche schon bei bescheidenem Vermögen dem süßen Nichtsthun huldigen kann, während der thätige Landwirth um den Ertrag seiner Arbeit geprellt wird. Das Pfandbriefsystem vertheuert auch dem Industriellen und dem Handwerker das Kapital. Wenn schon der Grundbesitzer für Verpfändung absolut sicherer Werthe fünf Procent zahlen muß, so entspricht das für den künftigen, immerhin mehr oder minder unsicheren Werth des Handwerkers und des Gewerbsmannes einem Zinsfuße von 10—15 Procent. Die Folgen der Auswucherung zeigen sich bereits. Immer mehr abgeschwendete Güter fallen den Hypothekenbanken zu, so daß sich in Baiern schon die Nothwendigkeit herausstellte, eine eigene Liquidationsbank zu gründen. Geht die Auswucherung von Grund und Boden durch die Hypothekenbanken den Gang, wie in den letzten zwei Jahrzehnten, so werden die Pfandbriefe in kurzer Zeit den inneren wirthschaftlichen Werth immer mehr einbüßen.

Und doch bildet gerade Grund und Boden, wenn er gepflegt und vom Kapital befruchtet, nicht ausgesogen wird, die beste Unterlage für das in Entwicklung begriffene Geldsystem der Werthzeichen. Die Ausgabe von ungedeckten Noten als Creditwerthzeichen entstehender künftiger Werthe in der industriellen Production ist ebenso eine Nothwendigkeit, wie die Discontirung der Wechsel. Allein Werthzeichen auf künftige Werthe haben immerhin ihr Risico, weil die Zukunft unsicher ist. Dagegen bilden Werthzeichen auf präsente Werthe die absoluteste Sicherheit. Bodenscheine, welche den mobilisirten Werth von Grund und Boden repräsentiren, würden darum dem Geldsystem der Werthzeichen erst die nöthige Stetigkeit, Festigkeit und unerschütterliche Basis geben.

Die Provincialverbände oder kleineren Staaten mögen Grund und Boden abschätzen, und nach dieser Schätzung soll der Staat dem Eigenthümer im Bereiche der absoluten Sicherheit[1], also etwa nach der Hälfte des Schätzungswerthes, bei künftigem neuem Geldbedarfe Bodenscheine aushändigen, welche von allen Kassen zu vollem Nominalwerthe angenommen werden müssen. Diese Bodenscheine sollen keine höhere Vergütung als $2^1/_2$ bis

---

[1] Vgl. Dr. Wilkonski l. c. S. 11.

3 Procent vom Inhaber alljährlich fordern, und dieser ganze Procentsatz soll vorerst der raschen Amortisation dienen.

Dieß ist unser Vorschlag, welcher aus der geschichtlichen Entwicklung unseres Geldwesens von selbst sich aufdrängt. Die Banken mit ihren Noten dienen der industriellen Production, für den Credit der Landwirthschaft muß durch die Bodenscheine mit niederem Zinsfuße und rascher Amortisation gesorgt werden; die Hypothekenbanken mit ihren Pfandbriefen sind heute gemeinschädlich, weil ihr Zinsfuß für die Erträgnisse der Landwirthschaft zu hoch ist, weil sie auch der industriellen Production das Geld vertheuern und eine müßige Schaar von Privatiers schaffen, welche nur vom Schweiße der Arbeit Anderer leben. Die Bodenscheine würden nicht bloß der Landwirthschaft zu Gute kommen, sondern auch allen übrigen Zweigen productiver Arbeit und cultureller Thätigkeit. Wo Grund und Boden ausgewuchert wird und die Bauern verarmen, verarmt mit ihnen das ganze Land [1], das ist eine Thatsache, welche die Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung auf allen Blättern lehrt. Daß Deutschland und Oesterreich aus der Krisis gar nicht mehr herauskommen, daß es nicht besser werden will, hat darin seinen Grund, daß der Bauer immer zusetzen muß und nicht mehr consumtionsfähig ist. Wohin aber mit dem Absatze, wenn der größte Theil der Bevölkerung nicht mehr kaufkräftig ist? Der steigende Wohlstand der Bauernschaft wird sofort der Industrie, dem Gewerbe und dem Handwerke raschen Aufschwung verleihen, wird den Consum erhöhen und die Production neu anregen, ganz abgesehen davon, daß die Milliarden, welche jetzt in Pfandbriefen festliegen, allmählich zu billigem Zinsfuße der gewerblichen Thätigkeit sich anbieten müssen.

Gegen den Vorschlag der Ausgabe von Bodenscheinen werden unzählige Wucherinteressenten mit zahllosen „Gründen" sich erheben. Wer wird noch sparen wollen, wird man sagen, wenn der Zinsfuß so tief herabsinkt? Gerade ein niedriger Zinsfuß aber wird mehr zum Sparen anspornen, weil künftig ein viel größeres Vermögen dazu gehören wird, als jetzt, um im Alter von den Renten des erworbenen Vermögens leben, um der Familie eine sorgenfreie Zukunft begründen, um wohlthätige Stiftungen zur Erreichung ihrer Zwecke befähigen zu können. Die Sparsamkeit ist aber die Voraussetzung zunehmenden Wohlstandes und steigenden Reichthums. Leicht gewonnene Vermögen reizen zur leichtsinnigen Verschwendung, wie man dieß bei den Börsianern täglich und überall beobachten kann. In Ländern, wo der lucrative Erwerb vorherrscht, ist maßlose Genußsucht und Verschwendung an der Tagesordnung. Wie gewonnen, so zerronnen, sagt ein altes Sprich-

[1] Ein alter französischer Spruch sagt: Pauvre paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi.

wort. Nur arbeitsame Völker sind sparsame Völker; nur Güter, welche im Schweiße des Angesichtes erworben wurden, werden geschätzt und behütet.

Allerdings wird der niedrige Zinsfuß jenen Schmarotzern, jenen Privatiers, welche mit kleinem Vermögen von der hundertfältigen Verzinsung, von der Auswucherung der Arbeit leben, die fernere Existenz unmöglich machen, sie werden wieder selbst zur Arbeit greifen müssen; aber das wäre ja die wohlthätigste Wirkung, welche die Bodenscheine erzielen könnten. Jener leitenden Aristokratie dagegen, deren unabhängige sociale Stellung kein Staat und keine Gesellschaft jemals entbehren konnte, würde eine solche wirthschaftliche Aenderung eine um so angesehenere und festere Basis verschaffen.

Aber, wird man ferner einwenden, mit dem plötzlichen niederen Zinsfuße werden zahlreiche Existenzen von Wittwen und Waisen, Stiftungszwecke u. s. w. gefährdet! Dieß würde nur dann der Fall sein, wenn der gesammte mobilisirte Werth von Grund und Boden auf einmal in Bodenscheinen realisirt würde. Selbstverständlich würde das eine völlige Revolution in den Preisen und im Geldwerthe hervorrufen. Die Ausgabe von Bodenscheinen darf nur allmählig, stufenweise, nach ganz vorsichtiger Calculirung geschehen und darf bestehende Schuldverhältnisse nicht alteriren. Sämmtliche Hypotheken, Annuitäten und Grundentlastungsschulden müssen abgetragen werden, nur für *neue* Creditbedürfnisse sollen nach einem bestimmten Maßstabe und nach einer fixen Höhe, welche etwa der leicht zu berechnenden jetzigen alljährlichen *Mehr*belastung entspräche, Bodenscheine ausgegeben werden.

Was die fundirten Vermögen und Stiftungen an Zinsfuß einbüßen würden, das würden sie an Sicherheit gewinnen. Wer sieht heute nicht trübe in die Zukunft? Wer ist nicht von bangen Zweifeln geplagt, wenn er Werthe der Zukunft kaufen soll? Niemandem werden die Staatspapiere Angesichts der drohenden Zukunft besonderes Vertrauen einflößen. Die Pfandbriefe verlieren mehr und mehr ihre wirthschaftliche Basis, abgesehen von rechtlichen Bedenken, je mehr Grund und Boden ausgewuchert wird. Gold und Silber kann der Feind fortschleppen. Absolute Sicherheit bietet nur der Bodenschein, der Werth des Bodens, welcher bei niedrigem Zinsfuße sicheres Erträgniß erzielt, den kein Feind uns nehmen und forttragen kann. Wer sicheres Vermögen der Zukunft haben will, muß sich mit niederem Zinsfuße begnügen.

Der Bodenschein würde nun allerdings selbst für die Anlage von Privatkapital *vorerst* keine Möglichkeit bieten, aber das System der Bodenscheine würde in allmähliger Ausgestaltung das Staatsschuldenwesen auf solide und sichere Basis stellen. Die rasche Amortisirung, welche bei jährlicher Rückzahlung von 2½—3 Procent sich vollziehen müßte, würde nicht bloß hinreichen, um für die umlaufenden Bodenscheine behufs Baareinlösung Deckung zu haben, sie würde dem Staate bald auch die Mittel bieten, die

Staatsschuld zu consolidiren und bei Anlehen von der Macht des Privatgroßkapitals sich zu emancipiren. Der Staat würde in die Lage gesetzt werden, aus den überschüssigen Baarbeständen des Amortisationsfonds in nah absehbarer Zukunft die Mittel zur Regelung der Staatsschuld und zur allmähligen Amortisation derselben zu gewinnen und sich von der ebenso unwürdigen als drückenden Herrschaft der Börsenbarone zu befreien. Nichts ist für die Gegenwart schmachvoller und drückender zugleich, als die Abhängigkeit von den wenigen Vertretern des Großkapitals, in welche der Staat gerathen ist, als die Schuldknechtschaft, in welcher die ganze Gesellschaft schmachtet, einigen Börsenbaronen zinsbar[1]. Die Gesellschaft muß die Zinsknechtschaft abschütteln, der Staat muß dieser Abhängigkeit sich entwinden, wenn die productive Arbeit Schutz finden soll, wenn man nicht jenen Recht geben will, welche behaupten, daß nur noch Hilfe im Socialismus, in der Confiscation des heutigen, theilweise schmachvoll erworbenen Eigenthums zu finden sei. Man spricht heute so viel von der Souveränität, Majestät und Würde des Staates. Aber diese Majestät und Souveränität läßt sich von einigen Börsenbaronen Bedingungen dictiren. Der Besolder, der Geldgeber, welcher die Bedingungen festsetzt, ist der Herr; diese Thatsache wird wohl Niemand bestreiten, sie illustrirt so recht die souveräne Herrschaft des Großkapitals, welche der Staat mit seiner „Majestät und Würde" deckt. Das Privatkapital beherrscht durch das Staatsschuldenwesen die gesammte Production, vertheuert den Zinsfuß, gibt dem lucrativen Erwerbe in der Agiotage, in der Börse den größten Spielraum, eignet einen Theil des Arbeitsertrages sich an, drückt den Lohn des Arbeiters und plündert den Boden aus. „Es läßt sich nicht läugnen, daß unsere Zeit schon stark die Züge jener antiken Geldoligarchie zeigt, deren abschreckendes Bild Plato und Aristoteles übereinstimmend gezeichnet haben, deren politische Parallele die Tyrannis und deren Gegenstück auf Seite der Masse der antike Socialismus war."[2]

Eine weitere Einwendung gegen Ausgabe von $2^1/_2$—3procentigen Bodenscheinen wird darin bestehen, daß man behauptet, es sei Geld im Ueberfluß vorhanden. Namentlich die Leiter der Reichsbank paradiren immer mit der Behauptung, daß ihre Erfahrungen keine größere Nachfrage nach Geld

---

[1] Schäffle, Kapitalismus und Socialismus, schreibt (S. 710): „Es entsteht, erhält sich und wächst eine finanziell vermittelte Zinsknechtschaft ungerecht besteuerter Volksmassen gegen die Rechtsnachfolger von Staatsgläubigern, welche vielleicht in der Noth des Staates zu Schleuderpreisen Milliarden dieser ewigen Schuldtitel erwarben. Die moderne Rentenlast ist den ewigen Feudallasten von ehedem nur durch ihre Dauer ähnlich, dadurch aber unvortheilhaft von ihnen verschieden, daß die Belasteten keinerlei Gegenleistung des Berechtigten mehr zu genießen haben."

[2] Ibid. S. 550.

bezeugen könnten. Allerdings wird die Arbeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Kapital nicht suchen, weil letzteres nur um Wucherpreis zu haben ist. Arbeit und Kapital fliehen sich heute in Deutschland, anstatt sich zu befruchten, weil das Kapital nur unter Bedingungen zu haben ist, welche die Liebe zur Arbeit ertödten, den Unternehmungsgeist von weitabsehenden Plänen zurückhalten müssen. Für die Agiotage ist in Deutschland Geld in Hülle und Fülle vorhanden, aber für productive Zwecke ist kein Kapital aufzutreiben. Nach der Gewerbeaufnahme von 1875 gab es in Preußen 1 799 601 selbständige Geschäftsbetriebe für Handel und Gewerbe. Davon genießen nur 2316, also 0,13 Procent, bei der Reichsbank Credit, und von diesen 2316 sind 859 Banken und Banquiergeschäfte[1]. Von den Grundbesitzern waren 1879 nur vier, welche sich des Reichsbankcredits bedienten, darunter H. v. Scheel-Plessen und zwei jüdische Grundbesitzer in der Provinz Posen. Es sind die Bankgeschäfte, welche für die Agiotage die Reichsbank benützen; für die Millionen von Producenten, welche in Landwirthschaft und Gewerbe thätig sind, existirt die Reichsbank nicht. Wollen sie von der Reichsbank Geld, so erlangen sie es nur durch Vermittlung von Bankgeschäften, aus zweiter oder dritter Hand gegen Wucherzins. Es ist darum sehr erklärlich, daß von Seite der productiven Arbeit nach dem Gelde der Reichsbank wenig Nachfrage ist.

Ganz anders ist es in Ländern, wo die Arbeit vom Kapital aufgesucht wird, wo Geld in Fülle vorhanden ist und um billigen Zinsfuß verwendet werden kann. Es ist eine Thatsache, welche der vollsten Beachtung werth ist, daß in jenen Ländern, die sich des größten Geldbesitzes erfreuen, auch die größte productive Thätigkeit herrscht. Wo das Geld um billigen Preis zu haben ist, da ist ein Feld für die Arbeit. Wo aber die Arbeit immer nur mit Verlusten sich bethätigen kann, schwindet immer mehr und mehr die Production, und schließlich flieht auch das Geld, so weit es nicht im lucrativen Gewinne noch verwendbar ist. Max Wirth[2] berechnete auf Grund amtlicher Schätzungen den Umlaufsmittelbedarf der sieben Hauptländer per Kopf der Bevölkerung, wobei er nur den wirklichen Umlauf an Gold- und Silbermünzen und Bank- und Staatsnoten in Goldvaluta, nicht aber die Scheidemünzen und die zur Deckung umlaufender Noten in den Banken und im amerikanischen Bundesschatze ruhenden Baarbestände in Anrechnung brachte. Darnach betrugen die Umlaufsmittel nach dem Kopfe der Bevölkerung per Gulden Gold = zwei Mark: in Deutschland 30, in Oesterreich 15½, in Rußland 16, in Italien 22½, in England 33½, in den Vereinigten Staaten 37½, in Frankreich 64. Frankreich, das fleißigste und betriebsamste Land, besitzt mehr als die Hälfte der Umlaufsmittel von Deutschland, mehr als

---

[1] Thüngen-Roßbach l. c. S. 22.
[2] Neue Freie Presse Nr. 5945 (17. März 1881).

das Vierfache von Oesterreich. England und Nordamerika ersetzen den größten Theil der Umlaufsmittel durch Chekverkehr und Clearinghouse; in England dürfte vielleicht der Goldumlauf durch die Privatanweisungen, durch die Cheks, und durch die Ausgleichung der Schulden und Forderungen im Clearinghouse um das Fünffache, nach Macleods Schätzung sogar um das Zehnfache übertroffen werden.

In Oesterreich und theilweise auch in Deutschland rentirt sich die landwirthschaftliche Production gar nicht mehr, die gewerbliche und industrielle Production nur noch in seltenen Fällen. Das Geld ist zu theuer und zu knapp, der Zinsfuß zu hoch; will in Oesterreich Jemand verdienen, dann verkauft er Realitäten und Immobiliarbesitz und kauft sich Papiere, um vom lucrativen Gewinne und vom offenen oder verdeckten Wucher zu leben. Solche Zustände sind unhaltbar, sie müssen in rascher Zeit zum völligen Ruine führen. Die Arbeit braucht billiges Geld und kann es nur erreichen in einer Aenderung des Geld- und Münzsystems, welches den geschichtlich gewordenen, thatsächlich vorhandenen Bedürfnissen entspricht, wie sie uns durch die vorgeschlagene Ausgabe von Bodenscheinen möglich erscheint.

Eine gewisse nationalökonomische Schule [1] behauptet nun allerdings, es sei eine grobe Täuschung, wenn man annehme, das Geld sei jemals zu wenig. Das Geld passe sich immer den Producten an; niemals fehle es an nöthigem Gelde, sondern an productiven Werthen. Man übersieht aber dabei, daß zur Hervorbringung von Werthen zwei Dinge gehören: Kapital und Arbeit. Ist das Kapital in Folge von Geldmangel zu theuer, der Zinsfuß zu hoch, so wird die Production einfach unterbleiben, es werden keine Werthe entstehen können. Noch an einem anderen Widerspruche leidet diese Theorie und die Schöpfungen dieser Theorie, die Goldwährung und die Organisation der deutschen Reichsbank.

Diese Theorie behauptet nämlich [2], daß das Metallgeld (Gold und Silber), dessen nomineller Werth mit dem substantiellen Werthe sich decke, die Fähigkeit besitze, den jeweiligen Bedürfnissen sich anzupassen. Es sei ganz falsch, zu sagen, es gebe zu wenig Geld; sobald das Geld sich auf die Hälfte reducire, müssen alle Waaren um die Hälfte des Geldes zu kaufen sein, wodurch diese Hälfte des Geldes ebenso ausreiche, wie früher die doppelt hohe Summe. Im selben Athemzuge behauptet dieselbe Theorie der Say, Tellkampf, Bamberger u. s. w., daß das Metallgeld und besonders das Gold deßhalb dem Gelde der Werthzeichen (Papiergeld) unbe-

---

[1] Ihre Wortführer waren J. B. Say und Chevalier, denen neuestens auch die meisten Nationalökonomen in Deutschland folgen. Die Organisation der deutschen Reichsbank beruht auf diesen falschen Voraussetzungen. Vgl. *Say*, Traité d'économie politique livre Ier, ch. 15 (édit. IV); *Chevalier*, La monnaie (1866).

[2] Vgl. z. B. Tellkampf, Geld und Banken.

dingt vorzuziehen sei, weil es möglichst wenigen Schwankungen unterliege. Mit diesen beiden Argumenten operiren fortwährend die Anhänger der Goldwährung und die Vertreter des Erfordernisses der Metalldeckung. Das eine oder das andere dieser beiden Argumente muß aber falsch sein. Entweder besitzt das Metall die Fähigkeit, durch Schwanken des Werthes dem Schwanken des Geldbedarfes sich anzuschmiegen, dann taugt es nicht dazu, als Geld der Verträge und Schuldurkunden zu fungiren. Oder das Metall unterliegt keinen größeren Schwankungen, dann ist es ohne eine Veränderung in der Menge nicht im Stande, den so sehr veränderlichen Circulationsbedingungen und Bedürfnissen jenen vollen Dienst zu leisten, der vom Geldwesen zu fordern ist [1]. Das eine dieser Argumente widerspricht also vollständig dem anderen; die eine Eigenschaft hebt die andere auf, folglich kann diese Theorie, welche an solchen offenbaren Widersprüchen leidet, nicht richtig sein. Wahr ist daran nur, daß Edelmetall verhältnißmäßig geringen Schwankungen unterworfen ist und daß es sich deßhalb am besten für Schuldverschreibungen und Forderungen, welche eine längere Dauer bedingen, eigne. Dafür mangelt ihm aber die Fähigkeit, den steigenden Bedürfnissen zu genügen und bedarf deßhalb der Ergänzung durch Werthzeichen. Ist neben dem Mangel an Edelmetall auch ein Mangel an öffentlichen Werthzeichen (Staatsnoten u. s. w.) vorhanden, so schafft sich das Bedürfniß private Werthzeichen (Cheks u. s. w.), wie dieß in England in großartigem Maßstabe der Fall ist [2].

Das Edelmetall bedarf bei der gesteigerten Production der Gegenwart der Ergänzung durch Werthzeichen; ist dieß schon der Fall bei der Doppelwährung, so noch um so mehr bei der Goldwährung, indem der Goldvorrath, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, der kurzen Decke gleicht, die nicht für Alle reicht und welche Jeder an sich zu reißen strebt. Sind doch in den letzten zwei Jahren 1879 und 1880 über 700 Millionen Francs Gold aus Europa nach Amerika gegangen [3]. Die Producten-Ausfuhr der Vereinigten Staaten erhöht sich alle Jahre, die amerikanischen Schuldtitel, welche vielfach in europäischen Händen waren, verringern sich durch Conversion und Rückzahlung, so daß in Zukunft die Flucht des europäischen

[1] Vgl. Neurath S. 389. 488.

[2] Das Vermögen Englands soll in dem Jahrzehnte 1865—1875 um nahezu 50 Milliarden Mark sich vergrößert haben. Vgl. „Deutsche landwirthschaftliche Ztg.“ 1878, Nr. 32. Solche Schätzungen beruhen indeß immer auf willkürlichen Voraussetzungen und gewagten Schlüssen, so daß die Resultate, in Ziffern ausgedrückt, mehr oder minder falsch sind. Aber die Thatsache ist unläugbar, daß das vorhandene Edelmetall nicht im Stande ist, den veränderlichen Circulationsbedingungen des Geldes in der Gegenwart zu dienen.

[3] Die Goldsendungen aus Europa nach den Vereinigten Staaten betrugen 375 Millionen Francs im Jahr 1879 und 350 Millionen 1880.

Goldes nach Amerika eher zu- als abnehmen wird. Nicht bloß ein Theil unserer Arbeitskräfte, sondern auch unser Gold unterliegt der Auswanderung, und letztere Erscheinung dürfte noch gefährlicher sein als erstere.

Nach den statistischen Aufstellungen des hervorragendsten deutschen Vertheidigers der Goldwährung, Soetbeer, betrug die jährliche Gesammtproduction von Gold und Silber auf der Erde 32 Millionen Franken in der Periode von 1494—1520; sie steigt auf 120 Millionen in der Periode von 1581—1600; sie wechselte kaum, sondern fiel eher bis 1720. Seitdem stieg sie bedeutend bis 1810, wo sie 265 Millionen erreichte. Von 1810—1830 nahm die mittlere jährliche Production ab, so zwar, daß sie in der Dekade von 1821—1830 nur 153 Millionen betrug. Von 1841—50 steigt sie wieder, bis zu 366 Millionen. Seit 1850 nahm sie bekanntlich einen ganz enormen Aufschwung und betrug bis 1865 durchschnittlich jährlich 900 Millionen, von 1865—1870 975 Millionen und 1038 Millionen von 1870—1875. In den letzten Jahren hat sie sich ungefähr auf dieser höchsten Höhe gehalten.

Betrachtet man jedoch die Production des Goldes allein, so ergibt sich seit den letzten zwanzig Jahren eine bedeutende Abnahme. Vor der Entdeckung der australischen und californischen Minen war die Goldproduction sehr schwach. Von 1720—1780 betrug sie jährlich circa 22 000 Kilogramm, dann fiel sie sogar auf 11 000 in der Periode von 1810—1820 und 14 000 Kilogramm von 1820—1830. Von 1831 stieg sie in Folge des Hinzukommens der sibirischen Production. Die jährliche Production von Gold zeigt von da an folgende Schwankungen:

1831—1840 . . .	20 289	Kilogr.
1841—1850 . . .	54 759	„
1851—1855 . . .	197 515	„
1856—1860 . . .	206 058	„
1861—1865 . . .	198 207	„
1866—1870 . . .	191 900	„
1871—1875 . . .	170 675	„
1877	171 453	„
1878	179 102	„
1879	158 539	„

So hat die jährliche Goldproduction um ein Viertel abgenommen gegen den jährlichen Durchschnitt von 1856—1860. Sie repräsentirt nur noch einen Werth von ungefähr 530 Millionen Franken, während sie in einzelnen Jahren nach der Entdeckung der australischen und californischen Minen nahezu 900 Millionen erreichte.

Der gegenwärtig auf der ganzen Erde existirende Vorrath von Edelmetallen wird von den Fachmännern sehr verschieden geschätzt. Man nimmt

gewöhnlich an, daß es Ende des 15. Jahrhunderts gegen 700 Millionen Franken in Silber und gegen 300 Millionen Gold gab. Diese Ziffern beruhen übrigens rein auf Conjectur. Man schätzte weiter, daß seit 1500 bis 1848 die Production von Silber sich auf 30 Milliarden und die von Gold auf 14 Milliarden belaufe. Von 1848 soll dann die Production an Edelmetallen noch gegen 30 Milliarden betragen, somit die Gesammtproduction seit 1500 ungefähr 75 Milliarden. Wie viel existirt nun aber hievon gegenwärtig noch? Auch darüber sind die Statistiker sehr verschiedener Meinung. Seyd nimmt an, daß es auf der westlichen Erdhälfte in Münzen und Barren an Gold 18 Milliarden, in Silber 6 Milliarden Franken gibt; außerdem sollen im Orient für 6 Milliarden Edelmetalle circuliren. Diese Schätzung scheint Leroy-Beaulieu zu gering gegriffen. Er hält die von Soetbeer aufgestellten Ziffern für richtiger. Danach hätten die zwölf vornehmsten Staaten der civilisirten Welt von 1851—1875 an Gold ausgeprägt 5 785 580 Kilogramm im Werthe von 20 Milliarden 177 Millionen Franken, und 42 098 340 Kilogramm Silber im Werthe von 9 Milliarden 480 Millionen Franken. Man könnte daher annehmen, daß gegenwärtig mindestens 25 Milliarden gemünztes Gold circuliren [1].

Auch über den jährlichen Verbrauch des Edelmetalls gehen die Ansichten sehr auseinander. Nach den Berechnungen des Hrn. v. Laveleye würde der jährliche Verlust an Gold auf 400 Millionen, nach Leroy-Beaulieu nur auf 150 Millionen Francs sich beziffern. Wie dem auch sei, so ist wohl darüber kein Zweifel möglich, daß im Laufe der kommenden Zeiten, sobald man sich der Erde vollständig bemächtigt haben wird, die Gold- und ebenso auch die Silberminen sich immer mehr erschöpfen werden, dann wird man nothgedrungen statt mit Münzen mehr und mehr mit Werthzeichen sich begnügen müssen und das beste Werthzeichen bildet innerhalb der angemessenen Schranken der Werth von Grund und Boden, der Bodenschein.

Die Voreingenommenheit gegen die Werthzeichen und die Vorliebe für das Edelmetall sind in Folge der vorgekommenen Mißbräuche mit den Assignaten, Actien und mit den ungedeckten Noten der Banken und der Staaten sehr erklärlich. Aber all diese Mißbräuche können bei den Bodenscheinen vermieden werden, sobald nur bis zur bestimmten Höhe des reellen Werthes Scheine ausgegeben werden. Die ungedeckten Noten repräsentiren keinen thatsächlich schon in die Erscheinung getretenen, keinen vorhandenen, sondern einen künftigen, im Entstehen begriffenen Werth. Und auch dieß nur, soweit die Ausgabe von ungedeckten Noten mit den entstehenden Werthen gleichen Schritt hält. Ueberwiegt die Notenausgabe, so sind Werthzeichen

[1] Vgl. Handelsbeilage zur „A. Allg. Ztg." Nr. 55 (16. März) 1881.

vorhanden, denen kein Werth entspricht; treten unvorhergesehene Ereignisse ein und verhindern die Realisirung der creditirten künftigen Werthe, so ereignet sich derselbe Fall. Die Ausgabe ungedeckter Noten ist deßhalb immer mit hohen Gefahren verbunden, weil die Anpassung der Notenwerthe an die reellen Werthe sehr schwierig, die Calculirung der Zukunft aber ganz unmöglich ist. Aehnlich ist es bei den Actien. Vollständig anders dagegen gestaltet sich das Verhältniß bei den Bodenscheinen. Der Werth von Grund und Boden unterliegt ganz sicherer Schätzung; der Werth, dessen Zeichen der Bodenschein, ist vorhanden und kann nicht verloren gehen. Die einzige Unsicherheit bestünde in Kriegen oder bei sonstigen Unglücksfällen darin, daß allenfalls ein Ausfall in der Rückzahlung zur Amortisationskasse eintreten kann, der aber bei der Niedrigkeit des Procentsatzes in glücklichen Jahren sich ohne Schwierigkeiten ausgleichen läßt. Auch würde ein Moratorium keinerlei Gefahren in sich bergen.

Die Beliebtheit der Pfandbriefe des Privatkapitals zeigt, welch günstige Aufnahme die Bodenscheine finden müßten. Den Pfandbriefinhabern steht rechtlich nur der Anspruch auf das Gründungskapital der Actiengesellschaft zu, welche die Pfandbriefe ausgibt, nicht aber auf die Hypotheken, welche auf Grund und Boden eingetragen sind. Die Sicherheit der Pfandbriefe steht also nur auf sehr schwachen Füßen gegenüber dem mobilisirten Werthe des Bodens, dessen Zeichen der Bodenschein sein würde. Außerdem trägt das Pfandbriefsystem durch den zu hohen, erschöpfenden Zinsfuß zur Entwerthung von Grund und Boden bei, während der Bodenschein befruchtendes Kapital zuführen würde. Für die Verbesserung, für Culturen und Rodungen würde unser Boden noch hunderte von Millionen aufnehmen können, ganz abgesehen von den Milliarden von Hypotheken, mit denen Grund und Boden belastet sind und deren Werth als Pfandbriefe circuliren. Das System der Bodenscheine müßte in allmählicher Entwicklung die Pfandbriefe verdrängen und Grund und Boden entlasten.

Der Gesammtertrag der deutschen Land- und Forstwirthschaft wird, wohl etwas zu hoch, auf jährlich sieben Milliarden Mark berechnet. Die Franzosen schätzen das landwirthschaftliche Reineinkommen etwas über fünf Milliarden Francs[1]. Diese Zahlen geben ein Bild von dem Werthe des Bodens und von der absoluten Sicherheit der Bodenscheine, sobald sie innerhalb einer bestimmten Linie des Grundwerthes bleiben. Diese absolute Sicherheit würde eine Deckung mit Metall überflüssig machen. Die Um-

[1] Hiervon verschlangen die auf der Landwirthschaft ruhenden Steuern und Abgaben im Jahre 1876 gegen 45 Procent, nämlich 2 349 752 000 Francs. Bei dem städtischen Grundbesitz, auf fünf Milliarden rund geschätzt, betrugen die Abgaben elf Procent, nämlich 564 838 875 Francs; das auf 14 Milliarden geschätzte Einkommen aus beweglichem Vermögen zahlte 587 363 759 Francs, was blos vier Procent gleichkommt.

wechslung der Noten in Baargeld wird in kritischen Zeiten deßhalb immer so stürmisch begehrt, weil die Noteninhaber, meist mit Recht, in der Befürchtung leben, daß den Noten kein Werth oder wenigstens der volle Nennwerth nicht mehr entspreche. Dieß ist bei den ungedeckten Noten, denen kein präsenter Werth entspricht, ganz erklärlich und selbstverständlich. Ganz anders ist es bei Bodenscheinen, welche einen allgemein bekannten, thatsächlichen Werth repräsentiren würden. Aber auch wenn man Metalldeckung für unumgänglich nothwendig halten sollte, so würde diese Nothwendigkeit sich doch nur bei den ersten Emissionen ergeben. Denn der Amortisationssatz zu $2^1/_2$—$3^0/_0$ würde in wenigen Jahren der Amortisationskasse soviel Baarbestände einbringen, daß die Umwechslung der Bodenscheine in Metall jeder Zeit sich ermöglichen ließe.

Der Vorschlag der Ausgabe von Bodenscheinen ist kein bloßes Theorem, sondern fand schon, allerdings in kleinem Maßstabe, praktische Verwirklichung durch den großen englischen Schatzkanzler Pitt (Lord Chatam). „Am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in England zwanzig Millionen Morgen gemeinschaftlicher nutzloser Weiden und Moräste. Pitt erlaubte den Eigenthümern des Unlands, zinslose Bodenscheine, gestützt auf dieses Unland, auszugeben. Diese Bodenscheine wurden vom Stempel befreit und wurden von den öffentlichen Kassen angenommen. Durch Zahlung eines geringen Procents behufs Amortisation wurden diese Scheine bald getilgt, die Moräste sind in blühende Felder umgewandelt worden. Die Bodenscheine sind die Erhebung des Pitt'schen Gedankens zu einem allgemeinen Systeme." [1]

Ueber die Mittel zur Aenderung der Creditverhältnisse können die Ansichten auseinandergehen. Jeder neue Vorschlag findet in Kreisen, welche eine Schädigung ihrer Interessen befürchten, die leidenschaftlichste Befehdung und Bekämpfung. Gerade dem Projecte der Bodenscheine, durch welches die Befreiung der Arbeit von der Unterdrückung und Auswucherung des Kapitals angebahnt werden würde, wird die giftige Kritik nicht erspart bleiben. Allein darüber kann nach den Verheerungen der letzten Jahrzehnte, nach dem lawinenartigen Anwachsen der ländlichen Schulden kein Zweifel obwalten, daß eine Aenderung in den Geld- und Creditverhältnissen ein Gebot absoluter Nothwendigkeit ist. Namentlich in der landwirthschaftlichen Production, welche die Grundlage der Volkswirthschaft bildet, zeigt sich diese Nothwendigkeit einer Aenderung mit elementarer Unerbittlichkeit. Noch zehrt unsere Landwirthschaft von der gehäuften Arbeit vieler Jahrhunderte, von den Schätzen, welche der Fleiß eines halben Jahrtausends unter dem Schutze der mittelalterlichen Institutionen [2] in Grund und Boden gelegt

[1] Wilkonski l. c. S. 40.

[2] Dr. Berghaus schreibt: „Man unterwerfe die mittelalterlichen Institutionen der Prüfung vom wirthschaftlichen Standpunkte, und man wird denselben die Bewun-

hatte. Aber schon zeigen sich die Symptome der Erschöpfung. „Es ist Thatsache, daß in Frankreich, in der Heimath und dem Versuchsfelde aller modernen Staatskünste, heute auf den Kopf der Bevölkerung an Nahrungsmitteln weniger producirt wird, als vor 1789, daß auch in Preußen — nur die Provinzen vor 1866 berücksichtigt — der Viehstand heute weniger zahlreich und deßhalb voraussichtlich auch die Bodenkraft im Durchschnitte geringer ist, als vor 75 oder 80 Jahren. Wie eifrig auch die Landwirthe bestrebt sein mochten, durch Rodungen, Abgrabungen, Drainage, Rajolen, Mergeln &c. die Thätigkeit des Bodens zu beleben, durch Verbesserung des Inventariums, der Fruchtfolge und Gebäude die Wirthschaftserträgnisse zu steigern und zu sichern — der Reichthum und die Sicherheit der Ernten hängt schließlich doch ganz überwiegend von der Summe der im Boden niedergelegten Pflanzennahrung, von der Größe des Vegetationskapitals, daher von dem Verhältniß der Düngerproduction zur urbaren Bodenfläche ab. Die Feudalverfassung hatte in wunderbarer Weise dafür gesorgt, daß dieses Verhältniß zum Nachtheil der Bodenkraft nicht wesentlich alterirt werden konnte und daß die durch Krieg und Krankheiten herbeigeführten Störungen alsbald ausgeglichen wurden. Jeder Bauernhof hatte einen Antheil an der Gemeindeweide, ein Hutungsrecht an dem benachbarten Forst, und der Inhaber mußte seinen Viehstand so hoch wie möglich halten, wenn er sein Recht überhaupt ausnutzen, der Gutsherr mußte ihn darin unterstützen, wenn er die Bestellung seiner Felder sichern wollte. Die Aufhebung der Feudalverbände hat die Schutzwehren vernichtet, welche vermöge einer weisen Organisation des ländlichen Grundvermögens zur Erhaltung des Nationalvegetationskapitals errichtet worden waren. Die moderne Staatskunst hat es versäumt, diese wichtigsten Volks- und Staatsinteressen zu vertreten, sie ist sich dieser Aufgabe gar nicht bewußt geworden." [1] Ging man doch von der Ansicht aus, daß die freie Concurrenz von selbst in der landwirthschaftlichen Production riesigen Fortschritt hervorrufen würden. Aber die freie Concurrenz und die Gewinnspeculation des Privatkapitals wurden für die Landwirthschaft äußerst verderblich. Güter wurden angekauft, lediglich um die Wälder niederzuhauen, die alten Vegetationsschätze zu heben und schließlich durch Zertrümmerung noch Profit zu machen. Bauernhöfe verfielen den Hofschlächtern, welche durch Verkauf kleiner Trennstücke den auf die Erträge eines Kartoffelgartens basirten Familien die Entstehung gaben. Wo aber Güter und Höfe nicht abgeschlachtet wurden, da zwang die Noth, die Schuld-

---

derung nicht versagen können. Sie leisteten fast das Vollkommene bis zu dem Zeitpunkte, wo das Geldkapital zu herrschen begann und so lange die Gesellschaft durch mäßige Wirthschaftserträge befriedigt werden konnte" („A. Allgem. Ztg." Nr. 265, 21. September 1880).

[1] Berghaus l. c.

knechtschaft die Besitzer zur Verwüstung der Wälder, zur Ausbeutung der Bodenkraft, zur Abzweigung von Trennstücken. Mit der Vernichtung der Wälder wurden die jungen Getreidepflanzen vielfach dem verderblichen Einflusse der zehrenden Frühjahrswinde preisgegeben, während das gleichzeitige, durch keine Wälder mehr hinausgeschobene Schmelzen der Schneemassen die neuerdings so verheerenden Dammbrüche und Ueberschwemmungen, und im Sommer, nach dem schnellen Abflusse des Wassers, in Flüssen und Strömen einen zu kleinen, für die Schifffahrt nicht mehr genügenden Wasserstand herbeiführte [1].

Nicht aus Leichtsinn oder Unwissenheit, sondern aus Gewinnsucht und Noth wird regelmäßig Grund und Boden erschöpft. Der Gewinnsucht und der Noth muß gesteuert werden, indem der Grundbesitz der Speculation des Privatkapitals entzogen, die Freitheilbarkeit beschränkt und die jetzige Schuld- und Creditform beseitigt wird. An die Stelle muß der rasch amortisirbare und unkündbare Bodenschein treten.

Das heutige System der Ausbeutung des Bodens durch das Privatkapital bringt allgemeine Volksverarmung und allgemeine Bodenerschöpfung und muß in weiterer Ausgestaltung jenen staatlichen, socialen und wirthschaftlichen Verfall herbeiführen, an welchem das Reich der römischen Imperatoren zu Grunde ging.

Es genügt nicht, die Ausbeutung des Bodens durch das Kapital zu beschränken, wie dieß in den home-stead-Gesetzen versucht wird. Der Verschuldung muß vorgebeugt werden; denn ist dieselbe einmal eingetreten, so ist die Erschöpfung des Bodens unabwendbar, wenn auch die Möglichkeit der Subhastationen eine Einschränkung erfährt. Im Interesse der Erhaltung der Fruchtbarkeit des Bodens muß die Landwirthschaft der Gewinnspeculation des Wucherkapitals gänzlich entzogen werden. Das gleiche Interesse des Eigenthümers und der Gesammtheit, die Solidarität der ganzen Societät zeigt sich so recht in der Landwirthschaft. Ist der einzelne Eigenthümer gegen Ausbeutung geschützt, gewähren ihm die rechtlichen Institutionen die Möglichkeit, den Bodenreichthum zu mehren und seiner Familie ein ertragsreiches Gut zu hinterlassen, so ist damit zugleich das Interesse der Gesammtheit am besten gewahrt. Es bedarf keiner Enteignung des Privateigenthums der Bodenbesitzer, es bedarf nicht communistischer Production, um das Interesse der Gesammtheit wahrzunehmen. Die Erhaltung und Vermehrung des Bodenreichthums und damit die Steigerung des allgemeinen Nationalkapitals vollführt am besten der Privatbesitzer, indem er mit Liebe und Hingebung den angestammten, ererbten Besitz pflegt und ihn mit erhöhter Fruchtbarkeit und mit erhöhtem Werthe der Familie

[1] Ibid.

hinterläßt. Gemeinschädlich ist dagegen das heutige System der Ausbeutung des Bodens, welches den Bodenbesitzer zwingt, augenblicklichem Gewinne nachzustreben, um seinen Schuldverpflichtungen genügen, Steuern und Gemeindelasten erschwingen zu können. Der Eigenthümer fällt nicht bloß selbst sammt seiner Familie der Verarmung anheim, er erschöpft auch den Boden, vernichtet die Fruchtbarkeit, verzehrt das aufgespeicherte Vegetationskapital früherer Jahrhunderte. Mit einschränkenden Bestimmungen, wie sie die home-stead-Gesetze in wohlmeinender Weise bieten, ist hiegegen nicht zu helfen, das ganze System der landwirthschaftlichen Creditverhältnisse muß geändert werden. Die home-stead-Gesetze können die Auswucherung von Grund und Boden nicht verhindern; sie retten nur dem Besitzer den letzten Rest des Eigenthums gegen Zwangsenteignung. Das ist immerhin etwas, aber nicht hinreichend, um vor allmählicher Vernichtung der Fruchtbarkeit und Erschöpfung des Vegetationskapitals zu schützen. Nur der Besitzer findet beschränkten Schutz, nicht der Besitz.

Noch weniger kann mit einer „Grundentlastung" geholfen werden, wie sie in Oesterreich vielfach von der conservativen Partei verlangt wird. Nach diesen Projecten sollen durch eine Staatsoperation (Anlehen) die Hypotheken getilgt werden; außerdem soll für künftige Fälle eine landwirthschaftliche Bank billigen Zinsfuß vermitteln. Diese „Grundentlastung" würde dem Bauer für den Augenblick die Schuldenlast abnehmen; aber nur für den Augenblick und da nur theilweise. Den Löwentheil der Verzinsung des Staatsanlehens müßten doch wieder die Bauern tragen, und das jetzige Creditsystem würde in wenigen Jahrzehnten genau wieder dieselbe Schuldknechtschaft erzeugen, wie in den letzten 30 Jahren. Billigen Zinsfuß kann aber keine Creditanstalt gewähren, so lange Staatsanleihen und Actiengesellschaften das Geld absorbiren und den Zinsfuß vertheuern. Diese Art „Grundentlastung" kommt den Kapitalisten sogar sehr gelegen. Die Staatsanlehen müßten in großartigem Maßstabe durchgeführt werden, wobei dem Kapitale riesige Verdienste zufallen würden. Die zeitweilige Entlastung des Bodens würde die Chancen künftiger Ausbeutung erhöhen, es ist darum gar nicht zu verwundern, daß das Großkapital solchen Plänen von „Grundentlastung" großes Interesse entgegenbringt.

Man hat die Ansicht ausgesprochen, daß Grund und Boden der Geld- und Creditwirthschaft gänzlich sich verschließen soll. Der Boden soll mit Kapitalien gar nicht belastet werden. Das würde indeß den Umwälzungsproceß noch viel rascher herbeiführen. Für Culturen, Bauten, Erbabfindungen kann der Bodenbesitzer des Kapitals nicht entbehren; er braucht Geld, aber die Schuld, soll sie nicht ein aussaugendes Wuchergewächs werden, muß sich rasch amortisiren, muß einen niedrigen Zinsfuß repräsentiren und unkündbar sein. Alle diese Eigenschaften hat der Bodenschein. $2^1/_2$—3 Procent Rück-

zahlung stehen im Einklange mit der thatsächlichen Ertragsfähigkeit, die volle Verwendung dieser Rückzahlungssumme zur Amortisation ermöglicht die baldige Tilgung, der Bodenschein ist nicht bloß unkündbar, in Zeiten außerordentlicher Noth kann sogar ohne Gefahr ein Moratorium eintreten. Die Schulden des heutigen landwirthschaftlichen Credites dagegen absorbiren zum Mindesten immer den Productionsprofit und damit den landwirthschaftlichen Reservefonds, in den meisten Fällen zwingen sie den Bauer, das vorhandene Vegetationskapital anzugreifen und dessen entsprechende Wiederherstellung zu unterlassen. Der überschuldete Bauer, dem fortwährend die Gefahr vor Augen steht, von Haus und Hof ziehen zu müssen, baut zehrende Gewächse im Uebermaße, sobald sie nur raschen und reichen Geldgewinn versprechen; er führt dem Markte einen Theil der Futterbestände zu, die dem Viehstande gehören, um nur die momentane Geldverlegenheit zu beseitigen.

Ohne Geld kann die Landwirthschaft heute nicht mehr betrieben werden, nachdem die Zahlung in Naturalien der Zahlung in Geld gewichen ist. Die Unmöglichkeit, Grund und Boden mit Kapitalien zu belasten, würde den kleinen Besitzer, den Bauer noch rascher ruiniren, als selbst die heutige Schuldknechtschaft. Ein Blick nach England bestätigt dieß zur Genüge. Dort hat der große Besitz die kleinen Höfe und die mittleren Bauerngüter vollständig aufgefressen[1] und hat ein Latifundienwesen geschaffen, welches in seinen Wirkungen noch gefährlicher ist, als selbst die unerhörte Zinsknechtschaft des Landwirths auf dem Continente. Die Latifundien bildeten auch im alten Römerreiche die Schlußentwicklung der Ausbeutung des Bodens; die Latifundien ruinirten das alte Italien und werden auch Englands Fall herbeiführen. Der vertriebene Engländer und Irländer sucht sich in Amerika neuen Grund und Boden und überschwemmt seine frühere Heimath mit landwirthschaftlichen Producten. Schon beherrscht Nordamerika den landwirthschaftlichen Markt Englands; der wirthschaftlichen Abhängigkeit ist aber immer und überall die politische Abhängigkeit gefolgt. Drohend erhebt sich Nordamerika gegen das weltbeherrschende England, und das Unterliegen Großbrittaniens den Vereinigten Staaten gegenüber ist nur noch eine Frage der Zeit, vielleicht schon der nächsten Zukunft. Was von dem alten Rom galt, gilt auch vom heutigen England. Der Brudermord[2], in der Form der Hin-

[1] „Ich bin der Riese vom Riesenthurm und habe alle meine Nachbarn aufgegessen," sagte Graf von Leicester, als man ihm zum Fertigbau von Holkham gratulirte. Die Einöde, welche er geschaffen hatte, machte ihn melancholisch: „Ich sehe um mich und schaue kein Haus außer dem meinigen." Marx S. 683.

[2] Acerba fata Romanos agunt, scelusque fraternae necis. — Mit der Accumulation der Grundrente in Irland hält gleichen Schritt der Irländer in Amerika, der durch Schaf und Ochs beseitigte Ire ersteht auf der andern Seite des Oceans als Fenier. Und gegenüber der alten Seekönigin erhebt sich drohend und drohender die junge Riesenrepublik. Marx S. 699.

schlachtung der ganzen bäuerlichen und landwirthschaftlichen Bevölkerung zu Gunsten einiger Großgrundbesitzer, treibt England mit unwiderstehlicher Gewalt dem Abgrunde zu.

Es ist ein merkwürdiges Verhängniß, daß selbst die hervorragendsten Staatsmänner in England unter dem Banne einer Doctrine stehen, welche Fehler auf Fehler häuft. Disraeli (Lord Beaconsfield) äußerte sich vor zwei Jahren über das englische Latifundienwesen und stellte dasselbe in Vergleich mit dem französischen Parcellensysteme. Er sprach sich für die Latifundien aus, weil diese einen größeren Reinertrag abwerfen. Es ist gewiß, daß die Parcellenwirthschaft, wie sie der gleiche Erbantheil des Code Napoleon erzwang, große wirthschaftliche Nachtheile hat. In socialer Beziehung ist aber selbst das Parcellensystem dem Latifundienwesen noch immer vorzuziehen. Beide Erscheinungen, Parcelle wie Latifundien, sind eine krankhafte Entwicklung, auch hier liegt das Richtige in der Mitte, in dem Ueberwiegen des Mittelbesitzes neben einzelnen großen Gütern und einzelnen kleinen Wirthschaften. Das Mittelalter hatte auch in dieser Beziehung dem Ziele der Vollkommenheit sich genähert. Den einzelnen Großgrundbesitzern fällt inmitten der Bauernschaft die Führung zu, wenn es gilt, neuen Fortschritt in Culturen zu verbreiten, social zu repräsentiren, politisch die Interessen der Landwirthschaft zu vertreten. Der kleine Besitz liefert für die Zeit gehäufter Arbeit die nöthige Aushilfe durch Taglohnarbeit. Erst die spätere Zeit, die sich der Aufklärung rühmte, hat das normale Verhältniß, welches im Mittelalter sich entwickelte, zerstört, hat dort Parcellen, hier Latifundien, überall Armuth und Noth erzeugt[1].

Nicht das Wohlergehen der Bevölkerung, sondern der größere Reinertrag ist nach englischer Doctrin das Ziel der Volkswirthschaft. Der Mensch wurde vertrieben, ganze Grafschaften wurden entvölkert, um den Reingewinn zu schwellen. „Der englische Bauer, das tapfere Geschlecht, welches Crecy, Poitiers und Agincourt gewann, ist erloschen, wie das Mastodon. Der schottische Clansmann, dessen Rechte an dem Boden seiner heimathlichen Berge im Mittelalter ebenso unbestritten waren, wie die seiner Häuptlinge, ist vertrieben worden, um für die Schafheerden oder Hirschrudel der Nachkommen jener Häuptlinge Platz zu machen; das Stammes- und Miteigenthums-

---

[1] Vgl. Marx S. 683 über das ländliche Proletariat (Prolétariat foncier) in Frankreich, hervorgebracht durch das Parcellensystem. Es sang schon 1846 Pierre Dupont in seinen „Ouvriers“:

„Mal vêtus, logés dans les trous,
Sous les combles, dans les décombres,
Nous vivons avec les hiboux
Et les larrons, amis des ombres.“

recht des Irländers[1] ist in eine beliebig kündbare Pachtung verwandelt worden. Dreißigtausend Menschen haben die gesetzliche Macht, die ganze Bevölkerung aus fünf Sechsteln der britischen Inseln zu vertreiben, und die ungeheure Mehrheit des britischen Volkes hat keinerlei Recht an das Vaterland, außer auf den Straßen zu gehen oder auf den Eisenbahnen zu reisen. Auf sie können passend die Worte eines Tribunen des römischen Volkes angewendet werden: „Männer Roms", rief Tiberius Gracchus nach einem Berichte des Plutarch aus, „ihr werdet die Herren der Welt genannt, und doch habt ihr kein Recht auf einen Fuß breit ihres Bodens! Die wilden Thiere haben ihre Höhlen, aber die Krieger Italiens nur Wasser und Luft."[2]

Um die Rente zu erhöhen, den Reinertrag zu steigern, wurden die Bauern und Taglöhner vertrieben, ihre Hütten niedergerissen, so daß Meilen weit keine menschliche Wohnung sich findet. Selbst die stabilen Dienstboten werden immer weniger und sinken auf jene geringe Zahl herab, welche zur schweren, mit Pferden verrichteten Landarbeit durchaus nothwendig ist. Auf je 100 Acres[3] kommt im Durchschnitte höchstens ein Cottage, eine Arbeiterhütte. Ein Pächter in Lincolnshire sagte vor der Untersuchungskommission aus: „Meine Pacht erstreckt sich über 320 Acres, alles Kornland. Sie hat keine Cottage. Ein Arbeiter wohnt jetzt bei mir, ich habe vier Pferdemänner, welche in der Umgegend logiren. Das leichte Werk, wozu zahlreiche Hände nöthig sind, wird durch Gänge vollbracht." Diese „Gänge" sind die bezeichnendste Erscheinung für die Ausbeutungsform der landwirthschaftlichen Arbeit, für die Hinopferung der Bevölkerung zu Gunsten hohen Reinertrages.

Der Gang[4] besteht aus 10—40 oder 50 Personen, nämlich Weibern, jungen Personen beiderlei Geschlechtes (13—18 Jahren), obwohl Jungen meist mit dem 13. Jahre ausscheiden, endlich Kindern beiderlei Geschlechtes

---

[1] In Irland ist im Munde der Armen folgendes charakteristische Lied:

> Der Herr sorgt, daß sich Hirsch und Ochs
> — — — — — — mäste,
> Statt auszutrocknen seine Boggs,
> Ihr kennt sie ja, Irlands Moräste!
> Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
> Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte,
> Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
> Dem Kibitz und der wilden Ente.
> Ja doch, bei Gottes Fluche — Sumpf
> Und Wildniß vier Millionen Acres."

[2] Vgl. *Henry George*, Progress and Poverty livr. VII, ch. IV.

[3] Ein Acre = 1,584 preußische Morgen oder $0{,}40^{1}/_{2}$ Hektar.

[4] Vgl. Marx S. 684 ff. Marx schildert nach den amtlichen Mittheilungen des sechsten Berichtes der Child. empl. Commission (1867).

(6—13 Jahren). An der Spitze steht der gangmaster (Gangmeister), immer ein gewöhnlicher Landarbeiter, meist ein sogen. schlechter Kerl, Liederjahn, unstät, versoffen, aber mit einem gewissen Unternehmungsgeist und savoir faire. Er wirbt den Gang, der unter ihm arbeitet und nicht unter dem Pächter. Mit letzterem accordirt er meist auf Stückwerk, und sein Einkommen, das im Durchschnitt nicht sehr hoch über das eines gewöhnlichen Landarbeiters steigt, hängt fast ganz vom Geschick ab, womit er in kürzester Frist möglichst viel Arbeit aus seiner Bande herauszuschlagen versteht. Die Pächter haben entdeckt, daß Frauenzimmer nur unter männlicher Dictatur ordentlich arbeiten, daß aber Frauenzimmer und Kinder, wenn einmal im Zuge, mit wahrem Ungestüm ihre Lebenskraft verausgaben. Der Gangmeister zieht von einem Gute zum anderen und beschäftigt so seine Bande 6—8 Monate im Jahre.

Die Mitglieder des Ganges wohnen in den sogen. „offenen" Ortschaften[1] und haben zu den Gütern, auf denen sie arbeiten, oft 5—6 englische Meilen zu machen. Dieser Marsch und die Ueberarbeit sind für die physische und sittliche Entwicklung der Kinder und der jungen Personen des Ganges ungemein verderblich. Obgleich der Gangmeister, der in einigen Gegenden the driver (Treiber) heißt, mit einem langen Stabe ausgerüstet ist, wendet er solchen jedoch nur selten an, und Klage über brutale Behandlung ist Ausnahme. Er ist ein democratischer Kaiser oder eine Art Rattenfänger von Hameln. Er bedarf also der Popularität unter seinen Unterthanen und fesselt sie an sich durch das unter seinen Auspizien blühende Zigeunerthum. Rohe Ungebundenheit, lustige Ausgelassenheit und obscönste Frechheit leihen dem Gang Flügel. Meist zahlt der Gangmeister in einer Kneipe aus und kehrt dann wohl wankend, rechts und links gestützt, an der Spitze des Zuges heim, die Kinder und jungen Personen hinterher tollend, Spott- und Zotenlieder singend. Auf dem Rückwege ist das, was Fourier „Phanerogamie" nennt, an der Tagesordnung. Die Verführung dreizehn- und vierzehnjähriger Mädchen durch ihre männlichen Altersgenossen ist häufig, die offenen Dörfer, welche das Contingent des Gangs stellen, werden in amtlichen Berichten als Sodomas und Gomorrhas geschildert und liefern doppelt soviel unehliche Geburten, als der Rest des Königreiches.

Physische und sittliche Hinopferung der Mitglieder des Ganges, um

---

[1] Open villages, deren Boden verschiedeneren Eigenthümern gehört und darum für Bauspeculanten sich eignet — gegenüber den close villages (geschlossenen Dörfern), deren Eigenthümer die Landlords sind, welche damit nach Belieben schalten können. Die Landlords haben ein Interesse daran, die Arbeiterhäuser (cottages) überall zu rasiren, um der Pflicht der Armenunterstützung sich entziehen zu können. Die armen Landarbeiter finden nur noch in den „offenen" Dörfern Unterkunft. In den Cottages der Landlords wohnen nur noch die regulären Bedienten, Gärtner und Wildhüter, die

den Profit der großen Pächter[1], die Rente der Besitzer zu erhöhen, den Reinertrag nach Disraeli zu steigern. Zuerst Verdrängung der Bauern, Niederreißen der Dörfer, Ausdehnung des Latifundienbesitzes bis zu einer Größe, daß die Eigenthümer selbst von Melancholie heimgesucht werden, sodann Ausnützung der Arbeitskräfte bis zu dem schamlosen System des Ganges herab, wo der Arbeiter auf der Stufe thierischer Verkommenheit erscheint, das ist das Resultat jener Wissenschaft und Praxis, welche kein höheres Ziel kennt, als den höchsten Reinertrag.

Die officiellen Berichterstatter der Commission über Kinderarbeit belegen mit Zeugnissen, wie tief die Eltern den Gang verabscheuen[2], wie sie nur aus bitterster Noth ihre Kinder dazu hergeben. So heißt es u. a.: „Man findet reichlichen Beweis in den von uns gesammelten Zeugenaussagen, daß die Eltern in vielen Fällen dankbar sein würden für ein Zwangsgesetz, welches sie befähigen würde, den Versuchungen und dem Drucke zu widerstehen, denen sie oft unterworfen sind . . . Alle verwüstete Zeit und Kraft, alles Leid, welches außerordentliche und nutzlose Ermüdung für den Landmann und seine Familie hervorbringt, jeder Fall, worin die Eltern den moralischen Ruin ihres Kindes auf Ueberfüllung der Cottages[3] oder die besudelnden Einflüsse des Gangsystems zurückleiten, stacheln in der Brust der armen Arbeiter Gefühle auf, die man wohl verstehen wird, deren Detaillirung unnöthig ist. Sie haben ein Bewußtsein davon, daß ihnen viel körperliche und geistige Qual angethan wird durch Umstände, wofür

---

und da auch noch die Schafhirten, welch letztere indeß neuestens auch meistens in die offenen Dörfer verwiesen werden. Die Cottages der Landlords heißen gegenwärtig meistens statt close villages bezeichnend: show-villages = Schaudörfer. Von diesen Schaudörfern sind die deutschen Touristen immer so sehr entzückt, das Elend in den Cottages der open villages bleibt ihnen unbekannt.

[1] Kleine Pächter wenden die Gangarbeit nicht an. Marx S. 686. — Das unkrautreine Feld und das Menschenunkraut von Lincolnshire u. s. w. sind Pol und Gegenpol der kapitalistischen Production, sagt Marx bitter, aber wahr. Er spottet auch mit Recht über die englische Christianity, welche die einheimische Arbeiterbevölkerung der Verthierung preisgibt und nebenbei Tausende von Pfund für die „Missionen zur Sittenverbesserung der Südseewilden" beisteuert.

[2] Dagegen meinte ein Landlord, dem seine Rente sehr wohl schmeckt, das ganze Geschrei sei nur dem Namen des „Ganges" geschuldet. Wenn man es „jugendlich-industriell-agricol-cooperative Selbsterhaltungsassociation" statt „Gang" taufe, so wäre Alles in der Ordnung (all right).

[3] Die Wohnungsnoth ist in Folge der Brutalität der Landlords, welche alle Cottages auf ihren Gebieten rasiren, in den offenen Dörfern so groß, daß in einer einzigen Stube neben Eltern und Kindern erwachsene Personen beiderlei Geschlechts zusammengezwängt werden (huddled), wodurch Anstands- und Schamgefühl unterdrückt, alle Sittlichkeit untergraben wird. Die Schilderungen der amtlichen Berichte sind haarsträubend.

sie in keiner Weise verantwortlich sind, welchen sie, hätte es in ihrer Macht gestanden, niemals ihre Zustimmung gegeben hätten, und wider welche anzukämpfen sie ohnmächtig sind."

Die Auslieferung von Grund und Boden an die Speculation des Privatkapitals hat auf dem Continente eine Zinsknechtschaft erzeugt, welche die Besitzer zu den härtesten Frohndiensten für die Gläubiger verurtheilt. In England, wo die Verschuldung unmöglich ist, hat der große Besitz den kleinen verschlungen. Das private Interesse der Speculanten, nach dem höchsten Ertrage des Augenblickes zu streben, hat das Interesse der Gesammtheit beeinträchtigt, hat die Zukunft der Gegenwart geopfert. In England wurden die Besitzer verdrängt durch Auskauf Seitens der Großen, auf dem Continente werden sie verjagt durch die Subhastation; dort werden Felder und Wiesen des Jagdvergnügens, der billigsten Bestellung und des höchsten Ertrages wegen in Weiden und Jagdreviere umgewandelt, hier erschöpft der Besitzer in seiner Noth und Bedrängniß den Grund durch zehrende Gewächse, um raschen Profit zu erzielen; dort bildet der „Gang", hier die Zwangsversteigerung den Gipfel leiblichen und geistigen Elendes, physischer und moralischer Hinschlachtung. Der Wucherer des Continents und der englische Landlord wetteifern in Rohheit und Grausamkeit, in Habsucht und Ausbeutungskunst [1]. Es ist nicht zufällig, daß alle Organe des Großkapitals auf dem Continente in der irischen Agrarfrage Partei ergreifen für die schmachvolle Hinschlachtung eines ganzen Volkes einer Handvoll von englischen Landlords zu Liebe. Der Landlord dort und der Wucherer hier können sich die Hand reichen; sie beide leben von Ausbeutung fremden Eigenthums. Auch äußerlich nähern sie sich, indem die Großwucherer des Continents mit Geschick und Glück in die gesellschaftliche Rangliste des Baronets emporklettern.

Die traurigen Erscheinungen der Ausbeutung von Grund und Boden, der doch dem Interesse der Gesammtheit dienen sollte, zum Nutzen weniger Speculanten haben die Agitation auf völlige Beseitigung des Privatgrundbesitzes hervorgerufen. Nicht bloß mehr die Communisten und Socialisten, sondern auch solche Schriftsteller, welche dem socialistischen System Opposition machen, erheben neuestens die Forderung, daß Grund und Boden in den Besitz der Gesammtheit übergehe und daß das Recht Aller auf den heimathlichen Boden gewahrt werde [2]. Die Einen fordern förmliche Confis-

[1] Im Monate März 1881 wurden über 7000 Pächter in Irland rücksichtslos verjagt und ihre Familien dem bittersten Elende preisgegeben. Auf einem einzigen Gute wurde in Einer Woche mehr als 500 Pächtern die gerichtliche Kündigung zugestellt.

[2] So Herbert Spencer und besonders H. George in seinem Werke: Progress and Poverty.

cation des Privatgrundbesitzes, die Andern billige Ablösung, Henry George glaubt ein einfacheres Mittel entdeckt zu haben. „Es ist nicht nöthig," meint er, „das Land zu confisciren; es ist nur nöthig, die Rente zu nehmen, und zwar durch Besteuerung." Alle Steuern sollen aufgehoben und alle Lasten der Gesammtheit einzig durch den Ertrag der Grundrente getragen werden. Wüßte Henry George, daß auf dem europäischen Continente der Boden seinem Besitzer gar keine Rente mehr abwirft, daß schon das Privatkapital die gesammte Rente der Grundbesitzer sich angeeignet hat, dann wäre sein Buch niemals geschrieben worden. Der Amerikaner hat nur eine sehr kurze Vergangenheit, die Lehren der Geschichte existiren für ihn kaum; von den Zuständen des alten Europa kennt man in Amerika nicht viel mehr, als etwa die englischen Verhältnisse; kein Wunder, wenn in amerikanischen Köpfen die Welt sich ganz anders wiederspiegelt, als sie thatsächlich ist. Und auf solch einseitiger Kenntniß der Verhältnisse beruht der Vorschlag des Amerikaners Henry George. Im alten Europa ist man gezwungen, die Grundsteuer zu vermindern, der Amerikaner sucht die Lösung der socialen Frage in der ausschließlichen Besteuerung von Grund und Boden, in der Aneignung der Renten [1].

Der Kampf gegen das Privateigenthum an Grund und Boden ist selbst vom wirthschaftlichen Standpunkte aus durchaus zurückzuweisen. Nur das Eigenthum verleiht dem Besitzer jene Sorgfalt, jene Thätigkeit, jenen Fleiß, jene Hingebung, welche aus Sandwüsten fruchtbare Felder, aus Sümpfen üppige Wiesen, aus finstern Wäldern lachende Fluren, aus Gestrüppen ertragsreiche Flächen schufen. Der Schweiß, welchen der Besitzer auf seinen Grund verschwendete, die Arbeit, welche er im Boden fruchtbar anlegte, verschaffen ihm ein Anrecht auf den Ertrag des Bodens. Deßhalb erwarb derjenige, welcher ein Lehen nahm, das ganze Mittelalter hindurch sofort auch ein dingliches Recht auf den Boden, den er bearbeitete. Und so lange er seine Pflichten gegen den Belehnenden erfüllte und die Wirthschaft nicht vernachlässigte, blieb er mit seinem Besitze verbunden. Hierin lag ein tiefer Sinn, nicht etwa eine Denkfaulheit, wie Endemann mit professorenhafter Naivität meinte. Erst die Neuzeit trennte den Arbeiter vom Boden und schuf jene schändlichen Zustände, unter denen heute die Landarbeiter Englands und Irlands seufzen. Die Expropriirung der Bauern und Halbbauern in England und Irland zu Gunsten weniger Landlords war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, welche heute sich rächt. Je mehr man sich

[1] Das Werk von Henry George wurde in ächt amerikanischer Weise als the book of modern times angepriesen und wurde auch in's Deutsche übertragen von Gütschow. Uebersetzer und Verleger scheinen nicht gemerkt zu haben, daß sich die Doctrin des Verfassers Angesichts der Lage der deutschen Landwirthschaft von selbst ad absurdum führe.

weigert, die Unkündbarkeit (fixity) der Pacht herzustellen und dadurch den früheren Verhältnissen analoge Zustände neu zu begründen, um so höher häuft sich die Schuld, um so bitterer wird dereinst die Sühne sein.

Es kann ja theoretisch keinem Zweifel unterliegen, daß die Güter der Natur und namentlich Grund und Boden für alle Menschen bestimmt sind. Dieser Gedanke ist nirgends mit größerer Schärfe ausgesprochen, als in den Schriften der heiligen Väter. Aber diese theoretische Anerkennung des gemeinschaftlichen Rechtes Aller auf die Güter der Natur schließt nicht aus, daß die Theilnahme an diesen Gütern nach dem Gesetze des Privateigenthums geregelt werden muß. Am besten wird diese Theilnahme vermittelt, wenn das Individuum am Producte nach dem Ertrage der Arbeit zugetheilt erhält, was am gerechtesten dann geschieht, wenn Arbeit und Kapital verbunden sind, wenn die Arbeit ein Recht auf die Verbesserungen und Producte, mithin auf das Kapitalobject selbst begründet. So war es im Lehenssysteme des Mittelalters. England wird zu diesem Systeme insoweit zurückkehren müssen, als die veränderten Verhältnisse, die heutige Geldwirthschaft, es gestattet. Die Herstellung eines festen und, bei Erfüllung der Pflichten, unkündbaren Pachtverhältnisses ist eine der ersten Voraussetzungen, um in allmählicher Entwicklung einen tüchtigen Bauernstand wieder heranzubilden [1]. Auf dem Continente aber ergibt sich die Pflicht, den Bauernstand gegen die Speculation, Aussaugung und Auswucherung des Privatkapitals zu schützen. Das zeitgemäße Mittel hierzu ist der Bodenschein, welcher das Privatinteresse mit dem Gesammtintresse versöhnt. Das System der Bodenscheine erhält das Privateigenthum der Grundbesitzer und schützt es mit einem undurchdringlichen Walle gegen Speculation und Wucher; dieses System berücksichtigt aber auch das Interesse der Gesammtheit, indem die Amortisationssummen in die Staatskasse fließen, um für allgemeine Zwecke zu dienen. Nachdem in Frankreich gegenwärtig die Verschuldung des Bodens gegen 15 Milliarden Francs beträgt, wird man die Verschuldung der deutschen Grundbesitzer auf mindestens 15 Milliarden Mark veranschlagen müssen. Mit den alljährlichen Amortisationssummen zu $2^1/_2$—3 Procent würde der Staat, sobald das System der Bodenscheine vollständig durchgeführt wäre, seine Bedürfnisse zum großen Theile decken können.

Der Bodenschein würde nicht bloß das Interesse des Individuums und der Gesammtheit, des Privatgrundbesitzers und der Societät versöhnen, er

[1] Die irische Agrarbill Gladstone's wagt die Herstellung einer unkündbaren Pacht nicht. Alles wird bedingt durch ein zu schaffendes Tribunal von drei Männern. Ob diese Institution sich bewähren wird, hängt von der persönlichen Beschaffenheit der Mitglieder dieses Tribunals ab. Die unkündbare Pacht wäre nur ein Act der Restitution an die Irländer, welche ihres Miteigenthumes seit Cromwell mit Gewalt beraubt worden sind.

würde auch den Boden, die Natur selbst gegen die Erschöpfung des Vegetationskapitals, gegen Ausbeutung und Zerstörung durch das gewinnsüchtige Privatkapital, durch den Wucher schützen. Es ist unnöthig, Grund und Boden zu confisciren; es ist unnöthig, die Rente durch den Staat einziehen zu lassen: beides ist eine Ungerechtigkeit und eine wirthschaftliche Thorheit. Es genügt, daß der Boden und sein Besitzer gegen das Privatkapital Schutz finden, daß die Zuführung des nöthigen Kapitals in Werthzeichen (Bodenscheinen) geschehe und daß die Vergütung hierfür nicht dem speculirenden Privatkapitale, sondern der Gesammtheit zufalle.

Die Ausgabe von Werthzeichen auf den Boden oder von Grundwerthantheilscheinen ist für die Landwirthschaft selbst ein Gebot der Nothwendigkeit. Das heutige Creditsystem führt zur Erschöpfung des Bodens und zum Ruine der Bodenbesitzer. Die Landwirthschaft, die Grundlage der gesammten Volkswirthschaft, kann nur wieder zur Blüthe, die Bauernschaft, der Grundstamm der Bevölkerung, kann nur zur Wohlhabenheit gelangen, wenn dem Boden Kapital als Productionsinstrument zugeführt wird, welches erstens billig verzinsbar, zweitens rasch amortisirbar und drittens unkündbar ist. Auf dem Wege der Speculation des Privatkapitals, nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage ist dieses Ziel heute nicht erreichbar, und deßhalb bleibt nichts übrig, als eine Aenderung des ländlichen Creditwesens und rationelle Neugestaltung durch Ausgabe von Bodenscheinen anzustreben.

Die Einführung von neuen, entsprechenden Werthzeichen auf Grund und Boden in das herrschende Geld- und Creditsystem ist aber auch ein Postulat der geschichtlichen Entwicklung. In der gewerblichen und industriellen Production und im Handel spielt das Werthzeichen als Productionsinstrument die größte Rolle. Die einfache Uebertragung dieser Werthzeichen auf die Landwirthschaft hat aber auf diese letztere geradezu zerstörend und mörderisch gewirkt; der Wechsel, für Handel und Industrie die größte Wohlthat, ist für die Landwirthschaft ein giftiger Pfeil und ein mörderisches Instrument. Für Grund und Boden muß ein anderes, dem Wesen der Landwirthschaft entsprechendes Creditwerthzeichen gefunden werden, welches die drei absolut nothwendigen Eigenschaften niedriger Verzinslichkeit, schneller Amortisirung und der Unkündbarkeit vereinigt — der Bodenschein.

Die Ausgabe von Grundwerthzeichen ist nicht bloß für die Landwirthschaft allein, sondern namentlich auch als Basis für den öffentlichen Credit, für die Regelung des Staatsschuldenwesens unbedingt nothwendig. Die maßlose Inanspruchnahme des öffentlichen Credits, die immer sich steigernde Ausgabe von ewigen, durch Amortisation nicht gedeckten Renten hat die Staatspapiere zu schwankenden Werthen gemacht, hat der Agiotage, dem Spiele, mit Einem Worte dem lucrativen Erwerbe und der Aneignung

von Werthen der Arbeit Anderer das weiteste Feld geöffnet und hat den Staat zum Gegenstande der Speculation des Privatkapitals erniedrigt. Der Arbeit, dem productiven Schaffen von Werthen wurde das Kapital vertheuert oder gänzlich entzogen [1] und dafür wurde eine müßige Classe von faulen Rentnern, von Spielern und Speculanten geschaffen, welche keine Werthe erarbeiten, sondern von der Differenz der Werthe leben. Das heutige Staatsschuldenwesen bildet die Voraussetzung für das Entstehen, Gedeihen und für die Herrschaft jener Plutokratie, welche zu jeder Zeit für Staat und Gesellschaft verderblich wurde und die Reaction socialistischer und communistischer Bestrebungen hervorrief. Neidlos betrachtet und erträgt die Gesellschaft eine Anzahl von Großvermögen; die Herrschaft einer Plutokratie erträgt kein Volk und keine Gesellschaft.

Die Ausgabe von Bodenscheinen würde den Staat von der Herrschaft des Privatkapitals befreien und würde ihm die Möglichkeit geben, statt der ewigen Renten mit ihren schwankenden Werthen, in bestimmter Zeit amortisirbare Schulden von fixem Werthe und mäßigem Zinse zu schaffen und in absehbarer Ferne die Tilgung der alten Schulden anzubahnen, um für neue Bedürfnisse der Gesammtheit Mittel zu finden. Damit wäre ein segensreicher Schritt auf dem Wege zur Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse gethan.

„Ein Hauptdamm gegen die Plutokratie," schreibt Schäffle [2], „liegt in einer Staatswirthschaft, welche auch öffentliche Schulden tilgt, wie es Schweizer, Süddeutsche und Amerikaner noch immer und in großem Maßstabe vollziehen. Mit diesem Damm wird, wie der unproductiven Verzehrung selbst, so auch dem faulen Rentnerleben Arbeitsfähiger gesteuert werden; mit dem niedrigen Zinsfuße kann der Mittel- und Arbeiterstand erstarken. Wenn der letztere heute schon mit klarem Bewußtsein demonstrirt: der Rentner von 100 000 fl. Rente commandire bei durchschnittlichem täg-

[1] Durch das Börsenspiel wird täglich ein großer Theil des Geldes absorbirt und der productiven Arbeit entzogen. Man darf annehmen, daß an den größeren Börsen für Bedeckung, nach Abrechnung der Compensationen, und für die Reserven 20—30 Millionen Baargeld nothwendig sind. Durch diese Anspruchnahme so hoher Summen flüssigen Geldes wird letzteres für die productive Arbeit vertheuert. Der leichte Börsengewinn kann die exorbitantesten Zinsen vergüten, wodurch der Zinsfuß für den Producenten in einer Weise in die Höhe geschnellt wird, daß er das Geld entweder nicht nehmen kann oder dem sichern Ruine entgegengeht, wenn er es dennoch thut. Der hohe Zinsfuß der Börsen verlockt auch das in der Production beschäftigte Geld, sich der Börse zuzuwenden, und es strömt das Geld der Provinzbanken und Sparkassen, wie es die traurige Erfahrung lehrt, zur hauptstädtischen Börse, um hohen Zinsgewinn zu machen. An Stelle des ruhigen Strebens nach mäßigem, aber sicherem Erwerbe durch ehrliche und fleißige Arbeit tritt das Jagen nach leichten und mühelosen Börsengewinnen in allen Gesellschaftsklassen und in immer größerem Umfange.

[2] Kapitalismus und Socialismus S. 550.

lichen Arbeitslohne von 1 fl. jährlich über 100 000 Arbeitstage oder über 330 Arbeitsjahre Anderer ohne entsprechendes eigenes Verdienst um das Gemeinwesen, wenn überall der mittlere und kleine Unternehmer die Maßlosigkeiten des öffentlichen und des Actiencredits mit höheren Zinsen büßen muß und sich dessen bewußt wird, so wächst allerdings die Gefahr der socialen Revolution, deren starke Fermente in den Bevölkerungscentren für jeden denkenden Beobachter wahrnehmbar sind. Wer der politischen und socialen Revolution am meisten Vorschub geleistet haben wird, werden dann diejenigen sein, welche sie am meisten beklagen werden; denn sie haben die organische, politisch-ökonomische Reformentwicklung durch Mißbrauch des öffentlichen Credits, durch cäsaristische Staatswirthschaft vereitelt."

Mit der Ordnung des Staatscredits ist es noch nicht gethan. Mindestens ebenso gefährlich, wie die maßlose Ausdehnung des Staatscredits, ist das Unwesen der Actiengesellschaften. Für die Verausgabung von Staatsrenten ohne Deckung spricht wenigstens noch der Milderungsgrund äußerster Noth, für das Ausbeutungssystem der Actiengesellschaften spricht aber gar nichts, als das Streben, ohne Arbeit auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Die Actiengesellschaft ist in ihrem Wesen schon unsittlich und antisocial; hier zeigt sich so recht der lucrative Erwerb, das Streben, ohne Arbeit, ja sogar ohne persönliche Verantwortlichkeit, durch bloße Ausbeutung der Natur und der Arbeit rasch hohen Gewinnst einzuheimsen, ohne Rücksicht darauf, ob die Natur bald erschöpft, die Arbeit ihres Liedlohnes beraubt werde. Dem Arbeiter tritt nicht mehr ein Unternehmer mit Fleisch und Blut, ein Mensch mit Herz und Gefühl, sondern das werbende und ausbeutende, wuchernde und herzlose, kalte und gefühllose Kapital entgegen, von dessen Macht der Einzelne zermalmt wird. Die Directoren selbst sind nur Ringe an einer Kette; sie werden sofort beseitigt, wenn sie ein anderes Ziel verfolgen wollten, als augenblickliche höchste Fructificirung des Kapitals zu erstreben. Natur und Arbeit müssen dem Kapitalinteresse, die Zukunft muß dem momentanen Gewinne geopfert werden. Durch Ausbeutung der Natur und Arbeit, durch rücksichtslose Verfolgung des momentanen Interesses vermögen Actiengesellschaften die Preise zu drücken und jede Concurrenz zu ersticken. Das schließliche Resultat ist aber der Ruin Aller. Auf diesem Wege wurden die Eisenwerke in Inner-Oesterreich, welche seit Jahrhunderten einzelnen Familien gehörten und welche einen Stamm seßhafter Arbeiter beschäftigten, in wenigen Jahren gründlich ruinirt. Einige wenige Actiengesellschaften drückten so sehr auf die Preise, daß die kleinen Werke sämmtlich eingehen mußten. Die Actiengesellschaften zogen rasch große Arbeitermassen an, um sie ebenso rasch — als Proletariat — auf die Straße zu werfen; sie zerstörten die Waldungen, ohne sie wieder anzupflanzen, in großartigstem Umfange, und als Alles ausgebeutet und ruinirt

war, machten sie sämmtlich Bankerott. Nur einige Gesellschaften, wie die „Hüttenberger Union", führen noch ein kümmerliches und jämmerliches Dasein. Man muß die Verheerungen der Actiengesellschaften an Ort und Stelle gesehen haben, um die maßlose Vergeudung von Volksreichthum und Vegetationskapital zu Gunsten einiger weniger Actionäre in ihrer ganzen Verderblichkeit und Unsittlichkeit verabscheuen zu lernen.

Man machte früher allerdings die relative Nothwendigkeit der Actiengesellschaften geltend für Unternehmungen, welche rasche Bildung und Ausdehnung großer Kapitale fordern; die Actiengesellschaft ermögliche die Vertheilung des Risicos auf viele Schultern und die Gewinnung umfassenden und dauernden Credits. Heute aber, nach den traurigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, sollte es keinen Volkswirth mehr geben, der für die Actiengesellschaften eine Lanze bricht.

Die Actiengesellschaften bildeten sich hauptsächlich für große Transportunternehmungen (Eisenbahnen, Dampfschiffahrt), sodann für den Bank- und Versicherungsbetrieb. Auf beiden Gebieten sind sie nicht mehr berechtigt.

Dampfschiffahrt und Eisenbahnen dürfen nicht gewinnsüchtigen Erwerbsgesellschaften, sondern der Gesammtheit dienen, sie müssen darum auch im Interesse der Gesammtheit durch den Staat verwaltet werden, so gut wie Post und Telegraph. Durch das Tarifwesen sind die Eisenbahnen im Stande, die einheimische Production ebenso zu stützen als zu untergraben; sie vermögen, für augenblicklichen Gewinn, die Zukunft ganzer Zweige volkswirthschaftlicher Production preiszugeben. Der Umfang der Concurrenz entscheidet über das Gelingen eines jeden Unternehmens. Da aber die schwankenden Tarife der Eisenbahnen die Berechnung des Umfanges der Concurrenz unmöglich machen, so entziehen dieselben jedem Unternehmer die Möglichkeit, eine wahrscheinliche Bilanz aufzustellen, und ersticken im Entstehen viele Unternehmungen. Indeß ganz abgesehen hiervon, ist die Ausbeutung dieser großen Unternehmungen, welche der Gesammtheit zu dienen haben, zu Gunsten des Privatinteresses, sind die fortlaufenden, alljährlichen Abtretungen der Kapitalerübrigungen an fremde Zwecke, endlich die schmutzigen Gründungen allein schon hinreichend, um die Actiengesellschaften als giftiges Gewächs aus der Volkswirthschaft auszuscheiden. Gerade im öffentlichen Communicationswesen hat die Zulassung der Actienunternehmungsform schlimme Vermögensumwälzungen und das Entstehen einer unsittlichen Plutokratie befördert. So betrug nach Schäffle[1] das von der Speculation eingestrichene Agio auf den Emissionspreis der Actien der sechs großen französischen Bahnen (vor 1859) die hohe Summe von 2625 Millionen Francs auf 3 Millionen Stück Actien mit einer bloßen Einzahlung von

[1] L. c. S. 551.

1529 Millionen. In Oesterreich krankt das Budget an dem verfehlten Eisenbahnwesen. Die lucrativen Linien, wie die Nordbahn u. s. w., wären im Stande gewesen, die passiven Linien auszugleichen. Allein die ersteren hat der Staat sich entgehen lassen, die letzteren muß er mit theurem Gelde unterhalten. Das Deficit in Cisleithanien betrug in den letzten zwei Jahren circa je 25 Millionen Gulden. Und gerade das ist der ungefähre Betrag des Staatszuschusses an die „nothleidenden" garantirten Bahnen. An den „Lloyd" in Triest hat der österreichische Staat schon über 70 Millionen Gulden baar verschwendet. Der „Lloyd" kümmert sich aber nicht im mindesten darum, für den österreichischen Handel neue Bahnen zu eröffnen, für die österreichische Industrie neue Absatzwege zu finden, das österreichische Interesse überall wahrzunehmen. Im Gegentheil, die Direction ist nur besorgt, möglichst hohe Dividenden zu vertheilen, und im Beamtenkörper befinden sich Vertreter der Italianissimi und der Italia irredenta.

In Privathänden, hieß es, sei Bau und Betrieb der großen Transportunternehmungen billiger. Der Billigkeitsgrund ist aber bei dem Communicationswesen, welches über die gesammte Production zu entscheiden vermag, nicht maßgebend. Interessen der Gesammtheit dürfen niemals Object der Erwerbsucht und des Gewinnes Einzelner sein. Sonst könnte ja der Staat auch die Vertretung nach Außen, Verwaltung und Justiz an Actiengesellschaften abtreten. In der That zeichnete ein vielgenannter nationalliberaler Schriftsteller (Karl Braun) das Zukunftsbild eines Staates, wo die Justiz von einer Erwerbsgesellschaft gehandhabt wird.

Es ist aber nicht einmal richtig, daß die Actiengesellschaft den Bau und Betrieb der Eisenbahnen u. s. w. billiger besorge als der Staat. Die enormen Gründungskosten besagen das Gegentheil; die Anlage der Bahnen und die Führung der Linien wurden nicht von einem allgemeinen, höheren Gesichtspunkte bestimmt, sondern private Interessen machten sich geltend, so daß z. B. in Deutschland von einem Eisenbahn*systeme* gar nicht die Rede sein kann. Concurrenzlinien wurden gebaut, Bahnen wurden in's Leben gerufen, welche gar keine wirthschaftliche Berechtigung haben, während wichtige Productionsgebiete unberücksichtigt blieben. Die systemlose Anlage der Bahnen hat dem deutschen Volke, den Steuerträgern ungeheuren Schaden verursacht. Aber auch in der Eisenbahntechnik haben die vielen Actiengesellschaften viele Kosten verursacht, welche bei einheitlichem Baue und Betriebe weggefallen wären. Jede Bahnverwaltung des deutschen Eisenbahnvereines, und es gibt deren 108, hat ihr eigenes Normale für Schwellen und Schienen, ja größere Institute besitzen deren mehrere, und die abweichende Construction der Weichen und Wechsel ist eine natürliche Folge davon. Daß jedes Schienenprofil ein eigenes, hierfür construirtes Kuppelungs- und Befestigungsmaterial bedingt, braucht nicht erwähnt zu werden,

und man kann mit Sicherheit behaupten, daß von den Laschen, Platten, Schrauben bis herab zu den Schienennägeln jede Bahn stolz ist, ein eigenes Normale zu besitzen. Bei einheitlichem Baue und Betriebe durch den Staat hätte die Nothwendigkeit eines einheitlichen Schienen- und Schwellennormales von selbst sich herausgestellt, um die Agenden der Materialverwaltung, des Rechnungswesens und der Controle zu vereinfachen. Für Bahnen mit bedeutendem Verkehre und ungünstigen Neigungs- und Richtungsverhältnissen würde ein starkes Schienenprofil mit Verwendung von Flußstahl, für geringeren Verkehr ein schwächeres Profil aus Bessemerstahl und für Bahnen mit Secundärbetrieb oder Industrie- und Schleppbahnen ein schwaches Profil aus Eisen mit gleichartiger Construction und Gestaltung der Wechsel, Weichen, Drehscheiben u. s. w. je nach dem Profile von selbst sich ergeben. Die erste Folge davon wäre, daß die Leistungsfähigkeit der Gewerke bedeutend gehoben würde, die Anschaffung der verschiedenen und theuren Schienenwalzen bliebe den Gewerken erspart, und der Staat würde, da weniger Vorauslagen für Modelle, Stanzen u. s. w. erwachsen, viel billiger seinen Bedarf decken; die jetzt bedingte nothwendige Anhäufung von Materialvorräthen könnte auf ein Minimum reducirt werden. Aehnlich ist es beim Wagenparke, wo sowohl bei Personen- als Güterwagen jetzt ein ganzes Meer von Gegensätzen herrscht; bei einheitlichem Systeme würde auch hier in der Herstellung und besonders in der Reparatur der Kostenaufwand sich vermindern lassen. Daß durch den Wegfall der Anfertigung des Wustes von Normalplänen, Bedingnißheften, Vorausmaßen, Mustern und Modellen viel Zeit und Geld erspart und der unnöthige Aufwand von Geistesthätigkeit auf ein anderes Feld gelenkt werden könnte, liegt auf der Hand [1].

Die Zukunft wird es unbegreiflich finden, daß zur selben Zeit, wo die Post aus Privathänden abgelöst wurde, das viel wichtigere Eisenbahnwesen der Ausbeutung des Privatkapitals und der Speculation weniger Interessenten preisgegeben werden konnte. Diese Thatsache spricht mehr, als irgend etwas Anderes, für die schrankenlose Herrschaft und die Monopolkraft des Kapitals in einer Zeit, welche sich der Beseitigung der Monopole rühmt. Auf Grund größerer Billigkeit wurden Bau und Betrieb der Eisenbahnen Actiengesellschaften überlassen. Berechnet man aber die Summen, welche bei der Gründung den Betheiligten in die Taschen fielen; die Ausgaben für Verwaltungsräthe und überzählige Beamte, sowie für Concurrenzlinien, welche bei einheitlichem Staatsbetriebe weggefallen wären; berechnet man den Schaden, welcher so Vielen durch das Schwanken des Agios zugefügt wurde, die Verluste, welche durch die Differentialtarife die heimische Production

[1] Vgl. „Neue Freie Presse“ Nr. 5741 (21. August 1880).

erlitten hat; endlich den Kostenaufwand, welchen der Staat über den Werth hinaus bei der nothwendigen Erwerbung sich gefallen lassen muß, so addiren sich daraus nicht Millionen, sondern Milliarden an Verlusten des Volksvermögens zu Gunsten einer Hand voll Actionäre, welche im Stande waren, die Karten zu mischen und das Spiel zu beherrschen. Die angebliche Billigkeit des Privatbetriebes ist dem arbeitenden Volke riesig theuer zu stehen gekommen.

Noch schlimmer als im Communicationswesen waren die Wirkungen der Actiengesellschaften im Bankwesen. Die „Gründung" war die Hauptsache geworden, das Geschäft bildete nur den Aushängeschild, um Anderen in gesetzlicher Form das Geld abnehmen zu können. Der nach Tantièmen lüsterne Director und Verwaltungsrath, sowie der nach Dividenden gierige Actionär hatten dasselbe Interesse, möglichst rasch Gewinn zu machen; um die Zukunft kümmerte sich Niemand: kein Wunder, daß der „Krach" nicht lange ausbleiben konnte. Aber auch die sogen. „soliden" Banken, die Bodencreditanstalten und Hypothekenbanken, Vereinsbanken und Sparkassen, wie letztere z. B. in Oesterreich verwaltet werden, wirken gemeinschädlich und gefährlich[1]. Sie absorbiren das Kapital, centralisiren das Leihgeschäft, ziehen das Geld in wenigen Centren zusammen, während das Land, die Peripherie kapitallos wird. Wir haben heute in Folge dessen die Erscheinung, daß, während alle Bankanstalten an Geldüberfülle leiden, im producirenden Volke kein Kapital zu finden ist. Die Banken lechzen förmlich nach Staatsanlehen, um das Geld unterbringen zu können; der arbeitende, producirende Theil der Bevölkerung kann das Kapital nicht brauchen, weil er es von den Banken nur zu Wucherzinsen erlangen kann.

Ohne die Centralisirung des Leihgeschäftes durch die Hypothekenbanken hätte der Zinsfuß für Grundbuchschulden niemals jene Höhe erreicht, welche er heute leider einnimmt. Noch vor wenigen Jahrzehnten, als der Nachbar vom Nachbar oder von nächstgelegenen Stiftungen entlieh, war der regelmäßige Zinsfuß auf dem Lande drei Procent; die Hypothekenbanken und

[1] Bei dem jüngsten Fünfprocent-Papierrenten-Anlehen (55 Millionen Gulden) in Oesterreich bezogen mehr als zwei Drittel die Sparkassen. Sie verzinsen Einlagen zu drei oder drei und ein halb Procent und übernehmen damit Staatspapiere zu fünf Procent; der Profit fällt ihnen mühelos in die Taschen. Sie vertheuern auf diese Weise künstlich für die productive Arbeit den Zinsfuß. Die Arbeit darbt, die Sparkassen und Pfandbriefanstalten floriren. Diese Ausbeutung der Arbeit durch Vertheuerung des Zinsfußes ist nur eine Seite des lucrativen Erwerbes. Die Bodencreditanstalt gewann durch die Uebernahme des Anlehens drei und eine halbe Millionen Gulden auf Kosten der Gesammtheit. So wird die Arbeit systematisch ausgewuchert, während die Kapitalisten mühelos Millionen einheimsen. Und dieses Anlehen war für Oesterreich noch das günstigste unter denen, welche in den letzten zwanzig Jahren abgeschlossen wurden.

Pfandbriefanstalten verlangen aber das Doppelte, mit Einrechnung der Spesen und Verluste meistens noch mehr. Die erste österreichische Sparkasse, welche die Geschäfte des Hypothekarcredits schwunghaft betreibt[1], vergütet Einlagen bis 500 fl. zu 3½, über 500 fl. nur zu drei Procent; sie gewährt aber Darlehen auf Hypotheken nur zu sechs Procent, abgesehen von den hohen Kosten des Darlehensgeschäftes, welche der Schuldner zu tragen hat. Unter dem Drucke der Regierung und der öffentlichen Meinung hat die Direction im März 1881 endlich beschlossen, Darlehen zu 5½ Procent zu gewähren, aber mit der wucherischen Bestimmung, daß Pfandbriefschuldner, welche vor Ablauf des Schuldtermines die Schuld tilgen, auch nach Abtragung der Schuld, bis zum ursprünglichen Schuldtermine bis drei Procent Zinsen fortzuzahlen haben. Solche Institute brüsten sich, humanitäre Ziele zu verfolgen, und machen häufig Schenkungen zu „wohlthätigen" Zwecken — mit dem Gelde anderer Leute. Der vielgenannte Crispinus wird hier nachgeahmt, aber in umgekehrter Weise; während Crispinus von den Reichen nahm, um den Armen zu geben, nehmen diese Sparkassen und Banken von den Armen, um die Reichen zu beschenken. Es sind Wucheranstalten, nicht mehr und nicht weniger. Unter ihrem „segensreichen" Wirken verödet das Land, erschöpft sich die Arbeit, alles Geld fließt in die centralisirten Leihanstalten, Sparkassen und Banken mit Pfandbriefinstituten. Aehnlich wie die Geschäftsgebahrung der ersten österreichischen Sparkasse ist das Wirken der österreichischen Bodencreditanstalt[2]. In Nord-, Mittel- und Süddeutschland ist die „segensreiche" Thätigkeit der entsprechenden Banken genau dieselbe, wie in Oesterreich, leider auch mit dem nämlichen Erfolge. „Sie sind die Geier, welche an der Leber des Grundbesitzes hacken."

Im Versicherungswesen winken noch größere Gewinnste und Dividenden; die Aachen-Münchener Gesellschaft vertheilt zwischen 60—100 Procent jährlich an ihre Actionäre und verschenkt dabei in ihrer Großmuth die Bagatelle von etlichen tausend Gulden zu Handen der bayerischen Staatsregierung.

Die Actiengesellschaften sind verwerflich. Die unsittliche Form der Gründung, die antisociale Weise der Geschäftsführung in Ausbeutung von

[1] Sie hat gegenwärtig 58 Millionen Gulden baar, 29 Millionen in Pfandbriefen auf Hypotheken ausgeliehen.

[2] Dieselbe hatte 1870 auf 4 800 000 Gulden eingezahlten Actienkapitals: 20 Millionen Pfandbriefe, 60 Millionen Domänenpfandbriefe, 10 Millionen Depotconto, 5½ Millionen verzinsliche Kassenscheine. Vgl. Schäffle S. 549. Im Jahre 1880 repräsentirten die ausgegebenen Pfandbriefe die Summe von 140 Millionen, die gewährten Darlehen 139 Millionen Gulden; die Dividende betrug 11½ Procent in Gold, der dem Reservefond zugewiesene Gewinnantheil fünf Procent, bei einem eingezahlten Actienkapital von 9 600 000 und einer Gesammtbilanz von 197 Millionen Gulden. Der „Krach" hatte die Anstalt mit ihren gewagten Unternehmungen zu Boden geworfen und sie konnte sich nur durch Staatsunterstützung wieder erheben.

Natur und Arbeit, die ungeheure Ausdehnung des Credits und das leichtsinnige Schuldenmachen mit nachfolgendem „Krach" und „Krise", das gesammte Actienwesen vom Anfang bis zum Ende, von der Gründung bis zur Entgründung, von der Direction bis zum Institute der „Strohmänner", wirken moralisch und wirthschaftlich verderblich und zerstörend. Es nützt nichts, mit angeblichen Verbesserungen und Reformen der Actiengesetzgebung vorgehen zu wollen. Die einzige Verbesserung besteht darin, daß man die Actiengesellschaft einfach beseitigt[1]. Und sie ist entbehrlich.

An die Stelle der Actiengesellschaften für Communicationswesen haben Staat und Provinzialverbände zu treten. Gasanstalten, Pferdebahnen, Wasserleitungen u. s. w. haben die Communen zu übernehmen; für Handelszwecke, welche größere Kapitalkraft bedingen, ist die Commanditgesellschaft eine geeignete und hinlängliche Form; im Versicherungswesen endlich hat die Genossenschaft den Wettkampf mit den Actiengesellschaften bereits übernommen und ist hinlänglich erstarkt, um letztere entbehren zu können. Auch für industrielle und landwirthschaftliche Unternehmungen eignet sich am besten die Productivgenossenschaft, welcher keiner der Nachtheile der Actiengesellschaft anhaftet. Was endlich die Regelung des Papiergeldes und Banknotenwesens anbelangt, so ist das, so gut wie das Münzregal, Aufgabe des Staates. Die Reichsbank muß das werden, was ihr Name sagt; sie darf nicht bleiben, was sie jetzt ist: eine Monopolgesellschaft des Großkapitals. Die Pfandbriefinstitute und Hypothekenbanken würden nach Ausgabe von Bodenscheinen ihr wucherisches Dasein von selbst beschließen. In keiner Form ist die Actiengesellschaft nothwendig; in jeder Form ist sie unsittlich und verderblich und muß deßhalb beseitigt werden.

Man declamirt heutzutage viel von den Couponschneidern und dem armen Manne, von dem harten Brode der Arbeit und dem leichten Gewinne des Börsenspieles. Die Schilderung ist leider wahr und naturgetreu, aber mit dem beliebten Mittel der Steuern und Zölle[2] ist nicht zu helfen, im Gegen-

[1] Dieser Ansicht huldigt auch der beste und ehrlichste Kenner des Actienwesens, Dr. Perrot.

[2] Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der Gegenwart, daß selbst für das Programm, die wirthschaftliche Lage durch höhere Zölle und Steuern zu bessern, ein gläubiges Publicum sich fand. Die Doctrin dieses Programms fußt auf der Behauptung, daß den Zoll der auswärtige Producent, nicht der einheimische Consument zahle. Diese Behauptung ist in ihrer Allgemeinheit sicherlich unrichtig. Möglich, daß einen Theil der auswärtige Producent trägt, der Löwentheil fällt auf denjenigen, welcher auf Bedarf angewiesen ist, mithin auf den einheimischen Consumenten. Finanzzölle mögen vom steuerpolitischen Standpunkte aus als berechtigt sich darstellen, aber wirthschaftliche Besserung von ihnen zu erwarten, dazu gehört viel Illusion. Eine wirkliche Schutzzollpolitik müßte mit ganz anderen Mitteln operiren. Sie hätte den lucrativen Erwerb im Inlande und die Ausbeutung durch das Ausland zu treffen und dadurch der heimi-

theile wird dadurch das Uebel noch verschlimmert. Hier ist nur durch eine sociale und wirthschaftliche Reform dauernde Abhilfe möglich. Man schränke den Staatscredit ein, mache aus den schwankenden Werthen der ewigen, ungedeckten Renten fixe Schuldscheine, durch Amortisation gedeckt und zu bestimmten Werthen verdichtet; man beseitige ferner die Actien und sehe sich dann den Curszettel an. Es wird für die Agiotage, für das Börsenspiel kein Material mehr vorhanden sein und es bedarf keiner Steuer auf Spielgewinn[1]. Diese verderblichste und gefährlichste Art des lucrativen Gewinnes, des unsittlichen Spieles wäre sehr leicht zu beseitigen, wenn man in den entscheidenden Kreisen, wo die erwähnten Schlagwörter so gerne gebraucht werden, nur den Willen zu bessern hätte. Allein gerade dieser Wille fehlt. Nirgends hat die Herrschaft des Großkapitals eine festere Basis, als in den Kreisen, welche äußere und innere Politik beherrschen. Einführung der Goldwährung, Gründung der Reichsbank, zahlreiche andere Gründungen empfingen von daher den mächtigsten Impuls. Der Militarismus, welcher immer höhere Steuern und immer größere Verschuldung nothwendig macht, verhindert jede ernstliche Reform, und gerade am Militarismus darf nicht gerüttelt werden. „Jeder Jahrgang der heutigen öffentlichen Wirthschaft der großen Militärstaaten greift viel zerstörender an die Grundwurzeln unseres Privatrechtes, beschädigt die persönliche Freiheit und das Privateigenthum stärker, als es in einem Jahrzehnt selbst eine fehlgreifende sociale Reformgesetzgebung thun würde. Gar ein Völkerkrieg, von einem der absoluten Militärpotentaten über Europa losgelassen, hebt weit mehr persönliche Freiheit und Privateigenthum wirklich auf, als sogar der Socialismus nur bedroht. Eine spätere Zeit wird es kaum begreifen, daß der gefährlichste Freiheits- und Eigenthumsfeind, der Militärdespotismus, welcher theils direct Leben und Vermögen massenhaft nach Willkür zerstört und vergeudet, theils indirect durch schlechte Finanz- und Schuldenwirthschaft den unredlichen Erwerb nährt und damit die gesunde Vertheilung des Privateigenthums dauernd stört, daß dieselbe Militärdespotie es vermochte, auch die vielen ehrlichen Leute unter den besitzenden und gebildeten Klassen des intelligenten

---

schen Arbeit Schutz zu gewähren. Hierfür mangelt aber entweder Wille oder Verständniß.

[1] Der legitime Geldhandel wird nach wie vor an der Börse sich vollziehen müssen. Man beschränke aber das Recht des Börsenbesuches auf die ortsansässigen Bankfirmen und Großgeschäfte, wie ehedem, stelle die Geschäftsschlüsse unter Aufsicht und Controle von Börsenbeamten und schließe das Spiel der Differenzgeschäfte strenge aus. Dann kann die Börse, statt der Spielhölle, zu welcher sie jetzt herabgesunken ist und in welcher heute mühelos zu erwerbendem Gewinne auf Kosten der Productivkraft des Volkes nachgejagt wird, zu einem Clearinghouse werden, wie es das heutige Creditwesen mit Nothwendigkeit erheischt. Dann könnte die Börse der Production dienen, statt sie auszubeuten.

neunzehnten Jahrhunderts mit dem Gespenst der socialen Revolution gegen das Eigenthum zu verführen, während gerade dieser Militärdespotismus durch Verhinderung der socialen Reform und durch fortgesetzte tiefe volkswirthschaftliche Störungen der socialen Revolution Vorschub leistet."[1]

Nicht durch Besteuerung ist dem Couponschneider und Börsenspieler[2] beizukommen, sondern einzig und allein durch Reform unseres Geld- und Creditwesens. Man verschaffe der Arbeit billiges Kapital, dann wird der Coupon nicht mehr den Charakter der Ausbeutung tragen, sondern er wird den vollberechtigten Werth der Theilnahme des Kapitals an der Production repräsentiren; man beseitige die maßlose Ausdehnung des Staatscredits und die Möglichkeit des Actiencredits und damit ist zugleich auch das Börsenspiel beseitigt.

Von der Börsenfrage ist unzertrennlich die Judenfrage. Die Erregung von Haß und Verfolgungssucht gegen die Juden als Rasse und Religionsgemeinschaft ist ebenso gefährlich, als unchristlich. „Richtet nicht", ist das ernste Wort des Herrn. Die Verhetzung der Bevölkerung unter einander, wie sie im Culturkampfe so schamlos betrieben wurde und jetzt in der Judenfrage wieder versucht wird, ist des Christen unwürdig und verstößt gegen das Gebot der christlichen Liebe, woran nichts geändert wird, wenn „Diener am Wort" und Hofprediger dieses Geschäft mit Vorliebe betreiben. Andererseits ist die Judenfrage in socialer und wirthschaftlicher Beziehung sehr ernster Natur und wird nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man sie für die „größte Schande des Jahrhunderts" erklärt. Die entscheidenden Kreise thäten viel besser, anstatt hier der Hetze wohlgefällig zuzusehen, dort zu beschwichtigen, zu einer ehrlichen Lösung solch ernster Fragen die Hand zu bieten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dem Bewußtsein der großen Mehrzahl

---

[1] Schäffle S. 606.

[2] Die Spielsucht, das unsittliche Streben, ohne Arbeit Gewinnste einzuheimsen, hat der Staat bis jetzt indirect gefördert durch Begünstigung des Börsenwesens, direct durch die Staatslotterien. Zwar das Zahlenlotto wurde meist aufgehoben, dafür aber durch Lotterieanlehen und Klassenlotterie die gemeinschädliche Spielsucht nur um so mehr angestachelt. Die Lotterieloose sind auch bereits Object einer eigenen Stempelsteuer und die Börsensteuer steht fortwährend auf der Tagesordnung. Es wäre an der Zeit, daß man endlich mit dem Lotto wie mit dem Börsenspiele gänzlich aufräumte. Das Lotto begünstigt Aberglauben und Arbeitsscheu, speculirt auf Unwirthschaftlichkeit und Leichtsinn des Volkes und zieht den Gewinn hauptsächlich aus den Pfennigen der ärmeren Klassen. Das Lotto ist sittlich und vom Standpunkte der Steuergerechtigkeit aus gleich verwerflich. Es zeugt von sittlicher Verirrung und von großer Begriffsverwirrung, daß von Vertretern des christlichen Volkes jemals das Lotto Unterstützung finden konnte. Das christliche Sittengesetz verwirft den lucrativen Erwerb, die Gewinnsucht ohne Arbeit in jeder Form. Es ist traurig, daß „conservative" Volksvertreter dieß jemals mißachten konnten.

der Juden der sittliche Unterschied zwischen productivem und lucrativem Erwerbe gänzlich mangelt, und daß das Gros der Juden der hauptsächliche Träger des lucrativen Erwerbes (Gründungsspeculation und Börsenspiel, Leihgeschäft und Wucher) ist. Leider ist auch schon einem großen Theile der Christen und namentlich den sogen. „intelligenten" Kreisen dieses Bewußtsein abhanden gekommen, und wir haben ja auch in dem letzten Jahrzehnte gesehen, daß die höchsten Gesellschaftskreise, die ersten Hof- und Staatsbeamten hier und dort an Einem Strange mit den Gründungsjuden gezogen haben [1]. Neben dem Namen Strousberg prangten seiner Zeit die Titel von Fürsten und Herzogen, und die Professoren hielten es für große Ehre, den Gründungsschwindel als „volkswirthschaftlichen Aufschwung" geneigtest und gehorsamst vertheidigen und verherrlichen zu dürfen. Die „intelligente" Christenwelt hat also den Juden nichts vorzuwerfen; die Hofprediger in Berlin thäten viel besser daran, die sittlichen Pflichten des Erwerbes und Eigenthumes den höchsten christlichen Gesellschaftskreisen wieder zum Bewußtsein zu bringen, statt gegen die „Semiten" zu hetzen.

So sehr die sittliche Verwerflichkeit des lucrativen Erwerbes dem Bewußtsein zahlreicher Schichten der gebildeten Gesellschaft heute mangelt, so tief eingeprägt ist dieses Bewußtsein in der sittlichen Anschauung des sogen. „Volkes", des producirenden, thätigen und arbeitenden Theiles der Bevölkerung. In dieser Differenz der Anschauungen liegt die Berechtigung der socialen Reformbestrebungen und die Gefahr des Socialismus. Die sociale Frage ist in diesem Punkte eine sittliche Frage, und die Lösung der Judenfrage ist nur möglich durch Erhebung des Gros der Juden auf den höheren Standpunkt der sittlichen Anforderungen des Christenthums an Erwerb und Besitz. Es wurde dieser Versuch, die Juden zur sittlichen Höhe der Nothwendigkeit productiven Erwerbes zu erheben, bei Ausgang des Mittelalters mit allem Ernste und mit den strengsten gesetzlichen Maßregeln gemacht; er scheiterte aber. Die Gegenwart machte denselben Versuch durch völlige Gleichstellung der Juden mit den Christen in allen gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen. Die heutigen Erfolge sind nicht sehr vielversprechend für die Zukunft; im Gegen-

[1] Louis Philipp war als „König der Franzosen" nicht bloß der „erste Beamte", sondern auch der erste Börsenjobber der Nation; er war in dieser Beziehung noch geriebener und pfiffiger und auch glücklicher als Louis Napoleon. Thiers, Gambetta, fast alle französischen Politiker waren und sind zugleich Börsianer. Graf Beust schrieb als österreichischer Reichskanzler seine „sensationellen" Noten im Börsengebäude. In vielen Parlamenten entscheidet über die Abstimmung das „Geschäft". Die Corruption in Amerika ist grenzenlos. Henry George meint nicht mit Unrecht, daß Männer mit reinen Händen, wie einstens Washington, im heutigen Amerika es zu gar keinem Mandate mehr brächten.

theile, anstatt daß die Juden zur Höhe christlicher Anschauung des Erwerbes sich erheben, sehen wir, daß jüdische Anschauung und Handlungsweise immer größere Kreise der christlichen Gesellschaft erobern und das allgemeine sittliche Bewußtsein verschlechtern. W. H. Riehl hat in seinem Werke „Die deutsche Arbeit" die Inferiorität jüdischer Anschauung und Doctrin gegenüber der christlichen in den zwei Kapiteln: „Die Arbeit und das alte Testament" und „Die Arbeit und das neue Testament" trefflich gezeichnet, dort die rastlose Erwerbsucht, hier den Idealismus der Arbeit geschildert. In dieser Inferiorität der sittlichen Anschauung liegt der Kern der Judenfrage. Die Juden müssen zur ernsten productiven Arbeit, zum mäßigen Erwerbe durch die Arbeit erzogen werden, statt daß sie fortwährend auf arbeitslosen Gewinn durch Speculation auf die Differenz der Werthe und auf Verluste des Nächsten, auf maßlose Bereicherung durch Ausbeutung Anderer sinnen und trachten. Würden all das Talent und all die Anstrengung, all die Hartnäckigkeit und Ausdauer, welche zur Herbeiführung von Verlusten des Nächsten verschwendet werden, auf productive Thätigkeit und Arbeit, auf Hervorbringung von Werthen angewandt, wie ganz anders würde der Erfolg sein! Die unleugbar guten Eigenschaften des begabten Volkes der Juden für die productive Arbeit zu gewinnen, die schlechten Neigungen nach arbeitslosem Erwerb zu unterdrücken, das ist die Aufgabe, die Jene sich stellen müssen, welche die Judenfrage glücklich lösen wollen.

Die nothwendige Voraussetzung bilden zwei Pflichten der heutigen Gesellschaft: 1) müssen jene socialen und wirthschaftlichen Zustände, welche den lucrativen Erwerb bedingen, die maßlose Ausdehnung des Staatscredits und die Actiengesetzgebung, beseitigt werden, und müssen Aenderungen im Geld- und Creditwesen eintreten, welche die productive Arbeit gegen den lucrativen Erwerb schützen; 2) müssen die intelligenten und gebildeten Schichten der Gesellschaft selbst wieder in Doctrin und Handlung zur sittlichen Forderung des Erwerbes nach christlicher Lehre sich erheben, ehe sie sich herausnehmen dürfen, auf die Juden einen Stein zu werfen. So lange vom Katheder herab der lucrative Erwerb als vollberechtigt mit dem productiven Erwerbe auf gleiche Stufe gestellt wird, so lange die höchsten Gesellschaftskreise mit den Juden im Bunde den lucrativen Erwerb im großartigsten Maßstabe cultiviren und hierauf den ganzen Staatscredit basiren, so lange von Staatswegen das Lotto zur Unterstützung der unsittlichen Spielsucht benützt wird, so lange man von Börsenbaronen die Bedingungen des Staatscredits sich dictiren läßt: so lange kann von einer gedeihlichen Lösung der Judenfrage nicht die Sprache sein. Haben aber diejenigen, welche den Judenhaß predigen, auch nur das Mindeste gethan, um die verderblichen Folgen der heutigen Staatswirthschaft zu beseitigen? Die Ankläger der jüdischen Börsenwirthschaft und des Landwuchers mögen vor Allem an die eigene Brust schlagen

und sich ehrlich fragen, was sie und ihre Gesinnungsgenossen thun, um die Ursachen des lucrativen Erwerbes zu beseitigen. Mit Wuchergesetzen und Börsensteuer ist sehr wenig gethan, so lange der Staat selbst zu Wucherbedingungen mit den Juden Geschäfte macht und alljährlich den Börsenzettel durch neue Effecten bereichert!

Von Seite der Judenfreunde wurde der Vorschlag gemacht, die Juden möchten auch äußerlich mit den Christen dadurch sich verschmelzen, daß sie irgend einer christlichen Confession sich anschließen. Es war ein Historiker, Mommsen, welcher diesen Vorschlag machte. Das Eindringen jüdischer Anschauungs- und Handlungsweise in die christliche Gesellschaft hat aber heute schon auf das allgemein sittliche Bewußtsein verschlechternd gewirkt, und bei völliger Vermischung würde sicherlich nicht die höhere sittliche Forderung des Christenthums, sondern die inferiore Anschauung des Judenthums über Erwerb und Eigenthum allmählich obsiegen. Wir haben ja ein beredtes Beispiel in der Geschichte. Als nach Constantin zahlreiche Heiden formell zum Christenthum übertraten und, ohne die höhern sittlichen Forderungen des Christenthums zu erfüllen, nach ihren alten heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten fortlebten, da trat jene Verschlechterung und gefährliche Wendung ein, welche mit dem Untergange der römischen Gesellschaft endete. Einer ähnlichen Gefahr würde die moderne Gesellschaft entgegengehen, wenn die Vorschläge Mommsens befolgt würden. Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker, aber nicht einmal die Historiker vom Fach wollen von der Geschichte eine Lehre annehmen, wenn sie ihren Lieblingsmeinungen widerspricht.

Von derselben Seite wurde die Abneigung des arbeitenden christlichen Volkes gegen die Juden auf Neid zurückgeführt. Die Juden hätten es verstanden, im Kampfe um das Dasein sich Reichthümer zu sammeln; daher komme der Neid und aus dem Neide entspringe der Haß. Auch diese Darstellung ist zu Gunsten der Juden gefärbt und entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Die productive Arbeit sichert den Meisten nur das tägliche Brod, Einigen bringt sie mäßigen Wohlstand, sehr Wenigen Reichthum. Ganz anders ist es beim lucrativen Erwerbe. In wenigen Jahren werden große Reichthümer „gewonnen" — auf Kosten Anderer. Dieser Gewinn ist unsittlich, der Haß und die Abneigung der arbeitenden Klassen gegen solchen Erwerb ist vollauf berechtigt. Nicht blasser Neid ist es, welcher diesen Haß erzeugt, sondern die Empörung über ungerechte Aneignung; das Bewußtsein, daß die Gesellschaft in ihren sittlichen Fundamenten angegriffen sei, ruft in der Brust desjenigen, welcher ehrlich erwirbt, die bittern Gefühle hervor. Wenn dem fleißigen und geschickten Arbeiter, dem ehrlichen Beamten, dem umsichtigen Gewerbsmanne trotz aller Anstrengung nichts erübrigt, als das tägliche Brod; wenn dagegen diesem oder jenem

Speculanten ohne Mühe, ohne Arbeit an einem einzigen Tage durch Theilnahme an einer Gründung oder einer Emission von Staatspapieren nicht Tausende, sondern Hunderttausende in die Tasche fallen, dann ist der wirthschaftliche Organismus tief krank und die Gesellschaft bedarf dringend eines Heilmittels und einer Reform. Nur der Mitschuldige oder Blinde kann die berechtigte Reaction gegen solche Zustände auf Neid zurückführen. Im Volke müßte das sittliche Bewußtsein abhanden gekommen sein, wenn gegen solche Verhältnisse nicht ein Aufschrei der Entrüstung sich kundgäbe.

Freilich sagt man uns, daß all diese Entrüstung, diese Klagen und Beschuldigungen ganz mit Unrecht sich geltend machen. Nicht Privilegien seien es, sondern persönliche Tüchtigkeit und persönliche Verdienste, durch welche die Juden ihren Einfluß und ihren Reichthum erlangten. Bei dem heutigen freien wirthschaftlichen Kampfe seien es die Tüchtigsten, welche obsiegen. Unterliegt ihr, so seid ihr oder eure Eltern selbst Schuld gewesen. Nichts steht euch im Wege zu Wohlstand, Glanz und Würden. Die Stellung und den Reichthum, welchen die Juden sich erworben haben, verdanken sie ausschließlich ihrem Talente, ihrem Wissen und ihrem Können. Ihr Reichthum ist eine gerechte Prämie für ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit, eure Klagen sind Anklagen gegen euch selbst.

Mit diesen Einwendungen wären wir entwaffnet, wenn es wahr wäre, daß im heutigen wirthschaftlichen Leben Talent und Tüchtigkeit, Wissen und Können die entscheidenden Factoren seien. Aber diese Voraussetzung ist völlig falsch[1]. Im heutigen Concurrenzkampfe entscheiden nicht der fähige Kopf und die geschickte Hand, sondern das Kapital im Bunde mit der Kunst der Ausbeutung. Noch vor Jahrzehnten konnte man die Ansicht für berechtigt halten, daß die vollste Freiheit des Erwerbes geeignet sei, nicht nur jede Kraft zu den tüchtigsten Leistungen anzuspornen, sondern auch jedem Arbeitenden und Leistungsfähigen jene Stellung und jenen Umfang der Wirksamkeit in der Gesellschaft zu verschaffen, die ihm je nach seiner Kraft und Bedeutung für die Gesellschaft gebührt. Heute, nach den traurigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, sollte doch für Niemanden mehr ein Zweifel obwalten können, daß die gepriesene Freiheit des Erwerbes eine falsche Freiheit sei; eine Freiheit für den Gerüsteten, den Ungerüsteten niederzu-

---

[1] „Handelte es sich um die Concurrenz zwischen Kapitalisten und Kapitalisten, so wäre das sehr plausibel; aber handelt es sich um die Concurrenz zwischen den Mittel- und Kapitallosen mit den Kapitalisten, so ist diese Concurrenz ein Wettkampf zwischen einem Bewaffneten und Unbewaffneten." Lassalle, Arbeiterlesebuch S. 34. Daß die freie Concurrenz die beste Regelung und Harmonie von selbst herbeiführe, bezeichnete Lassalle als „eines der unintelligentesten, stupidesten und culturfeindlichsten Vorurtheile". Das hindert nicht, daß in Deutschland dieses Vorurtheil von Ministerstühlen und Parlamentstribünen aus immer wiederholt wird.

werfen und wirthschaftlich zu knechten; eine Freiheit für die wirthschaftliche List und Kriegskunst gegenüber der ehrlichen, friedlichen Arbeit, gegenüber der geistigen Schaffensarbeit und dem wirthschaftlichen Bienenfleiße. Nicht von der Leistungsfähigkeit für die Gesellschaft wird die Stellung in der Gesellschaft errungen unter dem heutigen Systeme der Freiheit, welches im Wesen als sociale Regierungslosigkeit, als wirthschaftliche Anarchie sich entpuppte. Der Besitzlose und der wirthschaftlich Unkriegerische vermag nichts von dieser Freiheit zu profitiren. Freilich, die Bahn zur Arbeit ist offen für jeden Kopf und jede Hand; aber wollen Kopf oder Hand sich bethätigen, so müssen sie für das Kapital frohnden, welches die fähigen Köpfe und fleißigen Hände ausbeutet und als Mittel der Bereicherung benützt. Nicht der productiven Fähigkeit und nicht der productiven Leistung, sondern dem Kapitale, im Bunde mit der Kunst der Ausbeutung, gehört das Feld. Die freie Concurrenz sichert dem größern Kapital den Sieg über das kleinere, der raffinirtern und rücksichtslosern Kriegs- oder Profitkunst über die minder entwickelte. Das Resultat ist denn auch die ausschließliche Herrschaft des Kapitals, die Aufsaugung aller kleinern Kapitalien durch das Großkapital, der Sieg der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit über die christliche Tugend edler Humanität[1].

Es war ganz natürlich, daß den Juden, welche in einer Jahrhunderte langen Uebung die List wirthschaftlicher Kriegführung und die Kunst der Ausbeutung in größter Vollkommenheit sich angeeignet hatten, auf der Arena der freien Concurrenz sofort eine dominirende Stellung zufallen mußte. Die Christen, in ihrer Mehrzahl an productive Thätigkeit gewöhnt, den lucrativen Erwerb als unsittlich verabscheuend, Ueberlistung und die sonstigen Künste wirthschaftlicher Kriegführung verschmähend, wurden die Opfer jener Ausbeutung, welche die Juden bereicherte. Nicht Talent, sondern Pfiffigkeit, nicht Wissen und Können, nicht productive Fähigkeit und productive Leistung, sondern List und Kunst der Ausbeutung Anderer verschafften den Juden ihren Reichthum und ihre Stellung in der Gesellschaft. Börse, Leihgeschäfte, Wucher, Waarenhandel, kurz alle jene Beschäftigungen, welche leichten und raschen Gewinn ohne productive Arbeit ermöglichen, werden von den Juden bevorzugt. Widmen sie sich dem Studium, so sind es hauptsächlich Journalistik, die ärztliche Praxis[2] und Advocatur, denen sie sich zuwenden, weil diese Beschäftigungen am ehesten die Mittel für lucrativen Erwerb, für raschen Gewinn und schnelle Bereicherung bieten.

Der Haß und die Verfolgungssucht gegen die Juden sind verwerflich, aber man darf nicht blind bleiben gegen die sittlichen und wirthschaftlichen

[1] Vgl. Neurath l. c. S. 69 ff.

[2] An der medicinischen Facultät der Universität Wien waren im Wintersemester 1881 mehr als die Hälfte der Studirenden Israeliten.

Gefahren des lucrativen Erwerbes, welchem die Juden meistens fröhnen. Wie nahe diese Gefahren liegen, folgt aus der Art der Abwehr gegen die geschmacklose Berliner Antisemiten-Agitation. Die Judenfreunde verirrten sich soweit, die wirthschaftliche Thätigkeit der Juden den Christen als Muster vorzustellen. Nicht darin, daß die Christen allgemein auf die Stufe des lucrativen Erwerbes herabsinken, sondern einzig darin, daß die Juden, in größerer Anzahl, als heute, in allmählicher Erziehung zur sittlichen Höhe der christlichen Lehre über Erwerb und Besitz, zur Höhe der productiven Arbeit sich emporschwingen, liegt die Lösung der Judenfrage.

Damit ist bereits die Handwerkerfrage gestreift, indem gerade das Handwerk, neben dem Bauern, am schwersten unter der Ausbeutung des Kapitals leidet. Die Zahl der selbständigen Handwerker schwindet immer mehr, die meisten werden den Ladeninhabern zinspflichtig, welche regelmäßig vom Handwerke gar nichts verstehen, aber über Kapital verfügen. Diese zwängen sich zwischen Producenten und Consumenten, drängen ersteren die Producte um Spottpreise ab, um sie letztern theuer zu verkaufen. Von der Differenz der Werthe ziehen sie mühelosen und reichlichen Gewinn. Unter diesen Zuständen haben viele Meister durchschnittlich ein bedauernswerthes Loos, meistens noch schlimmer, als selbst die Gesellen, welche doch auf einen sichern, wenn auch kleinen Lohn rechnen können, während erstere ganz von der Gnade der Ladeninhaber und Magazinbesitzer abhängen.

Das Ziel der Handwerker muß in dem Streben nach Wiedervereinigung von Kapital und Arbeit liegen. Im Wesen der Trennung des Besitzes von der Arbeitskraft liegt es, daß das Kapital dem Arbeiter nur so lange Arbeit gibt und geben kann, als der Arbeiter nicht nur seinen eigenen Unterhalt und den Ersatz des aufgebrauchten Kapitals erarbeitet, sondern auch noch einen Profit oder eine Rente für den Kapitalsinhaber[1]. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, das Handwerk von der Ausbeutung durch das Kapital zu befreien, drängt sich immer größern Kreisen der Betheiligten auf und daraus entspringen die Bestrebungen nach Constituirung von Zwangsinnungen[2]. Das Wort Zwang klingt nun allerdings nicht schön gegenüber der Phrase allgemeiner Freiheit, aber wirth-

[1] Vgl. Neurath S. 71.

[2] Die Gesetzgebung will vorerst den freien Innungen Raum schaffen und in dieser Intention sind Vorlagen im deutschen Reichstage und fast zu gleicher Zeit an die französische Volksvertretung (syndicats professionnels) erfolgt. Die projectirten französischen Syndicate sind viel mehr dem praktischen Bedürfnisse angepaßt und für gemeinsame Regelung der Production und des Absatzes von größerer Tragweite, als die freien Innungen des deutschen Gesetzes. In Frankreich und Deutschland wird man indeß bald die Erfahrung machen, daß bei dem herrschenden Egoismus mit freien Innungen kein nennenswerthes Resultat zu erzielen ist. Die zerstörende Gewalt des Egoismus muß im Zwangsrechte eine Schranke finden.

schaftliche Institutionen können bei dem herrschenden Egoismus ohne Zwangsrecht zu keiner dauernden, segensreichen Entfaltung gelangen.

Man darf aber nicht übersehen, daß nicht bloß die Production, sondern auch die Absatzverhältnisse zu regeln sind. Gerade beim Absatz hat das Kapital sich einzunisten verstanden und hat den Hebel zur Ausbeutung angesetzt. Die Einseitigkeit, immer nur die Production zu berücksichtigen und den Absatz der Ausbeutung des Kapitals zu überlassen, hat wesentlich dazu beigetragen, daß die bisherigen Bestrebungen meist unfruchtbar blieben. Es wurde an die Consumenten der Appell gerichtet, nicht bei Ladeninhabern, sondern nur bei wirklichen Meistern zu bestellen und zu kaufen. Diese Rathschläge sind sehr gut gemeint, aber sie führen zu keinem nennenswerthen Resultate; hier kann nur, wie bei der Production, eine allgemeine Regelung durch obligatorische Bestimmungen dauernde Hilfe bringen. Wie wenig mit Rathschlägen zu helfen sei, mag man daraus entnehmen, daß so Viele, namentlich Frauen in Deutschland, ihre Sparsamkeit und Häuslichkeit dann am besten zu bethätigen glauben, wenn sie dem Arbeiter etwas am Lohne abzuzwacken verstehen. Wie oft kann man die vorwurfsvolle Bemerkung hören: bei Diesem oder Jenem können wir die Waare billiger haben, oder die Drohung, daß man den Handwerkern die Kundschaft nehmen müsse, wenn sie sich keinen Abzug gefallen lassen. Und das geschieht meist in sogen. „wohlhabenden" Familien!

Ein anderer Fehler des Publikums, durch welchen den Handwerkern großer Schaden zugefügt wird, besteht darin, daß bei der Ablieferung der Arbeit nicht zugleich die Zahlung erfolgt. Selbst wohlhabende Kunden, welche das Geld baar im Kasten liegen haben, lassen den Handwerker oft Monate und Jahre lang auf Zahlung warten. Dadurch wird der Letztere gezwungen, ungünstige Schuldbedingungen einzugehen, welche nicht selten den Anfang des wirthschaftlichen Ruins bedeuten. Zahlreiche Handwerker sind dadurch Opfer des Wuchers geworden, daß sie zur Zeit fälliger Wechsel Außenstände, auf deren Eingang sie bestimmt gerechnet hatten, nicht realisiren konnten. Drängt der Handwerker mit der Zahlungsforderung, so wird ihm die Kundschaft entzogen. Gleichgiltigkeit und Unverstand des Publikums haben in dieser Beziehung schon viel Unheil angerichtet. Alle Versuche, durch Belehrung und Aufklärung die schlechten Gewohnheiten des Publikums zu beseitigen, bleiben erfolglos. Auch hier kann nur ein solidarisches Vorgehen der Handwerker, welches bloß bei Zwangsinnungen möglich ist, Abhilfe bringen.

Viele sind der Ansicht, daß es ganz vergeblich sei, das Handwerk noch retten zu wollen. Die ganze Entwicklung bedinge Beseitigung des Handwerks und Ersatz durch industriellen Großbetrieb. Möge es auch Innungen gelingen, beim Materialeinkaufe und Vertrieb des Erzeugnisses die gleichen

Vortheile, welcher sich der Großindustrielle erfreue, zu erreichen, so bleibe letzterer doch noch immer überlegen durch den Maschinenbetrieb. Lebensfähigkeit könne man nur noch jenen Gewerben zusprechen, welche, neben Benützung von Maschinen, die Anwendung bedeutender menschlicher Arbeitskraft und Arbeitsgeschicklichkeit erheischen, wie z. B. der Betrieb der Schuhmacherei und Schneiderei.

Dieser Einwand ist nicht ohne Berechtigung, er weist aber auch von selbst den richtigen Weg, um das Handwerk mit dem industriellen Großbetriebe concurrenzfähig zu erhalten. Frankreich hat diesen Weg bereits eingeschlagen, indem in Paris Werkhäuser errichtet wurden, in welchen für die verschiedenen Gewerbe Werkstätten mit Maschinen gegen mäßige Miethe zur Verfügung stehen. Man versichert uns, es seien diese Versuche so befriedigend ausgefallen, daß in Paris bereits mehrere hundert Werkstätten dieser Art vorhanden sind. In Arbeitercentren, auch auf dem Lande, z. B. in Weberdistricten, in Gegenden, wo ländliche Holzindustrie u. s. w. herrscht, dürfte die Einrichtung solcher Werkstätten in erster Linie sich empfehlen. Die Districtsgemeinde Berchtesgaden ist bereits mit gutem Beispiele vorangegangen. Sie errichtete im Jahre 1880 zur Erzeugung der berühmten Berchtesgadener Holzwaaren eine Holzbearbeitungswerkstätte, welche mit den nöthigen Hobelmaschinen, Sägen u. s. w. ausgerüstet ist und allen Gewerbsmeistern zur Benützung offen steht. Möge dieser Vorgang Nachahmung finden, dann wird das Handwerk wieder concurrenzfähig werden. Man spricht heute so viel von der Nothwendigkeit, Handwerk und Kleingewerbe zu heben, weiß aber regelmäßig nichts Anderes zu thun, als das disponible Geld für Schulen, welche für's Leben nichts leisten, und für Stipendien, welche unzufriedene „Genies" heranbilden, zum Fenster hinauszuwerfen. So geschah es auch wieder mit den Kapitalien der „Wittelsbacher Landesstiftung zur Hebung von Handwerk und Gewerbe in Bayern". Hoffentlich haben die Berchtesgadener, den practischen Franzosen folgend, den Anstoß gegeben, um die Bemühungen, dem Handwerke wieder einen goldenen Boden zu verschaffen, in eine erfolgreiche Richtung zu lenken.

Bei der Regelung der Handwerksverhältnisse ist ein sehr wichtiger Factor die Volksschule. Die heutige Volksschule leidet an vielerlei Gebrechen, von denen hier nur diejenigen angedeutet werden sollen, welche auf das Handwerk schädlich einwirken. Wir können uns dabei auf die hervorragendste Autorität in diesem Fache berufen, auf Hofrath R. v. Eitelberger, Director des mustergiltigen k. k. Gewerbemuseums in Wien[1]. Seit 1847 Docent und Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität hat Eitelberger für Hebung des Kunstgewerbes sich solche Verdienste

[1] Vgl. Eitelberger, Zur Frage der Verbindung einer gewerblichen Arbeitsschule mit der Volksschule und Fachschule. Heft I, 1878; Heft II, 1879.

erworben, daß seine theoretische und practische Befähigung, ein maßgebendes Urtheil abzugeben, Niemand wird bestreiten können.

Eitelberger tadelt an der deutschen und österreichischen Volksschule: 1) daß zu viel Gewicht gelegt wird auf allgemeines Wissen, statt auf practische Fertigkeiten; 2) daß die Schulgesetzgebung viel zu sehr generalisirt, statt die concreten Bedürfnisse zu berücksichtigen; 3) daß der Schulbesuch zu lange dauert, so daß der Knabe viel zu spät in die Werkstätte eintritt [1].

Anstatt die Schuljugend mit sogen. „allgemeinem Wissen" vollzupfropfen: „das Wissenswerthe" aus der Naturkunde, Geographie, Geschichte, Verfassung u. s. w. den Kindern beizubringen, wie dieß jetzt der Fall ist, soll in der Schule außer religiös-sittlicher Bildung und Erziehung dem Kinde tüchtige Fertigkeit im Schreiben und Rechnen und in Centren gewerblicher Thätigkeit auch im Zeichnen beigebracht werden. „Vor Allem muß die Lust zur gewerblichen Arbeit in der Jugend geweckt werden. Die Schule darf nicht eine Generation von Vielwissern und Schönrednern erziehen, die keine Neigung haben, ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben und die einen nie zu befriedigenden Ehrgeiz in sich spüren. Wir wollen ein tüchtiges, zufriedenes und arbeitskräftiges Geschlecht erziehen, und dazu muß der Grundstein schon in der Volksschule gelegt werden. Wer da glaubt, man könne warten, bis die achtjährige Schulpflicht erfüllt ist, und meint, erst dann die gewerbliche Erziehung in die Hand nehmen zu können, der ist in einem Irrthum begriffen." — „Es ist absolut nicht wegzuleugnen, daß die Arbeitsleistungen früherer Zeiten besser sind, als die Durchschnittsleistungen der jetzigen Zeit, daß nicht nur einzelne Städte, sondern ganze Bezirke und Provinzen in der gewerblichen Arbeitsleistung zurückgekommen sind, wenn man ihre heutige Arbeitsleistung mit ihrer frühern vergleicht. Die Abschwächung und Verschlechterung der Arbeitsleistung im ganzen Mitteleuropa ist eines von den vielen Symptomen der socialen Krisis der modernen Zeit." [2]

Die Mängel der Volksschule in Mitteleuropa (Deutschland, Oesterreich

---

[1] Dieser Umstand fällt um so mehr in's Gewicht, als bei der allgemeinen Wehrpflicht der Geselle gerade in dem Momente, wo er einige Fertigkeiten sich angeeignet hat, die Werkstätte mit der Kaserne vertauschen muß. Wie viel da an Fertigkeiten eingebüßt wird, läßt sich wohl ermessen. Noch schlimmer ist die Erfahrung, daß zahlreiche Arbeiter in der Kaserne Liebe und Freude zur Arbeit verlieren und nicht mehr zu ihrem Berufe zurückkehren. Würde die Statistik sich die Mühe nehmen, die Zahl derjenigen festzustellen, welche auf diesem Wege alljährlich der Arbeit entfremdet werden, so wäre das eine sehr verdienstliche Leistung. Aber auch viele derjenigen, welche zu ihrem früheren Berufe zurückkehren, werden nur allzu häufig durch Unsittlichkeit, Liederlichkeit und Arbeitsscheue ein Aergerniß für ihre Gemeinden. Das ist die Kehrseite der gerühmten „Schule" der Kaserne!

[2] Ibid. I, 17; II, 35.

und Schweiz) hält Eitelberger[1] für die Ursache, warum die deutsche Arbeit heute nicht mehr mit der französischen und englischen concurriren kann. In England und Frankreich existiren nicht jene Hindernisse für die Entwicklung des Gewerbes, welche in den „Zollvereinsstaaten" durch die eigenthümliche Volksschulgesetzgebung und durch die einseitige Bildung des Kopfes hervorgerufen werden. Diese einseitige Bildung des Kopfes geschieht nicht bloß auf Kosten der Fertigkeit, sondern auch des Herzens, und daher kommt die Unzufriedenheit und die Hinneigung zu socialistischen Umsturzplänen. „Das Schlimmste ist," schreibt das Schweizer Gewerbeblatt (1879, Nr. 9), „daß unsere heutigen Lehrlinge von dem Werthe und der Verantwortung ihres Berufes nicht durchdrungen sind; mit halbem Wissen und großen Ansprüchen gehen sie in die Welt hinaus und wenn ihnen dann die nackte Wirklichkeit entgegentritt und ihre Blößen zur Schau kommen, so sind sie die ersten, die hineingerathen in jene Strömung, welche die Arbeit nicht als Segen, sondern als Grund zu Haß und Fluch auffassen." Auch Wilda schreibt: „Der Satz, die größere allgemeine Bildung mache den Arbeiter zufriedener und erwerbsfähiger, ist unrichtig; die Erfahrungen, die man in Deutschland nach länger als fünfzigjährigem Bestehen der Volksschulen gesammelt, widerlegen ihn gründlich; vielmehr ist die Umkehrung richtig: die größere Erwerbsfähigkeit macht ihn zufriedener und bildungsbedürftiger für sich oder wenigstens seine Kinder. Hüten wir uns, daß wir unserm Ideal der Volksbildung nicht unsern Nationalwohlstand opfern, mit dessen Niedergange uns dann die Mittel für jede ideale Schöpfung fehlen würden." „Von diesen Thatsachen wollen Juristen und Beamte[2] wenig wissen und es ist ihnen außerordentlich unangenehm, wenn gesagt wird, es sei die Volksschulgesetzgebung mit daran Schuld, daß die gewerbliche Bildung gehemmt wird, und sie sehen es ebenso ungern, wenn ein Vergleich gezogen wird zwischen den Leistungen der Gewerbe in frühern Zeiten und jenen der gegenwärtigen Periode. Ihnen liegt weniger daran, daß eine Jugend herangebildet wird, welche mit Liebe dem Gewerbestande angehört, welche gewohnt ist zu arbeiten und durch die Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, als daran, daß durch die Volksschule und Bürgerschule der

[1] II, 6. Diesen Gedanken hat auch der selige Jos. Lucas in dem viel zu wenig beachteten, sprachlich wie inhaltlich meisterhaften Werke: „Der Schulmeister von Sadowa", durchgeführt. — Ganz in demselben Sinne spricht sich auch der Director der Staatsgewerbeschule in Brünn, Ed. Wilda, aus in seiner Schrift: „Wahrnehmungen und Gedanken über technisch-gewerbliches Schulwesen" (Leipzig 1879).

[2] So schreibt Eitelberger II, 12. Von den Lehrern, hoch und nieder, schweigt er hier. Von diesen sagt er später (II, 33): „Diese Herren, die sieben- bis vierzehnjährigen Kindern die ‚allgemeine' Bildung vermitteln müssen, gewöhnen sich leider eine allgemeine Phraseologie an, die sich herausnimmt, in absprechender Weise zu schreiben, aber keine Basis in solidem positivem Wissen hat."

Jüngling gewissermaßen zum staatsbürgerlichen Leben ausgebildet wird. Ihnen scheint es vollständig zu genügen, wenn das Volk nur zu einer Art politischer Halbbildung herangezogen wird, die sich denn auch in erschreckender Weise geltend macht. Daß das Gewerbewesen in fortwährendem Sinken begriffen ist, darüber beruhigen sie sich leicht, und wenn man den Zustand der Gewerbe in frühern Zeiten mit dem gegenwärtigen vergleicht, so gehen sie entweder darüber leichtfertig hinweg oder sie trösten sich mit der allgemeinen Phrase, daß das neunzehnte Jahrhundert seinem fortschrittlichen und freiheitlichen Charakter nach andere Aufgaben zu lösen habe, als frühere Jahrhunderte." Es gehört ja zu den liberalen Doctrinen, daß es kein wirthschaftliches Unglück, vielmehr der naturgemäße Fortschritt sei, wenn das Handwerk in der Großindustrie aufgehe, ein Schicksal, das höchstens aufgeschoben, aber nicht verhindert werden könne. Diese Doctrin fußt auf der Voraussetzung, daß es Aufgabe der Volkswirthschaft sei, möglichst viel Werthe mit möglichst hohem Gewinne herzustellen. Der englische „Gang" in der Landwirthschaft und der obdachlose Fabrikarbeiter einerseits, die Millionen reichen Lords und Schlotbarone andererseits sind das Ideal dieser Richtung, welche sich „liberal" und „wissenschaftlich" nennt. Die Lehre dagegen, welche den Menschen als Mittelpunkt der Volkswirthschaft nimmt und möglichsten Wohlstand Aller anstrebt, wird auf einen selbständigen Handwerkerstand ebenso, wie auf einen unabhängigen Bauernstand, das größte Gewicht legen. Und weil wir dieß thun, wünschen wir mit Eitelberger, daß mit dem System der Volksschule, wonach den Kindern möglichst viel allgemeines Wissen beigebracht werden solle, gebrochen und daß mehr Gewicht gelegt werde auf Bildung des Herzens durch Pflege des Religionsunterrichtes [1] und auf practische Fertigkeiten, wie Schreiben, Rechnen, Zeichnen, wodurch Fähigkeiten geweckt und Liebe zur Arbeit gepflegt werden.

[1] Leider muß hier die Bemerkung Platz finden, daß die neueren Katechismen der Bildung des Herzens sehr wenig Raum bieten. Sie wenden sich ausschließlich an den Verstand, bieten eine förmliche Dogmatik in Fragen und Antworten, deren begriffliche Fassung das Studium der Logik voraussetzt. Dem kindlichen Verständnisse wird viel zu viel zugemuthet. Nichts als Definitionen und Begriffsbestimmungen für die Volksschule und das Kindesalter! Man hätte den alten Canisius schon der Tradition halber beibehalten sollen. Eltern und Großeltern unterhielten sich gerne über den Religionsunterricht mit Kindern und Enkeln, mit denen sie ihren Canisius gleichmäßig im Gedächtnisse hatten. Die dogmatischen Definitionen des Deharbe werden zwar auch, mit Anwendung großer Mühe, dem Gedächtnisse eingeprägt, aber nur dem Gedächtnisse. Schon in den letzten Jahren der Feiertagsschule ist der Katechismus von den meisten der Kinder wieder vergessen. Man wollte, als Canisius durch Deharbe ersetzt wurde, eingehendere Kenntnisse dem Volke vermitteln. Das Gegentheil wurde erreicht. Der Katechismus wird alsbald vollständig vergessen. Je eher man zum erprobten, einfachen, alten Katechismus zurückkehrt, um so besser!

Strebt man dieses Ziel an, so kann die Durchführung nicht durch allgemeine Maßregeln geschehen, welche alle Volksschulen gleichmäßig treffen, sondern durch Anpassung an die concreten, localen Bedürfnisse. Für das Land, für die bäuerliche Bevölkerung müssen ganz andere Grundsätze gelten, als für die Schulen in Industriebezirken und Städten. Was die Landschulen anbelangt, so waren die früheren Einrichtungen sehr weise und den einfachen Verhältnissen angemessen. Die Anforderungen an die Bildung des Lehrers waren nicht übertrieben, aber genügend. Die Dotation bestand regelmäßig aus einem kleinen Landgütchen, dessen Bestellung unentgeltlich von den Gemeindemitgliedern geschah. Dazu kamen die Einnahmen aus dem Meßnerdienste, aus Stiftungen und aus dem Schulgelde. So lange man die Schule beim Dorfe ließ, wurden namentlich von den Pfarrern regelmäßig testamentarische Schenkungen gemacht, theils zur höheren Dotirung der Schulstelle, theils für einen Fonds zur Bestreitung des Schulgeldes für die Kinder armer Eltern. Lag ein wirkliches Bedürfniß vor, sei es in Folge Erkrankung der Mutter, dringende Arbeit u. s. w., so erfolgte ohne Anstand Dispensirung vom Schulbesuche. Kurz Alles war den localen Verhältnissen und individuellen Bedürfnissen angepaßt, es herrschten patriarchalische Zustände zwischen Pfarrer und Lehrer und der Gemeinde. Das Alles änderte sich zum Schlechten. Trieb man doch den Wahnwitz soweit, allen Ernstes den Meßnerdienst vom Schuldienste auf dem Lande trennen zu wollen! Alle Neuerungen stürzten die Gemeinden in riesige Kosten, ohne daß die Errungenschaften damit auch nur einigermaßen im Verhältnisse stünden!

In Städten müssen andere Ansprüche an die Schule gestellt werden, als in landwirthschaftlichen Bezirken. Namentlich aber muß das Schulwesen in Industriebezirken ausschließlich nach den localen Bedürfnissen, von Fall zu Fall geregelt werden. Dann kann die Schule dazu beitragen, eine Industrie hervorzurufen, in der Qualität zu verbessern, zu größerem Umfange zu erheben. Die Erfahrungen, welche Eitelberger dießbezüglich mit den Schulen in Hallein, Imst, im Grödnerthale, im Vintschgau (Marmorindustrie), in Steinschönau, Znaym (keramische Industrie), in den armen Gegenden von Idria und Proveis (Klöppeltechnik), in Mondsee, Hallstadt (Holzschnitzschule) u. s. w. gemacht hat und deren Resultate oder Mißerfolge er andeutet [1], dürften auch für andere Länder zur Belehrung, Anregung und Nachfolge dienen.

Schon mit der Volksschule muß in solchen Bezirken die Uebung der Arbeitsfertigkeit verbunden werden, nicht spielend und dilettantisch [2], sondern

[1] I, 4 ff.; II, 25.

[2] „Es wäre wenig gethan, wenn man dem Kindergarten einen gewerblichen Uebungsplatz anschließen wollte, wenn man die gewerbliche Bildung durch Volksschul-

mit allem Ernste, den strengsten Anforderungen und den technischen Bedingungen der Gegenwart entsprechend. Worauf aber Eitelberger das größte Gewicht legt, ist der Umstand, daß der Arbeitsunterricht möglichst früh beginne. „Das Kind, das im Gewerbe, in der Technik oder Kunst seinen Erwerb suchen muß, soll so frühzeitig als möglich jene Fertigkeiten erwerben, die es später für seinen Lebensberuf braucht. In früheren Zeiten war ihm das möglich, gegenwärtig wird es dieser Möglichkeit beraubt, zum Theil weil die Schulpflicht zu lange dauert und zum Theil, weil in der Volksschule in der Form, in welcher sie gegenwärtig organisirt ist, kein Raum für eine ernsthafte Arbeitsschule ist. Wie frühzeitig die Knaben in früheren Jahrhunderten zum Gewerbe erzogen worden sind, weiß Jeder, der die Geschichte des Zunft- und Gewerbewesens kennt; die Erziehung zum Kunstgewerbe und zur Kunst macht hierin keine Ausnahme. Kunsthandwerker und Künstler haben ihre Fertigkeit von Jugend auf geübt, sie waren daher im 17. und 18. Lebensjahre vollständig Herren über Technik und in Folge dessen auch leistungs- und erwerbsfähig. Das Talent ist eine Gabe des Himmels; aber die Fertigkeit und Arbeitstüchtigkeit kann anerzogen und muß in jungen Jahren erworben werden und kann nicht erst beginnen nach dem vollendeten 14. Lebensjahre.“ [1]

Was speciell das Handwerk anbelangt, so ist die beste Schule die Werkstätte. In dem Streite über den Vorzug von Lehrwerkstätten oder Werkstattlehre spricht sich Eitelberger selbstverständlich für die Werkstätte aus. Lehrwerkstätten mögen für einzelne Zweige der Großindustrie, z. B. Eisenbahnmaschinenwesen am Platze sein, für das Handwerk ist aber die Meisterlehre unentbehrlich, weil nur in der Meisterwerkstätte die eigentliche Handwerkspraxis und der Gewerbebetrieb als Geschäft erlernt werden kann [2]. In der Lehrwerkstätte wird der Zögling erfahren, wie und warum so und nicht anders gearbeitet werden soll, aber die practische Fertigkeit, das thatsächliche Können, die Verschiedenheiten der einzelnen Manipulationen und Handgriffe erlernt sich nur in der Werkstätte durch Uebung. Und gerade auf dieses Können, auf die gute Arbeitslieferung kommt es an,

lehrer fortsetzen würde, die selber weder eine gewerbliche noch eine technische Schulung durchgemacht haben. Das hieße dem gewerblichen Dilettantismus Thor und Thür öffnen.“ I, 5.

[1] I, 9; II, 33: „Van Dyck malte mit 18 Jahren schon ein großes Altarbild, was keiner unserer großen Künstler zu Wege brächte, da letztere unmöglich in diesem Alter sich die hierzu nöthigen Fertigkeiten erworben haben können.“ — „Jeder Musiklehrer an einem Conservatorium weiß, daß ein Junge, der nicht mit dem neunten Lebensjahre angefangen hat, das Violinspiel zu lernen, sein Lebenlang kein fertiger und tüchtiger Violinspieler wird“ (II, 3).

[2] Auf einen andern Umstand weist Eitelberger (II, 15) hin: „Kein Staat der Welt würde die Geldmittel auftreiben können, um die Werkstattlehre durch Lehrwerkstätten zu verdrängen; das ist nach meiner Meinung absolut unmöglich.“

nicht darauf, was Einer theoretisch darüber denkt und weiß. Dazu kommt, daß der Lehrbursche nicht bloß ein tüchtiger Handwerker, sondern auch ein ehrsamer Mensch und guter Bürger werden soll; die Charakterbildung gedeiht aber entschieden besser bei der strengen Arbeit der Werkstätte, als bei dem Hochmuthe des Wissens, den die Lehrwerkstätte hervorruft.

Die Meisterlehre setzt freilich voraus, daß wirkliche Meister, welche nicht bloß den Namen tragen, sondern thatsächlich Meisterhaftes in ihrem Handwerke zu leisten vermögen [1], vorhanden sind und Lust und Liebe besitzen, Lehrlinge und Gesellen heranzubilden. Das setzt aber eine vollständige Handwerksorganisation voraus mit genauer Regelung der Meister-, Gesellen- und Lehrlingspflichten, wie sie nur die Zwangsinnung zu bieten vermag. Betrachtet man die Handwerksfrage vom Standpunkte der materiellen Existenz, vom Gesichtspunkte des Verhältnisses der Arbeit zum Kapital, oder vom Standpunkte der Erlangung von Arbeitsfertigkeit und Arbeitstüchtigkeit und der technischen Hebung des Gewerbes, immer kommt man zur Forderung der Zwangsinnung.

Die Meisterschaft, die vollendete Leistung wird dem Handwerke wieder die Ehre bringen, deren es heute entbehrt. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Handwerker selbst es nicht mehr für anständig und gut genug halten, das Kind beim Stande des Vaters zu erhalten. „Während in Frankreich in den Familien die Gepflogenheit herrscht, den intelligenteren männlichen Nachwuchs für das Gewerbe zu erziehen, weil das Handwerk einen goldenen Boden hat, und nur minder begabtere Kinder in irgend eine Carrière gedrängt werden, wo sie beim Schreibtisch mühsam, aber wenigstens sicher ihr Leben fortfristen, ist es bei uns umgekehrt.“ Daher kommt es, daß Alles den humanistischen Anstalten, Universitäten und technischen Hochschulen zudrängt. Letztere allein wiesen im Jahre 1878 in Oesterreich die enorme Zahl von 4073 Studirenden auf, während die technischen Hoch-

[1] Eitelberger (II, 15) schreibt: „Auf Wiederherstellung der Werkstattlehre muß das größte Gewicht gelegt werden; es ist dasjenige, was in den Traditionen des Gewerbelebens begründet und mit den Gewohnheiten des Gewerbestandes untrennbar verknüpft ist. Allerdings, wie das heutige Gewerbewesen organisirt ist, wo Jeder ein Gewerbe betreiben kann, er mag dafür geschult sein oder nicht, er mag auf dem betreffenden Gebiete Fachmann sein oder nicht, bei einer solchen Organisation versteht es sich von selbst, daß die Lebenskraft der Werkstatt keine große ist. Nicht wenige unserer heutigen Handwerker sind Unternehmer, Speculanten, die mit ihrem Gelde manipuliren, die selbst ein Gewerbe zu betreiben nicht im Stande sind. Mit der soliden Werkstätte ist eine Schulorganisation nicht vereinbar, welche den Jungen zwingt, bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre auf der Schulbank zu bleiben. Diese Schulgesetzgebung stimmt vollständig zusammen mit jener Organisation im Gewerbeleben, wonach Jeder ein Gewerbe betreiben kann, ohne etwas davon zu verstehen. Beide Zustände beschleunigen nur den Niedergang des Gewerbes.“

schulen des industriell so hoch entwickelten Frankreich nur 1161 Studirende zählten. „So produciren wir," klagt Wilda, „fort und fort Kopfarbeiter auf Lager, gleichzeitig aussaugend das geistige Mark unseres Bürgerstandes. Zwar nur ein Theil von denen, die mit geschwellten Hoffnungen eine höhere Laufbahn beginnen, kommt zum Ziele; er entsagt auf dem Wege schon, getäuscht in seinen Hoffnungen, er wird Handelstreibender, Subalternbeamter, Schreiber und was weiß ich, nur Eines nicht mehr: Handwerker! Wohin soll, wohin wird aber dieser Anwachs geistiger Arbeitskräfte auf Kosten der im materiellen Sinne producirenden führen? Zum Proletariat hier, zum Proletariat da, zum wirthschaftlichen Ruine, dem wir mit Riesenschritten zueilen. Und dieser Zustand, er ist kein internationaler, er ist specifisch unserer. Zwar mögen wir, die heute noch lebende Generation, das Chaos vielleicht nicht mehr erleben, und wer über seine eigene armselige Glückseligkeit nicht hinaussieht, der möge beruhigt über meine Warnung hinweggehen. Aber die weitsichtigeren Patrioten, jene Männer, die in der Regierung und in den Landesvertretungen sitzen, sie sollten meine Warnung einer Prüfung unterziehen und handeln."

„Sucht man nach den Gründen, warum ein so großer Drang nach höheren Studien sich geltend macht, so ist die Ursache wesentlich darin zu finden, daß von der Volksschule angefangen schon dahin gestrebt wird, das allgemeine Bildungsniveau zu erhöhen, ohne zugleich in dem Knaben schon frühzeitig die Neigung zu wecken, sich einem bestimmten *practischen* Lebensberufe zuzuwenden. Die meisten Kinder, deren Eltern Gewerbsleute sind, suchen bei dieser Richtung der ganzen Unterrichtslegislative und speciell auch des Volksschulgesetzes sich für etwas Höheres auszubilden, und die Eltern bringen auch die größten Opfer, damit die Jungen in eine höhere Schule kommen und seiner Zeit social weiter aufsteigen. Sie entziehen durch diese Neigung der Industrie und dem Gewerbe mitunter die besten Kräfte und vermehren durch das Ueberwuchern der Bildungselemente das geistige Proletariat, welches heutigen Tages schon bedeutend angewachsen ist. Wenn Ideologen, Staatsphilosophen, Männer der politischen Praxis über diese unerbittliche Consequenz des Volksschulgesetzes hinwegsehen, so ist das sehr begreiflich, denn sie brauchen ein geschultes Material für jedwede Art politischer Agitation und ein solches Material wird durch die gegenwärtige Tendenz des Volksschulgesetzes erzogen." Aber von anderen Männern findet Eitelberger dieß unbegreiflich, fügt aber zur Erklärung hinzu: „daß in dieser Sache die *verkehrtesten Ansichten in juristischen und bureaukratischen Kreisen zu finden sind.*"[1]

---

[1] II, 30. Eitelberger kann aus Erfahrung sprechen, da er selbst Vorsitzender des Aufsichtsrathes der kunstgewerblichen Fachschulen des Handelsministeriums war.

Wie in Rußland der Nihilismus, in Deutschland der Socialismus, so ist in Oesterreich der Nationalitätenhader ein wesentlich künstlich erzeugtes Product dieser Schulkrankheit mit ihrem geistigen Proletariate. In Ungarn begann der „Ausgleich" damit, daß alle kaiserlichen Beamten verjagt und Magyaren an die Stelle gesetzt wurden. Die ganze czechische Frage wäre gelöst, wenn circa 1000 Beamtenstellen und Professuren vacant wären. An Lehramtspersonal ist in Böhmen allein ein solcher Ueberfluß auf Lager, daß auf Jahre hinaus sämmtliche Vacanzen in Oesterreich damit gedeckt werden könnten. Als Graf Andrassy noch ungarischer Ministerpräsident war, wurde an den damaligen Banus Rauch in Croatien die Anfrage gestellt, woher die steigende Unzufriedenheit in Croatien stamme. Baron Rauch schrieb nach Pesth: Hätte er 500 Bezirksrichterstellen zu vergeben, so würde morgen jede Opposition verstummt sein.

Dieses geistige Proletariat mit den großen politischen und socialen Gefahren ist die Kehrseite des modernen Schulwesens, welches zugleich ein wesentliches Hinderniß für das Gedeihen des gewerblichen Lebens ist. Proletariat hier, Proletariat dort. Man kehre im Volksschulwesen wieder zur alten Einfachheit zurück, und an die Stelle der „allgemeinen Bildung" bringe man den Kindern die nöthigen Fertigkeiten im Schreiben und Rechnen bei, wandle in Städten und Industriebezirken einzelne Schulen je nach Bedürfniß in Arbeitsschulen um und überlasse die weitere Fortbildung späteren Fachschulen, dem Leben und der Werkstätte, freilich nicht der heutigen Werkstätte, sondern der Werkstätte im alten Style, wie sie nothwendig wiedererstehen muß, wenn der ganze bürgerliche Mittelstand nicht in's Proletariat herabsinken soll. Für die weitere Fortbildung im allgemeinen Wissen, in Sprachen, Buchführung, Zeichnen, Gesang, Turnübungen u. s. w. wird durch die katholischen Gesellenvereine in ausgiebigster Weise und mit großen Erfolgen gesorgt. Solche freiwillige Leistungen sollten nicht, wie dieß meistens geschieht, beargwöhnt oder doch mißachtet und ignorirt werden, sondern sie sollten jedmögliche Förderung und Unterstützung finden. Mit Recht weist Eitelberger darauf hin, daß in Frankreich, welches für alle Gewerbe die intelligentesten und geschultesten Arbeitskräfte auf dem Continente liefert, die gewerbliche Fachbildung nicht vom Staate ausgeht, sondern durch freiwillige Leistungen von Corporationen und Vereinen, von Gemeinden und einzelnen Industriellen geboten wird. Der Segen der Unterrichtsfreiheit, die Vortheile freiwilliger Leistungen vor den obligatorischen Fortbildungsschulen zeigt sich in Frankreich so augenscheinlich, daß Eitelberger den Vorschlag macht, der Staat möge sich darauf beschränken, in der Schulgesetzgebung und in Lehrerbildungsanstalten für derartige Bedürfnisse Raum zu schaffen, für Vorlagenwerke und Vorbilder und gehörige fach-

männische Inspection[1] zu sorgen, die Gründung und Hebung der Fachschulen aber den Gemeinden, den Corporationen und den Betheiligten zu überlassen.

Man wird vielleicht einen Widerspruch darin finden, in Einem Athemzuge Zwangsinnungen zu fordern und den freiwilligen Fortbildungsunterricht in Schutz zu nehmen. Dieser Widerspruch existirt aber nur für diejenigen, welche in der heute herrschenden, gänzlich falschen Auffassung der Aufgabe des Staates befangen sind. Man weist heute dem Staate das ganze Gebiet geistiger und sittlicher Kräfte zur Bethätigung seiner Aufgabe zu, schließt aber das wirthschaftliche Gebiet möglichst aus und verlangt, hier solle der Staat der freien Concurrenz vollen Spielraum gewähren: eine Auffassung, welche für die geistige und materielle Entwicklung der Völker gleich verhängnißvoll wurde. Gerade das umgekehrte Verhältniß ist das richtige, gerade das wirthschaftliche Leben ist am meisten staatsbedürftig. „Die Volkswirthschaft, in welcher die natürliche Welt zum wirksamsten Apparate des persönlichen Lebens der Gesellschaft gestaltet wird, ist ein Gebiet des äußeren Verkehres, der Vermögens- und Interessenconflikte, der ausschließlichen Aneignung beschränkt vorhandener Güter. Dieses äußerliche Interessengewühl bedarf vor Allem der schlichtenden und einrichtenden Hand des Staates; denn wohl wohnen im Ideenverkehr leicht bei einander die Gedanken, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. Kein Culturgebiet ist seinem Wesen nach so äußerlich, so conflikreich wegen der Ausschließlichkeit und Beschränktheit der betreffenden Güter, und deßhalb so rechts- und staatsbedürftig, wie das wirthschaftliche Leben. Ihm hat sich dann der Staat als machtbegabtes Organ der Gesellschaftseinrichtung ganz besonders zu widmen: nicht bloß im Privatrecht und im Strafrecht, sondern auch in Form der Volkswirthschaftspflege."[2]

Auf wirthschaftlichem Gebiete hat man theoretisch die Aufgabe des Staates viel zu eng begrenzt, man hat ihm nur die Pflicht zugeschoben, jeden Einzelnen in seinem Rechte zu schützen![3] Dem Staate fällt aber

[1] I, 18. [2] Schäffle l. c. S. 630.

[3] Treffend sagt Lassalle (Arbeiterprogramm): „Die sittliche Idee der Bourgeoisie ist diese, daß ausschließend nichts Anderes, als die ungehinderte Selbstbethätigung seiner Kräfte jedem Einzelnen zu garantiren sei. Wären wir Alle gleich stark, gleich gebildet, gleich gescheidt und gleich reich, so würde diese Idee als eine ausreichende und sittliche angesehen werden können. Da wir dieses aber nicht sind und nicht sein können, so ist dieser Gedanke nicht ausreichend und führt in seinen Consequenzen nothwendig zu einer tiefen Unsittlichkeit. Denn er führt dazu, daß der Stärkere, Gescheidtere, Reichere den Schwächeren ausbeutet und in die Tasche steckt ... Die Bourgeoisie faßt den Staatszweck so auf: er bestehe ausschließend und allein darin, die persönliche Freiheit des Einzelnen und sein Eigenthum zu schützen. Dieß ist eine Nachtwächteridee deßhalb, weil sie den Staat nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Function darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten. Wollte die Bourgeoisie con-

nicht bloß die Aufgabe zu, die streitenden Privatinteressen auszugleichen (suum cuique), sondern auch den vereinzelten, schwachen, auseinandergehenden Kräften die Möglichkeit einheitlicher Zusammenfassung zu bieten, sie gegen Uebermacht zu schützen und zum gesellschaftlichen Wohle zu verbinden (viribus unitis). Dagegen ist es völlig verkehrt, das gesammte Walten sittlicher Kräfte zum Inhalte des Staatslebens zu machen. Auf geistigem und sittlichem Gebiete muß für die freithätige Wirksamkeit, zu belehren, zu ermuntern, zu bessern, Raum sein. Die Kirche muß für religiöse Wirksamkeit und Besserung, für Belehrung (Schulwesen) und Unterstützung (Armenpflege) freie Thätigkeit entfalten können; ebenso müssen Vereine und Genossenschaften die Bahn frei haben, um Ungleichheiten im socialen Leben zu ebnen, für die Einen den Anstoß zu geben für höhere Entwicklung, die Anderen aus zurückgebliebenen Stadien vorwärts zu bringen. Dem Staate fällt in dieser Beziehung nur die Aufgabe zu, freien Raum zu gewähren und der Kirche, den Vereinen und Genossenschaften die Gewähr öffentlicher Macht zu bieten[1].

Indem der Staat das gesammte Gebiet geistiger und sittlicher Kräfte ausschließend für seine „Souveränität" in Anspruch nahm, ertödtete er vielfach die geistige Initiative einerseits, die Bethätigung sittlicher Einflüsse im socialen Leben andererseits und wirkte auf beiden Gebieten zerstörend und lähmend. Das ausschließliche System des staatlichen Unterrichts führte zu allen Zeiten zur Stagnation[2], nur aus dem edlen Wettstreite verschiedener Systeme entwickelt sich der intellectuelle Fortschritt. Wie sehr die Staatsarmenpflege die Thätigkeit freiwirkender sittlicher Kräfte unterbindet, braucht nicht erörtert zu werden.

Es soll damit nicht ausgesprochen werden, daß der Staat um Religion und Kirche, Schul- und Armenwesen sich gar nicht kümmern und hier vollste Freiheit gewähren solle. Allein zwischen gänzlichem Verzichte auf staatliche Einwirkung und dem heutigen, ausschließlich herrschenden Zwangs- und Monopolsysteme ist ein großer Zwischenraum. Mit dem Monopolsysteme muß gebrochen werden. Wohin die Verstaatlichung der Kirche, der Mißbrauch der Religion für politische Machtzwecke führt, lehrt nicht bloß die Geschichte des Hauses Bourbon, sondern neuestens auch sehr eindringlich Rußlands Geschick. Schulzwang und Schulmonopol, Zwangsarmenpflege und das staatlich garantirte Recht auf Unterstützung bieten für den moder-

---

sequent ihr letztes Wort aussprechen, so müßte sie gestehen, daß nach diesen ihren Gedanken, wenn es keine Räuber und Diebe gäbe, der Staat ganz überflüssig sei."

[1] Schäffle S. 618 ff.

[2] Die geistige Bewegung des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich außer den Universitäten, ja zum großen Theile gegen dieselben. Es bedarf nur des Hinweises auf Lessing, Schiller u. s. w.

nen Socialismus ein ganzes Arsenal von Argumenten. Wann hat der Socialismus je eine Theorie aufgestellt, welche so weitgreifend ist, das Recht der freien Persönlichkeit, das Recht der Eltern und der Familie so tief verletzt, wie der Anspruch des Staates, für eine bestimmte Reihe von Jahren die Kinder für die Schule zu conskribiren, sie dort geistig zu dressiren und ihnen sogar im Namen des Staates religiösen Unterricht aufzuoctroiren? Diese Theorie und Praxis, wie sie heute als unveräußerliches Attribut des souveränen Staates festgehalten und geübt wird, bilden bereits ein Stück Socialismus und zwar repräsentiren sie die gefährlichste und unerträglichste Seite von Socialismus. Die materielle Gebundenheit ist erträglich; unerträglich ist aber der Angriff des Staates auf die religiöse und geistige Selbstbestimmung, auf das ureigenste Recht der Persönlichkeit, der Eltern, der Familie. Es wäre an der Zeit, dieses Stück von Socialismus zu beseitigen. Das würde den socialistischen Bestrebungen viel eher den Boden entziehen, als Ausnahmsgesetze und Belagerungszustand mit ihren gehässigen, zu einstigen blutigen Repressalien reizenden Wirkungen! Die Zukunft wird es unbegreiflich finden, daß eine Theorie, welche den Socialismus auf geistigem Gebiete selbst cultivirte, den Socialismus auf materiellem Gebiete als „staatsgefährlich" bekämpfen konnte. Dieser innere Widerspruch bildet die Achillesferse des modernen Staates. Soll er hier nicht vom Socialismus tödtlich getroffen werden, so muß die Staatsomnipotenz auf geistigem Gebiete, dieses socialistische Monopol- und Zwangssystem beseitigt werden. Es muß eine Revision des Begriffes von der Aufgabe des Staates und von den Attributen seiner „Souveränität" erfolgen und auf dem Gebiete der Kirche, der Schule, des Armenwesens u. s. w. die nöthige Beschränkung eintreten. Die Staatsomnipotenz auf geistigem Gebiete, die „Nachtwächteridee" vom Staate auf materiellem Gebiete können nicht nebeneinander stehen; daß man dieß heute nicht einsieht, das ist ein eclatanter Beweis für die verheerenden Wirkungen, für die geistige Verflachung und Verödung, welche mit dem staatlichen Schulmonopol unzertrennlich verbunden sind.

Der mittelalterliche Staatsbegriff stellte den Schutz der Schwachen und Armen, der Wittwen und Waisen oben an. Die Reichen und Besitzenden wissen jederzeit ihr Interesse selbst zu vertreten, der Armen und wirthschaftlichen Schwachen sich anzunehmen, fiel dem Fürsten zu. Daß er sich dieser Aufgabe unterziehe, mußte jeder Regent bei Uebernahme der Regierung durch Eid sich verpflichten; die Armen, Schwachen, Hilflosen zu schützen, mußte jeder Kaiser im Kapitulationseide versprechen. Heute sichert wohl auch jede Verfassung gleiches Recht Allen zu, aber diese Rechte stehen nur auf dem Papier, während thatsächlich der Besitz eine privilegirte Stellung einnimmt, wie dieß in den verschiedenen Wahlgesetzen mehr oder minder zum Ausdrucke kommt. Die Gesetzgebung und selbst das Strafrecht nimmt immer mehr

den Charakter an, das Interesse der herrschenden Klassen wahrzunehmen. Die Sicherheit des Besitzes[1] wird zum Ausgangspunkte, und Vergehen wider das Eigenthum werden verhältnißmäßig am höchsten gestraft. Dem Interesse der herrschenden Klassen wurde selbst die Theorie geopfert und die „Nachtwächteridee" preisgegeben. Für ihren Handel verlangen die herrschenden Klassen unbedingten Schutz durch die Consuln und, wo es nöthig ist, durch die Flotte. Die Kosten des weiten Transportes werden abgewälzt auf den Localverkehr; Post und Telegraph dürfen keine „fiscalische" Politik verfolgen, sondern müssen ausschließlich das Interesse der Besitzenden im Auge haben; für die Reichen hauptsächlich muß der Staat die Kosten für Theater und Museen tragen. Reichsbank und Goldwährung wurden für das Interesse des Großkapitals organisirt. Nur wenn es sich darum handelt, die armen, besitzlosen Arbeiter der Conjunctur, dem Wogenschlage schwindelhaften Aufschwunges und darauffolgenden Zusammensturzes zu entreißen, sie von dem grausamen Spiele schwankender Angebote und Nachfrage zu befreien, die Arbeit vor der Ausbeutung durch das Kapital zu schützen — erst dann erinnern sich die herrschenden Klassen an die Nachtwächteridee, an die Errungenschaften der freien Concurrenz, in welche der Staat nicht störend eingreifen dürfe. Das Einzige, was man den armen Arbeitern bietet, ist die Schule. Aus dem Widerspruche, die Arbeiter durch die Schulbildung mit höheren Bedürfnissen bekannt zu machen, ihnen aber die Mittel zu materieller Entfaltung vorzuenthalten, sie wie eine todte Waare auf den Markt von Angebot und Nachfrage zu verweisen, mußte nothwendig der Socialismus erwachsen.

Die ganze wirthschaftliche Gesetzgebung der Gegenwart basirt auf der Tendenz, die schrankenlose Herrschaft des Kapitals festzuhalten. Dem Privatkapitale wurde Grund und Boden geopfert und das Handwerk preisgegeben; dem Profite des Kapitals werden Millionen von Arbeitern und Sklaven ausgeliefert, welche auf dem Markte ihre Arbeitskraft anbieten und als „Hände", als lebendige Maschinen sich verkaufen müssen. Eine Aenderung und Besserung dieser letzteren Verhältnisse ist heute die dringendste Aufgabe. Die Unzufriedenheit der Fabrikarbeiter, welche in proletarische Zustände herabgedrückt wurden, ist augenblicklich für die Gesellschaft am bedrohlichsten. Diese Arbeiterfrage bezeichnet man deßhalb gerne als eigentliche „sociale Frage", obwohl sie nur einen Theil der schwierigen Frage bildet, wie die Arbeit gegen das Kapital Schutz finden könne. Die Bauern- und Handwerkerfrage ist in ihren Consequenzen noch viel bedrohlicher, als die engere sogen. „Arbeiterfrage", und verlangen eben so dringend eine Lösung, wie

[1] „Heutzutage ist der Atheismus selbst eine *culpa levis*, verglichen mit der Kritik überlieferter Eigenthumsverhältnisse", sagt Marx S. XI mit feinem Spott gegen die anglicanische Kirche.

letztere. Sie werden auch zusammen ihre Lösung finden müssen, indem die Mittel hierzu principiell dieselben sind: **Vereinigung von Arbeit und Kapital und möglichste Theilnahme Aller an den Productionsmitteln,** wodurch der Arbeitsertrag von selbst gegen Ausbeutung durch das Kapital gesichert ist. Wenn der Bodenbesitzer durch den Bodenschein das nöthige Kapital erhält, ohne für einen Wucherer frohnden zu müssen; wenn die Gesetzgebung den Bestand mittlerer Güter ermöglicht und dem Ueberwuchern von Latifundien, wie der Bildung von Zwergwirthschaften gleichmäßig entgegenwirkt, dann ist die Bauernfrage gelöst. Arbeit und Kapital sind vereinigt, die möglichste Theilnahme Aller an den sehr beschränkt vorhandenen Bodengütern ist auf's Rationellste geregelt und durch die Ueberweisung der Amortisationssummen an die Gesammtheit thatsächlich durchgeführt, ohne das Privateigenthum anzutasten, welches die sorgsamste Pflege und die beste Bebauung des Bodens garantirt. Für das Handwerk bildet die Vereinigung von Arbeit und Kapital in der Innung und die innungsmäßige Regelung der Production und des Absatzes die einzige Möglichkeit, um aus dem Verfalle sich zu retten. Aber auch für die Lösung der Arbeiterfrage gibt es keine andere Möglichkeit, als die Vereinigung von Arbeit und Kapital und die relative Theilnahme aller Arbeiter an den Productionsmitteln. Den nächstliegenden Weg hiezu bietet das **Antheilssystem** (partnership)[1] oder das französische System der **Patronage.**

[1] Zuerst in umfassender Weise angewandt von der englischen Firma Henry Briggs und Compagnie, welche ein Drittel des Geschäftskapitals den Beamten und Arbeitern des Geschäftes vorbehielt und außerdem den über zehn Procent steigenden Gewinn zur Hälfte dem Arbeiterpersonale nach der Höhe des Lohnverdienstes zutheilte. Dieses Beispiel fand in England bald Nachahmung, und 1868 hatten 20 Firmen das System adoptirt. 1867 wurde eine eigene Zeitschrift: Industrial partnership's Record, in's Leben gerufen. In Deutschland wurde das System von dem Berliner Messingfabrikanten **Borchert** erfolglos versucht. In Frankreich existirt das Patronagesystem schon länger, doch trägt es dort mehr patriarchalischen und familiären Charakter, als das Antheilssystem mit den streng ausgeschiedenen Befugnissen. Das Patronagesystem berücksichtigt nicht bloß die materielle, sondern ebenso die moralische Hebung der Arbeiter. Reybaud (Études sur la condition des ouvriers en soie) hat verschiedene Fabriken nach dieser Richtung geschildert, darunter **Bonnets** berühmte Anstalt in Injurieux, wo alle Arbeitszweige der Seide, vom Cocon bis zum fertigen Stoffe, vereinigt waren und wo nur Frauenzimmer beschäftigt wurden. Die Arbeiterinnen waren Pensionärinnen, welche vollständigen Unterhalt, Wohnung und Nahrung und statt des Lohnes eine jährliche Gage erhielten. Letztere wurde zu Ersparnissen verwendet; nach Reybauds Angaben betrugen seiner Zeit diese Ersparnisse die Summe von 165 000 Francs, welche Bonnet verwaltete, verzinste und den Arbeiterinnen einhändigte. Hemtinne in Gent hatte in seiner Fabrik das Antheilssystem und außerdem eine Assecuranzkasse eingeführt u. s. w. Das Patronagesystem berücksichtigt mehr die individuellen Verhältnisse, während das Antheilsystem objective Normen schafft und daher für die Ausbildung eines socialen Arbeitsrechtes mehr sich eignet.

So lange das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter durch den Markt, durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, stehen sich beide feindselig gegenüber. Jeder will möglichsten Profit, der Eine durch Gewährung möglichst niedrigen, der Andere durch Erlangung möglichst hohen Lohnes erkämpfen. Kein gemeinsames Interesse verbindet sie, ihre Interessen widerstreiten sich vielmehr, und damit ist der Klassengegensatz, die sogen. „sociale Frage" zu einer Institution in der heutigen kapitalistischen Production erhoben. Ganz anders würde das Verhältniß sich gestalten, falls Arbeitgeber und Arbeiter durch gemeinsames Interesse näher gebracht würden dadurch, daß dem Arbeiter nicht bloß Lohn, sondern auch Geschäftsgewinnantheil zugesichert und letzterer auf diese Weise in's Interesse gezogen würde. Der Gewinnantheil würde den Arbeiter nicht bloß materiell, sondern auch moralisch heben, würde das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, den Geist der Sparsamkeit und Sorgfalt in ihm hervorrufen und das gemeinsame solidarische Interesse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Bewußtsein bringen. Wenn der Arbeiter nicht bloß mehr, aus bitterer Noth gezwungen, für fremden Profit arbeitet, sondern sein eigenes Interesse sieht, wird er viel intensiver thätig sein, wird er Maschinen und Werkzeuge viel sorgsamer behandeln, mit dem Materiale viel sparsamer umgehen.

Mit dem Antheile am Reingewinne wäre der erste Schritt gethan, um ein solidarisches Verhältniß anzubahnen und dem Arbeiter die Möglichkeit zu bieten, ein kleines Kapital sich zu sammeln. Dieses Kapital müßte weiter benützt werden, um den Arbeiter zum Miteigenthümer zu erheben, indem ein Theil des Gewinnes des Arbeiters als profitbringendes Kapital in das Unternehmen gesteckt würde. „Auf diesem Wege wird der Arbeiter zu einem wirklichen Theilhaber. Vorher erhielt er einen Gewinnantheil, ohne daß er auch als Kapitalist bei dem Unternehmen betheiligt gewesen wäre; nun wird der Arbeiter wirklich Kapitalist. Durch diese in der Stellung des Arbeiters vorgehende Veränderung vollzieht sich aber auch eine Wandlung in seinem Sinnen und Trachten, Streben und Thun, eine Wandlung in seinem moralischen Charakter und in seiner wirthschaftlichen Auffassung der Dinge. Seine Seele öffnet sich nun für einen mächtigen Kreis wirthschaftlicher Einflüsse. Viele neue Fäden vereinigen jetzt die Seele des Arbeiters mit jener des Unternehmers. Jetzt erst gelangen die Arbeiter zu dem Verständnisse dessen, worin die intellectuelle und noch mehr die moralische Thätigkeit besteht, welche den Unternehmer macht. Vorher waren Arbeiterseele und Unternehmungsseele zwei einander ungleichartige und feindliche Welten. Jetzt ist der Bann gebrochen; zwei einander gleichsam feindliche Rassen beginnen einander verständlich zu werden." [1]

---

[1] Neurath S. 155. 158.

Auf diesem Wege, durch das Antheilssystem, ist es möglich, das heutige unhaltbare Lohnsystem zu überwinden, eine höhere Art des Productionsprocesses anzubahnen, allen Arbeitern möglichste Theilnahme an den Productionsmitteln zu verschaffen und eine stetige Reform anzubahnen, ohne das Privateigenthum angreifen, ohne zur socialistischen Expropriation Zuflucht nehmen und ohne die Vortheile der kapitalistischen Production preisgeben zu müssen. „Die kapitalistische Production" ist heute zu einem Schlagworte geworden, unter welchem die Meisten sich nichts mehr denken. Arbeitstheilung und kapitalistische Production sind zwei sich gegenseitig bedingende, nothwendige Erscheinungen, welche den riesigen materiellen Fortschritt uns gebracht haben, dessen die Neuzeit sich erfreut. Bei der Arbeitstheilung muß auf jeder Stufe des Arbeitsprocesses ein neues Kapital einsetzen, welches die vorgethane Arbeit aufkauft und sie einer höheren Stufe überliefert, bis aus den verschiedenen Tauschwerthserscheinungen der Arbeit ein Gebrauchswerth wird. Die kapitalistische Production ist deßhalb absolut nothwendig und unentbehrlich; sie zu bekämpfen, ist sinnlos. Nur die heutige Form der kapitalistischen Production mit ihrem einseitigen Lohnsysteme ist verwerflich, weil sie den Arbeiter nicht als Menschen behandelt, sondern ihn bloß als Arbeitskraft, als Waare benützt, um ihn gegen eine Abfindung, welche die bloße Existenz ermöglicht, anzukaufen, auszubeuten und wegzuwerfen, ihn materiell und moralisch zu ruiniren. Es muß eine höhere Form der kapitalistischen Production gefunden werden, wodurch der Arbeiter aus der heutigen proletarischen Existenz herausgerissen und zum kleinen Besitzer, zum Mittheilhaber gemacht wird, wodurch er eine sichere materielle Existenz und damit die Kraft moralischer Erhebung gewinnt. Dieß ist zu erreichen durch das Antheilssystem, welches einer großen Entwicklung fähig erscheint. Aus unscheinbaren Anfängen mag das Antheilssystem sich entwickeln, aus freiwilligen Verhältnissen mag allmählich ein sociales Recht sich herausbilden. „Es kann zugegeben werden," schreibt Neurath, „daß das Antheilssystem erst dann ein echtes, volles sei, wenn die Geschäftsbücher und Geschäftsoperationen den Arbeitern, wenigstens von Zeit zu Zeit, vorgelegt werden, und wenn der Chef aus einem absolutistischen zu einem constitutionellen Monarchen und seine Arbeiterschaft aus einer bloß Berichte empfangenden und Bitten aussprechenden zu einer mitverwaltenden und mitregierenden Körperschaft geworden ist. Es ist auch zuzugeben, daß die Antheilschaft nicht immer auf dem guten Willen des Patrons, sondern auf einem Statute und Rechte basirt sein müsse, wenn dieses System sich als sociale Macht erweisen soll. Thatsächlich fehlt es nicht an Fällen, in denen das System der Antheilschaft sich zu solcher Stufe fortentwickelt und sich auf dieser Stufe in hohem Maße bewährt hat. Man bedenke aber, daß sich historisch ein den Zeiten entsprechendes

sociales Recht gar oft aus vorausgegangener Gewalt entwickelt hat, daß sich ebenso früher ganz frei entstandene Formen socialer Verbindung und socialen Verkehrs zu rechtlich geforderten und rechtlich geordneten Formen fortgebildet haben. Möge sich vorläufig das Antheilssystem nur im Gnadenwege ausbreiten. Es wird auch in diesem Falle social wie ökonomisch veredelnd auf die Arbeiterschaft einwirken, und es wird durch Experiment, Erfahrung, Gewöhnung das System selbst eine Fortentwicklung erreichen. Und lebt es sich einmal breit in unsern Gesellschaftssitten ein, so wird es mit der juristischen und socialrechtlichen Gestaltung und Festigung dieses Systems wenig Schwierigkeiten haben."

Die größten Hindernisse stellen sich dem Anfange, dem Beginne entgegen und zwar liegen diese Schwierigkeiten ebensowohl bei den Unternehmern, wie bei den Arbeitern, ferner auch in äußeren Verhältnissen.

Für den Unternehmer bringt das System der Antheilschaft große Opfer mit sich, materielle und persönliche Opfer. Er muß auf die Ausbeutung der Arbeitskraft verzichten und muß den Reingewinn theilweise an die Arbeiter hingeben; er muß die Arbeiter als Genossen behandeln, muß sie wirthschaftlich erziehen und sittlich erheben; er muß das Verständniß für das Interesse der Gesammtheit und zugleich das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Thun und Verhalten in ihnen wecken und die Nothwendigkeit der Entsagung und der Selbstbeherrschung ihnen lehren. Das setzt persönliche[1] Einwirkung auf die Arbeiter und persönliches gutes Beispiel voraus und bedingt eine Verbindung mit den kirchlichen Organen der Seelsorge. Dabei wird es der Unternehmer meist nicht mit Arbeitern zu thun haben, welche günstigen Einflüssen leicht zugänglich, gelehrig und dankbar sind, sondern vielfach mit solchen Elementen, welche sorglos und leichtsinnig, verkommen und boshaft sind. Die Aufgabe ist mithin schwierig, fordert materielle und persönliche Opfer, verlangt Verzicht auf die schrankenlose Willkür, welche gegenwärtig das Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter charakterisirt.

Andererseits gehen die Ansprüche der Arbeiter viel weiter, als auf bloße Theilnahme am Reingewinne nach der Lohnrate. Sie fordern gänzliche Beseitigung des Privateigenthums, Expropriation alles bisherigen Besitzes, Uebergang aller Productionsinstrumente in das Eigenthum der Gesammtheit und communistische Bewirthschaftung und Vertheilung des Gewinnes. Große Kreise der Arbeiterbevölkerung sind so sehr verhetzt und irregeführt, daß sie den Versuchen, das Antheilsystem zur Durchführung zu bringen, vielfach abwehrend und feindselig gegenüberstehen.

---

[1] Weil diese Voraussetzungen fast überall mangelten, hatte auch bisher das Antheilsystem nur geringen Erfolg oder wurde wieder aufgegeben.

Das größte Hinderniß liegt indeß in dem jetzigen ungeordneten und schrankenlosen Systeme der Volkswirthschaft selbst. Die edelsten Absichten und die besten Bestrebungen einzelner Unternehmer würden bei der größten Opferfähigkeit vereitelt durch das Ausbeutungssystem Anderer. Die Concurrenz würde den Einzelnen erdrücken. Es ist deßhalb nöthig, daß der unsittlichen, ausbeutenden Concurrenz Schranken gezogen werden durch Normirung der Arbeitszeit und der Arbeitsbedingungen, Ausschluß von Kinderarbeit und von Beschäftigung verheiratheter Frauen. Und zwar muß diese Normirung durch internationale Regelung erfolgen, wie dieß bezüglich des Handels und Verkehrs längst geschieht. Heute ist nicht bloß der Handel international, auch die Production hat den localen und nationalen Charakter abgestreift, seitdem Dampfschiffe und Eisenbahnen die Arbeitserzeugnisse der entferntesten Länder auf unsern Markt bringen. Einer solchen internationalen Regelung stehen noch die größten Hindernisse entgegen, im Gegentheile herrscht gegenwärtig das System vor, an der Grenze nicht bloß mit Zollschranken gegen den Nachbar sich abzuschließen, sondern auch durch Aufgebot aller waffenfähigen Männer die Nachbarstaaten zu bedrohen. Dennoch ist es heute nicht mehr zweifelhaft, daß es zu dieser internationalen Arbeitsregelung kommen wird. Das „Grundrecht" der allgemeinen Wehrpflicht führt alle europäischen Staaten zum Ruine und keine Schutzzollpolitik vermag diesen Ruin aufzuhalten. Die eiserne Nothwendigkeit wird die europäischen Staaten zwingen, in die Bahnen vernünftiger Politik einzulenken, und die riesig anwachsende nordamerikanische Concurrenz wird den Zeitpunkt beschleunigen, wo die europäischen Staaten entwaffnen und zu den Werken der Arbeit zurückkehren müssen. „Mit ihrem heiligen Wellenschlage, mit Unerbittlichkeit erzwingt die Noth an einem einzigen Tage, was ein Jahrhundert kaum vollbringt."

Dann werden auch die Arbeitgeber einsehen, daß es besser ist, sich mit einem mäßigen, aber sicheren Gewinne zu begnügen; sie werden lernen, daß Arbeiter, welche nicht aus Zwang, sondern mit Hingebung thätig sind, mehr leisten, besser schonen und mehr ersparen helfen. Der Arbeiterstand wird sich materiell heben und das Gefühl der Verantwortlichkeit wird wachsen. Er wird consumtionsfähiger sein und die Ueberproduction, welche mit den unvermeidlichen Krisen die meisten Unternehmungen ruinirt, wird eingedämmt werden. Der Arbeiter, welcher mehr Stabilität gewann und zum kleinen Besitzer wurde, wird nicht bloß zufriedener, sondern auch vorsichtiger und sparsamer geworden sein. Das erhöhte sittliche Bewußtsein der Pflicht und der Verantwortlichkeit wird ihn vor leichtsinnigen Schritten zurückhalten, wird ihn spornen, für die Zukunft zu sorgen und der Familie eine gesicherte materielle Basis zu verschaffen. Das Gespenst der Ueberpopulation wird ebenso verschwinden, wie das der Ueberproduction.

Eine Reform unseres wirthschaftlichen Lebens fordert Opfer, aber nur jene Opfer, welche zu Cultur und Civilisation, zu Wohlstand und Blüthe führen. Es sind jene Opfer, welche die christliche Liebe, die Sorge für das Heil und Wohl des Nächsten auferlegen. Und darin liegt das Bewundernswerthe dieser Nächstenliebe, daß sie Eins ist mit der Selbstliebe. Das was dem Andern zu Liebe geschieht, begründet zugleich das eigene Glück. Die christliche Socialpolitik beruht auf der Liebe, auf der Theilnahme Aller an den Gütern dieser Welt. Egoismus, Monopol, Ausbeutung bilden den heidnischen Gegensatz. Leider überwiegt heute fast ausschließlich das Monopolsystem, dessen Erscheinungen im internationalen Leben die Kampfzölle und der Militarismus sind. Im wirthschaftlichen Leben sind es einerseits die unsittliche Concurrenz, andrerseits die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, wodurch das Monopolsystem charakterisirt wird. Im socialen Leben hat der Egoismus und der Monopolgeist das Bewußtsein der Solidarität der Menschheit erstickt und den Classen- und Rassenhaß hervorgerufen.

Durch gegenseitige Opfer muß die Gesellschaft aus dem Schmutze von Egoismus, Ausbeutung und Monopolgeist sich retten. Ist die Gegenwart keiner Opfer mehr fähig, dann ist sie nur werth, unter Trümmern begraben zu werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in den ausgebeuteten, zertretenen niederen Schichten der Arbeiterbevölkerung noch viel Opfersinn und und Opfergeist zu wecken wäre. Ueberall, wo humane, edelgesinnte und christlichdenkende Arbeitgeber um ihre Arbeiter sich angenommen haben, haben sie auch günstige Resultate erzielt, haben sie nicht bloß Dank und Liebe, den Lohn edler Thaten, empfangen, sie haben sich auch einen Stamm tüchtiger Arbeiter gesammelt und dadurch den entgangenen Gewinn reichlich ersetzt erhalten[1]. Leider schwinden aber in den höheren Gesellschaftsschichten immer mehr Opfergeist und Opfersinn und überwuchert der Egoismus. Der heutige Staatssocialismus, welcher durch Bank und Börse die gesammte Production beherrscht, ist deßhalb so gefährlich, weil er Monopol und Ausbeutung zum System erhebt und alle Versuche einer Reform, sei es

[1] Ein zahlreiches dießbezügliches Material ist aufgespeichert in den Monographien von Le Play in seinem großartigen Werke über die europäischen Arbeiter (Les ouvriers européens). Auf Anregung von Le Play erschien von einer Gesellschaft (société d'économie charitable) das Ergänzungswerk: Les ouvriers de deux mondes. In seinem Hauptwerke: La réforme sociale (Paris 1864) hat Le Play die Resultate seiner Forschung systemisirt. Le Play hat 24 Jahre (1829—1853) lang jährlich sechs Monate auf Studienreisen verwandt und hat sämmtliche europäischen Staaten besucht, hat die technischen und wirthschaftlichen Bedingungen der Arbeit, die Lage der Arbeiter und Arbeitgeber studirt und die Verhältnisse von mehr als 300 Arbeiterfamilien in allen Gegenden Europa's untersucht und Monographien darüber angefertigt. Vgl. Christlich-sociale Blätter 1881, Heft 7 ff.

von Oben, sei es von Unten, mit elementarer Gewalt vereitelt. Nur das Monopol soll noch herrschen. Die oberen Gesellschaftsschichten haben in übergroßer Mehrzahl sich bereits abgefunden mit diesem Systeme der Ausbeutung, von dem sie profitiren, während die Millionen und Millionen armer Leute in erbarmungswürdiger Abhängigkeit, in Noth und Elend verkümmern.

Noch läßt sich nicht absehen, ob die Hindernisse, welche dem Antheilsysteme und damit der Befreiung der Arbeiter aus dem Sklavenjoche von Angebot und Nachfrage entgegenstehen, in nächster Zukunft beseitigt werden. Der Wissenschaft muß es genügen, den richtigen Weg zu zeichnen und die Agitation in sichere Geleise zu drängen. Die Monopolherrschaft des Kapitals einerseits, der Socialismus andererseits bilden eine so eminente Gefahr für die Gesellschaft, daß es nicht genügt, gegen beide sich abwehrend zu verhalten; man muß vielmehr positiv thätig sein, um diese Monopolherrschaft zu brechen, wodurch die Gefahr des Socialismus von selbst beschworen wird. Den heutigen herrschenden Classen gegenüber gilt es, Schritt für Schritt ihnen Reformen abzuzwingen und von einer allmählichen, langsamen Entwicklung Besserung zu erwarten. Jede Ueberstürzung würde nur schaden, weil nur dasjenige, was in heißem Kampfe erstritten wurde, festgehalten werden kann. Was nützten die über Nacht proclamirten Grundrechte? Dagegen bildeten die langsam errungenen Rechte der Arbeit im Mittelalter die Bausteine zu jenem bewundernswerthen Arbeitsrechte der städtischen Innungen. Als Karl der Große in seinen Kapitularien die Verordnungen zur Regelung der Arbeitsverhältnisse der hörigen Handwerker auf den königlichen Besitzungen gab, konnte er die allmähliche Ausgestaltung dieser keimenhaften Verhältnisse in der späteren Entwicklung der Zünfte nicht ahnen. Aber er hatte den richtigen Weg erkannt und er legte den Grund der künftigen Organisation. So ist es auch jetzt die Aufgabe einer verständigen Socialpolitik, das Ziel vor Augen zu halten und Raum zu schaffen für künftige Gestaltungen.

Zwei Grundsätze sind es, welche vor Verirrungen schützen müssen: erstens das Festhalten am Privateigenthume, zweitens die verhältnißmäßige Theilnahme Aller an den Gütern der Natur. Ersterer Grundsatz bewahrt vor dem socialistischen Irrthume, letzterer vor der Gefahr des heidnischen Monopolgeistes. Der Socialismus sucht zum Wohlstande Aller zu gelangen durch Zwangsenteignung und speciell in der Frage der Fabrikarbeiterbevölkerung schwebt ihm die Form der Productivgenossenschaft als Muster vor. Für die Genossenschaft fehlen aber der heutigen Arbeiterbevölkerung die intellectuellen, wie sittlichen Vorbedingungen und diese lassen sich auch nicht durch die Schule erlernen. Die intellectuelle Befähigung setzt nicht bloß Wissen, sondern auch Erfahrung und Routine voraus; die sittliche

Befähigung muß ganzen Generationen anerzogen werden. Die Genossenschaftsform verlangt gegenseitige Opfer, Selbstbeherrschung, Entsagung: Tugenden, welche nur aus religiösen Motiven entspringen und in langer Uebung erworben werden müssen. Das System der Antheilschaft wird eine gute Schule für die Arbeiter sein, um sich für die Genossenschaftsform vorzubilden. Aber auch dann, wenn die Arbeiter hiezu reif sein werden, wird die Genossenschaft nur für einzelne Productionszweige sich eignen[1]. Die industrielle Production setzt nicht bloß intellectuelle Leitung, sondern auch sicheren Speculationsgeist voraus, dessen Berechnungen eine große Verantwortlichkeit in sich schließen. Rasche Entschlüsse zu fassen, die Last voller Verantwortlichkeit zu übernehmen, wird ein gewählter Director viel weniger geneigt sein, als der Eigenthümer, der einzelne Producent. Letzterer wird ferner sein Geschäft mit viel mehr Eifer und Umsicht, Kraft und Hingebung pflegen, als irgend ein Genossenschaftsdirector. Gerade vom wirthschaftlichen Standpuncte aus spricht die volle Entfaltung der Kraft und damit die höchste Fruchtbarkeit, wie sie viel mehr vom Eigenthümer, als einem bestellten Verwalter zu erwarten ist, für Erhaltung des Privateigenthums, ganz abgesehen von ethischen Motiven. Es ist nun einmal nicht möglich, daß an den beschränkten Gütern der Natur Alle gleichmäßig Theil nehmen. Der Versuch hiezu müßte den gegenseitigen Vernichtungskampf entfesseln, wie dieß auch die Erfahrung beweist. Dagegen ist die verhältnißmäßige Theilnahme Aller an den Gütern der Welt möglich, aber nur bei Aufrechterhaltung des rechtlichen Privateigenthums, durch das ethische Gemeineigenthum, wie die christliche Lehre es fordert.

Das römische Recht gab dem einzelnen Eigenthümer die Befugniß der vollen Ausbeutung des Nächsten und der Natur. Dieses exclusive individuelle Ausbeutungseigenthum wurde im Mittelalter mit Recht, im christ-

[1] Schon Fawcett, Manual of political economy S. 292 ff., constatirt, daß nach den bisherigen Erfahrungen die Productivgenossenschaften (cooperative societies) nur für Unternehmungen nicht speculativer Natur sich qualificirten. Auch Schäffle (S. 581) bemerkt, daß die Productivgenossenschaft gegen die Schwierigkeit einer sicheren Kapitaldisposition und der Aufrechterhaltung der Arbeitsordnung nur dadurch sich zu helfen wußte, daß sie Dictaturen aufstellte. Die Arbeiterführer nehmen auf einige Zeit absolute Gewalten an und, wo dieß geschehen, haben sich Genossenschaften vor Anarchie bewahrt. Indessen ist dieser Nothbehelf eines wirthschaftlichen Imperialismus sehr gewagter Natur. Die Tyrannis genossenschaftlicher Dictatoren kann in die crasseste Ausbeutung und Ausbeutelung der souveränen Arbeitergenossenschaften ausschlagen. Dieser Ausweg ist eine Lösung, welche den Teufel durch Beelzebub vertreiben will. Genossenschaftsdictatoren können noch schlimmer wirthschaften, als Directoren und Verwaltungsräthe gewisser Actiengesellschaften. Thatsache ist es ja, daß bei den Agitationen regelmäßig die schlechtesten Elemente die Oberhand behalten!

lichen Sinne ethischen Gemeineigenthums, wesentlich beschränkt. Der Beweglichkeit der Production der Neuzeit entsprach das germanische Sachenrecht nicht mehr, indem es sich den nöthigen individuellen Bedürfnissen zu wenig anpaßte. Anstatt aber das mittelalterliche Recht fortzubilden und dasselbe den jeweiligen wirthschaftlichen Anforderungen gemäß umzugestalten, griff man einfach auf das römische Recht zurück und opferte demselben die Rechte der Arbeit. Das Ausbeutungseigenthum des römischen Rechtes hat gegenüber dem mittelalterlichen Rechte eine vollständige Eigenthumsumwälzung mit sich gebracht und hat die Massen der „Enterbten“ geschaffen. Man muß wieder zum Begriffe des sittlichen Gemeineigenthums zurückgreifen, man muß die unsittliche Ausbeutung Anderer durch die Monopolkraft des Eigenthums zurückweisen, dann wird von selbst in den verschiedenen Productionszweigen ein der sittlichen Auffassung entsprechendes sociales Arbeitsrecht allmählich sich herausbilden, wie dieß im Mittelalter der Fall war. Gleichen Antheil werden nicht Alle haben können; die Gesellschaft gliedert sich vielmehr patriarchalisch und hierarchisch; es wird immer Stufen, Hoch und Niedrig, Reich und Arm geben. Aber Eines ist nicht nothwendig, daß es „Enterbte“ gibt, wie heute. Jeder kann und soll nach seiner Stellung und Arbeitsleistung Theilhaber sein, und dieses Ziel muß angestrebt werden und ist auch annähernd zu erreichen, wenn Jeder den sittlichen Anforderungen des Christenthums gemäß handelt und wenn dem christlichen Eigenthumsbegriffe Sitte und Recht entsprechen.

Man braucht von den „Errungenschaften“ nichts zu opfern. Erst wenn die von uns geforderten Reformen durchgeführt sein werden, kann von wirklich „freier Concurrenz“ die Rede sein, während heute diese Concurrenz ein Monopol des Kapitals ist. Die „Freiheit der Person“ wird sich erst bethätigen können, wenn sie in der Theilhaberschaft eine materielle Unterlage und einen Boden hat, während gegenwärtig diese Freiheit meistens nichts anderes bedeutet, als „frei“ sein von Productionsmitteln.

Während die Socialisten Zwangsenteignung und Zwangsarbeit als die Lösung der socialen Frage verkünden, weiß die liberale Oekonomie eigentlich gar nichts anzugeben, wie sie sich eine Besserung der Verhältnisse denke. Man verschanzt sich hinter angebliche Naturgesetze, welche bald Ueberproduction, bald Ueberpopulation veranlaßten, und wäscht sich mit Pilatus die Hände in Unschuld. Die Besseren unter diesen Oekonomisten empfehlen Vereine, nach Art der englischen Gewerkvereine, um durch Organisation und Schiedsgerichte den Lohn von dem ehernen Gesetze des Angebots und der Nachfrage mehr unabhängig zu machen und nach Billigkeitserwägungen bestimmen zu können. Andere, welche sich schon mehr den Socialisten nähern, erblicken eine Rettung in Productivgenossenschaften, wozu, nach Lassalle's Vorschlage, der Staat das Geld hergeben sollte.

Letzterer Vorschlag kommt in seinen Consequenzen wieder beim Communismus an; die Gewerkvereine aber mögen durch ihre Organisation, durch ihre Kassen und durch die Schiedsgerichte [1], immerhin sittlich erziehend und bessernd wirken und darum Lob und Unterstützung verdienen, eine allgemeine Verbesserung der Lage der Fabrikarbeiter dagegen ist von ihnen ebenso wenig zu hoffen, wie ein Ausgleich des Gegensatzes von Arbeit und Kapital. Einer der Lobredner des Schiedsamtes unter den Fabrikanten behauptete allerdings, daß auch letzteres der Fall sei und drückte dieß also aus: „Wir betrachten den, der uns seine Arbeit verkauft, gerade so höflich, wie den Verkäufer irgend einer anderen Waare, und fahren gut dabei." Letzteres ist wohl zu glauben. Die Aeußerung selbst deutet aber keine Besserung im Verhältnisse von Kapital und Arbeit an, sondern bezeichnet den Höhepunkt cynischer Rohheit; der Arbeiter ist dem Kapitale gegenüber nichts als eine Waare; er muß seine Arbeitskraft zu Markte tragen und froh sein, wenn er nur jener äußeren Höflichkeit begegnet, welche zwischen Verkäufer und Käufer im Allgemeinen herrscht. Diese Auffassung beherrscht vollständig die Vertreter der kapitalistischen Ausbeutung in Theorie und Praxis. Erst muß eine andere sittliche Auffassung in der modernen Gesellschaft herrschend werden, ehe an eine „Lösung der socialen Frage" gedacht werden kann. Nicht von äußeren Organisationen allein, sondern in erster Linie von innerer Bekehrung ist eine Besserung zu erhoffen. Die herrschende rohe Genußsucht und Ausbeutungskunst müssen der christlichen Lebensauffassung weichen oder die Rache der Enterbten wird sich in wilder Zerstörung kundgeben. Lassalle zeichnete die Lage ganz richtig, als er in edler Entrüstung seinen Berliner Anklägern und Richtern zurief [2]: „Von zwei Dingen Eines. Entweder lassen Sie uns Cyperwein trinken und schöne Mädchen küssen, also nur dem gewöhnlichen Genußegoismus huldigen — oder aber, wenn wir von Staat und Sittlichkeit sprechen wollen, so lassen Sie uns alle unsere Kräfte der Verbesserung des dunkeln Looses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechtes weihen, aus deren nachtbedeckten Fluthen wir Besitzende nur hervorragen, wie einzelne Pfeiler, gleichsam um zu zeigen, wie dunkel jene Fluth, wie tief ihr Abgrund sei."

---

[1] Die Versuche, durch Schiedsspruch (board) die Lohnstreitigkeiten zu regeln, gingen von den trades unions (Gewerkvereinen) aus und fanden in Mundella, Parlamentsmitglied, einen begeisterten Lobredner. Mit diesen englischen boards sind nicht zu verwechseln die französischen conseils de prudhommes, welche als Sühneämter für gewerbliche Streitigkeiten dienen, dagegen das allgemeine Verhältniß von Kapital und Arbeit und die Lohnregulirung von dem Bereiche ihrer Thätigkeit ausschließen. Diese französische Institution wurde vielfach auch nach Deutschland (Gewerbegerichte) verpflanzt.

[2] Vgl. „Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klasse" S. 58.

Mit der Verschlechterung der Sitten und der sittlichen Lebensauffassung verschlechterte sich auch die sociale und wirthschaftliche Lage der arbeitenden Klassen. Eine dauernde, steigende und stetige Besserung des traurigen Looses der Arbeiter im Großen und Ganzen ist nur möglich, wenn nicht mehr egoistische Ausbeutung des Nächsten und nicht mehr Gewinnsucht Mittel und Zweck der wirthschaftlichen Thätigkeit bilden, sondern wenn die Liebe zu Gott und die Sorge für die Gesammtheit der Menschen Thun und Treiben regeln und das Gepräge sittlichen Handelns verleihen.

Eines der Mittel, welches aus der heutigen Production von selbst sich ergibt, um die Lage der armen Klassen günstiger zu gestalten, ist das Versicherungswesen. Die heutige Production beruht auf dem Credit; die Kehrseite des Credits ist aber die Versicherung. Der Unternehmer bietet künftige, höhere Werthe gegen einen präsenten geringern Werth an und gibt damit die Möglichkeit, künftiges Vermögen sich zu sichern. Die Reichen machen von diesem Mittel den umfassendsten Gebrauch, indem sie mit ihrem gegenwärtigen Besitze sich künftige Renten kaufen. Auch für des Armen Sparpfennige soll die Möglichkeit geboten werden, in eine kleine, bescheidene Rente der Zukunft sich umwandeln zu können. Die Sparkassen, früher vollständig am Platze, entsprechen diesem Zwecke heute nicht mehr; sie sind für die heutigen Verhältnisse ebensowenig am Platze, wie die Pfandbriefinstitute für den landwirthschaftlichen Credit. Heute muß das Versicherungswesen die kleinen Sparpfennige des Armen zu einer künftigen Rente verdichten. Das ist ein Postulat der wirthschaftlichen Entwicklung, der Production vermittelst des Credits. Der Credit gibt die Möglichkeit, die allgemeine sociale Lage bedingt die Nothwendigkeit, das Versicherungswesen zu Gunsten der Armen zu regeln, an die Stelle der Sparkasse die Versicherungskasse zu setzen.

Im Mittelalter war die Existenz des Einzelnen und ganzer Familien innerhalb des Rahmens der Stände, Innungen und Zünfte vollständig gesichert. Der Polizeistaat setzte an die Stelle der frühern Organisation die Gemeinde. Letztere mußte ihre Armen erhalten, hatte aber dafür das Recht, durch das Veto die Fortpflanzung der Armen zu behindern. Dieses Veto konnte nun allerdings die Ehen, aber nicht die Geburten verhindern, schuf für die Armen Ausnahmezustände, entzog ihnen ein natürliches Recht, war Ursache sittlicher Verwilderung und wurde darum mit Recht beseitigt. Aber andererseits ist es doch auch ein himmelschreiendes Unrecht, eine Familie zu gründen, ohne sie erhalten zu können. Wie viel leibliches und geistiges Elend für Eltern und Kinder, wie viele Verbrechen und Selbstmorde entstammten dem Leichtsinne, daß Ehen geschlossen wurden, denen jede materielle Basis mangelte? Ein Mittel im großen Maßstabe, armen Familien für den Fall der Arbeitsunfähigkeit oder des Ablebens des Ernährers die Mög-

lichkeit einer bescheidenen Existenz zu bieten, bildet das Versicherungswesen. Der Staat verzichte auf die künstlichen Schranken, die Fortpflanzung zu hindern, überlasse die Stärkung des Gefühls der Verantwortlichkeit der sittlichen Einwirkung der Religion, stelle aber für die materielle Sicherung der armen Familien die Bedingung der Versicherung bei Abschluß der Ehe.

Zu diesem Behufe muß das Versicherungswesen staatlich organisirt werden, es darf nicht der Ausbeutung des Privatkapitals überlassen bleiben. Nur der Staat kann für die Sparpfennige des Armen die Gewähr absoluter Sicherheit bieten, welche keine private Gesellschaft zu leisten im Stande ist. Nur bei Centralisirung der Versicherung läßt sich gegen billigste Prämien die höchste Rente erzielen. Die Versicherungspflicht muß allgemein mit Zwang gegen alle Arbeiter durchgeführt werden, denn nur in diesem Falle läßt sich einerseits die Höhe der Prämien ziemlich genau calculiren, wird andererseits die Prämie selbst im Lohne erscheinen. Ohne Versicherungszwang würde der Leichtsinn derjenigen, welche der Versicherung sich entzögen, den Lohn drücken.

Gegen die staatliche Organisation des Versicherungswesens wendet man ein, daß dadurch die Staatsallmacht nur noch gesteigert würde. Hiergegen ist zu erinnern, daß es Pflicht aller derjenigen ist, welche die Freiheit lieben, die Staatsallmacht da zu bekämpfen, wo sie schädlich ist, auf geistigem Gebiete, in Kirche und Schule. Es ist verkehrt, wohlthätige Bestrebungen des Staates auf materiellem Gebiete deßhalb zu bekämpfen, weil der Staat auf geistigem Gebiete Uebergriffe sich zu Schulden kommen ließ. Man thue das Eine, man bekämpfe und beseitige die Staatsallmacht in Kirche und Schule, unterlasse aber das Andere nicht: die Sicherung des materiellen Interesses der armen, arbeitenden Klassen durch staatliche Einrichtungen. Man sagt weiter, der Staat solle den Genossenschaften und Vereinen die Aufgabe der Versicherung überlassen. Allein die Vereine und Genossenschaften schließen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der arbeitenden Bevölkerung in sich. So lange die gesellschaftlichen Organisationen mangeln, muß der Staat sie ersetzen. Andere weisen auf die riesigen Summen hin, welche solche allgemeine Versicherungsprojecte erfordern. Gewiß sind die Summen hoch, allein auch die Creditbedürfnisse steigern sich, wenn die Production einmal gegen die Ausbeutung des Privatkapitals mehr geschützt sein wird. Es kann für die Volkswirthschaft nur von Vortheil sein, wenn die Milliarden, welche jetzt in Staatsschulden und Actien angelegt sind, den Zwecken der Versicherung dienen. Der Credit wird dann nicht einigen wenigen Millionären riesige Gewinne vermitteln, sondern in der Versicherungsrente des kleinen Mannes möglichst Allen zu gute kommen. Credit und Versicherung müssen sich gegenseitig ergänzen. Heute wird der Credit von

der Börse beherrscht und der Creditgewinn fällt zumeist den Speculanten zu. Ist das Staatsschuldenwesen geordnet, sind die Actien beseitigt, ist die Börsenmacht gebrochen, ist statt dessen das Versicherungswesen rationell geregelt, dann werden Credit und Versicherung von selbst in eine feste Correlation treten und werden der Entwicklung der Production eine unerschütterliche Basis geben. Die Krisen werden beseitigt werden, weil die Ausdehnung des Credits immer dem gesteigerten Bedürfnisse nach Sicherung künftiger Renten begegnen und dadurch von selbst den Ausgleich veranlassen wird. Mit der Steigerung der Production durch den Credit wächst auch die Consumtionsfähigkeit der Massen durch die Versicherungsrenten. Ueberproduction und Krisen, Ueberpopulation und Nothstand sind die Folgen davon, daß die Vertheilung des Creditgewinnes durch Agiotage und Wucher und durch das Monopol des heutigen ausbeutenden Privatkapitals immer nur einigen Tausenden zufällt, wodurch die Consumtionsfähigkeit der Millionen armer Arbeiter, denen nur ein Hungerlohn zu Theil wird, sinkt. Production und Consumtion werden nur dann in ein richtiges Verhältniß treten, wenn dem gesteigerten Bedürfnisse nach Credit auch ein gesteigertes Bedürfniß nach Versicherung gegenüberstehen wird. Ueberproduction und Ueberpopulation, Krisen und Nothstand sind nicht eine Folge der kapitalistischen Production überhaupt, wie die Socialisten behaupten, sondern nur der *heutigen* kapitalistischen Production, welche auf egoistischer Ausbeutung, Agiotage und Wucher beruht und die Bereicherung einiger Weniger erstrebt. An Stelle dieses ausbeutenden heidnischen Monopolsystemes muß das christliche Princip treten, welches die sittliche Beherrschung der naturgesetzlichen Bedingungen des Wohlstandes im Interesse der verhältnißmäßigen Beglückung Aller fordert. Soll diese sittliche Beherrschung möglich sein, dann muß der Staat gegen die Beraubung, Uebervortheilung und gegen den unsittlichen Erwerb der heutigen Productionsweise Schranken errichten und den Arbeitern in anderweitiger Regelung die Möglichkeit einer gesicherten Existenz bieten. Die Versicherung, als die nothwendige Folge der auf Credit beruhenden Production, wird die Form der Zukunft sein, unter welcher den Armen die materielle Basis für Ernährung der Familie geboten wird. Credit und Versicherung müssen sich ebenso entsprechen und bedingen wie Production und Consumtion.

Unter diesem Gesichtspunkte, als Resultat der auf Credit basirten Production, als Postulat der geschichtlichen Entwicklung hat Schreiber dieser Zeilen schon der Versammlung der katholischen Vereine in München im September 1876, also zur Zeit, als in Berlin noch die Camphausen-Aera in Blüthe war, einen Antrag auf Zwangsversicherung der Arbeiter und auf staatliche Organisation des Versicherungswesens unterbreitet, selbstverständlich ohne jeglichen Erfolg. Man fürchtete allzusehr die Staatsall-

macht[1], als ob die Verwaltung eines Fonds, die Vereinnahmung und Verausgabung der Gelder eine besondere Macht verleihen würde. In Bayern und Oesterreich hat der Staat die Grundentlastung gesetzlich geregelt und staatlich geordnet. Der Staat vereinnahmt zugleich mit den Steuern die Ablösungsannuitäten der Pflichtigen und zahlt den Berechtigten die Renten. Noch Niemand hat sich darüber beschwert gefühlt, im Gegentheile wird diese staatliche Verwaltung als eine Wohlthat gefühlt. Aehnlich wäre es mit der Versicherungskasse; der Staat könnte in der Form der Steuer alljährlich den Beitrag erheben und den Berechtigten die Renten auszahlen. Die Kosten der Verwaltung könnten auf ein Minimum reducirt werden, die Erfahrung würde bald einen verläßlichen Maßstab bieten, um gegen kleinste Einzahlung eine Versicherungsrente auch für den Aermsten ermöglichen zu können. Der Hinweis auf die Millionen und Milliarden, welche zur Durchführung einer solchen Versicherung aufgebracht werden müßten, mag erwidert werden durch den Hinweis auf die Milliarden, welche alljährlich in der Ueberproduction verloren werden, welche gegenwärtig unproductiven Zwecken dienen (Militarismus u. s. w.), welche in Staatspapieren begraben sind, im Börsen- und Actienschwindel zu Grunde gehen oder in unsinnigem Luxus verpraßt und vergeudet werden. Was auf diese Weise heute der Arbeit entzogen wird, könnte bei einer anderweitigen Regelung gerade den Arbeitern in Form von Versicherungsrenten einen verhältnißmäßigen Wohlstand verbürgen. Steigt künftig die Consumtionsfähigkeit der arbeitenden Klassen und damit die Nachfrage nach Versicherungen, so wird auch die Production sich heben und mit ihr das Bedürfniß nach Crediten.

Es ist selbstverständlich, daß die Versicherungsprämie nicht der Staat zu zahlen hat, sondern der Arbeiter selbst. Bei der Theilhaberschaft, welche von uns als künftige Form der Organisation von Arbeit und Kapital gefordert wird, hat das keine Schwierigkeiten; heute freilich, wo die Arbeiter kaum das Nöthigste für die Fristung der Existenz im Lohne erringen können, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, von ihnen einen Versicherungsbeitrag zu erlangen. Aber auch für die Unternehmer und für die Gemeinden ist die Unterstützung in der Form der Versicherung am billigsten, für den Arbeiter am schonendsten. Unter den augenblicklichen Verhältnissen dürfte sich die

---

[1] Man verwechselt das Versicherungswesen mit der Armenpflege. Die Versicherung wendet sich gegen allgemeine Uebel und hiergegen muß mit den allgemeinen Mitteln der Gesammtheit angekämpft werden. Die Armenpflege hat es mit individuellen Leiden zu thun, und hier hat die Charitas einzugreifen und eine Pflege nach individuellen Gesichtspunkten angedeihen zu lassen. Das Versicherungswesen muß staatlich, die Armenpflege muß frei-persönlich und local (Gemeindesache) sein. Diejenigen, welche die staatliche Versicherung als ein „Stück Staatssocialismus" bezeichnen, können dieß nur thun aus Unklarheit auf Grund obiger Verwechselung.

Heranziehung des Gewinnes der Reichsbank für Versicherungszwecke der Arbeiter empfehlen. Die Hälfte des Reingewinnes der Reichsbank fällt den Actionären als Dividende zu (außer vier Procent Zinsen), die andere Hälfte wird vom Reiche vereinnahmt und diese käme hiermit in Betracht. Der Gewinn der Reichsbank resultirt ja aus Verlusten der Arbeit und unser Vorschlag enthält eine Art Restitution. Vielleicht wäre auch ein Appell an die hohen Actionäre am Platze, sich mit ihren vier Procent Zinsen zu begnügen und auf die Dividenden zu verzichten. Freilich bleibt solcher Appell immer ohne Echo. Die bevorrechteten Stände vor 1789 wollten freiwillig kein Tüpfelchen von ihren Rechten abgeben, schließlich gaben sie gezwungen in Einer Nacht Alles Preis.

Die heutige kapitalistische Production neigt ihrem Ende zu. Ein Sprichwort sagt, daß die Herrschaft mit denselben Mitteln behauptet werden muß, mit denen sie errungen wurde. Aber solch allgemeine Sätze enthalten meistens ebenso viel Irrthum, als Wahrheit. Das Umgekehrte ist ebenso richtig, daß nämlich die Herrschaft auf demselben Wege verloren geht, wie sie errungen wurde. Dieß trifft bei der gegenwärtig herrschenden kapitalistischen Production zu. Auf dem Wege der Ausbeutung errang das Kapital eine bisher unerreichte, schrankenlose Herrschaft; das Kapital wurde der allgemeine Besolder und so wurde Alles von ihm abhängig. Jede Souveränität mußte vor dem Kapital kapituliren, welches den einzelnen Staaten den Curs dictirte, das Leihegeschäft rücksichtslos beherrschte und in Banken und Börsen auch die gesammte Production in Abhängigkeit brachte. Das Kapital wucherte und wucherte und wurde zum Riesenschwamme, welcher alle Vermögen aufsaugte. Natur und Arbeit, die Früchte der Arbeit früherer Jahrhunderte und die Früchte der Arbeit von heute vereinigten sich in dem Strome des mobilen Kapitals. Aber die Kraft der Ausbeutung bildet zugleich die Achillesferse. Die heutige kapitalistische Production beutet nur aus, sie befruchtet nicht, sie wirthschaftet nur extensiv, nicht intensiv. Erschließen sich keine neuen Gebiete der Ausbeutung mehr, so saugen die großen Kapitalien die kleinen auf, bis zuletzt nur einige wenige Millionäre und Millionen von Proletariern vorhanden sind. Diesen Gang nimmt die heutige kapitalistische Production, schleudert immer größere Massen in's Proletariat hinab, bis zuletzt eine Erschöpfung eintritt, wie zu Ausgang des römischen Alterthums.

Eine neue, höhere Form der Production ist nothwendig. Arbeit und Kapital müssen sich vereinigen, und wie dieses Ziel in der landwirthschaftlichen, gewerblichen und industriellen Production zu erreichen sei, ist in vorstehenden Blättern erörtert. Es bedarf keiner radicalen Umwälzung, es bedarf keiner Expropriation und Confiscation von Eigenthum, es bedarf keiner Staatshilfe, durch welche Alle zu Sklaven des

Staates würden, es bedarf auch keiner weltstürmenden Action, sondern eine langsame, ruhige, stetige Entwicklung führt von selbst zum Ziele, sobald der Staat dem Kapitale die Möglichkeit der Ausbeutung und Auswucherung, des lucrativen Erwerbes und der Aneignung fremden Eigenthums benimmt.

Die Gesellschaft steht vor einem Scheidewege. Entweder geht die bisherige Ausbeutung ihren Gang, dann folgt allgemeine Erschöpfung, Verarmung und Entsittlichung; oder das Kapital dient der Arbeit zur Befruchtung, dann eröffnet sich eine neue Aera großen Fortschritts und allgemeinen Wohlstandes. Im Mittelalter herrschte bis zu den Kreuzzügen das feudalistische Ausbeutungssystem, und allgemeine Verarmung, Krankheiten, fortgesetzte Fehden und Kriege, Demoralisation waren die Folge. Seit den Kreuzzügen erfolgte die Belehnung mit Grund und Boden nach festen Normen, die Arbeit organisirte sich in Zünften und Innungen und das Resultat war der ungeahnte öconomische Aufschwung in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Es war eine religiöse Bewegung, die geistige und sittliche Erhebung, welche der wirthschaftlichen Besserung vorausging. Auch heute muß die Gesellschaft sich religiös erneuern, sie muß zu den Grundsätzen des Christenthums über Arbeit und Erwerb zurückkehren und dann erst kann ein neuer wirthschaftlicher Aufbau, eine neue sociale Organisation erfolgen. Die Seele bildet sich den Körper, die sittliche Kraft erzeugt die sociale Organisationsform. Eine Gesellschaft, die nur nach Profit strebt, die den Egoismus als einzige Triebfeder, Geldgewinn als einziges Ziel kennt, verfällt der Ausbeutung der Stärkern, welche nur dem Triebe der infamsten, schmutzigsten und gehässigsten Leidenschaften folgen und gegen die Opfer der Ausbeutung den schonungslosesten Vandalismus verüben. Eine Gesellschaft dagegen, welche aus Liebe zu Gott und für die Gesammtheit thätig ist, wird sich eine Organisation schaffen, welche Allen verhältnißmäßigen Antheil an den Gütern der Natur gewährt, welche den Schwachen und Armen schützt und Alle in einer familienhaften Verbindung vereinigt.

Mit bloßer Unterstützung der Arbeitslosen und mit Errichtung von Arbeitshäusern, mit Schutzzöllen und neuen Steuersystemen ist nichts gethan. Die Gesellschaft muß sich in der Wahrheit des Christenthums erneuern, muß die sittlichen Anschauungen nach den Lehren des Weltheilandes verbessern und muß darnach im practischen Leben bei Arbeit und Erwerb, bei Verwaltung und Gebrauch des Besitzes handeln. Die Gesellschaft muß sich aus dem Schmutze des Egoismus zur Höhe der christlichen Liebe erheben, und nach diesem Gesichtspunkte muß die gesammte Bildung und Erziehung geregelt werden. Bisher diente die gesammte öffentliche Erziehung, das Unterrichtswesen, alle Bildungsanstalten den entgegengesetzten Tendenzen, und

darum ist es nicht zu verwundern, daß eine allgemeine Verschlechterung in den sittlichen Anschauungen und eine Abschwächung des Gewissens eintrat, so daß die Ausbeutung des Nächsten gar nicht mehr als unsittlich gefühlt wurde. Es gelang, den lucrativen Erwerb auf gleiche Stufe mit dem ehrlichen productiven Erwerbe zu stellen; es gelang, den Profit aus der Agiotage, aus Ausbeutung und Wucher mit der gleichen Flagge zu decken, wie den redlichen Besitz — mit der Heiligkeit des Eigenthums. Von da ab war die Gesellschaft in ihren sittlichen Fundamenten angegriffen und die Reaction gegen den unsittlichen Erwerb und gegen das unsittliche Eigenthum mußte erwachen. Der unreelle Erwerb verstand es, alle Besitzenden gegen die Ausgebeuteten und „Enterbten" aufzuhetzen; umgekehrt gelang es, die Ausgebeuteten gegen jegliches Eigenthum zu verhetzen. In dieser Verquickung und Verwechslung liegt die eminente Gefahr der socialen Bewegung. Der redliche Besitz und die ehrliche Arbeit haben ein gemeinsames Interesse anzukämpfen gegen den unsittlichen Erwerb aus Ausbeutung, Wucher und Agiotage. Das sittlich erworbene Eigenthum darf nicht dulden, daß der lucrative Erwerb, an dem die Thränen der Ausgebeuteten, der Fluch der Enterbten klebt, mit der Heiligkeit des Eigenthums sich decke. Die ehrliche Arbeit und der redliche Besitz mögen sich die Hand reichen, die wirthschaftlichen Zustände zu beseitigen, welche den unsittlichen Erwerb und das unsittliche Eigenthum ermöglichen, dann ist die sociale Gefahr der Gegenwart alsbald beschworen. Eine Lösung der socialen Frage auf anderm Wege gibt es nicht.

Sittliche Hebung durch Schule und Erziehung im Geiste der christlichen Lehre und Verbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse durch staatliche Organisation müssen Hand in Hand gehen, um die so unendlich traurige Lage der großen Mehrheit der Bevölkerung günstiger zu gestalten. Man täuscht sich, wenn man letzteres Ziel durch staatliche Maßnahmen allein erreichen zu können glaubt. Das Erste und Nothwendigste ist die sittliche Erneuerung der Gesellschaft im Geiste Christi, des Welterlösers; die materielle Situation wird dann alsbald von selbst sich bessern, wenn nur der Staat die unsittliche Ausbeutung zu beseitigen und dafür die Vereinigung von Arbeit und Kapital zu fördern sucht.

Das Zeugniß der Jahrhunderte belehrt die Gesellschaft, daß sie nicht fortschreiten kann, wenn die socialen Einrichtungen der Gerechtigkeit entbehren. Die heutige kapitalistische Ausbeutung verletzt diese Gerechtigkeit, indem sie die Schwachen auswuchert, die Arbeiter mit einem Hungerlohn abfindet und neun Zehnteln der Gesellschaft den gebührenden Arbeitsertrag verweigert. Die erstaunlichen Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit haben weder die Löhne erhöht, noch das Elend vermindert, sie haben vielmehr die Wenigen noch reicher, die Vielen noch hilfloser gemacht. Der

Segen des materiellen Fortschritts hat sich wegen der fortgesetzten himmelschreienden Sünde vorenthaltenen Liedlohns in Fluch verwandelt. Dieß ist es, was menschliche Wesen in ungesunden Kellern und schmutzigen Miethskasernen zusammendrängt[1], was die Gefängnisse und Bordelle füllt, was die Einen mit Mangel quält, die Andern vor Habsucht verzehrt, was die Frauen ihrer Weiblichkeit beraubt und den Kindern die Freude und die Unschuld des Morgens ihres Lebens verkümmert. Ist es gerecht, daß die Gaben des Schöpfers ungestraft von den Stärkern im Concurrenzkampfe allein in Beschlag genommen werden? Ist es so gering anzuschlagen, daß die Arbeit ihres Verdienstes beraubt werden darf, während die Habsucht sich in Luxus wälzt, daß die Vielen Mangel leiden, während die Wenigen übersättigt sind? Eine Gesellschaft, welche in solcher Weise die Gerechtigkeit verletzt, fordert die Strafe heraus. Die Ruinen vergangener Reiche bezeugen es und die Stimme in jedes Menschen Brust spricht es aus, daß es nicht so sein kann und darf. Können die Dinge so fortgehen, wie bisher? Können wir vielleicht noch sagen: „Nach uns die Sündfluth"? Selbst dieses nicht mehr! Schon erzittern die Pfeiler der Staaten und die Grundlagen der Gesellschaft fangen an zu erbeben! Der Kampf naht überall, da und dort hat er schon begonnen[2].

Noch kann eine Wendung zum Bessern eintreten, wenn die Gesellschaft zu den strengen Anforderungen christlicher Gerechtigkeit zurückkehrt, wenn redliche Arbeit und ehrlicher Besitz sich verbinden, Ausbeutung und Wucher zu beseitigen, den lucrativen Erwerb zu verhindern und das Recht des Erwerbes und Besitzes wieder in Einklang mit dem christlichen Sittengesetze zu bringen. Möge vorliegende Arbeit dazu beitragen, dieses Bewußtsein in die weitesten Kreise zu tragen und auf jenen Höhen, wo das Volk die Initiative erwartet, die Ueberzeugung zu vermitteln, daß es Zeit ist, zu handeln!

Das sociale Gebäude muß sich auf dem Fundamente der christlichen Gerechtigkeit aufbauen. Aber die Gerechtigkeit allein genügt nicht. Wenn auch Jedem das Seine zukömmt, so wird doch bei der Beschränktheit der Naturgüter Jeder ringen müssen um sein tägliches Brod. Die Träume, als ob bei socialistischer Organisation, bei dieser oder jener Reform paradiesische Zustände zu erwarten wären, sind eben nur Träume. Die Menschheit ist verurtheilt, im Schweiße des Angesichts der Natur die Gaben abzuringen. Die große Mehrzahl der Menschen wird immer zum armen Leben, zu Mühsal und Entbehrungen verpflichtet sein, auch wenn Ausbeutung und

[1] In keiner Form zeigt sich die kapitalistische Ausbeutung grausamer und abstoßender, als in der Frage der Wohnungsnoth. Hier versteht man es, dem Armen seine letzte Habseligkeit zu entreißen. Vgl. Emil Sax, Die Wohnungsnoth. Wien 1869.

[2] Vgl. *Henry George* l. c. liv. 10, chapt. 5.

Wucher beseitigt sein werden. Nur gegen das Elend, diese geistige und leibliche Noth, schützt das Christenthum; die Armuth dagegen wird niemals aus der Gesellschaft verschwinden: „Immer werdet ihr Arme unter euch haben."

Vielgestaltig, wie das wechselvolle Leben, ist das Unglück. Damit der Arme, wenn ihn Unglück trifft, wenn Leiden über ihn hereinstürmen, nicht in's Elend herabsinke, damit er nicht zum Proletarier werde, muß die Gerechtigkeit eine Ergänzung finden in der Liebe. Es genügt nicht, daß der Besitz ehrlich und redlich erworben sei, der Reiche ist mit seinem Besitze auch der Gesammtheit verpflichtet, er darf sein Eigenthum nicht in Luxus vergeuden oder in Geiz vergraben, sondern muß es für die Gesammtheit fruchtbar machen. Grenzt die Gerechtigkeit den Kreis der individuellen Befugnisse ab, sichert sie die Freiheit des Individuums, der Persönlichkeit, so entspricht die Liebe dem Gesetze der Solidarität und der Einheit des Menschengeschlechts und regelt die Beziehungen des Individuums zur Gesammtheit. Man kann diese Solidarität theoretisch leugnen und practisch verleugnen, man kann die Liebe für überflüssig und die Gerechtigkeit als allein hinreichend erklären, wie dieß in der Gegenwart so häufig geschieht, aber dann rächt sich das verletzte Gesetz der Solidarität und was die Liebe nicht frei geben will, ertrotzt sich mit Gewalt der communistische und socialistische Zwang.

Das Gesetz der Solidarität zeigt sich auf allen Gebieten. Die geistigen Errungenschaften bleiben niemals das Eigenthum Einer Persönlichkeit. Was der Eine Gutes thut, ist nicht bloß sein persönliches Verdienst, es theilt sich in seinen guten Wirkungen auch der Gesammtheit mit. Das Böse, das Jemand verübt, beschränkt sich nicht auf das einzelne Individuum, sondern äußert sich in seinen verderblichen Folgen für die Gesammtheit durch die Macht des Aergernisses. Ja die Solidarität beschränkt sich nicht bloß auf die Mitlebenden, sondern umfaßt auch Vergangenheit und Zukunft. Wir zehren von den Opfern der Vergangenheit und sind verpflichtet, einen sittlichen Schatz der Zukunft zu übermitteln. Wir leiden unter den Sünden der Vergangenheit[1], wie andererseits unsere Fehler und Sünden von den Generationen der Zukunft mitgetragen werden müssen. Nimmermehr kann sich der Einzelne aus den Banden der Solidarität losschälen, immer und überall findet er sich als Glied einer Einheit, von der er Impulse empfängt, welcher er selbst angehört und welcher er mittheilt, sei es in gutem, sei es in bösem Sinne. Man muß förmlich die Augen schließen und sein eigenes Dasein negiren, wenn man die Einheit des Menschengeschlechtes leugnen will. Diese Einheit des Menschengeschlechtes, die Vereinigung und

[1] Le mort saisit le vif, sagt der Franzose. Der Todte würgt den Lebenden!

Solidarität im Guten und im Bösen, die Freude an den Erfolgen der Einen, die Fürbitte für die Schwächen der Andern drückt die Kirche in den beiden Festen Allerheiligen und Allerseelen aus. Das stumme Grab ist der beredteste Zeuge für die Solidarität des Menschengeschlechtes.

Die Solidarität, die Verpflichtung und unzertrennliche Verbindung des Einzelnen mit der Gesammtheit, gilt nicht bloß für das sittliche Leben, sondern auch für die materiellen Beziehungen. Die Erde und ihre Güter gehören dem Menschengeschlechte als Gesammtheit. Die Vertheilung dieser Güter in der Form des Eigenthums entzieht den Besitz des Einzelnen dem Belieben der Andern, hebt aber vor Gott die Verpflichtung für die Gesammtheit nicht auf. Wenn Jemand in Verschwendung oder Geiz seinen Besitz der Befruchtung im Dienste der Gesammtheit entzieht, so hat allerdings der Nächste nicht das Recht, ihn darob zur Verantwortung zu ziehen, aber Gott, welcher das Gericht sich vorbehalten hat, wird ihn darob zur Rechenschaft fordern. Was der Besitzer einem der Brüder gethan oder nicht gethan hat, wird Gott als selbst empfangen oder zugefügt belohnen oder bestrafen. Aber schon in dieser Welt rächt sich die Vernachlässigung der Pflichten der Solidarität. Sobald die Reichen auf die Werke der Liebe vergessen, entsteht in den Herzen der Armen der Haß, welcher sich gegen jeglichen Besitz wendet und die socialen Krisen hervorruft.

Der Reiche und Besitzende ist für die Gesammtheit verpflichtet, der Arme und Schwache ist auf die Liebe und Hilfe der Andern angewiesen. Kein Wesen tritt so hilflos und liebebedürftig in die Welt, wie der Mensch. Thränen sind das erste Brod des Kindes. Und bis der Mensch in's Grab gebettet ist, bedarf er immer der Hilfe und der aufopfernden Liebe. Es gibt nichts Widersinnigeres und Geschmackloseres, als das fortwährende Gerede der modernen Nationalökonomen, daß Jeder sich selbst helfen und sich selbst genügen müsse. Als ob es nicht zahllose und ganz unvermeidliche Fälle gäbe, wo die Kraft des Individuums erlahmt, wo nur die Hilfe und Liebe des Nächsten retten kann! In diesen Fällen muß die Liebe zur Armenpflege werden.

Die Armenpflege muß individuell-persönlich sein. Es genügt nicht, daß der Reiche dem Armen von seinem Eigenthum mittheile, er muß ihm auch seine persönliche Theilnahme schenken. Das Geld, welches dem Bettler vornehm in den Hut geworfen wird, ist kein Almosen im christlichen Sinne. Das Almosen setzt, wie schon der Name sagt, persönliche Theilnahme voraus. Der Arme braucht Geld und Brod, aber er braucht noch mehr, er braucht eine menschliche Stimme, die mit ihm spricht; ein wohlthätiges Herz, das ihn liebt; ein Auge, das für seine Leiden empfindlich ist; er bedarf Jemanden, der zu ihm kommt und ihm zeigt, daß er auf der Welt nicht verlassen ist. Welchen Balsam gießen solche Besuche in die leidenden, durch

Elend nur zu oft gereizten und erbitterten Herzen aus! Die Erscheinung der Reichen in den elenden Wohnungen der Armen versöhnt diese wieder mit der Gesellschaft, gegen welche das Herz mit Haß und Widerwillen erfüllt war.

Bei den Vincentiusvereinen bildet bereits der Besuch der Armen im Hause den Mittelpunkt der Armenpflege. Die Mitglieder gehen persönlich in die Kammern der Armuth und begnügen sich nicht, von ferne und vornehm einiges Geld zu schicken. Sie gehen dahin mit dem Almosen in der Hand, aber, was noch einen höheren Werth hat, die Liebe im Herzen und das Trostwort auf den Lippen. Sie theilen an die Armen die Anweisungsscheine auf Fleisch, Brod, Holz, Arzneien aus. Sie beschränken sich nicht auf diese materielle Unterstützung. Sie wissen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sie bringen daher den Armen mit ihrem Worte und ihrem Herzen die Tröstung Gottes. Sie trösten und ermuthigen sie zugleich; sie sprechen mit ihnen vom Herrn, von ihrer Seele, vom Himmel, flößen ihnen Ergebung, Geduld ein und lassen sie an einer rührenden Erfahrung schauen und fühlen, daß nicht alle Reichen hartherzig oder gegen die Noth der Armen gleichgiltig sind [1].

Der Besuch im Hause der Armen ist nicht bloß nothwendig, um im Herzen der Armen Zutrauen und Lebensmuth, Geduld und Ergebung zu erwecken und die sittliche Kraft der Erhebung zu stärken, sondern auch um über Verwendung der Unterstützung zu wachen und im Haushalte des Armen selbst Anknüpfungspunkte zu finden, durch welche er dem Elende wieder entrinnen kann. Gar häufig bieten die Armen nicht bloß sittliche, sondern auch wirthschaftliche Handhaben und Hebel, von denen man ohne persönlichen Besuch gar keine Ahnung hat. Ebenso häufig findet man aber auch, daß die gewährte Unterstützung verkauft und das Geld im Schnapsladen verbraucht wird. Nur der persönliche Besuch kann solche Entdeckungen machen und Heilmittel hiergegen finden. Ueberhaupt ist bei der Armenpflege die Pflege, die sittliche Theilnahme und die materielle Erhebung zu neuer Selbstbethätigung die Hauptsache, nicht die Unterstützung mit Geld. „Wenn der Arme Geld kriegt, geht er um Mitternacht mit dem Sonnenschirm aus", sagt schon ein altes indisches Sprichwort. Das moderne Armenwesen aber hat die natürliche Ordnung der Dinge verkehrt, hat die Nebensache, die Unterstützung, allein berücksichtigt und die Hauptsache, die materielle und sittliche Erhebung ganz aus den Augen gelassen.

Die persönliche Annäherung an die Armen liegt nicht bloß im Interesse

---

[1] Vgl. *Dupanloup* l. c. p. 154 ss. — Charity to the soul is the soul of charity — Seelenpflege ist die Seele der Armenpflege, sagte die bekannte Elisabeth Fry, welche in England so viele Wohlthätigkeitsanstalten in's Leben rief.

der letzteren, sondern noch mehr im eigensten Interesse der Reichen selbst. Der Besuch in den Hütten der Armuth und an den Stätten des Elends wird alle edleren Gefühle im Herzen wachrufen, wird die Thatkraft auf ein hohes Ziel lenken, wird den eigenen Schmerz im Herzen stillen, wird die Langweile und den Lebensüberdruß verscheuchen, wird Gemeinsinn und Opferthätigkeit erwecken und das Mittel zu eigener sittlicher Erhebung bilden. Der Lebensüberdruß, der Weltschmerz, die Selbstmordmanie unter den wohlhabenden Klassen der Gegenwart ist wesentlich darauf zurückzuführen, daß die Reichen so selten fremdes Elend schauen und darum das eigene Loos als das unerträglichste empfinden. Der Reiche glaube ja nicht, daß er, wenn er die Stätten der Noth aufsucht, bloß der Mittheilende sei. Er wird mehr empfangen, als er mittheilt. Er wird sich erheben an der Geduld und der Ergebung, an der Zufriedenheit und dem Gottvertrauen des Armen. Und ist es dem Reichen geglückt, statt der Thränen der Verzweiflung Perlen der Dankbarkeit in den Augen der Armen hervorzurufen, das Elend zu mildern und dem Nächsten sittlich und materiell aus der Verkommenheit herauszuhelfen, dann wird das Glück des Nächsten sein eigenes höchstes Glück bilden, in seinem Herzen wird ein Gefühl der Freude und der Beseligung sich geltend machen, wie kein sinnliches Vergnügen es hervorbringen kann. Das Glück der Gabe um Gottes Willen, die Beseligung, welche das Almosen im christlichen Sinne gewährt, werden dem Reichen nicht bloß die höchste Freude vermitteln, sie werden ihn sittlich erheben und ihm das Leben und Wirken von einer viel schöneren Seite zeigen, als damals, wo er von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß eilte. Die tödtliche Langweile, das Gefühl innerer Nichtigkeit, das Bewußtsein eines zwecklosen Daseins und in Folge dessen die Selbstmordgedanken werden verschwinden. Hat der Reiche Noth und Elend vielfach geschaut, hat er selbst mitangesehen, wie der Nächste aus einer verzweifelten Lage im Vertrauen auf Gott und mit Hilfe edler Menschen sich wieder in glückliche Verhältnisse emporrang, dann wird er Kraft und Selbstüberwindung genug finden, das Unglück, das ihn selbst trifft, standhaft und würdevoll zu ertragen. Wie tief steht hier der Reiche meistens unter dem Armen! Wie selten vermag der Reiche dem Unglücke die Stirne zu bieten! Sofort verläßt ihn das Gottvertrauen und die eigene sittliche Kraft schwindet; ist nicht gleich Hilfe bei der Hand, so kennt der Reiche meistens kein anderes Mittel mehr, als nach Gift, Dolch und Revolver zu greifen oder in den Wellen den Tod zu suchen.

Der Reiche muß für den Armen Opfer bringen. Er muß ihm mittheilen von seinem Vermögen. Das ist nicht genug, er muß ihm Theilnahme und Liebe beweisen, das Opfer des Besitzenden muß nicht bloß materiell sein, der Reiche muß das viel schwerere Opfer bringen, sich per-

sönlich herabzulassen und herabzusteigen, um den Armen aus geistigem und leiblichem Elende emporzuziehen. Der Reiche muß das, was er dem Armen spenden will, sich selbst versagen, er muß ein Opfer bringen, indem er auf einen Genuß verzichtet und das dadurch Ersparte dem Armen bietet. Nur die Gabe, welche mit Fasten, im weiteren Sinne des Wortes, mit Entsagung auf eigenen Genuß verbunden ist, bildet das Almosen im christlichen Sinne [1]. Nur dieser Gabe wird der volle Segen innerer Freude und Beseligung, nur diesem Almosen wird tausendfältige Belohnung im Diesseits und Jenseits zu Theil. Die Gegenwart hat die Idee des christlichen Almosens so sehr vergessen und verkannt, daß sie die Wohlthätigkeit mit dem Vergnügen und dem Genusse in Verbindung brachte und Armenconzerte, Armenbälle u. s. w. veranstaltete, wo der Reiche nur wieder sich selbst und sein eigenes Vergnügen sucht und daneben eine Kleinigkeit für den Armen hinwirft. Auf derselben Stufe steht die Wohlthätigkeit, welche in der Oeffentlichkeit sich ausposaunen läßt, sie ist sittlich werthlos: „sie haben ihren Lohn schon empfangen.“ Diese Wohlthätigkeit wirkt aber auch social zerstörend und aufreizend. Wenn der Proletarier vor den prunkvollen Ballsälen vorüberwandelt, so wird nicht das Gefühl der Dankbarkeit für die etlichen Groschen, die er zu empfangen hat, ihn beseelen, sondern die Bitterkeit des Herzens wird zu glühendem Hasse sich steigern. Er wird so recht als „Enterbter“ sich fühlen.

Schäffle [2] bezeichnet die „heutige Wohlthätigkeit mit Recht als einen Communismus der entsittlichendsten, planlosesten, ungerechtesten und schändlichsten Art“. Der Staat gewährt ein Recht der Unterstützung und treibt die Armenbeiträge zwangsweise als Steuer ein. Er stellt sich zwischen Reich und Arm, nimmt dort und gibt hier, er zerstört die persönlichen Beziehungen, erregt den Unwillen der Einen, reizt die Begierlichkeit der Anderen. Durch die Aussicht auf das staatliche Zwangsalmosen wird der Lohn gedrückt und die Noth verallgemeinert. „Wer hunderttausend Armen zehn Procent des nothwendigen Lohnes durch Almosen ersetzt, drückt vielleicht den Lohn einer Million um 20 Procent. Diese Art von Wohlthätigkeit wirkt sittlich und ökonomisch verpestend und erzeugt den kriminellen Krankheitsstoff der Gesell-

[1] Nach der constanten Lehre und Praxis der Kirche sind Fasten und Almosengeben zwei sich ergänzende Tugenden. — Böhmers Grundsatz war: „Almosen bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbst unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbst entzogen hat.“ Gaben mit Verzeichnissen in Zeitungen, Ausschreiben von Bällen und Concerten u. s. w. galten ihm als Zeichen moderner Selbstsucht und Verlogenheit. „Dieses verwünschte moderne Wesen, welches sogar die Wohlthätigkeit zur Carricatur macht, frißt — so sagte er — an den Herzwurzeln unseres Volkes.“ Böhmer hielt mit Tauler nur jenes Almosen für segensreich, von welchem außer Gott Niemand etwas wisse.

[2] S. 700.

schaft." Die Zwangsarmenpflege sollte den Bettel beseitigen, hat ihn aber erst recht großgezogen und unausrottbar gemacht, indem sie nur diejenigen berücksichtigt, welche sich selbst melden. Und das sind meistens die allerschlimmsten Elemente. Die anderen fallen der Privatwohlthätigkeit anheim, welche ohne Organisation ist und deßhalb oft mehr schadet als nützt. Es wird auf diese Weise ein Bettel- und Gaunervolk herangezogen, welches ohne Arbeit seinen Unterhalt zu gewinnen weiß und den wirklich Bedürftigen die Gaben edler Barmherzigkeit wegnimmt. Auf dem Gebiete der Armenpflege darf es keine Concurrenz zwischen officieller und Privatwohlthätigkeit geben, sonst ist der Bettel unausrottbar.

Es mag zugegeben werden, daß die officielle Zwangsarmenpflege nothwendig wurde, als die Liebe in den Herzen erkaltete. Allein jede Reform unserer gesellschaftlichen Zustände muß damit beginnen, die Zwangsarmenpflege durch das System persönlich-individueller Armenpflege zu ersetzen und den Gegensatz zwischen Reich und Arm auszufüllen durch gegenseitige persönliche Annäherung; sie müssen sich näher treten und in gegenseitiger Einwirkung sich sittlich heben. Die heutige Gleichgiltigkeit und Lieblosigkeit der Reichen ruft auf der anderen Seite Abneigung und Haß hervor, die Kluft erweitert sich immer mehr. Wollen die Reichen nicht freiwillig durch Liebe und Theilnahme diese Kluft überbrücken, so wird die Rache[1] nicht ausbleiben, jene Rache entfesselter Wuth, welche einer Furie gleich einherjagt und Alles der Vernichtung und Zerstörung preisgibt. Die Revolution, von welcher Lassalle sagte, daß sie einherschreiten werde „mit wild wehendem Lockenhaare, erzene Sandalen an den Sohlen", bedroht Eigenthum und Leben derjenigen, welche es heute verschmähen, dem Armen, Elenden und Verlassenen hilfreiche Hand und ein offenes Herz entgegenzubringen.

Die Barmherzigkeit darf nicht planlos austheilen, sie muß organisirt sein und muß sich an eine bestehende Einrichtung anschließen. Die Armenpflege, welche auf persönlichem Besuch beruht, persönlich-individuell ist, kann selbstverständlich nur local sein. Das richtige Organ ist die Gemeinde, beziehungsweise die kirchliche Gemeinde. Nur diejenigen, welche um Gottes willen geben, nur diejenigen, welche im Armen und Elenden eine durch Christus erlöste Seele, ein Mitglied der christlichen Familiengemeinschaft erblicken, werden die Kraft besitzen, jene Opfer zu bringen, die eine wirkliche Armenpflege erheischt; nur sie werden in die Hütten der Armuth eindringen, die Ursachen des Elends erforschen und die entsprechenden Heilmittel anwenden. In den Vincentiusvereinen ist ein vielversprechender

[1] „In einem Sturme," sagte Chalmers, „wird sich nicht bloß die Wildheit einer irregeleiteten, sondern auch die Rache einer vernachlässigten Volksmasse offenbaren, und die höheren Klassen werden da den vollsten Antheil an der Verantwortlichkeit für alle Gewaltthätigkeiten und Greuel haben."

Anfang bereits gemacht. Aber die Zahl der Mitglieder ist gegenüber dem Bedürfnisse viel zu klein. Es muß das Bestreben sein, womöglich alle oder die meisten Mitglieder der kirchlichen Gemeinde zu gewinnen. Dadurch würde der christliche Geist mächtig erstarken, würde Gemeinsinn und Opfergeist wieder lebendig werden.

Freilich wäre es vermessen, von dem heutigen Geschlechte, welches gänzlich in Selbstsucht versunken ist, eine derartige Opferfähigkeit zu erwarten. Wohl gibt es noch edle Seelen, welche tiefes Erbarmen empfinden über all' das herrschende Elend, welche immer offene Hand und offenes Herz haben, um zu helfen. Aber die große Mehrzahl kann beim Anblick dieser edlen Schaar nur in jenen Ruf einstimmen, welchen ein Mann von Herz bei der Kunde von dem Unglücke von Castelfidardo ausgestoßen hat: „Ihre kleine Zahl ehret sie, aber uns klagt sie an.“[1] Todesschatten lagern sich über die in Selbstsucht und Genußsucht versunkene Gesellschaft, und wohl keiner von den Lebenden wird mehr eine bessere Zukunft schauen. Das kann indeß nicht hindern, die kranke Gesellschaft auf die einzigen Heilmittel hinzuweisen, um so mehr, wenn von Seite der herrschenden Parteien die bedenklichsten Fehlgriffe gemacht werden. Hiezu zählt in erster Linie der Versuch, das Armenwesen von der Gemeinde zu trennen und zur Staatssache zu machen. War schon die Verstaatlichung des Schulwesens ein großer Fehler, welcher gesühnt werden muß, so würde die Uebertragung des Armenwesens auf den Staat ein in den socialen Wirkungen unabsehbarer Mißgriff sein. Aber ganz abgesehen von den socialen Folgen, schon in finanzieller Beziehung würde der Staat sich eine Last aufbürden, unter welcher er erliegen müßte. Der Staat hat die allgemeinen Ursachen der Verarmung zu beseitigen, er hat Institutionen in's Leben zu rufen, welche den Zwecken der Allgemeinheit dienen und nur mit den Mitteln der Allgemeinheit am besten zu erreichen sind (Versicherungswesen z. B.); aber die Armenpflege kann nur local und persönlich-individuell sein[2]. Deßhalb ist es auch ein großer Fehler, die Armen nicht da zu verpflegen, wo sie in Arbeit stehen, sondern sie ihrer „Heimathgemeinde“ aufzuhalsen. Der Unterstützungswohnsitz hat da zu sein, wo der Arme jeweilig in Arbeit ist. Dort kommt sein Verdienst unter die Leute, dort ist auch sein naturgemäßer Unterstützungswohnsitz. Der Einwand, daß dadurch einzelnen Arbeitercentren eine allzugroße Last aufgebürdet würde, wiegt nicht sehr schwer. Wo viele Arbeiter sind, sind auch viele Hilfsmittel, große Kapitalien und reiche Leute, so daß die Gegensätze sich ausgleichen können. Sollten aber thatsächlich einzelne Städte und

---

[1] Dupanloup S. XVI.

[2] Bezüglich des Weiteren vgl. „Die Geschichte der kirchlichen Armenpflege“ S. 387 ff.

Industrieorte überbürdet sein, so ließe sich dieser Uebelstand viel leichter beheben durch Beiträge zu dauernden Institutionen (Kranken- und Waisenhäusern), als durch die Zurückweisung der Armen an die Gemeinden des Unterstützungswohnsitzes. Die Kosten, welche diesen Gemeinden regelmäßig anwachsen, betragen meistens das Zehnfache von dem Aufwande, welcher der Aufenthaltsgemeinde von Aerzten und Apothekern u. s. w. in Anrechnung gebracht worden wäre.

Staat und Kirche müssen sich erst wieder besinnen auf ihre Rechte und Pflichten. Der Staat hat die Kirche verneint und will Alles allein reglementiren. Mit äußeren Mitteln läßt sich aber gerade auf dem Gebiete der Armenpflege nicht erfolgreich helfen. Hier kann nur die Liebe dienen und das Bewußtsein der Pflicht erretten. Bereite denn der Staat, wie jeder leiblichen, geistigen und sittlichen Kraft, so insbesondere der Kraft christlicher Liebe den Rechtsboden. Er höre aber auf, in das Gebiet der Kirche hinüberzugreifen, dadurch, daß er erzwingen will, was nur die freie Liebe leisten kann. Die Armuth falle nicht dem Staate anheim; will er sie pflegen, so hegt er sie nur; er behalte sein Geld und seine Steuern für andere Aufgaben. Für die Plage, die jeder Tag bringt, für die tägliche Noth und Armuth möge die christliche Charitas sorgen, welche nach den Kirchengemeinden sich zu organisiren hat. Dann wird die Kirche ihre Aufgabe in der frei dienenden und segnenden Liebe wieder finden, und die bis jetzt vereinzelten Vereine und Anstalten werden zum offenen kirchlichen Gemeindeleben sich erweitern und über Länder und Völker das Netz christlicher Liebe auswerfen. An der Liebe wird die Welt erkennen die Jünger Christi [1].

Noch liegt dieses Ziel in scheinbar weiter Ferne, dennoch wird und muß diese Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat erfolgen. Noch liegt viel Schutt vor; er wird weggeräumt werden.

Treffend sagte Paul Pfizer: „An der zur freien politischen Macht im freien Staate erhobenen Kirche gewänne letzterer ein erhaltendes Element, das dauern wird, wenn andere Stützen brechen. Wie aber die Kirche am geeignetsten ist, Ehrfurcht vor Gesetz und Recht und den freiwilligen

[1] Der sel. Dr. Reischl schrieb (Histor.-polit. Bl. Bd. 64 S. 887): „Tausende sind im Dienste der Armen opferwilligst thätig. Jedoch die Gemeinde ist nirgends mehr der Eine große Liebesbund, und ihr Bischof oder Seelsorger, wie großmüthig auch seine Privatwohlthätigkeit, ist nicht mehr der durch seine Weihe und sein Amt für sie gleichsam geborene Vater, Pfleger und Sachwalter ihrer Armen. Diese Trennung zwischen bloß nur noch kirchengehenden und zwischen einzig in Sondergenossenschaften noch liebesthätigen Mitgliedern Einer und derselben Gemeinde — diese Ausscheidung ist eine der schwersten Wunden, an welcher das kirchliche Leben und Bewußtsein in unzähligen Menschen aller Orten krankt und nicht selten gänzlich verkommen ist."

Gehorsam den Gemüthern einzupflanzen, ohne die jedes Staatsgebäude schwankt, wie überhaupt die Kirche die Pflegerin jener sanfteren Tugenden der Demuth, der Geduld, der Versöhnlichkeit, der Selbstverläugnung ist, welche dem natürlichen Gefühl am schwersten fallen und die der Weltsinn kaum als Tugenden gelten läßt, so wäre sie als Zuflucht der Verlassenen und Bedrängten, als Trösterin der Mühseligen und Beladenen im Staate auch die natürlichste Vertreterin hilfloser Armuth. Den trotzigen Stolz der Herrscher, sowie die anmaßliche Begehrlichkeit der Menge sänftigend, bezeichnete das Kreuz im Tempel der Gesetzgebung die Stätte, wo der gedrückte und unterdrückte Theil der menschlichen Gesellschaft, die Proletarier der Neuzeit und die Sklaven der Erwerbsucht, durch priesterliche Volksvertreter eine kräftigere Fürsprache finden müßten, als allgemeines Wahlrecht und geheime Stimmgebung sie jemals einer Menschenklasse schaffen kann, an deren Noth bis heute alle Kunst der Staatsmänner gescheitert ist."

Mit der Armenfrage ist die Frauenfrage untrennbar verbunden. Wo es gilt, das blutende menschliche Herz zu verbinden und seine Schmerzen zu lindern, wo es darauf ankommt, in stiller, hingebender Selbstverläugnung jedem Athemzuge der kranken Seele zu lauschen und jedem Seufzer nachzugehen mit dem Blicke der Erbarmung und dem Worte der Liebe, da ist die Stätte, an der die Frau zu wirken hat. Das Gebiet der dienenden, aufopfernden, nie ermüdenden Liebe ist die eigentlichste Aufgabe der Frauen [1]. Das hat die Kirche auch immer erkannt, und von der Wittwe des Evangeliums bis zur barmherzigen Schwester von heute zieht sich durch die Geschichte der christlichen Gesellschaft ein Kranz edler Frauenseelen, welche ihr ganzes Leben den Werken christlicher Barmherzigkeit weihten. Die Gegenwart hat die Frauen ihrem natürlichen Kreise und Berufe entfremdet und hat die Frauenfrage neben so vielen anderen „Fragen" geschaffen.

Der moderne Staat kennt nur zwei sociale Factoren: Bajonette und Bildung, Kaserne und Schule, die Kraft des Armes und des Wissens. Von der erlösenden, beseligenden, rettenden Macht der christlichen Charitas weiß die heutige „gebildete" Welt nichts. Ganz natürlich, daß das weibliche Geschlecht, welches bei Kind und Gesind keine volle Inanspruchnahme des Thätigkeitsdranges fand, auf Geistesbildung und auf die Bücherwelt verwiesen wurde. Der Anspruch auf gesteigerte geistige Bildung der Frauen ist ganz gerecht und natürlich, die Vorurtheile hingegen sind ungerechtfertigt. „Die menschliche Natur," schrieb eine der ersten pädagogischen Autoritäten der Gegenwart, der selige Bischof Dupanloup [2], „will in allen ihren Fähigkeiten erweitert, aufgeklärt, gehoben werden; es ist mir nie etwas Gefähr-

[1] Vgl. Merz S. 175.

[2] In seinem vortrefflichen Werke: Femmes savantes et femmes studieuses.

licheres vorgekommen, als erstickte Begabung, unbefriedigte Bedürfnisse, ungestillter Hunger und Durst. Ich habe schreckliche Beweise erlebt, welche mir gezeigt haben, was aus Talenten, die man gewaltsam niederhält, was aus einer reichen Natur werden kann, die man nicht zur Entfaltung kommen läßt." Dupanloup führt den Beweis, daß die Frauen nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet sind, sich um geistige Ausbildung und Höherstellung zu bemühen, freilich nicht einseitig auf Kosten des Herzens und auf Kosten der häuslichen Interessen. Letzteres geschieht aber regelmäßig bei der modernen Frauenerziehung mit ihren „höheren" Töchterinstituten, Mädchenpensionaten und Mädchenuniversitäten.

Das moderne Schulwesen ist für Männer und Frauen gleich verfehlt [1], es schafft nur Zeitungsleser auf der einen und Romanleserinnen auf der andern Seite. Das Leben der Mädchen erschöpft sich in phantastischen Schwärmereien, in Tändeleien, Eitelkeit und Gefallsucht: es hat keinen rechten Halt und Inhalt. Putz und Vergnügungssucht, Selbstüberschätzung und Egoismus überwuchern die besseren Eigenschaften und verschließen das Verständniß für die Aufgaben des practischen Lebens. Die „höheren" Töchterschulen liefern das Material für die „Honorationen" mit ihren Harmonien, Ressourcen, Casinos und Museen, wo man sich abschließt in selbstgefälliger Eitelkeit vor den Armen, damit ja Glacehandschuhe und Seidenkleider niemals in Berührung kommen mit den „Proletariern".

Andern wird der Kopf ganz verrückt; sie wollen nicht gebildete, sondern gelehrte, nicht unterrichtete, sondern wissenschaftliche Frauen sein, und aus ihnen rekrutiren sich die Romanheldinnen, Ehebruchsdichterinnen, Großpolitikerinnen und Hochverrätherinnen, welche am liebsten in Volksversammlungen erscheinen, Soldaten zum Treubruch verführen, Pistolen im Gürtel tragen, Patronen machen oder gar die Büchse auf die Schulter nehmen und

[1] „Es ist eine beschämende Sache um unsere heutige Bildung. Durch alle Weltweisheit durchgetrieben, aller Verstandeskunst voll, mit Menschenkunde gefüttert und mit Seelenlehren gepfropft, gelehrt und geschult wie keines, hat dieses heutige Geschlecht so gar kein Verständniß für die einfachsten Seelen-, Sitten- und Gedankennothwendigkeiten, so gar keine Selbst-, Welt-, Menschen-, Geschichtskenntniß, von der Gotteserkenntniß gar nicht zu reden, daß man nicht Verdammniß genug über unsere bisherige Schulhalterei auftreiben könnte, wüßte man nicht, daß alle Schule ohne bewegtes öffentliches freies Leben nichts nütze ist. Leblos in der niederen und hohen Schule empfangen, hat dieses Wissen, weil ohne lebendigen Gehalt und Trieb, keine Anziehungskraft über die Schule und Schulprüfung hinaus. Nur leichteres Zeitungs- und Romanlesen wird fernerhin getrieben, die Fortbildung und das Fortstudiren, weil vom Leben nicht gefordert und nicht gefördert, unterbleibt beim gewesenen Volks- wie Hochschüler, und die Gelehrten, die Dichter, die Bücherschreiber und Bücherrichter dichten eben und denken, kritteln und kritzeln für einander, das Volk und die ungelehrte Frau versteht sie nicht. Man will jetzt die Jugend in Fortbildungsschulen gesetzlich zwingen — daß Gott erbarm!" Merz S. 184.

im blutrothen Gewande durch die Gassen streifen. In Frankreich und Rußland zeigen sich die Früchte solcher Frauenbildung in voller Entfaltung, auch anderwärts kann man die Anfänge davon bereits sehen.

Vom überspannten Kopfe muß der Rückweg eingeschlagen werden zum practischen Leben mit den Ansprüchen an das Können, nicht an das Wissen. Vom überfeinerten Geiste muß man zurück zum Herzen[1], aber nicht zum Egoismus des Herzens, sondern zu jener edlen Großherzigkeit, welche sich für Andere weiht und opfert. Das Herz, das nur sich selbst sucht, wird immer Enttäuschungen erleben, unzufrieden und unglücklich sein. Darin besteht die Schwäche der Gegenwart. Das Herz wird nur Kraft und Frieden finden in der Liebe zu Gott und in der Aufopferung für Andere. Hiervon ist die heutige Frauenbildung weit entfernt, sie pflegt nur den Hochmuth des Wissens und das Streben der Selbstsucht, und darum ist diese Frauenbildung so unfruchtbar bei den Einen, so gefährlich und zerstörend für die Andern. Sie wollen Alles haben und verlieren Alles.

Niemals wird die Frauenwelt im Großen und Ganzen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, der Politik und Literatur eine segensreiche, bahnbrechende Wirksamkeit entfalten. Das Feld der Thätigkeit für die Frauen liegt auf socialem, gesellschaftlichem Gebiete, in der Familie einerseits, in den Werken der Wohlthätigkeit andererseits. Letztere Aufgabe kennt ein großer Theil der heutigen Frauenwelt kaum mehr, und hierin liegt eine der vielen Ursachen der socialen Zersetzung. Namentlich sind es die Mittelklassen, welche als „Honorationen" sich strenge abschließen, während es doch ihre eigentlichste Aufgabe wäre, zwischen dem Volke und den höheren Ständen zu vermitteln. Durch die Trennung der „gebildeten Stände" vom „Volke" ergab sich ein Riß durch die Gesellschaft, welcher kein Glück und keinen Frieden mehr aufkommen läßt. Durch diese Unnatur ist es zu dem Jammer gekommen, daß es an einem wahrhaften Volkskern und Volkskitte, an einem verständigen, versöhnenden Mittelstande fehlt.

Die Frauenbildung darf sich nicht in Egoismus und Hochmuth des Wissens zeigen, so daß die „gebildete" Frau es unter der Würde findet, zu

---

[1] Immer spricht die Gegenwart von der Nothwendigkeit der „Herzensbildung", aber ohne jeglichen Erfolg Der Grund ist sehr einfach. Die Herzensbildung läßt sich nicht aus Büchern lernen, sie muß durch Anleitung und Uebung, durch praktische Vollführung der Werke der christlichen Barmherzigkeit und Liebe erworben werden. Man verwechselt gewöhnlich Herzensbildung mit Sentimentalität, welch letztere gerne in Rohheit und Grausamkeit umschlägt, sobald das Herz eine Enttäuschung erfährt. Die Herzensbildung muß in religiöser Ueberzeugung wurzeln und in der Ueberwindung der Selbstsucht und in liebender Aufopferung praktisch sich zeigen. Hierin manifestirt sich die „Hochherzigkeit".

den Armen herabzusteigen und hier ein Feld edler Thätigkeit zu suchen. Die Frau muß vielmehr lernen, sich selbst zu entäußern und zu opfern. Alle sittliche Größe liegt in der Kraft der Selbstüberwindung, in der Nachfolge desjenigen, der, obwohl Gott, sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm und sich hinopferte bis zum Tode am Kreuze. Die „gebildeten" Stände haben vergessen, daß diejenigen, welche herrschen wollen, dienen und für die Gesammtheit sich widmen müssen. In erster Linie ist es aber Pflicht der gebildeten Frauen, zu den Armen herabzusteigen, ihr Elend zu studiren und ihnen zu helfen, daß sie sich aus Jammer und Noth emporzuringen vermögen zur Höhe sittlicher Erhebung und materieller Selbständigkeit.

Man wird nun allerdings dagegen sofort einwenden, daß die Frau sich ausschließlich der Familie zu widmen habe; das Heraustreten aus dem Hause sei vom Uebel und ein Zeichen, daß die Familie ihrem Herzen fremd geworden sei und ihr Wesen nicht mehr auszufüllen vermöge.

Dieses Vorurtheil existirt in den weitesten Kreisen, ist aber ohne innere Berechtigung. Um sich zu den Armen herabzubeugen, dazu gehört eine große sittliche Kraft und Opferfähigkeit. Eine Frau, welche durch Werke der Barmherzigkeit dem eigenen Hause und ihren Kindern entfremdet werden könnte, ist zu solchem Dienste christlicher Liebe zum Voraus unbrauchbar; die Frauen dagegen, welche den Armen den Dienst der christlichen Barmherzigkeit spenden, werden sich zehnfach ihren Liebsten opfern. Diejenigen, welche die Bitterkeit der Noth und den Jammer des Elends in den Hütten der Armuth geschaut haben, werden zum eigenen Hause viel zufriedener zurückkehren, als sie fortgegangen sind; sie werden nicht jene hohen Ansprüche machen und jener Unzufriedenheit verfallen, wodurch in so vielen Familien das Glück so häufig zerstört wird. Wenn die gebildeten Frauen als Spenderinnen der Barmherzigkeit und Trägerinnen des Friedens an den Stätten der Armuth erscheinen, werden sie auch in der Familie so viel Hingebung und Opferfähigkeit bethätigen, um den inneren Frieden und das häusliche Glück zu erhalten und dadurch jener Auflösung des Familienlebens vorzubeugen, woran die Gegenwart so schwer krankt.

Ueber die den Frauen geziemende häusliche Eingezogenheit hatte das christliche Alterthum gewiß strengere Begriffe, als sie heute gewöhnlich sind; der hl. Paulus ermahnte die Frauen, ihre Kinder zu erziehen, mit sanftem, stillem Geiste im Hause zu walten und unterthan zu sein dem Manne, wie die Kirche Christus unterthan ist, welcher sich für sie hingegeben hat. Aber so strenge die Apostel die Pflichten der Häuslichkeit gewahrt wissen wollten, so fiel es im christlichen Alterthume doch Niemanden ein, in den Erweisungen christlicher Barmherzigkeit die Frau auf das eigene Haus zu beschränken. Im Gegentheile war es Aufgabe der christlichen Hausfrau, die Armen und und Kranken, die Bekenner Christi in den Gefängnissen zu besuchen und

ihnen jede Hilfe christlicher Barmherzigkeit zu erweisen. Im Hause selbst mußte sie, um die Gastfreundschaft an den Bekennern des Glaubens bethätigen zu können, immer Raum in Bereitschaft halten. Tertullian[1] mißbilligte deßhalb die Ehen mit Heiden, weil der christliche Ehetheil und namentlich die christliche Frau nur schwer ihren Liebespflichten nachkommen könne.

„Es ist also ein gewisses Heraustreten des Weibes aus dem Hause allerdings geboten und bloß durch das Weib kann uns gegründet werden, was als Unterlage des politischen Lebens vor Allen noththut: eine wirklich bürgerliche Gesellschaft. Wir hatten bisher bloß Familie und Staat. Der Staat, welcher, selbstherrlich (souverän) geworden, auch allmächtig, allwissend und allgütig sein wollte, hat Männern und Frauen nichts zu thun gegeben, als die Dinge des häuslichen Herdes und der Kinderstube, auch dahin hat er, Leben tödtend und Selbstthätigkeit lähmend, so weit als nur immer möglich gegriffen: die Männer sind daran erlahmt und vertrocknet. Auf das Selbst beschränkt mit aller Gewalt, können sie nun nicht anders, als selbstsüchtig und gewaltthätig sein. Des Weibes Natur ist unverwüstlicher, im tiefsten Herzen bewahrt sie durch tausend Stürme das heilige Feuer der aufopferungsvollen Liebe, das sie sich in langen Nächten und trüben Tagen an der Fackel des Glaubens anzuzünden weiß, auch mitten in der fluchvollsten Umgebung.“[2]

Das Heraustreten des Weibes aus dem engsten Kreise muß nun freilich, damit es bestehen und heilsam wirken kann, seine bestimmten Grenzen, Formen und Gliederungen haben. Es muß in fester Organisation auftreten, sonst zersplittert es sich in zufälliger Vielgeschäftigkeit und verliert Kern und Sporn. Diese Organisation kann des religiösen Geistes und der praktischen einfachen Gestaltung gleich wenig entrathen. Sie wird im Anschlusse an die kirchliche Gemeinde und in steter Verbindung mit der Seelsorge am besten sich entfalten und am heilsamsten wirken. Die Leitung muß eine einheitliche, umsichtige, Maß und Norm gebende sein, damit Herz und Gefühl nicht in Ueberschwänglichkeit und Einseitigkeit verfallen. Auch hier wird Uebung und Erfahrung die beste Lehrmeisterin sein.

Das Eingreifen der Frauenwelt in das Gebiet der Wohlthätigkeit durch persönlichen Besuch der Armen und durch Ausübung eines Patronates über arme Familien würde für die Armenpflege von heilsamster Wirkung

---

[1] „Welcher Heide wird seine (christliche) Gattin zu dem Besuche der Brüder von Straße zu Straße in den fremden und zwar ärmsten Häusern gehen lassen? Welcher wird sie in die Kerker sich schleichen lassen, um die Fesseln der Martyrer zu küssen? Kommt ein fremder Bruder, welche Aufnahme wird er im Hause finden?“ *Tertullian.*, Ad uxor. II, 4 (ed. *Oehler* I, 696).

[2] Merz S. 176 ff.

sein. Der practische Blick der Frauen in allen Fragen des häuslichen Lebens würde viele Fehler und Mängel erspähen, deren Beseitigung von selbst schon das Elend mildern könnte; die Erfahrung der Frauen würde selbst bei den Aermsten noch immer Handhaben und Mittel entdecken, welche nur benützt werden dürften, um eine Verbesserung des Looses der Armen anzubahnen. Die Herablassung edler Frauen würde in den Herzen der Armen und Elenden den Stachel des Grimmes und Hasses gegen die Reichen beseitigen, würde Dankbarkeit und Anhänglichkeit hervorrufen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig stärken. Frauen, welche auf diese Weise practische Lebenserfahrung sammeln, werden auch ihre eigenen Kinder viel practischer und für das Leben tauglicher erziehen, als dieß heute meistens der Fall ist [1]; sie würden ihren eigenen Kindern von Jugend auf schon durch Wort und Beispiel den Geist der Liebe und Barmherzigkeit beibringen, Gemeinsinn und Opfergeist pflanzen, woran es der heutigen Gesellschaft so sehr mangelt. Auch der Einfluß auf die Männerwelt wird größer werden, wenn die Frau nicht mehr darnach strebt, in das Gebiet der Politik und Literatur hinüberzugreifen, in die Bücherwelt sich zu vertiefen und Romane zu verschlingen, sondern wenn sie in der Familie und in den Werken der Barmherzigkeit ein gesondertes, eigenes Feld segensreicher Wirksamkeit sich erschließt. Die Frau überlasse das öffentliche und politische Leben den Männern und beschränke sich auf die sociale Thätigkeit in der Kinderwelt und bei den Armen und Verlassenen, und ihr Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung wird von der allergrößten Wichtigkeit werden. Die geistige Bildung der Frauen soll deßhalb nicht vernachlässigt werden, aber zwischen dieser Bildung und der Häuslichkeit muß sich auf religiöser Grundlage noch ein Gebiet socialer Thätigkeit in den Werken christlicher Liebe herausbilden und gestalten, auf welchem Mann und Weib einerseits, höhere und niedere Stände andererseits sich begegnen, fördern und verehren können; ein Gebiet wechselseitiger Hingabe und Anerkennung, Selbstverleugnung und Erhebung, des Arbeitens und Genießens, worauf das Familien- und Völkerglück, der häusliche und gesellschaftliche Friede, das Gemeinde- und Staatswohl allein wieder Wurzel schlagen können [2].

---

[1] Vor einigen Jahren machte in Wiener Blättern der Brief einer jungen ungarischen Gräfin an ihre Mutter Aufsehen. Die junge Gräfin klagte ihre Mutter öffentlich an, daß diese ihr bloß sechstausend Gulden jährlich gebe, womit sie, bei ihrer Erziehung, unmöglich auskommen könne. Hätte die Mutter diese junge Dame, statt sie zu Luxus und Verschwendung zu „erziehen", in die Hütten der Armuth geführt, dann würde die Tochter gefunden haben, daß ganze Familien ihr Auskommen zu finden wissen, ohne nur 600 Gulden zu vereinnahmen. An solchen Beispielen zeigt sich so recht die Verkehrtheit der heutigen Frauenerziehung und die Rohheit der sogen. „Bildung".

[2] Vgl. Merz S. 186.

Für die Gesellschaft und für die Familie würde die organisirte Theilnahme der Frauen an den Werken der christlichen Liebe von größtem und heilsamstem Einflusse sein, der meiste Segen würde aber für die Frauenwelt selbst daraus ersprießen. Der Drang nach Bethätigung ihrer Kräfte ist vollauf berechtigt, aber er wurde in eine falsche Richtung gedrängt. Die Bücherwelt, Kunst und Wissenschaft eignen sich wenig für den häuslichen Beruf der Frauen; die weibliche Arbeit und die weibliche Bildung müssen ihr Feld der Bethätigung auf socialem Gebiete suchen und dieser Richtung muß die Frauenbildung sich anpassen. Nicht für Romane und Modejournale, nicht für Kaffeevisiten und Theekränzchen ist die weibliche Jugend zu erziehen; in frühen Jahren schon muß in ihr das Bewußtsein erweckt werden, daß sie nicht bloß mit einem Theile ihrer äußeren Glücksgüter, sondern auch ihrer persönlichen Kräfte und Befähigung der Gesammtheit, den Armen und Verlassenen verpflichtet sei. „Ich weiß kaum einen unglücklicheren Menschen," schrieb Amalie Sieveking einmal, „als einen solchen, der keinen andern Beruf zu haben meint, als seinen Vergnügungen nachzugehen." Diesem Unglücke fällt aber heute ein großer Theil der Frauenwelt anheim, und in diesem Unglücke liegt der Grund der sogen. „Frauenfrage". Leib und Seele vertrocknet, weil der rechte Lebenszweck fehlt, weil kein segensreiches Ziel der Bethätigung vorhanden ist und die ganze Zeit, in bestem Falle, in unnützem Lernen, Streben und Hoffen verloren geht. Nicht bloß für die geistige und sittliche Entfaltung, sondern selbst für die körperliche Entwicklung ist der Mangel einer entsprechenden Thätigkeit der weiblichen Jugend gefährlich. Dr. Jacobsen, ein erfahrener Arzt in Kopenhagen, äußerte unverhohlen, daß der nervösen und hysterischen Leiden viel weniger sein würden, wenn Frauen und Mädchen mehr an regelmäßige, anstrengende Thätigkeit auf einem die Zeit ausfüllenden, Geist und Herz befriedigenden Berufsfelde gewöhnt würden. Als Arzt wisse er am besten, daß der Mangel daran so traurige Folgen für Leib und Seele habe, und daß manche junge Dame, deren Nervensystem ganz zerrüttet ist, frisch und gesund sein würde, hätte sie nur ordentlich zu thun gehabt. Darum möge die Frauenwelt in den Werken der Barmherzigkeit ein Feld edler Thätigkeit sich wählen, die Armen und Elenden besuchen, sie trösten und erheben; mögen diese Gänge in regelmäßiger Weise verrichtet werden auch bei Wind und Wetter. Der kurze Aufenthalt in den feuchten Kammern und dumpfen Kellerwohnungen der Armuth darf nicht abschrecken; er ist nicht halb so gefährlich und ungesund, wie das Stunden lange Einathmen von Dunst und Qualm in Theatern und Concerten. „Möchten doch," schreibt Merz, „deutsche Mütter lieber Mägde des Herrn, wie Maria und Martha, das evangelische Schwesterpaar, zu erziehen streben, statt Zierpuppen, Modedamen, halbgelehrte Blaustrümpfe, rückgrathkrumme Stickrahmen-

heldinnen und Musikkünstlerinnen, die so gewöhnlich mit der Jugend das Glück und den Zweck des Lebens begraben. Hunderten würde, wären sie zum Arm- und Kleinwerden für Andere im Dienste Gottes gebildet, ein ganz anderes Alter erblühen, und, weil sie von Anfang an nicht das Ihrige suchen, eben das Ihre von selbst zufallen." [1]

Von der Frauenwelt muß der Anstoß zur Erneuerung der Gesellschaft ausgehen in Glaube und Liebe. Judas hat seinen Herrn verrathen, Petrus hat ihn verleugnet, selbst Johannes ist davon geschlichen, wo es daranging, das Kreuz auf sich zu nehmen und für die Brüder in Noth und Tod zu gehen. Die Frauen aber hielten unter dem Kreuze aus und waren die ersten, die den Auferstandenen sahen. Sie müssen auch die Erstlinge von den Auferstandenen dieses gegenwärtigen, in Selbstsucht erstickten, in Trotz und Haß erstorbenen Geschlechtes sein. Wenn die Stöße des Erdbebens den Stein von des Grabes Thüre gesprengt, gehört der Liebe der erste Platz und die erste Stunde am neuen Morgen froheren Völkerlebens [2].

Durch die Werke der christlichen Liebe erhebt sich die Frau zur höchsten Stufe edler Weiblichkeit, wo sie sogar die Bewunderung der ungläubigen Welt sich erzwingt. Selbst Proudhon, der sich in einen teuflischen Haß gegen Gott verirrte und zu den fürchterlichsten Lästerungen sich verstieg [3], war zu folgendem Geständnisse gezwungen: „Die barmherzige Liebe so vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Besitz, welche die Pflegerinnen ihrer Schwestern machen, bis eine bessere Gesellschaft ihre Mitarbeiterin an dem Werke der Liebe wird, rührt mich im Innersten, und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohnes oder der Verachtung entflöße, während ich von den Pflichten spreche, welche diese edlen Frauen mit so viel Liebe erfüllen, ohne daß Jemand oder irgend etwas sie dazu nöthigte. O ihr heiligen und heldenmüthigen Frauen, euere Herzen sind der Zeit vorangeeilt, und wir sind es, wir elende Pfuscher, wir falsche Philosophen, falsche Gelehrten, welche die Erfolglosigkeit euerer Anstrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euren Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhören können, was der Höllengeist der heutigen Gesellschaft auch gegen euch mir in die Seele und auf die Zunge legte."

Aus dem Munde des erbittertsten Feindes und Gegners der christlichen Gesellschaft kann die Frauenwelt entnehmen, welches ihre höchste Auszeichnung

---

[1] S. 235.

[2] Ibid. S. 236.

[3] Dieu c'est hypocrisie et mensonge, Dieu c'est tyrannie et misère — in diesem Tone einer verruchten Lästerzunge sprach Proudhon von Gott!

ist. Die Gegenwart hat auch hier zerstörend und verheerend gewirkt und hat in die Frauenwelt das verkehrte Streben nach geistiger „Aufklärung" und sittlicher „Emancipation" hineingetragen. Man muß dieses Streben bekämpfen und den Thätigkeitsdrang dahin leiten, wo er für die Einzelnen und die ganze Gesellschaft segensreich sich entfalten kann, auf das Gebiet der christlichen Barmherzigkeit. Dieß ist die Lösung der Frauenfrage. Nicht das emancipirte Weib, die Mutter der Barmherzigkeit ist und bleibt das Ideal des weiblichen Geschlechtes!

Hiemit schließen wir unsere Erörterungen über die „Fragen der Gegenwart", über die Nothwendigkeit einer religiös-sittlichen Erneuerung und wirthschaftlichen Umgestaltung der heutigen Gesellschaft. Die Resultate, zu denen wir gelangt sind, ergaben sich einerseits aus den Lehren des Welterlösers, zeigten sich andererseits als Postulate der geschichtlichen Entwicklung. Die Vorschläge, welche hiemit dem Publikum unterbreitet werden, sind nicht idealistische Träumereien oder Utopien, sondern beruhen theoretisch auf den Grundsätzen der christlichen Lehre von der Gerechtigkeit und Liebe und schließen sich practisch an die Gestaltungen der Vergangenheit und Gegenwart an. Die „Errungenschaften" der „Wissenschaft" sind überall berücksichtigt; sie entpuppten sich in den meisten Fällen als Illusionen, als Abstractionen aus den traurigen thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart, welche die Nationalökonomie zu allgemeinen „Naturgesetzen" stempeln möchte. Der heutigen Wissenschaft der Nationalökonomie mangelt einerseits die historische Grundlage, andererseits der umfassende Blick auf das Große und Ganze. Der Versuch, die Volkswirthschaft von der religiös-sittlichen Entwicklung loszuschälen, die materielle Gestaltung von der Norm und Form gebenden sittlichen Bildung und Erziehung, die Cultur von der Civilisation zu trennen und das ökonomische Leben vom Isolirschemel aus zu betrachten, hat zu theoretischen Einseitigkeiten und practischen Verirrungen geführt. Specialuntersuchungen sind sehr nothwendig und lobenswerth, aber sie dürfen sich niemals als mehr geben, als was sie thatsächlich sind, als einseitige Specialitäten. Erst in der Einfügung in die Gesammtheit der gesellschaftlichen Entwicklung erlangen die Specialresultate ihre Begrenzung und Berichtigung, Beschränkung und Bedeutung, die meistens sehr untergeordneter Natur ist, während heutzutage gewöhnlich jeder Specialforscher das gewonnene Resultat zum allgemeinen Princip erhebt und überflüssig viele Nachtreter und Nachbeter findet. Regelmäßig ist dieß dann der Fall, wenn irgend ein Specialresultat der centralen Wahrheit der Lehre des Welterlösers zu widersprechen scheint. Christus bildet das

Centrum der Entwicklung der Menschheit und nur umfassendes Wissen, die Betrachtung des Großen und Ganzen, der große Blick vom centralen Standpunkte aus vermögen die Einfachheit und Erhabenheit der christlichen Wahrheit zu erfassen. Sobald irgend ein Resultat einer Specialuntersuchung von diesem Centrum sich zu entfernen scheint, wird es in überschwenglicher Weise als Errungenschaft der Wissenschaft begrüßt und dem christlichen Glauben entgegengestellt, währen des nichts anderes ist, als die beschränkte und einseitige Auffassung von Thatsachen, welche ein ganz anderes Bild gewähren, sobald sie im Lichte des Großen und Ganzen, von einem umfassenden Standpunkte aus beurtheilt werden.

Wie häufig hört man nicht den Vorwurf, das Christenthum führe zu Verarmung und Verfalle, verhindere den Wohlstand der Völker, erzeuge Bettel und wisse nichts Besseres zu thun, als diejenigen, welche Glück und Freude des Lebens suchen, auf das Jenseits zu verweisen. Wir bitten unsere Leser, vorstehende Abhandlungen zu lesen und sie werden sich vom Gegentheile überzeugen. Das Christenthum führt auf Grund seiner Principien die Völker zur höchsten Cultur, zu allgemeinem Wohlstande, zur Beseitigung des Bettels, zur Freude und Heiterkeit des Daseins. Aber, wendet der Specialist uns ein: Lehrt nicht das Christenthum die Verachtung des Reichthums, die Liebe zur Armuth, die allgemeine Pflicht des Almosens? Muß es auf diesem Wege nicht nothwendig zur Verarmung und zur allgemeinen Bettelei führen? Lehrt nicht das Christenthum die Verachtung der Güter und Freuden der Welt, die Liebe zu Arbeit und zu Opfern um Gottes willen, welcher im Jenseits tausendfältig belohne? Muß nicht das christliche Leben zu Düsterkeit und Freudelosigkeit führen? So scheint es dem Specialuntersucher, und rasch fertig ist das Urtheil: die christliche Lehre könne nicht wahr sein!

Und doch sind es gerade diese christlichen Principien, welche die Menschheit davor bewahren, die Natur zu erschöpfen, die Arbeit auszubeuten, sich in die Natur zu versenken, in Luxus und Elend zu verfallen. Gerade durch Befolgung dieser Lehren gelingt es den Völkern, allgemeinen Wohlstand zu erringen, Allen den größtmöglichen Antheil an den Gütern der Natur und am Ertrage der Arbeit zu gewähren, den Gegensatz auszugleichen, welchen die verschiedene Vertheilung der Güter durch das Eigenthum sonst mit sich führt. Und was die Heiterkeit und Freude des Lebens anbelangt, so ist es gerade das Christenthum, welches sie allein zu gewähren vermag. Fraget diejenigen, welche dem Christenthume feindselig gegenüberstehen, nach dem Glücke des Lebens und nach der Freude des Herzens! Der Selbstmord, die Selbstvernichtung als Massenerscheinung gibt die entsprechende Antwort. Zählte nicht Göthe zu den glücklichsten Sterblichen, genoß er nicht Alles, was die Welt zu bieten vermag? Und

dennoch bekannte er schließlich, die Hand auf dem Herzen, er habe in seinem ganzen Leben nicht zwei glückliche Tage nacheinander gehabt.

Das Christenthum bietet Armen und Reichen das größte Glück, die schönste Freude, die höchste Beseligung, welche auf dieser Welt den Menschen zu Theil werden: es sind die Arbeit um Gottes willen und die Gabe um Gottes willen. Betrachtet den christlichen Arbeiter, welcher seine Arbeit mit Gebet zu Gott beginnt und mit Dank zu Gott schließt. Wo seht ihr solche Freude des Schaffens, solche Hingebung an die Arbeit, solche Heiterkeit des Lebens und solchen Frieden der Seele? Betrachtet den Reichen, welcher aus der Hütte der Armuth kommt, welcher dort Thränen getrocknet, mit seinem Herzen und seinem Gelde den Armen Trost und Hilfe, Erhebung und Kraft gebracht hat! Um keinen sinnlichen Genuß, um kein Gut der Welt würde er die Freude und den Frieden, das Glück und die Seligkeit vertauschen, welche die Gabe um Gottes willen in seiner Seele hervorgerufen hat. Betrachtet dagegen den Erwerbsüchtigen, welcher aus Habsucht und Ehrgeiz schafft und arbeitet[1], welcher nur um des Geldes und Gewinnes willen thätig ist, und fragt ihn, ob er selbst bei den größten Erfolgen inneren Frieden und Lebensfreudigkeit erlange! Und wenn der Reiche von Vergnügen zu Vergnügen eilt, allen Genüssen sich hingibt, alle Ehren der Welt einsammelt, er wird nimmermehr lebensfrohe Heiterkeit und innere Beseligung genießen. Endet er nicht, nachdem ihm Alles zum Ekel geworden, in Selbstvernichtung, so wird er doch mit Göthe gestehen, er habe keine zwei glücklichen Tage nacheinander, oder mit Keil traurig sagen müssen, er habe keinen frohen Tag gehabt.

Nur einseitige, beschränkte Auffassung, wie sie sich bisher in der „Wissenschaft" der Volkswirthschaft geltend machte, kann die Triebfeder der Volkswirthschaft im Eigennutze suchen. **Grundlage und Gesetz des ökonomischen Lebens sind vielmehr dieselben, wie die des sittlichen Lebens: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst."**

[1] Kürzlich lief ein Brief des im vorigen Jahre verstorbenen Eigenthümers der Leipziger „Gartenlaube", Keil, durch die Blätter. Keil hatte den denkbar größten materiellen Erfolg errungen, welcher buchhänderisch zu erzielen ist. Dennoch gestand Keil in diesem Briefe an seinen Freund, er habe bei seinen Erfolgen, welche die Welt so sehr bewundere, „keinen frohen Tag gehabt".

VI.

Cultur und Civilisation.

Die Zerfahrenheit der Gegenwart und der Mangel an klarer Erkenntniß selbst in den wichtigsten Fragen unseres gesellschaftlichen Lebens drückt sich nirgends deutlicher aus, als in der Unklarheit über die Grundlagen und über das Wesen von Cultur und Civilisation. Man begegnet einer fortwährenden Verwechslung beider Begriffe. Versuchen wir zuerst eine Feststellung der Begriffe, um dann in historischer Betrachtung Grundlage und Gesetz des Fortschritts, der Cultur und der Civilisation zu gewinnen.

Cultur bezeichnet den Umfang der Herrschaft der Menschheit über die Natur. Je nach dem Maße, als die Menschen die Materie, die Kräfte und Schätze der Natur zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse zu pflegen und zu benützen verstehen, kann man von niederer oder höherer Cultur sprechen. Die Cultur ist von der Sinnenwelt nicht zu trennen. Dagegen bezeichnet Civilisation das religiös-sittliche Verhältniß zu Gott und das geistige Verhältniß der Menschen zu einander. Reine Religiosität, die Summe der geistigen Bestrebungen, den Einzelnen und die ganze Gesellschaft zu heben und zu vervollkommnen, die edlen sittlichen Grundsätze zur Regelung der gegenseitigen Beziehungen bezeichnen die Höhe der Civilisation. Cultur und Civilisation sind demnach sehr verschiedene Begriffe, indem Cultur auf das materielle Leben der Völker sich bezieht, während Civilisation die Factoren des geistigen und sittlichen Lebens der Gesellschaft bezeichnet.

Die Verwechslung der Begriffe Cultur und Civilisation ist insoferne erklärlich, als beide Begriffe unzertrennlich sind. Alle Fortschritte im materiellen Leben sind bedingt von einem entsprechenden Fortschritte im religiös-sittlichen und geistigen Leben. Jede moralische Fäulniß führt allmählich zu materiellem Rückschritte und wirthschaftlichem Verfalle. Ein Blick auf die Culturvölker aller Zeiten bestätigt dieß. Der sittlichen Entartung folgte jeder Zeit in unmittelbarer Verbindung Luxus und Elend, Ausbeutung und Verarmung. Die Geschichte aller untergegangenen Culturvölker bietet sprechende Belege hierfür. Ganz abgesehen von der Wahrheit und dem Werthe der einzelnen Religionen des alten Heidenthums, so läßt sich die Eine Thatsache nicht leugnen, daß die Völker, so lang sie ihren religiösen Anschauungen treu folgten und die sittliche Kraft des Opfers und der Hingebung für die Gesammtheit besaßen, Fortschritte in der Cultur machten. Mit der religiösen Zersetzung und der sittlichen Fäulniß trat sofort Rückschritt und schließlich gänzlicher Verfall ein. Die Geschichte der heidnischen Griechen und Römer, deren Entwicklung uns allein in größerer Uebersichtlichkeit bekannt ist, lehrt dieß zur Genüge.

„Schon bei Plato," schreibt Masaryk[1], „spiegelt sich der beginnende Verfall des griechischen Volksthums. Der unheilvolle peloponnesische Krieg und die ihm folgende macedonische Invasion und alle ihre traurigen Folgen auf politischem Gebiete sind nur das äußere Zeichen der innern, geistigen Zerrüttung des Volkes. In Plato's Schriften können wir diese Zerrüttung deutlich sehen. Die Volksreligion vermag das Volk nicht mehr zu beglücken und zu führen und darum will der große Denker seine Philosophie zur Religion machen. In Aristoteles hat sich die griechische Denkkraft ausgelebt. Das sociale Leben ist schon zerfallen und corrupt.... Die epikuräischen und stoischen Schulen befassen sich ausschließlich mit den practischen Fragen des Lebens und, obwohl im Principe grundverschieden, suchen doch beide dasselbe Ziel zu lösen: in den trostlosen Zeiten Ruhe und Zufriedenheit zu finden und zu spenden. Aber welche Ruhe geben diese Religionen der Gebildeten dem menschlichen Gemüthe? Die eine kommt indirect, die andere direct zum Selbstmorde, der Selbstmord wird in der Stoa Glaubensdogma. Kein Wunder, daß sich nach einer solchen Verflachung der Philosophie eine zersetzende Skepsis breit macht. Dadurch wird aber die Zerfahrenheit und Unsicherheit nur noch größer; eines selbständigen Denkens unfähig, greift man zum Eklekticismus, um schließlich in der orientalischen und orientalisirenden Religionsmystik zugleich mit den Römern und Aegyptern gänzlich unterzugehen. Das ist in Kürze der Entwicklungsgang der griechischen Cultur und ihr entspricht auch die ethische Lebensanschauung der heidnischen Griechen. Sie haben das Sittliche immer naturhaft aufgefaßt; selbst bei dem idealsten aller griechischen Denker, Plato, fehlt eine wahre sittliche Sanction der ethischen Gesetze, die darum so häufig mit den Naturgesetzen verwechselt werden. Die Ethik wird höchstens ein Bestandtheil der Politik. Es werden zwar einzelne Tugenden geübt und gewisse markante Charaktere ausgebildet, aber es zeigt sich uns kein einziger vollkommen durchgebildeter sittlicher Charakter und den Menschen fehlt das einigende und erhebende Band der Liebe. Darum die politische Uneinigkeit im Großen und Kleinen, darum vermag sich ein so kleines Volk aus eigener Kraft nicht zu einigen, darum die verhältnißmäßig rasche Auflösung der griechischen Staaten und Stämme. Die intellectuelle Bildung vermochte das Volk nicht zu retten; die Sittlichkeit schwindet bald und macht einer großen Zügellosigkeit Platz; schließlich verzweifeln die Besten an dem Leben und lehren ihr Volk, mit Würde und Anstand zu sterben. Mit Würde und Anstand zu leben, vermögen sie nicht."

„Was von der Entwicklung der griechischen, gilt auch von der Entwicklung der römischen Cultur; speciell können wir aber an den Römern

---

[1] „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation" (Wien 1881) S. 148.

den Verfall der antiken Volksreligion und die Wirkung dieses Processes auf das Volksleben sehr gut studiren. Von Haus aus fromm und gottesfürchtig und in Folge dessen sittlich streng und kräftig im Innern und nach Außen, war das römische Volk befähigt, seine Herrschaft über die ganze Welt auszudehnen. Polybius sah ganz gut ein, daß die Götterfurcht die Römer so kräftig, kräftiger als die übrigen Nationen machte; allein gegen das Ende der Republik war diese Religiosität bei der leitenden Klasse der Gebildeten geschwunden." Und damit beginnt die Zersetzung und der Verfall. „Alle großen Geister des augusteischen Zeitalters fühlen die Wirkungen der religiösen Desorganisation und wissen, daß trotz der politischen Größe die Gesellschaft im Innersten krank ist. Man lese die Werke der damaligen Dichter, man blicke in die Werke der damaligen Historiker, man vertiefe sich in die Schriften der Philosophen, man findet nur Unsicherheit, Trauer, Klagen, Unruhe, Langeweile, Skepsis, Indifferentismus, Lebensüberdruß. Horaz ist voll von Klagen; in Properz, Lukan, kurz in allen Dichtern spiegelt sich die Unruhe und die Lebensmüdigkeit der Zeit. Livius' Vorrede zu seiner Geschichte erzählt es uns und Tacitus ist durch und durch traurig und ernst gestimmt. Seneka faßt sein Urtheil über die Zeit kurz zusammen in den denkwürdigen Worten: Ueberdruß, Unzufriedenheit, Ruhelosigkeit[1]. Kein Wunder, daß in einer solchen Zeit der intellectuellen und moralischen Anarchie die Gemüther aufgeregt und durch und durch traurig und pessimistisch gesinnt sind, und es bleibt dem größten römischen Naturforscher vorbehalten, einen Hymnus auf den Selbstmord zu schreiben! Plinius[2] lehrt, der Selbstmord sei ein Beweis der menschlichen Vollkommenheit, der größte Trost für die unvollkommene Natur des Menschen bleibe die Thatsache, daß nicht einmal Gott Alles könne; denn er könne sich nicht den Tod geben; dagegen habe er diese große Wohlthat dem Menschen in diesem mühevollen Erdenleben verliehen."

Abwendung von der Religion und in Folge dessen intellectuelle Anarchie und sittliche Fäulniß, das ist das Bild jeder absterbenden Civilisation. Mit dem geistigen Verfalle ist untrennbar verbunden das Schwinden der Güter der Cultur, der wirthschaftliche Niedergang. Die Menschen entarten und die Völker sterben aus, die Natur aber fällt in die Unfruchtbarkeit zurück. Kahle Karste und Versumpfung, Versandung und Verödung treten ein.

Grundlage und Gesetz des Fortschrittes im geistigen und wirthschaftlichen Leben, in Civilisation und Cultur bilden Liebe und Freiheit[3], die Vereinigung der Menschen in einer Gesellschaft,

[1] Taedium, displicentia sui et nusquam residentis animi volutatio (De tranqu. an. II, 13). Masaryk S. 153.

[2] Hist. nat. II, 5.

[3] Statt Freiheit mag man auch Gleichheit oder Gerechtigkeit setzen; sie drücken in Verbindung mit der Liebe denselben Begriff aus, dem Nächsten nicht bloß An-

in welcher Jeder für das Wohl des Nächsten ebenso besorgt ist, wie für das eigene Wohl. Mit andern Worten, das Gesetz des Fortschritts fällt zusammen mit dem christlichen Sittengesetze: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Die Kraft hierzu findet aber der Mensch nur in der Liebe zu Gott.

Die heutige „wissenschaftliche" Anschauung scheint uns freilich Lügen zu strafen. Die Geschichte der Civilisation rückt mit „Naturgesetzen" an, gegen welche die christliche Weltanschauung nicht mehr Stand halten könne. So scheint es, aber es scheint nur so. Prüfen wir diese „Naturgesetze".

Alle Entwicklung und jeder Fortschritt ist bedingt durch Zuchtwahl und durch erbliche Uebertragung. Im Kampfe um das Dasein und um bessere Bedingungen des Daseins erhält sich nur Dasjenige, welches bestimmten Zwecken und Verhältnissen sich anzupassen, hiefür speciell sich zu organisiren und zu vervollkommnen im Stande ist. Das Unpassende, für den Kampf Untüchtige, geht zu Grunde, das Tüchtige vervollkommnet sich durch fortwährende Aenderungen und zweckmäßige Anpassungen, welche durch erbliche Uebertragungen von Generation zu Generation sich steigern. Der Züchter ist die Natur selbst; das Mittel hierzu ist die Noth, der Kampf um die Existenz, wodurch jene Abänderungen hervorgerufen werden, welche vererbt und in steigender Vollkommenheit gezüchtet werden müssen, um einen stetigen Fortschritt zu ermöglichen. Die Noth vollzieht mit Unerbittlichkeit die Vernichtung des Unpassenden, die Auslese des Tüchtigsten; der Concurrenzkampf läßt nur die Fortpflanzung desjenigen zu, was sich einzugliedern und anzupassen versteht, das Untüchtige wird ausgemerzt. Diese Ausmerzung einerseits und diese Auslese andererseits durch Noth und Kampf bilden das Gesetz des Fortschrittes. Hierzu bedarf es keines Schöpfers und allweisen Lenkers, Noth und Kampf erzwingen von selbst die steigende Vervollkommnung in der Anpassung an die natürlichen Existenzbedingungen und an die Zwecke der Lebewesen.

Dieß ist die Theorie, welche die heutige Wissenschaft für die allein richtige hält. Was speciell die Entwicklung der Menschheit anbelangt, so gelten auch für sie die Gesetze der Zuchtwahl und erblichen Uebertragung, wie für das Pflanzen- und Thierleben. Der Kampf um's Dasein, der allgemeine Concurrenzkampf erzwingt immer neue Anstrengungen zur Vervollkommnung, fixirt und steigert die Vollkommenheit in erblicher Uebertragung und gestattet nur den tüchtigsten Individuen, Rassen und Völkern die Existenz und Verbreitung, während die Uebrigen dem Untergange geweiht werden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Fortschritt das Ergebniß von Kräften, welche langsam, beständig und unbarmherzig an der Vervollkommnung des Menschen arbeiten. Noth und Elend sind die treibenden

theil an der Natur, sondern auch einen Kreis freier Bethätigung der Persönlichkeit zu gewähren.

Ursachen, welche die Menschheit vorwärts drängen, die Schwachen vernichten, die Tüchtigen verbreiten. Die erbliche Uebertragung ist die Kraft, durch welche die Vervollkommnung fixirt und zu einer erhöhten Stufe neuen Fortschrittes gemacht wird[1].

In diesem Sinne wird gegenwärtig die Geschichte der Civilisation geschrieben. Nicht bloß Buckle, sondern auch Funk-Brentano[2] und Hellwald fußen ausschließlich auf dieser Theorie und haben eine wunderliche „Geschichte“ zusammengebraut. Mit den Thatsachen stehen sie immer in vollkommenem Widerspruche, aber das ficht sie nicht an; sie operiren fortwährend mit „Gesetzen“, denen die Thatsachen sich fügen müssen. Und diese „Gesetze“ werden mit der Sicherheit des Wissens vertreten und mit dem Fanatismus des Aberglaubens verfochten. Es sind die „Gesetze“, auf denen die Lohn- und Bevölkerungstheorie fußen. Wir müssen sie deßhalb nochmals vom Gesichtspunkte fortschreitender Cultur und Civilisation einer kurzen Kritik unterziehen.

„Die Natur[3] zeigt das Bestreben, weit, weit mehr Geschöpfe in's Leben zu führen, als sie zu ernähren und am Leben zu erhalten im Stande ist. Jede einzelne Pflanzen- und Thierart scheint darauf auszugehen, jedes Plätzchen dieser Erde mit ihren Kindern zu besetzen, als gäbe es keine anderen lebenden Geschöpfe in der Welt. Ja der Trieb zur Vermehrung ist bei den Organismen so gewaltig, daß die gesammte Erdkugel in Leiber dieser Geschöpfe umgewandelt werden müßte, um diesen Schaffenshunger stillen zu können. Auch in des Menschengeschlechtes Natur waltet ein Trieb zur Vermehrung, welcher in's Grenzenlose treibt. Der auf Vermehrung zielende Naturtrieb strebt seiner Energie nach ein Unmögliches an, die Tendenz zum Leben jagt den Bedingungen des Lebens meist weit voraus, das Elend und der allzu frühzeitige Tod sind darum nothwendige Begleiter des irdischen Lebens. Groß ist die Zahl der menschlichen Wesen, welche in das Leben drängen, und nur klein die Zahl derjenigen, die sich erhalten und ausleben können. So ist es der Wille der Natur. Man nenne sie barbarisch oder unbegreiflich, diese große Isis, aber ihren Geboten müssen wir doch Folge leisten. Sie befiehlt, daß Vieles, was in's Leben tritt, schon vor der Reifezeit wieder den Platz verlasse, weil der Raum zu enge ist. Und geschieht das Weichen nicht bald genug, so ist ein Sichdrücken, Zwängen, Siechen und langsam elendes Vergehen ein um so allgemeiner verbreitetes Loos. O geheimnißvolle Mutter Natur, wie grausam drückt uns dein Herz! Je erbarmungsvoller unser Gemüth, je mehr wir der Armen und Elenden uns annehmen wollen, desto trauriger gestaltest du unser

[1] Vgl. Henry George l. c. Buch 10, Kap. 1.
[2] La civilisation et ses lois. Paris 1876.
[3] So schildert Neurath (S. 53) diese Theorie.

Aller Sein und Leben. Unsere Milde machst du zur Quelle des weitesten und breitesten Elends. Durch deine Gesetze wird die Mildthätigkeit zur ärgsten Grausamkeit. Die Natur will nicht viele Menschen mit dem Nothwendigen und Gemeinen, aber wohl wenige auch mit dem Ueberflüssigen und Feinsten in Fülle versehen. Trotzdem hat uns die Natur den Trieb und die Fähigkeit zu rascher Vermehrung eingepflanzt. In diesem Widerspruche redet eine erhabene Offenbarung zu uns. Durch die Noth und das Elend einer nach Existenz drängenden Masse will sie das Aufsteigen einer Minderzahl zu den Gipfeln der körperlichen, wie geistigen Cultur bewirken. Sagt: die Natur sei blind; das entwickelte Gesetz bleibt dennoch bestehen. Das tiefste Elend Aller oder ein schönes Leben Weniger und daneben relatives Bedrängtsein Vieler — nur diese beiden Möglichkeiten sind gegeben. Ihr müßt euch fügen. Oder glaubet, daß hier eine der göttlichen Offenbarungen zu euch spreche, dann werdet ihr euch nicht bloß fügen müssen, ihr werdet euch auch fügen wollen. In dem einen, wie in dem andern Falle ist Resignation das Vernünftige. Nicht die Reichen und Begünstigten sind als Urheber dieser traurigen Erscheinungen anzuklagen, überhaupt nicht die Menschen, sondern die Natur. Wir stehen einer geheimnißvollen, ob nun einem blinden Fatum oder einem göttlichen Willen entstammenden Nothwendigkeit gegenüber."

Dieß ist das Eine angebliche Naturgesetz der Culturentwicklung, wie es sich in der herrschenden Populationstheorie ausspricht. Dieses „Naturgesetz" fand eine Ergänzung in dem ehernen Lohngesetze. Dieses Gesetz hat Buckle[1] in seiner „Geschichte der Civilisation" dahin präcisirt, daß der Lohn der Arbeit lediglich von zwei Dingen abhängt, nämlich von der Größe der Kapitalien, mit welchen die Arbeit bezahlt wird, und von der Zahl der Arbeiter, unter welche der vorhandene Fonds der Kapitalien vertheilt werden soll. Man dividire die Kapitalien, welche Gewinnveranlagung im Lohne suchen, durch die Zahl der Arbeiter, welche um Lohn sich anbieten, und man

[1] In seiner Bescheidenheit vindicirt sich Buckle nicht die Erfindung dieses Gesetzes, sondern schreibt die Autorschaft dem Vater der Bevölkerungstheorie, Malthus, zu. „Dieser große Schritt in unserem Wissen — schreibt Buckle — ist hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, Malthus zu verdanken, dessen Werk über die Bevölkerung nicht bloß einen Abschnitt in der Geschichte des speculativen Denkens bezeichnet, sondern bereits bedeutende practische Resultate hervorgebracht hat." Diese „practischen Resultate" bestanden hauptsächlich darin, daß Malthus, ein anglicanischer Geistlicher, von den besitzenden Klassen nicht bloß mit Orden und Ehren, sondern auch mit Dotationen ausgezeichnet wurde. Hatte er doch „bewiesen", daß nicht die Besitzenden, sondern die Natur selbst für das traurige Loos der Elenden verantwortlich sei. Ja in letzter Linie fiel die Schuld auf diese Elenden selbst, weil sie in der Familiengründung und in Vermehrung der Zahl der Arbeiter nicht sich zu beherrschen vermochten. Welch prächtige „Wissenschaft" für die Glücklichen dieser Welt!

hat die Höhe des wirthschaftlich möglichen Lohnes. Wollt ihr den Lohn höher stellen, dann müßt ihr Eines von Zweien thun: entweder ihr laßt einen Theil der andrängenden Hände ohne Beschäftigung und Lohn oder ihr verkleinert die Zinsen des beschäftigten Kapitals und erhöht zugleich die Preise der Waaren. Wenn ihr das Erste thut, dann gebt ihr einen Theil der Arbeiter sogleich dem vollen Elende Preis. Thut ihr das Zweite, dann werden in der nächsten Zeit die Kapitalien kleiner werden, weil ja Zinsen wegfallen, durch welche die Kapitalien wachsen sollen, während zugleich durch Vertheuerung der Waare das Leben theurer wird. Es werden nun weniger Kapitalien da sein, welche als Löhne an die Arbeiter zur Verwendung kommen können; dazu werden alle Artikel, welche vom Arbeiter mit dem empfangenen Lohne bezahlt werden müssen, höher im Preise stehen. Eine nicht durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bewirkte Lohnerhöhung muß sich also bald als arge Täuschung erweisen. So lange es die Arbeiterklasse unterläßt, ihre Mitgliederzahl nach der Höhe des als Lohn zu verwendenden Kapitals zu reguliren, so lange kann sie sich im Ganzen nicht über die Befriedigung der Lebensnothdurft erheben, so lange bleibt das Gesetz bestehen, daß der Lohn gemeiner Arbeiter für die Dauer nicht höher und auch nicht tiefer stehen kann, als es der Befriedigung der zur Zeit in einem bestimmten Lande nothwendigen Bedürfnisse der Arbeiterklasse entspricht. Der Lohn schwingt auf und ab; er entfernt sich nach Oben oder nach Unten von diesem Punkte, um immer wieder dahin zurückzukehren [1]. Da das Kapital nur innerhalb bestimmter Grenzen sich vermehren läßt, so gibt es für die Arbeiter nur Ein Mittel der Hilfe: Verzicht auf Familiengründung und auf Vermehrung ihrer Zahl [2].

Dieß ist das zweite Gesetz der Culturentwicklung nach der herrschenden „wissenschaftlichen" Theorie. Beide Gesetze der Bevölkerungs- und der Lohntheorie ergänzen sich. Wie verhält es sich nun, im Lichte der Thatsachen betrachtet, mit diesen Naturgesetzen?

Was das Lohngesetz anbelangt, so ist es durchaus unrichtig, daß der Arbeitslohn aus irgend einem nationalen Kapitalfond bezahlt werde. Im Lohne vollzieht sich vielmehr nur ein Kauf- und Tauschgeschäft. Der Unternehmer kauft das Product der täglichen Arbeit auf, um es später mit Gewinn zu verkaufen. Dieses Product wird vom Arbeiter in täglicher Leistung

[1] Vgl. Neurath S. 61.

[2] Diese Theorien bilden die Voraussetzung des Werkes: Elements of social science, welches bereits in der neunzehnten Auflage in England, in der sechsten Auflage in deutscher Sprache und in mehreren Auflagen in französischer und italienischer Sprache erschienen ist. Es ist eines der schamlosesten Werke, welche je den Buchhändlermarkt schändeten. Aus dem großen Absatze kann man auf die Verdorbenheit und Gedankenlosigkeit des „gebildeten" Publikums schließen!

geliefert und dann erst erfolgt die Bezahlung. Um möglichst hohen Profit zu machen, speculirt der Unternehmer auf die Zeit, wo er das gekaufte Product, die Arbeitsleistung, mit dem größten Profite wieder losschlagen und verkaufen kann. Die Zwischenzeit zwischen dem Ankaufe und Verkaufe der Arbeitsleistung könnte den Schein erzeugen, als ob das Kapital aus vorhandenen Fonds vorgeschossen würde. Dieß ist aber um so mehr eine Täuschung. als der Unternehmer in mindestens 90 Fällen von 100 mit Werthen der Zukunft, mit Creditmitteln bezahlt durch Anweisung auf die Zeit, wo er voraussichtlich das Arbeitsproduct als Tauschwerth mit Gewinn weggeben kann.

Nicht von einem vorhandenen Kapitalfond hängt die Beschäftigung der Arbeiter ab, sondern von der Consumtionsfähigkeit[1]. Es kann Kapital in großem Ueberflusse geben und dennoch feiern die Hände des Arbeiters, wie dieß heute überall in der Welt thatsächlich der Fall ist. Die Ursache liegt in dem Mangel an Consum, an Nachfrage nach Arbeitsproducten. Der Consum ruft die Production hervor, nicht das Kapital. Letzterem fällt nur die Aufgabe zu, dem Bedürfnisse des Consums entgegenzukommen. Wenn auf irgend einem See großer Verkehr sich entwickelt, so wird ein Dampfschiff gebaut, weil das Bedürfniß und die Consumtionsfähigkeit vorhanden ist. Der reichste Besitzer einer Fähre dagegen wird kein Dampfschiff bauen, so lange mit den Kähnen dem Consum hinreichend zu genügen ist. Das Kapital ist nur ein Instrument der Production, welch letztere ausschließlich von der Consumtion abhängt. Wo diese mangelt, ist das Kapital, mag es in noch so hohen Fonds vorhanden sein, zur Unthätigkeit und Unfruchtbarkeit verurtheilt.

Nicht das Kapital beschäftigt die Arbeit und ruft Production hervor; gerade das umgekehrte Verhältniß ist der Fall. Das Kapital wird von der Arbeit erzeugt, indem das tägliche Arbeitsproduct, welches vom Unternehmer angekauft wird, immer einen höhern Werth besitzt, als der Arbeitslohn beträgt. Je mehr Arbeit geliefert wird, um so mehr wächst das Kapital; mit der Abnahme der Arbeitsleistung vermindert sich auch das Kapital.

Kein Volk kann von aufgehäuften Fonds leben, sondern das tägliche Brod muß in alltäglicher Production erarbeitet werden. Niemals und nirgends wird die Production von angeblichen Lohn-Kapital-Fonds bedingt, sondern von einer gerechten Vertheilung des täglichen Arbeitsertrages, wodurch die Consumtionsfähigkeit geweckt und gesteigert wird. Man gebe Milliarden und Milliarden nach Konstantinopel, Tunis, Marokko u. s. w. Wird dadurch Production hervorgerufen? Gewiß nicht, im Gegentheile, nur die Preisverhältnisse werden sich ändern, und die Verarmung wird in noch viel rascherer Zeit zunehmen und sich steigern!

[1] Vgl. unsere Ausführungen S. 194 ff.

Umgekehrt braucht die englische Regierung den Irländern mit keinerlei Lohnkapital zu Hilfe zu kommen, sondern nur eine angemessene, rationelle und gerechte Theilnahme der Irländer an Grund und Boden ermöglichen. Durch die tägliche Arbeitsleistung werden in wenigen Jahren die Armuth und das Gespenst der Uebervölkerung verscheucht sein, Wohlstand und Reichthum werden erarbeitet werden. Gerechte Vertheilung des Arbeitsertrages bedingt die Consumtionskraft und diese hinwiederum bedingt die Ausdehnung der Production. Jede Schwächung der Consumtionskraft durch Ausbeutung und Auswucherung der Massen muß sofort eine Einschränkung der Production im Gefolge haben oder Ueberproduction hervorrufen.

Das Kapital hat nur insoweit Einfluß auf die Production, als es die gefährliche Macht besitzt, die Vertheilung des Arbeitsproductes zu bestimmen. In welcher Weise hievon Gebrauch gemacht wurde, ist in vorstehenden Abhandlungen zur Genüge erörtert. Unterstützt wurde dieser Proceß der Ausbeutung durch die falsche Theorie, daß die Production von vorhandenen Kapitalfonds abhängig sei. Niedriger Lohn und hoher Kapitalgewinn galten daher immer als anzustrebendes Ziel. Einzelne werden auf diesem Wege allerdings rasch reich, aber der allgemeine Wohlstand und damit die Consumtionsfähigkeit schwindet, die Production findet immer weniger Absatz, Ueberproduction und Elend (die relative Uebervölkerung) sind die nothwendigen Resultate. Nicht kapitalistische Ausbeutung zu Gunsten Einzelner, sondern der möglichste Antheil Aller am Productionsertrage muß das Ziel der Volkswirthschaft sein, weil nur auf diesem Wege die Consumtion gesteigert und die Production erweitert werden kann. Wo das Product der Arbeit nur den Kapitalgewinn schwellt und der Arbeitsertrag nur in geringem Antheile den Arbeitern zufällt, stellt sich die Verarmung mit unerbittlicher Consequenz ein. Dann verzehrt sich auch das Kapital sehr rasch, indem es überwiegend von der Ausbeutung sich nähren muß. Hohe Löhne und Vergrößerung des nationalen Kapitals bedingen sich gegenseitig. Niedrige Löhne sind das Anzeichen, daß der allgemeine Wohlstand im Schwinden begriffen ist, daß die Kapitalien von Ausbeutung leben und daß die großen Vermögen die kleinen aufsaugen. Dieß ist die Situation der heutigen Volkswirthschaft. Massenhafter Reichthum Einzelner hier, das Elend der Massen dort.

Von eminenter Wichtigkeit ist, daß der Grundstamm der Nationen, die landwirthschaftliche Bevölkerung durch rationelle Theilnahme an Grund und Boden und durch Schutz gegen kapitalistische Ausbeutung eines möglichst hohen Maßes von Wohlhabenheit sich erfreue. Fällt die bäuerliche Bevölkerung der Verarmung anheim, dann sind die Krisen mit Ueberproduction und Uebervölkerung unvermeidlich. Wenn heute Frankreich sich noch des günstigsten Loses erfreut, wenn die Hilfsquellen dieses Landes unerschöpflich

scheinen, wenn es von den Krisen am wenigsten heimgesucht wird, dann liegt die Erklärung in dem Umstande, daß die dortige landwirthschaftliche Bevölkerung die verhältnißmäßig größte Consumtionsfähigkeit besitzt. Der Ertrag von Grund und Boden ist für Alle bestimmt und muß Allen dienen, und deßhalb muß Grund und Boden der Ausbeutung durch das egoistisch speculirende Kapital entzogen werden.

Das angebliche Naturgesetz Buckle's, daß der Arbeitslohn das Resultat des Verhältnisses der vorhandenen Kapitalfonds und der Arbeiterzahl sei, existirt nicht; es ist nur eine Abstraction aus den thatsächlichen Erscheinungen des egoistischen Ausbeutungskampfes. Ganz anders gestaltet sich das thatsächliche Verhältniß, wenn das Interesse der Gesammtheit zum Ausgangspunkte genommen wird. Nicht der eingebildete Kapitalfond ist die bewegende Macht für die Production, sondern das Bedürfniß, die Consumtionskraft, deßhalb darf nicht der möglichste Kapitalgewinn, sondern muß die möglichste Theilnahme Aller an den Arbeitsproducten, die Pflege der Consumtion Ziel der Volkswirthschaft sein. Dieß liegt nicht bloß im Interesse der Arbeit, sondern auch des Kapitals, weil letzteres nur durch die Production thatsächlich vermehrt[1] werden kann und nur dann möglichste Veranlagung findet, wenn die consumtive Kraft gehoben wird. Dann wird das Kapital nicht mehr in der traurigen Lage sein, immer nur auf Wucher und Aneignung von Liedlohn speculiren zu müssen. Statt der Ausbeutung fällt alsdann dem Kapitale die schöne Aufgabe zu, die Bedürfnisse der Consumtion zu erkennen und die productive Kraft der Arbeit auf entsprechende neue Bahnen zu lenken. Das Kapital wird, sobald es die Interessen der Gesammtheit im Auge hat, eine die Cultur fördernde Macht werden, während das heutige egoistische Kapital die culturfeindlichste Macht ist, indem es die Arbeit ausbeutet, die Naturkräfte zerstört, die Schätze früherer Cultur, die Früchte gehäufter Arbeit erschöpft.

Beruht das angebliche Naturgesetz der Lohntheorie, als ob die Arbeiter aus einem Lohnfond gespeist würden, während doch der Lohn thatsächlich nur das Ergebniß des Arbeitsproductes ist und täglich erarbeitet wird, auf einer Illusion, so ist das andere malthusianische Naturgesetz, die Bevölkerungstheorie, nichts als Humbug.

Pflanzen und Thiere haben die Befähigung, sich sehr rasch in riesiger Weise zu vermehren. Man weist auf die Thatsachen hin[2], daß ein einziges Lachspaar, wenn es in seiner Reproductionskraft vor seinen natürlichen Feinden geschützt würde, den ganzen Ocean bevölkern könnte; daß ein Kaninchenpaar sich über einen ganzen Erdtheil verbreiten würde; daß viele

[1] Das ausbeutende Kapital ändert nur die Eigenthumsverhältnisse; was der Ausbeutende erwirbt, wird dem Nächsten genommen.

[2] Vgl. Henry George Buch 2, Kap. 3.

Pflanzen ihre Saat hundertfach ausstreuen und einige Insecten Tausende von Eiern legen; daß diese massenhafte Verbreitung gewaltsam durch zahlreiche Feinde beschränkt und verhindert werden muß. Dasselbe sei beim Menschen der Fall, behaupten Malthus und Darwin[1]. Auch die menschliche Bevölkerung würde in unermeßlicher Weise sich vermehren, wenn nicht niedriger Lohn und Noth, Hunger und Krankheiten den überschüssigen Theil der Bevölkerung beseitigen würden.

Die Thatsachen im Pflanzen- und Thierreiche kennen wir vollständig an, aber diese Thatsachen stützen keineswegs die Behauptung der Darwinianer bezüglich der Menschheit. Im Gegentheile, diese Thatsachen sind eine directe Widerlegung der Hypothese, daß die Bevölkerungszahl rascher wachse, als die Unterhaltsmittel. Woher nimmt der Mensch seine Nahrung und seine Unterhaltsmittel? Aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Indem nun Pflanzen und Thiere eine zehn-, hundert- und tausendfache Reproductionskraft besitzen, während die Menschenzahl in derselben Zeit sich kaum zu verdoppeln vermag, so ist damit bewiesen, daß die Unterhaltsmittel viel rascher zunehmen können[2], als die Zahl der Menschen. Um das rasche Anwachsen der Bevölkerung zu beweisen, verweist man gerne auf Amerika, wo die Bevölkerung in kurzem Zeitraume sich verdoppelt hat. Man vergißt aber hinzuzusetzen, daß in derselben Zeit der Ertrag der Arbeit und der Unterhaltsmittel sich nicht etwa bloß verdoppelt, sondern zum allermindesten verzehnfacht hat, so daß Amerika mit den Producten seiner Arbeit die halbe Welt überschwemmen kann.

Der Mensch besitzt nur eine beschränkte, das Thier- und Pflanzenreich eine unermeßliche Reproductionskraft. Der Mensch vermag letztere Kraft zu pflegen und vor den feindlichen Einflüssen zu schützen. Und hierin liegt einer der wesentlichsten Unterschiede des Menschen gegen das Thierreich. Das Thier nimmt Nahrungsmittel, wo es dieselben findet und zerstört sie durch Consumtion einfach, der Mensch dagegen vermag durch seiner Hände[3] Pflege die consumirten Unterhaltungsmittel zu reproduciren. Das Thier findet darum eine natürliche Schranke in den Unterhaltungsmitteln, während der Mensch durch tägliche Arbeit immer wieder reichlich ersetzen kann, was

[1] Darwin selbst sagt (Ursprung der Arten Kap. 3), sein Kampf um's Dasein sei die malthusianische Lehre, „mit vervielfachter Kraft auf das ganze Thier- und Pflanzenreich angewandt".

[2] Die Voraussetzung bildet richtige Vertheilung und Pflege, nicht thierische Ausbeutung und Zerstörung der Unterhaltsmittel, wie letzteres z. B. in Irland geschieht, wo die Eigenthümer den Boden lieber versumpfen lassen, statt ihn bearbeiten und den Ertrag gegen eine kleine Entschädigung den Arbeitern zukommen zu lassen.

[3] Das Wort Buffons, daß die Hand den Menschen zum Menschen mache, enthält ein Körnchen Wahrheit.

er täglich verzehrt. Mit Einem Munde, aber mit zwei Händen kommt der Mensch auf die Welt, ein Hinweis, daß er mehr, als er bedarf, zu erarbeiten vermag. Die dauernden Früchte der Pflege seiner Arbeit nimmt er nicht mit in's Grab, sondern hinterläßt sie seinen Nachkommen.

J. Stuart Mill[1] sagt nun allerdings — und unsere Nationalökonomen schreiben es ihm denkfaul nach —, daß jeder neue Mund ebenso viel Nahrung brauche, wie jeder frühere, daß aber die neuen Hände nicht mehr so viel erzeugen können, wie die früheren. Das verursache der geringe Boden, auf den man zurückgreifen müsse, und die mehr Arbeit erheischende und trotzdem weniger ergiebige Cultur. Malthus, Ricardo, Mill u. s. w. nehmen nämlich an, daß zuvor der üppige, ertragsreichere Boden in Angriff genommen werde und später erst der unergiebige, so daß die Armuth immer mehr zunehmen müsse, je mehr die Zunahme der Bevölkerung die Nothwendigkeit der Bebauung kargen Bodens erzwinge. „Wenn die Bevölkerung dann," meint Mill, „fortwährend zunehme, werde bald die Zeit kommen, wo Niemand mehr das Nothwendigste habe und werde damit abschließen, daß weiterer Vermehrung durch Hungertod ein Riegel vorgeschoben werde."

So viel Worte, so viel Irrthümer. Jedermann, der den Gang der Cultivirung unseres Bodens verfolgt, weiß, daß unsere Vorfahren nicht mit dem üppigen Boden begonnen haben, sondern daß sie zuerst die sandigen Höhen cultivirten, um sodann, bei Zunahme der Bevölkerung in die Ebenen herabzusteigen, die Sümpfe auszutrocknen und den üppigen Boden zu pflegen. Carey hat auch für Amerika diese Art der Besiedlung und Cultivirung erwiesen. Jedermann weiß ferner, daß nicht die fruchtbarsten und üppigsten Länder Asiens, Amerika's und Australiens die bevölkertsten sind, sondern die armen Länder Europas, welche erst durch die unausgesetzte Pflege der Arbeit der Menschenhände die Höhe ihrer heutigen Cultur erlangten. Nicht der geringe Boden muß erst für die Cultur in Angriff genommen werden, sondern der üppigste Boden dreier Welttheile harrt noch der pflegenden Hände der Cultur.

J. St. Mill behauptet ferner (und wieder sind es die Denker der „Nation der Denker", welche die Behauptung gläubig nachbeten), daß „in jedem Stadium der Civilisation eine größere Anzahl von Menschen nicht so gut versorgt werden könne, wie eine kleinere". Das Gegentheil sehen wir alle Tage vor unseren Augen als Thatsache. Je dichter die Bevölkerung, um so größer ist die Fähigkeit, Güter zu produziren. Und zwar wächst mit der Bevölkerung die Fähigkeit der Production in dem Maße, daß große Procenttheile der Bevölkerung, statt auf die Quantität, auf die Qualität des Bedarfes, auf Gegenstände des feineren Lebens ihre Arbeit verwenden, daß Millionen nicht der Hervorbringung von Unterhaltsmitteln, sondern den

[1] Principles livr. I, chap. 13.

höheren, geistigen Interessen dienen können. Nimmt dagegen die Bevölkerung ab, so schwindet sofort die frühere Fähigkeit leichterer Production, und bei ganz dünner Bevölkerung tritt nicht selten Hungersnoth mit ihren Schrecken und Folgen auf.

Die deutschen Professoren verweisen uns freilich auf Irland, Indien[1] u. s. w. Unsere Gegner übersehen dabei nur Eines, daß in diesen Ländern Noth und Hunger nicht deßhalb herrschen, weil die Bevölkerungsziffer absolut zu hoch ist, sondern weil der Ertrag der Arbeit den Arbeitern genommen und geraubt wird. Irland soll allzu bevölkert sein, und doch entbehren drei Fünftel des ganzen Bodens der Cultur! Für den Hungerlohn, welchen die englischen Lords und Ladies, letztere mit Waffen und Pistolen herumstolzirend und die armen Irländer schlechter als Schweine und Hunde behandelnd, den Arbeitern gewähren, ist allerdings die Bevölkerung zu hoch, denn um diesen Lohn kann keine Familie leben. Aber damit ist für absolute Uebervölkerung nichts bewiesen. Schon ist seit 30 Jahren die irische Bevölkerung um drei Millionen gefallen. Wenn sie in den nächsten 30 Jahren noch um drei Millionen sinkt, so wird trotzdem Noth und Elend nicht geschwunden sein. Im Gegentheil, die Verarmung des Landes wird erst recht zunehmen, weil es an Händen fehlen wird, den Boden zu cultiviren. Immer mehr wird der frühere ertragsreiche Boden in Sumpf sich verwandeln.

Ungerechte Ausbeutung, Aneignung von Liedlohn und Wucher können eine künstliche Uebervölkerung hervorrufen, aber dann liegt der Fehler nicht in der absoluten Zahl der Menschen, sondern in einer unsittlichen Art von Vertheilung des Arbeitsertrages. Wo dagegen Allen der möglichste Antheil an den Gütern der Natur in der Zutheilung des Arbeitsertrages zufällt, da gibt es keine Uebervölkerung. Wo Noth und Elend sich einstellen, da sind immer ungerechte Vertheilung, Auswucherung und Ausbeutung durch das Kapital, übermäßige Lasten und Abgaben schuld. Das Heilmittel ist darum nicht in Verminderung der Bevölkerung durch Heirathsverbote oder durch Auswanderung, sondern in der Beseitigung der ungerechten Vertheilung zu suchen. Nimmt die Bevölkerung einmal ab, so ist damit schon die Bahn des Verfalles beschritten und in kurzer Zeit schwindet mit den Einwohnern auch die Cultur. Nicht bloß die Römer und Griechen sind verschwunden, sondern auch ihre Cultur. Schon Plinius[2] erkannte den wirthschaftlichen

---

[1] Die schamlose Ausbeutung Irlands ist bekannt. Ueber die ebenso schändliche Plünderung der armen Hindus vgl. Henry George Buch 2, Kap. 2. Wenn einmal einer der herzlosen Großwucherer und Plünderer von einem ruinirten Opfer angeschossen wird, entsetzt sich die ganze „civilisirte“ Welt. Die grausame und langsame Abschlachtung ganzer Familien und Geschlechter durch englische Lords und jüdische Wucherer findet dieselbe „gebildete“ Welt ganz selbstverständlich.

[2] Latifundia perdidere Italiam.

Fehler, an dem das Römerreiche zu Grunde gehen mußte. Die ungerechte Vertheilung, die Latifundien ruinirten die alten Culturländer. An dieser ungerechten Vertheilung sehen wir vor unseren Augen den Verfall der Länder der britischen Krone; dieselbe Gefahr droht in Folge der Auswucherung von Grund und Boden durch das Kapital allen Ländern Europa's.

Es ist Thatsache, daß der langsamen Vermehrung der Menschen eine hundert=, vielfach tausendfältige Vermehrung der Pflanzen= und Thierwelt, welche der Menschheit die Unterhaltsmittel gewährt, gegenübersteht; es ist Thatsache, daß der Mensch die rasche und hohe Vermehrung der Pflanzen= und Thierwelt zu pflegen und zu schützen vermag und zwar mit um so größerem Erfolge, je dichter die Bevölkerung wird; es ist Thatsache, daß in jeder Gesellschaft, in welcher nicht ungerechte Vertheilung des Arbeitsertrages vorhanden ist, die arbeitenden Hände einen gewissen Wohlstand zu erringen vermögen, und daß mit der Zunahme der Bevölkerung die Fähigkeit der Production wächst; es ist Thatsache, daß jener Theil der Bevölkerung, welcher die Lebensmittel beschafft, die größere Fruchtbarkeit aufweist, während jene Procenttheile, welche geistiger Thätigkeit sich widmen, durchschnittlich kaum die Kraft der einfachen Reproduction aufweisen. Aus diesen Thatsachen folgt, daß das Gespenst der Uebervölkerung nur in der Einbildung existirt und daß die darwinistische Theorie von der Zuchtwahl durch die Noth, in Folge des Strebens nach Uebervölkerung unrichtig und falsch ist.

Die Reproductionskraft der Menschheit ist beschränkt[1] und schwindet um so mehr, je mehr die Leichtigkeit der Production bei dichter Bevölkerung einem großen Procentsatze die Möglichkeit gewährt, geistigen Bestrebungen sich zuzuwenden. Die Angst vor gegenwärtiger Uebervölkerung beruht auf Unkenntniß. Nirgends ist die Zahl der Bevölkerung zu groß, aber vielfach ist die Vertheilung ungerecht. Die Furcht vor künftiger Uebervölkerung ist um so grundloser, als die reichsten und fruchtbarsten Länder der Welt für die höhere Cultur der christlichen Völker noch kaum in Angriff genommen sind[2]. Für die Zahl der Menschen gibt es keine anderen

---

[1] Zahlreiche Kinder werden deßhalb mit Recht nach christlicher Anschauung als Segen gepriesen. Der Spott der Nationalökonomen über diesen Segen entspringt nur ihrer Unwissenheit.

[2] Henry George (Buch 2, Kap. 3) verspottet die „wissenschaftliche" Behauptung, daß die Menschheit die Tendenz habe, durch allzu rasche Vermehrung gegen die Grenzen des Unterhalts zu drängen, in folgender Weise: „Die Thatsachen rechtfertigen sie nicht, die Analogien unterstützen sie nicht. Sie ist eine reine Chimäre, ähnlich jener, welche die Menschen lange verhinderte, die Kugelform und die Bewegung der Erde einzusehen; eine Theorie, wie die, daß bei unseren Gegenfüßlern alles, was nicht befestigt ist, von der Erde herabfallen müsse. Sie ist so unbegründet, wo nicht so grotesk, wie die Annahme, von welcher etwa Adam ausgegangen sein würde, um das Wachsthum seines

Schranken, als den Raum der Erde. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß dieser Raum jemals zu eng wird. Zwei Hände werden immer in der Lage sein, sich Wohlstand oder doch das tägliche Brod zu erwerben, wenn nur die Gesellschaft sittlich hoch genug steht, um Allen möglichsten Antheil zu gewähren und um das Gebot zu verwirklichen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Neuestens spielt gerade in Deutschland die Bevölkerungsfrage wieder eine große Rolle und es gilt in gelehrten und ungelehrten Kreisen als ein Axiom, „daß in Deutschland nicht productiver Boden genug vorhanden sei für die allzu rasche Zunahme der Bevölkerung". Rümelin in Tübingen hat in einer Abhandlung über die Zunahme der Bevölkerung in Deutschland die Thatsache constatirt, daß in den zehn Jahren von 1871—80 nicht weniger als sechzehn Millionen Geburten gegenüber elf Millionen Todesfällen in Deutschland vorgekommen sind, so daß sich ein jährlicher Ueberschuß von einer halben Million ergibt. In den erwähnten zehn Jahren sind 865 000 Personen ausgewandert, so daß die Gesammtvermehrung die Zahl von 4 135 000 erreicht hat. Um diese große Vermehrung anschaulich zu machen, gebraucht Rümelin ein Gleichniß. Es komme auf dasselbe hinaus, als ob der Herrscher einer großen Provinz, die mehr Einwohner zähle als Baden, Hessen und Elsaß zusammen, seine ganze Bevölkerung nach Deutschland geworfen hätte, ohne Grund und Boden abzutreten. Die Erhaltung dieser vier Millionen koste jährlich 1240 Millionen Mark, sieben Millionen Morgen Land seien nöthig, um das Getreide dafür hervorzubringen, und eine Vermehrung des Viehstandes um eine Million sei erforderlich, um den Bedarf an Milch und Fleisch zu decken. Es sei ganz

---

ersten Kindes nach dessen erstmonatlichem Fortschritte zu berechnen. Von dem Umstande ausgehend, daß dasselbe bei der Geburt zehn Pfund, nach acht Monaten aber schon zwanzig Pfund wog, konnte er ein ebenso überraschendes Ergebniß herausrechnen, wie das von Malthus, nämlich daß der Junge im Alter von zehn Jahren so schwer wie ein Ochs, mit zwölf Jahren so schwer wie ein Elephant und mit dreißig Jahren nicht weniger als 175 716 339 548 Tonnen schwer sein müsse. Thatsächlich haben wir nicht mehr Grund, uns über den Druck der Bevölkerung auf den Unterhalt zu beunruhigen, als Adam, sich wegen des schnellen Wachsthums seines Baby zu quälen . . . Die Vermehrungstendenz ist nicht eine gleichförmige, sondern stark da, wo Zunahme der Bevölkerung erhöhten Wohlstand (z. B. Amerika) verleiht und wo die Fortdauer des Menschengeschlechtes von der durch ungünstige Umstände (z. B. Irland) herbeigeführten Sterblichkeit bedroht ist. Sie schwächt sich ab, sobald die höhere Entwicklung des Menschen möglich wird und die Fortdauer des Geschlechtes gesichert ist. Mit andern Worten: das Bevölkerungsgesetz stimmt mit dem Gesetze der geistigen Entwicklung überein und ist demselben untergeordnet, und die Gefahr, daß menschliche Wesen in die Welt gesetzt werden könnten, welche für sie keine Unterhaltungsmittel habe, entsteht nicht aus Satzungen der Natur, sondern aus socialen Mißverhältnissen, welche inmitten des Reichthumes Menschen zum Mangel verurtheilen."

unmöglich, daß die Zunahme der landwirthschaftlichen Production gleichen Schritt halte mit der Zunahme der Bevölkerung.

Dieß die Theorie und ihre Zahlenbelege. Das malthusianische System mit der ganzen Rohheit der Auffassung und Sprache beherrscht in Deutschland wieder die Köpfe und veranlaßte den Berliner Professor Adolf Wagner bei einer seiner Programmreden im Wahlkreise Fürth-Erlangen zu dem Ausrufe: „Die deutsche Bevölkerung erlaube sich den Luxus, alljährlich 500 000 Kinder mehr in die Welt zu setzen, als sie ernähren könne". Der „christlich[1]-conservative" Berliner Professor entpuppt sich als gelehriger Schüler des trivialen Malthusianismus. Die gelehrten Herren haben ihren englischen Vorbildern auch bereits das Mittel zur Abhilfe entlehnt: Organisation der Auswanderung. Sie wollen Deutschland irische Zustände bereiten.

Wer die Geschichte des Wachsens der Bevölkerung studirt, findet, daß Uebervölkerung immer das Resultat ungerechter Vertheilung des Arbeitsertrages ist. Will man den Gefahren der Uebervölkerung begegnen, so muß die Ursache derselben, die ungerechte Aneignung fremden Arbeitsertrages beseitigt werden. Niemand, welcher unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland kennt, kann der Behauptung widersprechen, daß unser Boden leicht ein Fünftel, ja sogar ein Drittel mehr Erträgnisse in den Jahren 1871—80 hätte liefern können, wenn unseren Landwirthen nicht die Mittel zu besserer Düngung und Pflege, zu Culturen und Drainagen gefehlt hätten. Hätte aber unser Boden ein Fünftel mehr Ertrag geliefert, so wären auch die Mittel für die Zunahme der Bevölkerung vorhanden gewesen.

Unser Boden wird vom Kapitale ausgebeutet, unsere Bodenschätze erschöpfen sich, alljährlich werden Milliarden von Werthen unserem Boden entzogen und vom Wucherkapitale verschlungen: dieß sind die Gründe der Noth und des Elendes der Uebervölkerung und des Niederganges unseres Wohlstandes. Hier ist nicht mit den Mittelchen unserer Professoren und Volkswirthschaftler, nicht mit der beliebten Auswanderung zu helfen, sondern einzig und allein durch Schutz unserer Landwirthschaft und der productiven Arbeit überhaupt gegen Ausbeutung durch das wuchernde Kapital. Hört diese Ausbeutung auf, dann wird die landwirthschaftliche Production mit der Zunahme der Bevölkerung ganz gut gleichen Schritt zu halten vermögen.

Rümelin sucht die Unmöglichkeit der Erhaltung des Gleichgewichtes

[1] Diese Aeußerung Wagners zeigt wieder so recht, welchen Humbug man im protestantischen Norden mit dem Namen „christlich" treibt. Wagners Ausspruch entspringt einer völlig heidnischen Lebensauffassung und Weltanschauung und steht mit den Principien des Christenthums in directestem Widerspruche.

zwischen der Zunahme der Bevölkerung und der Production durch weitere Zahlen zu erhärten. Im Jahre 1890, meint er, werde unsere Bevölkerung schon auf 50, im Jahre 1900 gar schon auf 57 Millionen angewachsen sein. Dergleichen Berechnungen und Zahlen mögen den Unwissenden imponiren, sie beweisen aber nichts für denjenigen, welcher die geschichtlichen Thatsachen, den Gang unserer Cultur und Civilisation kennt. Die Zunahme der Bevölkerung bleibt sich nämlich nicht gleich. Sie ist dort groß, wo dem Geschlechte große Gefahren drohen; sie vermindert sich sofort, sobald die Gefahren der Noth verschwunden sind und der Bestand der Gesellschaft gesichert erscheint. Diese Thatsache ist unleugbar, wird aber von den Malthusianern ignorirt. Alle Berechnungen der Malthusianer entbehren darum des wissenschaftlichen Bodens und der thatsächlichen Wahrheit.

Angenommen aber auch, die Bevölkerung Deutschlands vermehre sich in der von Rümelin vorausgesetzten Weise, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß unsere landwirthschaftliche Production nicht gleichen Schritt halten könnte. Mit der Zunahme der Bevölkerung werden auch die pflegenden und befruchtenden Hände sich mehren und dem Boden ein entsprechend höheres Maß der Früchte abgewinnen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß die Arbeit nicht ausgeplündert wird. Heute muß der Landwirth, unter dem Drucke des Wuchers, das Vegetationskapital erschöpfen; zu einer intensiven Pflege und Befruchtung ist unter der Herrschaft des aussaugenden Kapitals nirgends mehr die Möglichkeit geboten. Die Herrschaft des wuchernden Leihkapitals ist zu brechen, dann wird mit zunehmenden Arbeitskräften auch die landwirthschaftliche Production sich steigern und die Gefahr der Uebervölkerung ist überwunden.

Diejenigen, welche das Elend und die Noth, deren Ausdruck die nur relative Uebervölkerung ist, durch die Auswanderung beheben wollen, handeln ebenso klug, wie ein Arzt, welcher die Schwindsucht durch Aderlassen zu curiren sucht. Solche Mittel heilen nicht, sondern beschleunigen nur die Zerstörung. Wurde etwa durch die Millionen und Millionen von Auswanderern das Elend in Irland beseitigt? Nein, die Noth nahm mit abnehmender Bevölkerung zu und das Elend wurde noch intensiver. Trotz aller Auswanderungen steht England heute vor der Nothwendigkeit, gegen Auswucherung und Ausbeutung endlich Schranken errichten zu müssen. Gladstone[1] erweist sich bei dieser Gelegenheit als ein viel tiefer blickender

[1] Seine irische Landbill besteht im Wesentlichen aus folgenden Punkten: a) Ein Gerichtshof regelt die Verhältnisse zwischen Eigenthümer und Pächter, vorerst auf fünfzehn Jahre; b) der Pächter erwirbt gewisse Rechte auf sein Pachtgut. Das zu Verbesserungen verwendete Kapital muß der Eigenthümer dem Pächter ablösen. Letzterer kann seine Rechte auch an einen Dritten verkaufen; c) der Pächter soll Grund und Boden erwerben können. Zu diesem Behufe schießt ihm der Staat drei Viertel des

Staatsmann, als seine „conservativen" Gegner von dem Schlage des verstorbenen Disraeli und des Lord Salisbury. Wohl begnügte sich auch Gladstone mit einem sehr bescheidenen Anfange, aber diese Anfänge schließen wenigstens die Möglichkeit der Fortbildung in sich. Und das Schlußresultat kann nicht zweifelhaft sein. Feste Pacht, Anerkennung des Rechtes auf die Früchte der Arbeit des Pächters, erblicher Besitz des Pachtgutes gegen die stipulirten Leistungen und Möglichkeit der Amortisation der letzteren, dieß wird und muß das Resultat der Entwicklung sein, wenn die irische Frage einer gedeihlichen Lösung entgegengehen soll.

In England und Irland, theilweise auch in Norddeutschland (Schlesien) wurden durch die Reformation die Rechte der Bauern und Taglöhner zu Gunsten weniger Besitzer confiscirt und das ländliche Proletariat entstand. Im katholischen Deutschland, wo der Bauernstand auf seinem Boden sich erhielt, droht ihm heute der Untergang durch das wuchernde Leihkapital. Schon zeigen sich die Anfänge des Proletariates, des Elendes, der Uebervölkerung. Die Organisation der Auswanderung ist das sicherste Mittel, unsern Bauernstand einem raschen Ruine entgegenzuführen und die irischen Zustände auf Deutschland zu übertragen. Die arbeitsamen Hände verlassen das Land, das Elend bleibt.

Die Bauernfrage ist heute die wichtigste Seite der sogen. socialen Frage. Wird Grund und Boden nicht der Ausbeutung durch das Privatkapital entzogen, dann gibt es keine Rettung. Die Versuche, durch Schutzzölle, Aenderung des Steuersystems, durch Organisation der Auswanderung Hilfe zu bringen, mögen sehr gut gemeint sein, aber sie berühren den wunden Punkt nicht. Das Uebel wird forteitern und unsern Wohlstand zerstören; Elend und Uebervölkerung werden immer drohender werden.

Dort, wo die Vertheilung der Güter der Erde nach christlichen Grundsätzen sich vollzieht, wo die productive Arbeit Schutz findet und nicht um ihren Lohn geprellt wird, gibt es keine Uebervölkerung. Aufgabe der Gesellschaft ist es, für Zustände zu sorgen, daß Jedem, der arbeiten will, das tägliche Brod im Lohne zu Theil werde. Dieses Ziel erreicht man nicht dadurch, daß man die Schmarotzer und Wucherer, Schacherer und Speculanten im Lande behält und die arbeitsamen Hände zur Auswanderung ermuntert und nöthigt, sondern dadurch, daß man die Arbeit schützt und den lucrativen Erwerb auszurotten sucht. Wollt ihr eine Auswanderung organisiren, so entführt über den Ocean diejenigen, welche vom Werthe der Arbeit Anderer leben, welche vom Schweiße der Arbeit des Nächsten sich mästen, aber erhaltet dem Lande die arbeitsamen Hände.

---

nöthigen Kapitals vor, das letzte Viertel hat der Pächter selbst aufzutreiben. Das staatliche Vorschußkapital wird in 35 Jahren dadurch getilgt, daß eine jährliche Rückzahlung von fünf Procent (Zins und Amortisation) erfolgt.

Der Angst vor Uebervölkerung liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Die Gaben der Natur werden den Menschen nicht im Ueberflusse zu Theil. Im Schweiße des Angesichts, nur mit Mühe und Anstrengung ist das tägliche Brod zu erwerben. Auch diejenigen, welche das tägliche Brod bereits besitzen, sind verpflichtet, für den Besitz der Gesammtheit thätig zu sein. Mit Recht bemerkte Böhmer: „Ich glaube, daß Jeder, der vor der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat, nicht dem täglichen Brode nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei, seine Zeit und Kräfte den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solchen nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne".[1]

Diese Wahrheit wird heute von einem großen Theile der Bevölkerung mißachtet. Ueberall, wo christliche Gesinnung und Gesittung abhanden gekommen ist, herrscht das Streben vor, ohne Arbeit, durch unsittliche Speculation, Ausbeutung und Wucher Vermögen zu erwerben. Auf diese Weise werden Tausende und Tausende um den Ertrag der Arbeit gebracht, auf diese Weise entsteht dann das Elend, die bleiche Noth, die Uebervölkerung.

Nicht Schutzzoll und nicht Organisation der Auswanderung bieten Heilmittel gegen Uebervölkerung, sondern einzig und allein christliches Bewußtsein und christliches Handeln. Krieg dem lucrativen Erwerbe, Schutz der Arbeit: dieß ist das Heilmittel, welches das Elend ausrottet und das Gespenst der Uebervölkerung verscheucht[2].

Damit sind die wirthschaftlichen Voraussetzungen der heutigen „wissenschaftlichen" Theorie über Fortschritt und Cultur als unhaltbar beseitigt. Nicht die Noth, nicht der Concurrenzkampf bringt die Auslese des Besten und Tüchtigsten hervor. Im Gegentheil tritt mit der Ueberhandnahme von Noth und Elend auch das Fallen und Sinken der Völker ein. Wo die Noth überwuchert, verschwindet die Cultur, wo die Bevölkerung abnimmt, ist die Civilisation im Rückgange begriffen. Die Beobachtung der Thatsache, daß die Lebewesen den Drang und die Kraft besitzen, sich rascher zu vermehren als die Unterhaltsmittel, trifft beim Menschen nicht zu. Gerade in dem übermäßigen Wachsen der Pflanzen und Thiere findet der Mensch die Macht, die Unterhaltsmittel dem jeweiligen Bedarfe anzupassen — durch pflegende und schützende Hand. Der Mensch lebt nicht, wie das Thier, von Raub und Plünderung, sondern von dem, was seine Hände erarbeiten. Je mehr diese arbeitenden Hände zunehmen, um so rascher und

[1] Janssen, Böhmers Leben und Anschauungen S. 127.

[2] Vgl. auch unsere Ausführungen oben S. 87—101.

leichter wird das tägliche Brod erworben. Fünfzig vereinigte und organisirte Arbeiter produciren viel mehr als fünfzig isolirte Arbeiter. Das ist eine Thatsache, welche Jeder täglich beobachten kann.

Der Mensch unterscheidet sich in der Aneignung der Unterhaltsmittel vom Thiere nicht bloß durch pflegende Arbeit, sondern auch dadurch, daß Nahrung und Wohnung, Kleidung und Fortpflanzung nur die unterste Stufe seiner Existenz bilden. Sofort erhebt er sich zu höherm Ringen und Streben, zu edlern und freiern Bedürfnissen im sinnlichen Leben und zur Erforschung der Probleme des geistigen Lebens. „Die Augen des Geistes öffnen sich und der Mensch sehnt sich nach Wissen. Er trotzt der versengenden Hitze der Wüste und den eisigen Stürmen der Polarmeere, aber nicht der Nahrung wegen; er wacht die ganze Nacht, aber um das Kreisen der Gestirne zu beobachten; er häuft Arbeit auf Arbeit, um einen Hunger zu befriedigen, den kein Thier fühlt, einen Durst zu löschen, den kein Thier kennt. Hinaus in die Natur, hinein in sich selbst; zurück durch die Nebel, welche die Vergangenheit verbergen, vorwärts in die Dunkelheit, welche die Zukunft einhüllt, bringt die rastlose Sehnsucht, welche erwacht, sobald die thierischen Bedürfnisse befriedigt schlummern. Hinter den Dingen spürt er ihren Gesetzen nach; er will den Quellen des Lebens bis zu ihrem Ursprung nachgehen. Und wenn dann der Mensch seine edlere Natur entwickelt, entsteht in ihm das noch höhere Verlangen, das Leben besser und schöner zu machen, Mangel und Sünde, Sorge und Schande zu beseitigen. Er arbeitet für die, welche er niemals sah, nie sehen kann; für eine Gerechtigkeit, welche erst kommen kann, lange nachdem die Erdschollen auf seinen Sarg geworfen wurden. Er müht sich ab selbst da, wo wenig Beifall von den Menschen zu erwarten ist, wo die Steine scharf und die Gestrüppe dicht sind. Mitten unter dem Spotte der Gegenwart und dem Hohne, welcher gleich Messern schneidet, baut er für die Zukunft; er baut sich den Weg durch das Dickicht, den die fortschreitende Menschheit hernach zu einer Landstraße erweitern kann. In immer höhere, großartigere Sphären steigt und ruft das Verlangen und ein Stern, der im Osten aufgeht, leitet ihn weiter. Seht jetzt, die Pulse des Menschen schlagen mit der Sehnsucht Gottes!“[1]

Die „Naturgesetze“, welche die bisherigen „wissenschaftlichen“ Vertreter der materialistischen Weltauffassung für sich angerufen haben, erweisen sich bei näherer Betrachtung als Einbildungen, Phantasien und Gespenster. Nicht die Natur bestimmt den Menschen, sondern des Menschen Hände bestimmen die Cultur der Erde[2]. Nicht Uebervölkerung und Vernichtungskampf, son-

---

[1] Henry George Buch 2, Kap. 3. Henry George, früher ungläubig, wurde, wie er selbst erzählt, durch seine socialen und wirthschaftlichen Studien wieder zum Glauben an Gott und zur Wahrheit des Christenthums zurückgeführt.

[2] Hierin besteht ein himmelhoher Unterschied zwischen Mensch und Thier. Die

dern Vermehrung und Vereinigung bedingen den Fortschritt. Endlich ist auch die Behauptung, daß durch erbliche Uebertragung der jeweilige Fortschritt fixirt und zu einer Stufe neuen Fortschritts werde, sinnlos und grundlos. Geschichte und thatsächliche Beobachtung beweisen mit Evidenz, daß die Fortschritte der Cultur und Civilisation niemals durch erbliche Uebertragung fortgepflanzt werden können. Die phönizische und ägyptische, griechische und römische Civilisation verschwand zugleich mit den Völkern, welche Träger dieser Civilisation waren. Die heutigen Culturvölker haben ihre Civilisation nicht durch erbliche Uebertragung von Griechen und Römern; die germanischen Völker standen vielmehr der griechischen und römischen Civilisation höchst feindselig gegenüber.

Aber auch heute zeigt jede Beobachtung, daß Fortschritt nicht erblich übertragbar ist[1]. Die Söhne der hervorragendsten Männer sind durchschnittlich sehr unbedeutend, ja die Nachkommen geistig bedeutender Männer sterben regelmäßig sehr rasch aus. Die Männer, denen die Welt den größten Anstoß zu neuen Fortschritten verdankt, stammten meist von unwissenden Eltern ab.

Der Fortschritt ist von geistigen Ursachen bedingt; die religiös-sittliche Erziehung und die intellectuelle Bildung der Gesellschaft theilen sich dem Individuum mit, aber nur nach langem Ringen. Das Individuum muß diese geistigen Güter erwerben; der Mensch bekommt sie nicht als erbliche Uebertragung mit, sondern muß sie in beharrlicher Arbeit als Eigenthum sich erst erringen. Die natürliche Begabung und Anlage, das Genie wird rascher diese Aneignung vollziehen und tiefer blicken. Dennoch ist es eine unleugbare Thatsache, daß die Menschheit die größten und dauerndsten Errungenschaften nicht dem Genie, sondern dem Charakter, nicht dem Wissen, sondern dem Können verdankt. Der Charakter ist aber durchaus individueller Natur und wird durch die jeweilige religiös-sittliche Erziehung bedingt; der Charakter ist nicht angeboren, sondern wird anerzogen. Die sittlichen und geistigen Fortschritte, in denen die Civilisation besteht, wurzeln nicht in erblichen Anlagen der Individuen, sondern sind das Gemeingut der ganzen Gesellschaft, sind erworbenes Eigenthum, welches keine unbedingte Dauer hat, sondern jeder Zeit verloren gehen kann. Und thatsächlich sehen wir,

---

Bedürfnisse des Thieres sind einförmig und feststehend. Der Mensch allein zeigt sich als Herr über die Natur, und das Streben nach Vollkommenheit ist ihm allein eigen. Sein Blick reicht über diese Welt hinaus. Er ist der mythische Baum, dessen Wurzeln im Boden der Erde ruhen, dessen höchste Zweige in den Himmel ragen. Vgl. George Buch 2, Kap. 3.

[1] Henry George Buch 10, Kap. 3: „Ein Kind erbt ebenso wenig seines Vaters Wissen, wie es dessen Glasauge oder künstliches Bein erbt; das Kind der unwissendsten Eltern kann ein Pionier der Wissenschaft oder ein Führer des Denkens werden."

daß diese Fortschritte, diese erworbenen Güter der Civilisation oft genug verloren gegangen sind, daß völlige Vernichtung, wie bei den Culturvölkern des heidnischen Alterthums, oder allmählige Erstarrung und Unfruchtbarkeit eintraten, wie bei den Hindu's und Chinesen. Gegen die geschichtlichen Thatsachen kann die Darwinistische Theorie eines langsamen, aber stetigen Fortschrittes der Menschheit und einer erblichen Uebertragung dieser Fortschritte nicht aufkommen. Die Geschichte zeigt uns nicht, wie die Darwinisten behaupten, fortschreitende Vervollkommnung durch natürliche Zuchtwahl, sondern Untergang civilisirter Völker, an deren Stelle Barbaren treten, Rückschritt, Versteinerung und Verkümmerung ganzer Nationen. In letzterer Beziehung sind die Chinesen und Hindu's eine merkwürdige Erscheinung. Zur Erklärung des großen Unterschiedes zwischen dem Wilden und dem civilisirten Menschen weiß die materialistische Theorie nichts zu sagen, als daß die Civilisirten die Erwachsenen der Natur, die Wilden noch Kinder seien. Die Hindu's und Chinesen erfreuten sich aber schon einer verhältnißmäßigen Civilisation, als die heutigen Culturvölker noch Wilde waren. Sie hatten große Städte, hoch organisirte Staaten, Literaturen, Philosophien, verfeinerte Sitten, bedeutende Arbeitstheilung, vorgeschrittene Gewerbe und Handel, große Baumeister und talentvolle Schiffbauer, Ingenieure, welche große Bewässerungswerke und schiffbare Kanäle herstellten[1] — Alles schon zu einer Zeit, als unsere Ahnen wandernde Barbaren waren, im Sommer Krieg führten und im Winter in Hütten und Zelten von Bärenhäuten wohnten.

Die Darwinistische Theorie eines langsamen, aber stetigen Fortschritts durch natürliche Zuchtwahl und erbliche Uebertragung ist, auf die Menschheit angewandt, ein Hirngespinst, eine durch die Geschichte so offen documentirte Unwahrheit, daß nur Befangenheit in angeblichen Naturgesetzen, Beschränktheit in Detailuntersuchungen und Unwissenheit in der geschichtlichen Entwicklung Veranlassung sein konnten, um diese Theorie jemals für die Geschichte der Cultur und Civilisation ernsthaft nehmen zu können.

Die Grundlage und Voraussetzung aller Cultur und Civilisation bildet die Religion. Die Religion muß die intellectuelle Bildung durchdringen und eine einheitliche Weltanschauung begründen; sie muß die sittliche Durchbildung des Charakters vollbringen, dort zur Begeisterung und Thatendrang, hier zu Liebe und Opferfähigkeit anspornen. Sie muß Allen die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten tief in's Herz senken, muß hier die Schaffenskraft wecken um Gottes willen, dort zur Hilfe auffordern für den Schwachen und Hilfsbedürftigen. In der Vereinigung, christlich gesprochen, in der Liebe liegt die Kraft, welche die Völker aus der Barbarei zur

[1] Vgl. Henry George Buch 10, Kap. 1.

Cultur, aus der Rohheit zur Civilisation führt. Diese Kraft wirkt nicht auf die Rasse und Rassenentwicklung, sondern auf die Individuen, nicht mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes, sondern läßt den Einzelnen Freiheit. Liebe und Freiheit bilden die Principien der Civilisation.

Betrachten wir geschichtlich die Entwicklung und den Untergang der Civilisation der heidnischen Völker, so sehen wir sie so lange aufwärts streben, als die Religion ihre intellectuelle Bildung beherrscht, eine einheitliche Lebensanschauung vermittelt und die moralische Kraft zur Thätigkeit für die Gesammtheit verleiht. Mit dem Unglauben senkt sich die Selbstsucht in's Herz, moralische Fäulniß entsteht, intellectuelle Zerfahrenheit erzeugt Unzufriedenheit und Ungewißheit, Spaltung und Sectenbildung, Ekel und Ueberdruß, Wahnsinn und Selbstmord. Jeder Verfall der Civilisation, jeder Untergang der Völker ist auf den religiösen Unglauben zurückzuführen[1].

Die polytheistische Religion der alten heidnischen Culturvölker trug die Keime des Zerfalles in sich selbst, und insofern kann man sagen, daß der Untergang der alten Culturvölker als nothwendig sich darstellte. Auch das Judenthum[2] entbehrte der idealen christlichen Vollkommenheit, welche die Liebe zum Grundstein der ganzen Gesellschaft machte. Die israelitische Religion und Nation war die des Kampfes zwischen dem Naturgesetze und Sittengesetze, zwischen dem Ich mit seiner Selbstsucht und zwischen Gott

---

[1] Man vergleiche die ebenso interessante als gründliche Studie von Dr. Thomas G. Masaryk l. c.

[2] Während der jüngsten russischen Judenverfolgungen erließen die Bibeljuden, d. h. diejenigen Juden, welche den Talmud verwerfen und nur nach dem Pentateuch leben, einen Aufruf, welchen die jüdische „Wiener Allg. Ztg.“ nach dem „Juschnij Krai“ in Nr. 486 (7. Juli 1881) brachte. In diesem Aufrufe an die Juden, welcher mit einem Appell zu einer religiösen und sittlichen Erneuerung schloß, hieß es unter anderem: „Weßhalb hassen die verschiedenen Elemente der russischen Gesellschaft, welche dem Anscheine nach so wenig gemeinsame Interessen besitzen, euch mit einer solchen Einhelligkeit und Einstimmigkeit? Ist dieß wirklich nur Religionshaß? Nein! Unsere Geldliebe, Unersättlichkeit, Habgier, unser Jagen nach schnellem Gewinne, unsere Zudringlichkeit, Hinterlist, unsere übermäßige Putzsucht und Verschwendung, unsere sklavische und dumme Nachahmung des hochmüthigen und zügellosen höheren russischen Adels, unser Wucher, unsere Schänkenhalterei, unser Factorthum und andere Ungerechtigkeiten erbittern wider uns das russische Volk, erwecken den Neid der Kaufmannschaft und die Verachtung der herrschenden Klasse. Es ist unbestreitbar, daß es unter euch ehrliche, arbeitsame, in ihren Wünschen mäßige Leute gibt; aber sie verschwinden in der Masse der Schachertreibenden, welche Tag und Nacht nur an den Rubel und an den schnellen Erwerb denken und kein anderes Interesse kennen ... Brüder, streifet mit kühner Hand den hundertjährigen Schmutz von euch ab. Gebt dem jüdischen Volke feste moralische Ueberzeugung, und damit werdet ihr ihm die Seelenruhe wiedergeben und es in den Augen der Nebenmenschen erheben.“

mit seinem heiligen Willen. Von jeher hat man in dem Stammvater des Volkes, in Jakob, wie er mit Gott ringt und zwar obsiegt, aber eine beschädigte Hüfte davonträgt, das persönliche Sinnbild dieses Volkes gesehen. So hat sich das jüdische Volk nicht so völlig aus dem Naturleben herausgekämpft, um frei und ganz dem Geiste zu gehören, dessen Wesen ist, ebenso in sich als im Andern zu sein, d. h. ohne Selbstsucht und Selbstverkürzung sich hinzugeben oder wahrhaft den Andern zu lieben in Folge des Sieges über sich selbst. So hat auch das Weib in diesem Volke noch nicht die ganze Freiheit und Gleichheit errungen, und so blieb auch die Liebe und Fürsorge, das Erbarmen und Mitleiden gesetzliches Geheiß und Werk, wurde nicht freier Lebenstrieb, nicht Lebensquelle. Auch Jerusalem wurde ein Steinhaufen, das Volk zertrümmert, doch seinem höhern, innern Leben gemäß nicht zerpulvert, wie die heidnischen Völker. Kraft seines Gesetzes und Charakters hat dieses merkwürdige Volk in der Zerstreuung gerade den Zug der Volksliebe in einer rührenden Sorgfalt und Theilnahme für alles die Brüder berührende Weh bewahrt, und auf eine für die Fremden vielfach beschämende Weise bringen die Juden für die Ihrigen die größten Opfer[1]. Leider beschränkt sich diese Sorgfalt nur auf die Stammesgenossen und gegen alle Uebrigen zeigt sich jener harte, selbstsüchtige Erwerbstrieb, der dieses Volk charakterisirt. Schon Moses sah sich genöthigt, diesem Erwerbstriebe gesetzliche Schranken aufzuerlegen dadurch, daß jedes siebente ein Erlaßjahr sein sollte für alle Schuldner und Leibeigenen, während das große Sabbathjahr (nach je sieben mal sieben Jahren) für alle Verhältnisse eine Wiederherstellung, Ausgleichung und Ruhe bringen sollte. Wie die Erfahrung der letzten Jahrzehnte, seit Emancipation der Juden, zeigt, wären solche Gesetze bei allen jenen Völkern nothwendig, unter welchen die Israeliten in größerm Procentsatze den Kampf um's Dasein kämpfen. Die Juden sind die bewußten Träger dieses Kampfes um das Dasein im Erwerbsleben. Die selbstlose Hingabe an Gott, die Hinopferung irdischer Güter um Gottes willen, die freierwählte Armuth und Entsagung — diese erhabenen Tugenden großmüthiger, christlicher Seelen sind den Juden unverständlich. Der fromme Israelite verlangt von Gott für seine Frömmigkeit nicht bloß Aufnahme in Abrahams Schooß, sondern auch irdische Belohnung[2].

---

[1] Vgl. Merz l. c. S. 110. — Außerdem zeichnet die gläubigen Juden das lebhafteste Gottvertrauen aus; es ist ganz wunderbar, wie das kleine Volk in seinen großen Nöthen immer neue Hoffnungen und neuen Trost in seinem Gott fand. Gegenwärtig greift freilich religiöse Indifferenz, Skepticismus und Unglaube unter den Juden immer weiter um sich. Heine, der Dichter der rohen Skepsis, war ein Jude. Vgl. Masaryk S. 223.

[2] Im Allgemeinen charakteristisch ist auch die Stelle in einem der Psalmen: Deus meus es tu, *quia bonorum meorum non eges.* — Döllinger sprach in seiner be-

Und dieß ist einer der Kernpunkte aller alttestamentlichen Erzählungen. In dieser Inferiorität der Auffassung und in dieser wesentlichen Differenz gegenüber der christlichen Weltanschauung liegt bei dem Versuche einer Verschmelzung der Juden mit den christlichen Culturvölkern eine große Gefahr, indem es eine Erfahrungsthatsache ist, daß bei gesellschaftlicher Vermischung verschiedener Lebensanschauungen sehr häufig die schlechtere ansteckend wirkt und den traurigen Sieg davonträgt[1]. Dazu kömmt, daß ein Theil der Israeliten völligem Unglauben verfallen ist, gegen jede Religion mit größter Frivolität sich ausspricht, für die erhabensten Ideen und edelsten Gefühle nur Hohn und Spott kennt. Und gerade diese ungläubige Richtung hat in Literatur und Kunst, in Politik und Volkswirthschaft einen dominirenden, weltbeherrschenden Einfluß sich zu verschaffen gewußt. Man muß die Augen vor den Thatsachen schließen, um die eminenten Gefahren zu übersehen, welche von dieser Seite der Civilisation und Cultur der christlichen Völker drohen.

Der Gang der Civilisation und Cultur der christlichen Völker brachte bald Fortschritte, bald Rückfälle[2]. Die größten Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, die höchste geistige Schaffenskraft und die höchste sittliche Opferfähigkeit, die grundlegenden materiellen Fortschritte und die gerechteste Vertheilung des erarbeiteten Vermögens, die Blüthe des heitern Volkslebens und der Volkspoesie fallen in jene Zeiten und Perioden, wo die christlichen Völker in geistiger und sittlicher Charakterbildung ganz von dem Geiste der Lehre Jesu Christi durchdrungen waren. Sobald der Unglaube in den leitenden Kreisen sich Bahn brach, sobald statt der Liebe die Selbstsucht Platz griff, zeigten sich alsbald die Symptome des Verfalles: Ausschweifung und Elend, ungerechte Vertheilung des Vermögens und Verbrechen, sittliche Fäulniß und intellectuelle Verwirrung, Unruhe und Aufregung des Herzens, gesteigert bis zur Epidemie des Wahnsinns und des Verbrechens. Je mehr die Liebe verdrängt wurde, entstanden Zwistigkeiten und Proceßsucht, innere Kämpfe und äußere Kriege, an Stelle der Freiheit, welche immer zugleich mit der Liebe flieht, erweiterte sich bis in's Unglaubliche das Gebiet des Zwanges. Heute hat die Gefahr den Höhepunkt erreicht. Ideale christliche Lebensauffassung ist in den führenden und leitenden, sogen. „gebildeten" Schichten der Gesellschaft fast gänzlich verschwunden, die Gebildeten sind

kannten Akademierede die Behauptung aus, daß die Juden „christlich und deutsch denken". Wie wenig doch diese Akademieprofessoren das wirkliche Leben kennen!

[1] Das Wort des hl. Paulus: Corrumpunt bonos mores colloquia mala ist auch hier anwendbar. Selbstverständlich ist nur von den Juden als allgemeiner Typus die Sprache. Einzelne Juden zeichnen sich ja durch großen Edelmuth und hohen Opfersinn aus.

[2] Ueber einzelne geschichtliche Phasen vergleiche man die vorausgehenden Abhandlungen II—IV.

materiell und genußsüchtig geworden. Intellectuelle Halbheit, moralische Fäulniß, sociale Zerrissenheit, wirthschaftlicher Krach machen die Völker tief unglücklich. Die Armenanstalten sind voller Armen, die Gefängnisse mit Dieben und Mördern angefüllt; die Irrenanstalten überfüllt von Geisteskranken, die eine Hälfte der Nation gegen die andere erbittert, und eine besoldete Armee, um die eine sowohl, als die andere Partei im Zaume zu halten, gewagte Unternehmungen, eine große Schwächung und Lockerung der Familienbande, Lebensüberdruß und die Epidemie der Selbstvernichtung[1]: das sind Erscheinungen, welche die Gefahr des Verfalles nicht bloß ankündigen, sondern bekunden, daß wir bereits mitten in diesem Verfalle stehen.

Die Vertreter der „Wissenschaft" stellen sich gegen diese Erscheinungen ziemlich gleichgiltig. Die Einen machen es, wie der Vogel Strauß, schließen die Augen und sehen darum überhaupt keine Gefahren, sondern declamiren ruhig fort von Fortschritt und von angeblichen neuen „Errungenschaften", die Andern haben richtig wieder ein „Naturgesetz" entdeckt, welches für den Verfall die Schuld zu tragen hat. Die Völker haben ihre Jugend und ihre Blüthezeit und müssen dann absterben. Verbrechen, Geisteskrankheiten, Selbstmorde und die übrigen Zeichen des Verfalles treten mit Naturnothwendigkeit auf, wie aus der Regelmäßigkeit zu entnehmen ist, mit welcher sie von Jahr zu Jahr sich wiederholen. Es ist die Wirkung eines unabwendbaren Schicksals, wogegen anzukämpfen thöricht und vergeblich ist. So die „wissenschaftliche" Theorie.

Die Uebertragung der Analogie des menschlichen Wachsens und Alterns auf die Völker ist rein willkürlich. Bis jetzt sind die Völker, welche verschwunden sind, immer in Folge religiös-sittlicher Entartung zu Grunde gegangen. Es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Volk, so lange es an seinen höchsten Gütern, an der religiös-sittlichen Bildung festgehalten hat, je verschwunden wäre. Um so weniger existirt die Nothwendigkeit alternden Verfalles bei christlichen Völkern, da in den Lehren und Heilmitteln des Christenthums die Möglichkeit der Erhebung und Besserung immer geboten ist für Einzelne und für Alle.

Auch die angebliche fatalistische Nothwendigkeit, welche in der Wiederholung bestimmter Verbrechen u. s. w. innerhalb bestimmter Zeiträume sich kundgeben soll, beruht nur auf der Kurzsichtigkeit des Statistikers, dessen Blick über seine Zahlen nicht hinausreicht.

Gewiß wird die intellectuelle und noch mehr die sittliche Bildung des Charakters von der Gesellschaft, welche uns erzieht, mächtig beeinflußt. Der Mensch hängt, schreibt Masaryk[2], mit tausend und aber tausend Fäden mit seiner nächsten und entferntesten Umgebung zusammen und hängt bis

---

[1] Vgl. Masaryk S. 114. [2] S. 236.

zu einem gewissen Grade von ihr ab, so daß Vieles, was mit uns geschieht, nothwendig und ohne unser Zuthun geschieht. Aber der Mensch ist kein blindes Werkzeug der Naturkräfte[1], wir hängen nicht ganz und ausschließlich von der Außenwelt ab. Der Außenwelt gegenüber befindet sich unser Bewußtsein, und das gegenseitige Verhältniß ist das der Wechselwirkung, nicht das einfacher Abhängigkeit. Wir können uns bestimmte Zwecke als Ideale hinstellen und vermögen die entsprechenden Mittel zu wählen. Deßhalb aber, weil wir immer dem stärksten Motive folgen, sind wir nicht blind, denn es wirken auf uns auch andere Motive; wir überlegen vor der Entscheidung, wählen und suchen dasjenige Mittel, welches dem Zwecke am besten entspricht. Die Wahl selbst fällt nach unserm Charakter aus, diesen bilden wir aber zum großen Theile selbst. Wir sind für einen schlechten Willen nicht minder verantwortlich, wie für ungenügende logische Denkoperationen, der Wille muß ebenso, wie der Verstand geschult und gebildet werden. Wir können einen vorhandenen schlechten Willen beseitigen oder modificiren durch die Erziehung, durch die Selbsterziehung sowohl, als durch diejenige Bildung, welche uns von Andern zu Theil wird. Wir können jene Grundsätze und Gewohnheiten annehmen, von denen wir erfahrungsgemäß wissen, daß sie unter gewissen Umständen ein bestimmtes Resultat nach sich ziehen müssen. Wir vermögen durch fortgesetztes Streben nach christlicher Vollkommenheit einen Zustand zu erreichen, in welchem wir immer das Bessere vorziehen, sobald wir es erkannt haben. Wir haben die Freiheit, durch das Gute als Gutes bestimmt zu werden, das Gute kann von uns geliebt werden, wir können die Freiheit der sittlichen Vollkommenheit, der Heiligkeit erlangen.

Die Behauptungen der Statistiker beruhen auf einer Verirrung logischen Denkens, auf einer Verwechslung ganz verschiedener Begriffe. Sie geben die Folgerungen aus thatsächlichen, aber veränderlichen Verhältnissen als Naturgesetze aus. Ein Beispiel mag dieß klar machen. „Wenn wir hören, daß sich bisher in einem Lande jährlich 3000 Menschen den Tod gegeben haben, so folgern wir mit Recht, daß sich im nächsten Jahre beiläufig ebenso viele tödten werden. Aber wir setzen bei dieser Folgerung voraus, daß dieselben Umstände bestehen bleiben. Nichts zwingt aber die Gesellschaft, in derselben Lage zu bleiben, sondern sie kann, wenn sie will, ihre Verhältnisse der Art ändern, daß die Selbstmorde nicht mehr verübt werden.

[1] Besonders Buckle hat in seiner „Geschichte der Civilisation“ den Einfluß der Naturkräfte auf Cultur und Civilisation ungebührlich übertrieben. Terrestrische, kosmische und klimatische Verhältnisse sind gewiß nicht ohne Einfluß, aber eine entscheidende Wirkung fällt ihnen nicht zu. Dieß geht doch schon daraus hervor, daß ehemalige Culturländer heute von Barbaren bewohnt sind, auf welche Zone, Boden, Klima keinerlei culturelle Wirkung auszuüben vermögen.

Die Statistik gelangt durch die einfache Zählung der verübten Selbstmorde, Verbrechen u. s. w. nicht zu Naturgesetzen, sondern zu empirischen, abgeleiteten Gesetzen. Es besteht keine Nothwendigkeit, daß diese und ähnliche Verbrechen geschehen müssen. Sie geschehen in Folge von Umständen, welche gegenwärtig bestehen, früher nicht bestanden haben und auch künftig nicht immer bestehen werden; in Folge von Umständen, deren Aenderung in der Macht der Societät liegt.“[1]

Wie sehr die religiöse Weltanschauung einerseits und die Irreligiosität andererseits solche Umstände zu beseitigen oder herbeizuführen vermögen, hat Masaryk in der Geschichte der Selbstmordneigung nachgewiesen[2]. Während in der römischen Kaiserzeit die Selbstmordmanie über das ganze Reich sich verbreitete, „schwindet sie mit der Ausbreitung des Christenthums und das katholische Mittelalter kennt sie gar nicht. Die vereinzelten Fälle, welche berichtet werden, sind nicht die Folge einer allgemein verbreiteten krankhaften Neigung, sondern erklären sich durch einige specielle ungünstige Anschauungen, Institutionen und sociale Zustände der Zeit. Besonders selten kam der Selbstmord bei den Frauen vor und es wird uns geradezu berichtet, daß sich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte ein einziger Fall begeben habe, und zwar soll sich eine Spanierin getödtet haben, weil sie fürchtete, sie werde während der Abwesenheit ihres Gemahles der Leidenschaft nicht widerstehen können. Mag diese Behauptung übertrieben sein, so ist sie jedenfalls nur der Ausdruck der Thatsache, daß im Mittelalter der Selbstmord ganz selten und vereinzelt vorkam. Mit der Renaissance und Reformation wird der Selbstmord häufiger; im 18. Jahrhunderte läßt sich schon eine krankhafte Selbstmordneigung nachweisen und in unserem Jahrhunderte ist diese Neigung schon ganz und sehr stark verbreitet. Für

[1] Vgl. Masaryk S. 238.

[2] S. 128 ff. — Vgl. auch S. 160: „Der Einfluß der mittelalterlichen Kirche war für die Menschheit von großem Nutzen. Die Gemüther wurden für lange Zeit vollkommen befriedigt, die Menschen fühlten sich glücklich, denn die Religion durchgeistigte alle Verhältnisse des Lebens, gewöhnte die Massen an eine geistige Führung und bot in ihrer einheitlichen Weltanschauung einen festen Halt in den traurigen Wechselfällen des mittelalterlichen Lebens. Es gelang, die Sitten und die ganze Lebensanschauung der Menschen derart zu bilden, daß die krankhafte Selbstmordneigung gar nicht entstehen konnte. Der Katholicismus macht seine Anhänger geduldig und gehorsam, er verleiht den Menschen etwas eigenthümlich Sanftes und Mildes und bietet so viel Trost und Hoffnung, daß er den Pessimismus nicht aufkommen läßt.“ — Die katholische Religion, wenn sie die Lebensauffassung des Gläubigen bestimmt, verhindert die Selbstmordneigung, wie schon Comte bemerkte (Philosophie positive V, 308). Freilich kommt es dabei, wie Masaryk richtig betont (S. 91), nicht auf die katholische Matrikel an, in welcher Jemand eingetragen ist, sondern auf wirklich religiöses, kirchliches Leben. Ueber den Einfluß der verschiedenen Religionen auf die Selbstmordneigung vgl. das interessante statistische Material bei Masaryk S. 84 ff.

die vergangenen hundert Jahre läßt sich mit zwingender Evidenz nachweisen, daß der Selbstmord in allen Staaten Europa's regelmäßig zunimmt und daß die krankhafte Neigung an Intensität gewinnt. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich die Selbstmordneigung in den meisten civilisirten Staaten wenigstens verdreifacht, während die Zunahme der Bevölkerung bedeutend langsamer vor sich geht."

Die statistischen Tabellen, welche Masaryk beigibt, beweisen die stetige Zunahme der Selbstmorde in allen Ländern und Staaten. Besonders bedenklich ist die Zunahme der Kinderselbstmorde und Frauenselbstmorde. In Norddeutschland und Frankreich ist die Zunahme der Frauenselbstmorde verhältnißmäßig größer als bei den Männern, was Masaryk auf die Emancipationsbestrebungen mit ihren Verirrungen und Auswüchsen zurückführt.

Als die Ursache der heutigen Massenerscheinung des Selbstmordes[1] gibt Masaryk unsere mangelhafte intellectuelle und moralische Bildung an. „Intelligenz und Moralität sind nicht gleichmäßig und gut ausgebildet und durchgebildet; wir sind zu gescheidt, um gut, zu schlecht, um ganz gescheidt zu sein. Unsere Welt- und Lebensanschauung ist nicht harmonisch, nicht gut und schön genug, um uns lebensfreudig zu machen und zu erhalten. Sagen wir es kurz und offen: Die intellectuelle und moralische Halbheit ist die große Ursache des modernen Lebensüberdrusses. Unsere Halbheit gibt uns einen falschen Maßstab des irdischen Glückes und der Zufriedenheit, unsere Halbheit verbittert uns die Früchte unseres Fortschrittes auf allen Gebieten des praktischen Lebens, unsere Halbheit fordert Jahr aus Jahr ein ungezählte Opfer des Selbstmordes. Diese intellectuelle Halbheit und sittliche Haltlosigkeit erscheint als Irreligiösität, und so ergibt sich uns schließlich, daß die moderne Selbstmordneigung in der Irreligiösität unserer Zeit ihre eigentliche Ursache hat."[2]

Die intellectuelle Bildung, welche in der Gegenwart fast allein und ausschließlich auf Kosten der moralischen gepflegt und erworben wird, bringt wohl äußerliche Verfeinerung, aber noch keine innere Besserung mit sich. Die Halbbildung mit unharmonischer Durchbildung schafft nicht zu befrie-

---

[1] In Deutschland werden alljährlich etwa 9000, in Frankreich 7000, in Oesterreich 2600, in allen europäischen Staaten, aus denen officielle Berichte vorliegen, zusammen mindestens 22 000 Selbstmorde constatirt. Da die statistischen Daten höchstens die Hälfte der verübten und versuchten Selbstmorde aufweisen dürften, so würden in den civilisirten Staaten Europa's jährlich gegen 50 000 Menschen Hand an sich legen. Masaryk, Vorrede.

[2] S. 83—85. Ein deutscher Culturhistoriker wendet hiergegen ein, daß sich doch Menschen das Leben nehmen aus — Religion (religiöser Wahnsinn). Natürlich, wenn das religiöse Gefühl mißleitet wird, führt es zur Geisteskrankheit, wie jedes andere mißleitete Gefühl. Der Grund liegt nicht in der Religion, sondern in der Mißleitung.

digende Bedürfnisse, benimmt die Lust zu nützlicher Arbeit, führt zu wahnwitzigen Grübeleien, zu Ueberhebung und Lebensüberdruß. Der Selbstmord ist bei jenen Nationen am größten, wo die unharmonische Halbbildung am stärksten ist. Neben dieser intellectuellen Halbbildung ist es die moralische Haltlosigkeit, welche die Selbstmordneigung hervorruft. Nach den tabellarischen Uebersichten über die Motive des Selbstmordes, welche Masaryk mittheilt, sind es überwiegend unsittliche Beweggründe. Bessere Beweggründe verschwinden fast neben der hohen Zahl der unsittlichen Motive. Schmerz und Kummer über den Verlust von Angehörigen, Reue und Scham, unglückliche Liebe kommen äußerst selten vor, während das Laster, die Liebe zum Gelde und die schlechten Motive überhaupt äußerst wirksam sind. „Die Sache erscheint noch schlimmer, wenn man bedenkt, daß der Selbstmord in den allermeisten Fällen der gewaltsame Abschluß einer langen Kette von Verirrungen und sittlicher Fehler ist, daß also selbst da, wo das Motiv edel erscheint, die That doch der Ausweg selbstverschuldeter Verzweiflung ist. Fast jeder Selbstmord ist nämlich, wie wir es an der Wirksamkeit seiner Ursachen sehen, lange vorbereitet worden, und deßhalb muß man ihn als das Endziel einer langen Entwicklung ansehen und bekennen, daß die Selbstmörder, mit wenigen Ausnahmen, unsittlich sind."[1] Es beruht die specielle Unsittlichkeit der Selbstmörder auf einer eigenthümlichen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche meist die Folge ausschweifenden, exaltirten Lebens und der Irreligiösität ist.

Der fatalistischen Auffassung von der Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit und Constanz in der Zahl und in den Erscheinungen der Verbrechen, des Wahnsinns und Selbstmordes liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde, die Wahrheit von der Einheit und Solidarität der Menschheit. Das Gute, das Jemand thut, ist sein Eigenthum, aber nicht bloß sein Eigenthum, vielmehr nimmt die ganze Gesellschaft daran Theil. Ebensó ist es mit dem Bösen; die Sünde und das Verbrechen ist die That und Schuld der Persönlichkeit, welche sie verübt. Aber es ist nicht bloß persönliche That, die Gesellschaft wird davon gleichfalls afficirt. Die religiös-sittliche und geistige Atmosphäre, in welche die Persönlichkeit eintritt, übt einen mitbestimmenden Einfluß auf die guten und schlimmen Handlungen aus, und deßhalb nimmt die Societät mit Recht Antheil an den guten Werken der einzelnen Mitglieder; ebenso trifft sie aber auch die Mitschuld an den Sünden und Verbrechen, und diese Schuld müssen darum Alle mitbüßen und mitsühnen[2]. Die erhebende Macht des Beispiels und die verführende Kraft des Aerger-

---

[1] Ibid. S. 75.

[2] Der Psalmist fleht zum Herrn um Schonung wegen der fremden und verborgenen Sünden (ab occultis et alienis peccatis).

nisses sind durch zahlreiche Thatsachen erhärtet. In ersterer Beziehung mag es genügen, auf die Zeit des Martyriums in den ersten christlichen Jahrhunderten und auf die Zeit der Kreuzzüge zu verweisen. Die Verführung des Aergernisses, welches ansteckend wirkt, kann Jeder hinlänglich im täglichen Leben beobachten [1].

Die Statistiker mit ihrem modernen Fatalismus übertreiben diese Solidarität bis zu dem Wahnsinne, daß sie jedes persönliche Verdienst und jede persönliche Schuld verneinen und für Alles die Gesellschaft verantwortlich machen. Es sind meistens dieselben Gelehrten, welche auf ökonomischem Gebiete jede Solidarität zurückweisen und der Persönlichkeit zurufen: „Hilf dir selbst." Hier und dort Uebertreibung! Gerade auf geistigem Gebiete ist der Kreis der persönlichen Freiheit, der Selbstbestimmung und damit der persönlichen Verantwortlichkeit viel größer, als auf ökonomischem Gebiete. Bei dem religiös-sittlichen Handeln übt die geistige Atmosphäre der Gesellschaft mitbestimmenden, aber keinen entscheidenden Einfluß aus. Für jeden Entschluß, für jede Entscheidung ist die Persönlichkeit verantwortlich; dieß sagt uns nicht bloß die christliche Lehre, sondern auch das eigene Bewußtsein. Das geistige Gebiet ist das Gebiet der Freiheit, dagegen ist das ökonomische Gebiet das Gebiet der Gebundenheit. Hier zeigt sich vielfach Ohnmacht und Hilflosigkeit des Einzelnen großen Mißständen gegenüber, und deßhalb ist die solidarische Pflicht auf ökonomischem Gebiete unleugbar. Die Liebe ist es, welche auf geistigem Gebiete sich bestrebt, allen Mitgliedern der Gesellschaft die Freiheit der Entscheidung für das Edle und Gute zu erleichtern und die Verführung deß Aergernisses zu beseitigen. Die Liebe ist es, welche im ökonomischen Leben alle Kräfte vereinigt, sociale Mißstände zu beseitigen und, soweit dieß möglich ist, durch Almosen Hilfe und Trost zu gewähren. Die Liebe ist das Grundgesetz für das geistige und wirthschaftliche Leben der Gesellschaft. Ihre Begleiterin ist die Freiheit. Wo die Liebe schwindet, beginnt der Zwang. „Der Despotismus," sagt Tocqueville, „mag immerhin ohne Religion regieren, die Freiheit vermag es nicht." Der Liberalismus von heute will dagegen eine Freiheit ohne Religion. Er verfällt dafür überall dem Despotismus, und die einzige Freiheit, welche ihm bleibt, ist die, ohne Religion zu sein [2].

---

[1] In Versailles tödteten sich zur Revolutionszeit an einem einzigen Tage 1300 Menschen. Im Hôtel des Invalides erhängte sich, nachdem dort lange Zeit kein Selbstmord vorgekommen, ein Mann; in den folgenden 14 Tagen erhängten sich dann fünf andere. Masaryk S. 120.

[2] Mit andern Worten: daß Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Dieß ist das Einzige, was der aufgeklärte Despotismus gewährte. Der heutige Despotismus will selbst dieß nicht mehr zugestehen: er begnügt sich nicht mit der Freiheit des Unglaubens, sondern er will die Nothwendigkeit des Unglaubens für Alle.

Es ist merkwürdig, wie der ungläubige Despotismus der Neuzeit die Denkkraft der Geister beeinträchtigt. Mit der Abwendung von der christlichen Wahrheit fallen die Menschen von Irrthum zu Irrthum, von Fehler zu Fehler. Die Gegenwart hat entdeckt, daß der Krieg für die Erziehung und Entwicklung der Menschheit ein nothwendiges Mittel sei. Wir stehen da schon wieder vor einem angeblichen „Naturgesetze" in der Geschichte der Cultur und Civilisation.

Moltke erklärte den Krieg für einen Theil der von Gott gewollten Ordnung[1]. Die geistige Verirrung und Verwirrung in der Gegenwart muß weit gediehen sein, um einen solchen Satz aussprechen zu können. „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst": hierin besteht die von Gott gewollte Ordnung und das Gesetz der Menschheit. Der Krieg ist das Gegentheil davon, er ist die Verneinung der Liebe und der Vereinigung, der Krieg verhält sich zum Willen Gottes genau so, wie Sünde und Verbrechen. Der Krieg ist, wie jede Form des Angriffes auf Leben und Eigenthum des Nächsten, selbst Sünde, und nur in jenen Fällen erlaubt, wo auch im Privatleben die Nothwehr Platz greifen kann. Aber selbst in solchen Fällen ist er ein großes Unglück, und diese Wahrheit hat sich dem sittlichen Bewußtsein des Volkes tief eingeprägt. Das Volk sieht in jedem Kriege ein schweres Uebel, eine harte Strafe und Geisel für Sünde und Schuld, und diese Volkserkenntniß trifft die Wahrheit viel besser, als die gelehrten Grübeleien der „Gebildeten" es vermögen.

Moltke und seine Nachbeter wissen von allerhand „Segnungen" des Krieges zu erzählen; derselbe bringe viele glänzende Seiten und Tugenden des Menschengeschlechtes zur Entfaltung. „Der Krieg schützt," schreibt Lüder, „vor genußsüchtiger Erschlaffung, vor dem Fluche der Thatenlosigkeit und eklem Versinken in Materialismus, und erhält, wie Rühle von Lilienstern sagt, die sittlichen Kräfte des Volkslebens lebendig, Muth, Gehorsam, Ehrgefühl."

Von all diesen Behauptungen ist nur eine einzige wahr, daß nämlich der Krieg diese Tugenden zur „Entfaltung" bringe. Aber diese Tugenden müssen im sittlichen Volksleben bereits vorhanden sein. Der Krieg erzeugt

[1] Es wäre zu verwundern gewesen, wenn sich nicht ein deutscher Professor gefunden hätte, der auch diese Verirrung vertheidigte. Dieß geschah neuestens in dem Schriftchen: „Recht und Grenzen der Humanität im Kriege" von dem Erlanger Rechtsprofessor Lueder, welcher u. A. schreibt: „Der Krieg ist nöthig zur Erreichung der großen Gesammtaufgabe; die Menschheit kann seine Zucht nicht entbehren. Der Krieg ist trotz der unendlichen Leiden, welche er über Einzelne verhängt, wegen seiner unentbehrlichen (!) Wohlthaten für die Gesammtheit an sich nichts Inhumanes" u. s. w. — Schon früher hat Lasson, in der Berliner Semitenbewegung neuerdings genannt, den Krieg glorificirt.

sie nicht, ruft sie nicht hervor und erhält sie nicht, sondern gibt ihnen nur die Form. In anderen Formen sind diese Tugenden und sittlichen Kräfte im Volksleben längst vorhanden und müssen schon vorhanden sein, sonst werden sie auch im Kriege sich nicht zeigen. Um aber diese Tugenden zur „Entfaltung" zu bringen, ist der Krieg keineswegs nothwendig. In den gegenseitigen Beziehungen der Menschheit ist ein so ergiebiges Feld zur Bethätigung von Muth, Gehorsam und Ehrgefühl gegeben, daß hiezu der Krieg völlig unentbehrlich ist. Um vor Erschlaffung und Genußsucht, vor Materialismus und Thatenlosigkeit zu schützen, gibt es die edelsten und wirksamsten Mittel in den Werken christlicher Liebe, man braucht hiezu den Krieg nicht. Es gehört viel mehr sittliche Kraft, Muth und Energie dazu, sich zu dem Armen und Hilflosen niederzubeugen, ihn in seinem Elende aufzusuchen, ihn aufzurichten und wieder zu einem thätigen Mitgliede der Gesellschaft zu machen, als in den Krieg zu ziehen. Es gehört mehr Gehorsam und Heroismus dazu, dem Dienste des Elends im Spitale sich zu widmen, als auf dem Schlachtfelde tapfer zu sein. Viel mehr Heroismus erfordert der Entschluß, auf Alles im Leben zu verzichten und dem Ordensleben sich zu weihen, als das Leben im Schlachtengewühle zu riskiren. Die Feigsten bringen es über sich, mit dem Feinde um das Leben zu spielen; dem Feinde zu verzeihen und ihn zu lieben, dazu fehlt den Meisten die sittliche Kraft. Und doch gibt es eine Liebe, welche noch mehr Heroismus verlangt, als die Feindesliebe. „Die außerordentlichste Liebe ist," schreibt Dupanloup[1], „die Liebe gegen jene, welche ihrer nicht mehr würdig scheinen, gegen die Verbrecher, Unverbesserlichen, Ehrlosen, Elenden. Eine wahrhaft übernatürliche Liebe, denn sie ist fast gegen die Natur; sie nimmt die auf, welche die Gesellschaft verstößt, liebt die, welche die Gesellschaft verabscheut, weiht sich denen, welchen die Gesellschaft mißtraut, gegen die sie sich schützt, deren sie sich entledigt. Unschuldig steigt sie auf das Schaffot, wo der Verurtheilte bebt, und tröstet ihn; jungfräulich tritt sie in das Spital ein, wo das Gift an der Tochter des Verderbens nagt und weiht sich ihrem Dienste. Mit Einem Worte, es ist die Liebe für die, welche nichts Liebenswürdiges mehr haben, eine doppelt schwierige Liebe; denn man darf dem berechtigten Widerstreben der Natur nicht nachgeben und darf der Forderung der Gerechtigkeit nicht hemmend in den Weg treten; eine Liebe, welche der Liebe des Heilandes am ähnlichsten ist; denn gerade so hat er uns geliebt, und ohne diesen Grund, ohne diesen Heroismus, ohne dieses Uebermaß der Liebe wäre die

[1] S. 172. — Selbst Voltaire sah sich genöthigt, zu gestehen: „Es gebe nichts Größeres, als das Opfer der Jugend, der Schönheit und nicht selten hoher Geburt Seitens des zarten Geschlechtes, um in den Spitälern dem Zwecke der Linderung aller Arten des Elends sich zu weihen, dessen Anblick für unseren Stolz so demüthigend, für unsere Weichlichkeit so abstoßend sei." Ibid. S. 158.

Welt nicht gerettet worden. Es handelt sich hier nicht mehr um die gewöhnlichen Werke der Barmherzigkeit, welche das Herz angenehm berühren und die Augen mit süßen Thränen netzen; es handelt sich hier um große sittliche Kraft, um Heroismus der christlichen Liebe, welche in den Abgrund hinabsteigt, um den Sünder zu retten. So hat Gott die Welt geliebt. Man hört heutzutage manchmal, Jesus habe durch das Gebot der Feindesliebe von der menschlichen Schwäche zu viel verlangt! Nun denn, es gibt eine Liebe, welche noch mehr verlangt, als die Liebe zu denjenigen, welche wir mit Recht oder Unrecht unsere Feinde nennen. Es ist die Liebe zu den verachteten, oft scheußlichen Opfern des Lasters. In der Liebe seiner Feinde liegt für ein gut geartetes Herz ein edles Gefühl, welches nicht ohne Süßigkeit ist und dessen Großmuth erhebt. Aber mit Liebe Personen nahen, welche das Laster gebrandmarkt hat, als eine der Keuschheit geweihte Frau sich ihnen weihen, dieses starke Widerstreben zu überwinden, das ist ein unvergleichlicher Heroismus, welchen nur die Liebe des Heilandes erzeugen kann."

Moltke und die deutschen Professoren mögen daraus ersehen, daß es für die „Erhaltung der sittlichen Volkskräfte" und für die „Entfaltung glänzender Tugenden" noch viel edlere Mittel gibt, als den Krieg. Die christliche Liebe zeigt den Heroismus in viel höherer und stärkerer Potenz, als das Schlachtfeld. Es ist nicht nöthig, Wunden zu schlagen, sondern zu heilen.

Der Glorifizirung des Krieges liegt wieder eine allerdings sehr verunstaltete Wahrheit zu Grunde. Die Gesellschaft kann des Heroismus[1] nicht entbehren! An dem hellloderndn Feuer des sittlichen Heroismus Einzelner müssen die Flammen des Opfersinnes der Masse des Volkes sich entzünden, denn die Völker erhalten sich nur so lange, so lange sie opferfähig sind. Ihr habt die heroische Tugend der religiösen Orden geächtet und sucht nun künstlich hellglänzende Beispiele kriegerischer Tugend hervorzurufen. Euer Beginnen ist vergeblich! Der Heroismus wurzelt in der Religion, in der Liebe zu Gott, und der Heroismus ist nur eine Erscheinungsform dieser Liebe. Nur das „Volk der Denker" kann so oberflächlich sein, Inhalt und Form, Ursache und Wirkung zu verwechseln. Die glänzenden Tugenden, welche im Kriege zur Entfaltung kommen, werden nicht vom Kriege erzeugt, sie sind vielmehr das Resultat der religiös-sittlichen Kraft des Volkes. Wenn man in der bisherigen Weise fortfährt, diese Kraft durch die Lehren des Unglaubens zu zerstören, so werden die

[1] Hierin liegt die Berechtigung und relative Nothwendigkeit der religiösen Orden. Um die ganz in Selbstsucht und Genußsucht versunkene Gesellschaft für das Christenthum zu befähigen, war das Martyrium, die ewig bewundernswerthe Tugendkraft der Christen der ersten Jahrhunderte nothwendig. Um die Gesellschaft christlich zu erhalten, ist das Beispiel des Heroismus nöthig, wie er sich in der freiwilligen Keuschheit und Armuth und im freiwilligen Gehorsame der Klöster kundgibt.

„glänzenden Tugenden" bald ausbleiben. Als im alten Römerreiche die religiös-sittliche Kraft gebrochen war, verschwand auch der tapfere römische Soldat mit seinem Muthe, seinem Gehorsam, seinem Ehrgefühl. Die Schlachten zur Zeit des Verfalls der römischen Weltherrschaft mußten mit Söldnerheeren geschlagen werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Krieg und Militarismus im Allgemeinen auf die Gesellschaft nicht wohlthätig, sondern zerstörend wirken. Es ist zuzugeben, daß einzelne Kriege für einzelne Völker günstig wirkten, indem sie die innere Einheit und Einigkeit kräftigten und stählten. Aber die Ausnahmen bestätigen die Regel. Werden Kriege und Militarismus zur stehenden Institution, wie dieß heute der Fall ist, so ist damit der Beweis erbracht, daß die Gesellschaft tief krank ist. Auch die Armee wird trotz strengster Disziplin auf die Dauer von dieser Krankheit nicht verschont bleiben. Schon zeigen sich bedenkliche Symptone in Rußland und auch anderwärts. Namentlich die stark zunehmende Selbstmordfrequenz[1], besonders in Oesterreich, wo seit der liberalen Aera eine große religiös-sittliche Gleichgiltigkeit in der Armee sich zeigt, ist eine sehr bedenkliche Erscheinung.

Die entsittlichte Armee wird zum Prätorianerthum, der schlimmsten Geisel der Menschheit. Die Prätorianer spielen Ball mit Fürst und Volk. Heute erheben sie den Cäsar, um ihn morgen zu erdolchen. Socialismus und Prätorianerthum bilden die Gefahr der Zukunft, vielleicht einer nahen Zukunft.

Die Revolution von 1789 machte die Runde durch die Welt vom Westen her, von Paris aus. Die nächste Umwälzung dürfte die entgegengesetzte Richtung nehmen, alle Symptome weisen nach Osten, zeigen nach Petersburg!

Damit sind die Gefahren des Krieges und des Militarismus für die Civilisation, für die geistigen Interessen der Menschheit angedeutet. Ebenso gefährlich ist der Militarismus aber auch für die Cultur, für das wirthschaftliche Leben der Völker. Wie viel Arbeitskraft und Kapital wird der Landwirthschaft und der Werkstätte entzogen und vom Militarismus verschlungen? Und nimmer ist es möglich, solange das System des Militarismus herrscht, daß Ruhe und Vertrauen einkehren; die fieberhafte Unruhe zerstört die geistige Gesundheit und den materiellen Wohlstand der Völker. Dieses barbarische System der anhaltenden und gleichartigen Rüstungen kann schließlich nur das allgemeine Elend zum Resultate haben. Und wie

---

[1] Masaryk (S. 54), welcher österreichische Verhältnisse vor Augen hat, schreibt: „Man sieht nur auf den militärischen Geist, auf das Aeußere, nicht auf die innere Gediegenheit des Charakters. Der Ehrgeiz und der Gehorsam sind die einzigen Tugenden; man verlangt und verbreitet Kenntnisse, aber keine Sittlichkeit. Die Kaserne wirkt, wie das Gefängniß, ungünstig; nur nimmt dieses Unsittliche auf, jene macht sie; da und dort ist die Selbstmordneigung gleich groß." Oesterreich hatte 1867: 147; 1874: 242; Preußen 1867: 103; 1873: 200 Militärselbstmorde!

ohnmächtig fühlt sich die Gegenwart, sich von diesem Systeme zu befreien oder ihm nur zu widerstehen! Ein neuer Beleg, daß die Gesellschaft nicht aus eigener Kraft die Fesseln der Knechtschaft zu sprengen vermag. Versucht sie es, so fällt sie immer nur einer tieferen Sklaverei anheim. Welche Errungenschaften, welche technischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts! Aber sie dienen der Zerstörung! Immer größere Massen der Völker fallen der Entsittlichung und dem Elende anheim. Und doch ist der Erlöser erschienen und steht der Weg der Erlösung und Befreiung Allen offen. „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten, wie dich selbst": das ist der Weg zur Freiheit, und zwar nicht bloß im geistigen, sondern auch wirthschaftlichen Leben der Völker! Nicht in hochmüthiger Selbstüberhebung finden die Völker die Kraft, die Bande der Sklaverei und der Knechtschaft zu lösen, sondern nur in der Liebe zu Gott; dem demüthigen Ringen und Kämpfen wird der Segen zu Theil; der Ausdauer, welche dem Gottvertrauen entspringt, winkt die Palme des Erfolges. Weil dieses demüthige Ringen mit den Hindernissen, diese hingebende, vertrauensvolle Ausdauer und das selbstlose Streben, bestehend in treuer Pflichterfüllung um Gottes willen und zum Wohle der Gesammtheit, in der heutigen Gesellschaft immer seltener werden, deßhalb sind alle Anstrengungen in der Gegenwart, eine Besserung in den socialen und wirthschaftlichen Verhältnissen herbeizuführen, so gänzlich erfolglos. Die Selbstsucht zersetzt und zerklüftet die Gesellschaft, säet Zwietracht, ruft nutzlosen Zank, unfruchtbare Streitigkeiten hervor, verdächtigt, begeifert und lähmt auch die Thätigkeit derjenigen, welche in Demuth und Ausdauer das Beste erstreben. Die Selbstsucht kann nur zerstören; der Aufbau gelingt bloß der Liebe. Der heutige Militarismus ist der getreue Ausdruck der herrschenden grandiosen Selbstsucht bei allen Völkern und in allen Gesellschaftsschichten. Heilet die Selbstsucht und ihr habt den Krieg und den Militarismus beseitigt. Alles Andere führt nicht zum Ziele. Jede Frage, und scheint sie noch so sehr materieller Natur zu sein, hat einen religiösen Hintergrund. Alles Uebel im geistigen und materiellen Leben entspringt aus der Sünde.

Die „Wissenschaft" gelangte mit ihren „Naturgesetzen" zu einer Rohheit in Anschauung und Handlungsweise, welche nur im heidnischen Alterthume noch erreicht wurde. Es wurde als „Naturgesetz" erklärt, wenn hier der Eine in Ueppigkeit prassen konnte, während der arme Arbeiter für sich und die Seinen kaum das Nothwendigste auftreiben konnte, um nur das nackte Leben zu fristen. Wenn die arme Näherin Tag und Nacht an der Arbeit saß, bis der Schlaf sie überwältigte und die Nadel ihr aus der Hand sank, wenn sie sich überarbeitete, bis sie erblindete, wenn sie aber trotzdem nicht so viel verdiente, um nur das tägliche Brod erwerben zu können, so stand sie unter dem Banne des „Lohngesetzes". Nicht die

Gesellschaft, nicht die Reichen konnte sie anklagen, sondern die Natur. Wenn Tausende fleißiger Hände gar keine Arbeit fanden, wenn zu gleicher Zeit Tausende an Ueberarbeit zu Grunde gingen, so mochten sie die Natur anklagen, welche sie unter das Joch des Lohn- und Bevölkerungsgesetzes gebeugt hatte, aber über die Reichen sich zu beschweren, hatten sie kein Recht. Der Reiche selbst, wenn er von Mitleid sich übermannen lassen wollte, beging einen Fehler, indem er sich herausnahm, das, was die Natur zur Vernichtung bestimmt hatte, erhalten zu wollen. Er entäußerte sich eines Besitzes, ohne einen andern Zweck zu erreichen, als den Armen zur Unvorsichtigkeit zu veranlassen und ihn zu bestimmen, neue und noch schmerzlichere Opfer dem unnachsichtlichen Naturgesetze zuzuführen. Das Mitleid und die Barmherzigkeit erschienen nur als ein Fehler des Gemüths, als eine unverzeihliche Schwäche, welche vor der klaren Einsicht und vor der Erkenntniß der Naturgesetze weichen mußte. Die einzigen Freunde der Armen waren diejenigen, welche sie warnten oder verhinderten, ihre Zahl zu vermehren. Daher die früheren Eheverbote, daher die Versuche, die Kindererzeugung zu verhindern, daher die fortwährenden Mahnungen, vor Eheschließung sich zu enthalten. J. St. Mill, der Hauptvertreter dieser „Naturgesetze", hat in consequenter Weise neuerdings angerathen, durch Zwangsgesetze Schranken gegen die Fruchtbarkeit der Arbeiterfamilien zu ermöglichen.

Daher stammte auch die Erscheinung, daß in England, wo diese „Naturgesetze" heute noch als unantastbar gelten, der Arme genau so schlecht oder theilweise noch schlechter behandelt wird, wie der Verbrecher. Der Arme gilt, wie der Verbrecher, als ein unnützes und verderbliches Glied der Gesellschaft. Man bietet beiden nur die Möglichkeit, das nackte Leben zu fristen. Viele ziehen die Existenz im Zuchthause dem Leben im Arbeitshause vor.

Es ist überhaupt bezeichnend, daß dieselbe „wissenschaftliche" Theorie, welche dem Armen den Zutritt zur Tafel der Natur verweigert, über den Verbrecher den Mantel der Humanität breitet. Dem Armen ruft diese „Wissenschaft" zu, daß er oder doch seine Eltern selbst die Schuld tragen an dem Elende, für den Verbrecher dagegen macht sie die ganze Gesellschaft verantwortlich. Mit derselben Regelmäßigkeit, wie Ebbe und Fluth, müßten auch Laster und Verbrechen erscheinen oder, wie Taine sich ausdrückt, „Laster und Tugend seien Producte, wie Zucker und Vitriol".

Den Verbrecher birgt man unter den Fittigen der Humanität, den Armen gibt man dem Elende Preis [1]. Auf sittlichem Gebiete übertreibt

[1] Dieser scheinbare Widerspruch ist doch nur eine consequente Folge der malthusianisch-darwinistischen Theorie. Wenn Armuth und Laster die nothwendigen Vor-

man die Solidarität bis zur Aufhebung der persönlichen Freiheit, auf wirthschaftlichem Gebiete, in den Fragen von Reichthum und Armuth, verneint man jede Solidarität und ruft dem Entblößten und Hilflosen höhnend zu: „Hilf dir selbst!“ Alles auf Grund von Erscheinungen, welche von der „Wissenschaft“ durch „Naturgesetze“ erklärt werden, welche aber thatsächlich nichts anderes sind, als die Resultate religiös-sittlichen Verfalles. Diese Erscheinungen sind weder allgemein, noch nothwendig, sondern veränderlich und vorübergehend. Die Gesetze, aus denen die „Wissenschaft“ sie erklären wollte, haben sich bei unserer Untersuchung theils als Irrthum und Mißverständniß, theils als Uebertreibung und Humbug erwiesen.

Die malthusianisch-darwinistischen „Naturgesetze“ enden, wie sie begonnen haben, mit der Voraussetzung einer Unwahrheit und Unmöglichkeit. Das individuelle Leben erlischt, aber die erreichte Vollkommenheit überträgt sich erblich der Race. Elend und Laster sind die Mittel, durch welche die schwachen Elemente ausgemerzt werden, durch welche das Starke veredelt und für die Vervollkommnung der Race ausgewählt wird. Der Einzelne fällt der Vernichtung anheim, die Race veredelt sich langsam, aber stetig. So behauptet diese Theorie, sie behauptet aber Unwahres und Unmögliches. Es ist unerwiesen, daß die Menschheit in körperlicher Beziehung sich vervollkommne. Seit Jahrtausenden[1] ist auch nicht der mindeste Fortschritt zu erkennen; alle Nachrichten, Abbildungen, Statuen u. s. w. zeigen vielmehr, daß der Mensch vor 3—4000 Jahren ebenso körperlich gebaut war, dieselbe Kraft und Stärke zu entwickeln vermochte, wie heute. Im Gegentheile, es läßt sich bei einzelnen Völkern eher eine Entartung und Schwächung, als Veredlung und Vervollkommnung erweisen.

Was aber die behauptete erbliche Uebertragung geistiger Vollkommenheiten anbelangt, so ist das ein Ding der Unmöglichkeit, wie bereits erörtert wurde. Die intellectuellen und sittlichen Vollkommenheiten müssen erworben werden. Diese Aneignung geistiger Güter vollzieht sich durch

aussetzungen des Fortschritts durch Zuchtwahl sind, dann folgt daraus, daß man gegen Elend und Verbrechen sich gleichgültig verhalten müsse. Es ist unnütz, gegen das nothwendige Elend anzukämpfen, es ist grausam, gegen das nothwendige Verbrechen Haß und Strafe zu zeigen. Die Gleichgültigkeit gegen das Elend zeigt sich als Hartherzigkeit, die Gleichgültigkeit gegen das Verbrechen als Humanität.

[1] „Wir wissen durch die klassischen Statuen, aus den von den Kriegern des Alterthums getragenen Lasten und gemachten Märschen, aus den Berichten von Wettläufen und gymnastischen Festen, daß die Rasse sich seit zweitausend Jahren weder an Gestalt noch an Stärke vervollkommnet hat. Die Annahme geistiger Vervollkommnung, die sogar noch zuversichtlicher und häufiger gehegt wird, ist noch abgeschmackter. Kann die moderne Civilisation in Dichtkunst, Malerei, Architektur, Philosophie, Redekunst, in der Politik oder Kriegskunst Männer von größerer geistiger Kraft aufweisen, als die Alten?“ Henry George Buch 10, Kap. 2.

freie[1] Mittheilung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, nicht durch erbliche Uebertragung. Der Einzelne ist im Streben nach Vollkommenheit nicht durch erbliche Zustände beschränkt, denn nicht selten wird der Sohn unwissender Eltern der Träger geistigen Fortschrittes.

Aber diese Vervollkommnung hat eine bestimmte Schranke im Tode. Ist mit dem Tode Alles zu Ende? Wer diese Frage bejaht, der setzt für das menschliche Ringen und Streben eine absolute Zwecklosigkeit, und dann haben diejenigen Recht, welche die Selbstvernichtung predigen. Der Mensch strebt nach einem Ziele, zu dessen Erreichung dieses Leben nur eine Vorstufe bildet. Das Streben liegt im Diesseits, das Erreichen im Jenseits. Selbst derjenige, welcher mit größter Unverdrossenheit ringt und strebt, scheidet auf einer Stufe der Unvollkommenheit und nur stückweiser Errungenschaft aus dem Leben. Die Vollendung liegt erst im Jenseits.

Diejenigen, welche die Unsterblichkeit läugnen, welche nicht die individuelle Vollkommenheit in einem höheren Dasein anerkennen wollen, sondern nur eine langsame Verbesserung der Rasse auf dem Wege der Zuchtwahl mittelst Armuth und Laster lehren, erniedrigen nicht bloß den Menschen, sondern machen auch das Leben zu einer Sisyphusqual und zu einem unerträglichen Joche, welches nicht rasch genug durch Selbstvernichtung abgeschüttelt werden kann. Die Selbstvernichtung ist die unabweisbare Consequenz des Materialismus.

Gehen wir von der Kritik der „Naturgesetze", welche die Voraussetzung der üblichen „Geschichte der Civilisation" bildeten, zur Zeichnung der Grundlinien der wirklichen Geschichte über. Verlassen wir die Phantasiegebilde, welche gerne als Errungenschaften der Wissenschaft ausgegeben werden, während sie doch nur leere Hypothesen und unbewiesene Annahmen sind; stellen wir uns auf den Boden der beglaubigten Thatsachen.

Die wirkliche Geschichte weiß absolut nichts von dem angeblichen Uebergange der menschlichen Rasse aus thierischen Zuständen zu einer höheren Art. Sie weiß nichts von Zähmung wild lebender Menschen, welche sich durch die Noth zusammengefunden und im Kampfe zu höheren Arten entwickelt hätten. Im Gegentheile, die Menschheit ging aus der Familie hervor. Sie ging aus Einer Familie hervor, wofür das unzerreißbare Band der geistigen und materiellen Solidarität der sprechendste Beweis ist. Diese Solidarität, welche von keinem ernstlichen Forscher geleugnet werden kann, ist unerklärlich, wenn man die Thatsache, welche die Bibel auf ihren

[1] Die Theilnahme an den sittlichen und geistigen Gütern ist durchaus frei, nicht allgemein. Wie sie frei erworben werden, können sie auch verloren gehen für Einzelne, ganze Völker und Generationen. Solche Zeiten des Verfalles sind nicht selten, wie die Geschichte beweist. Sie strafen die Theorie stetigen Fortschritts Lügen.

ersten Blättern uns mittheilt, die gemeinsame Abstammung von Einem Menschenpaar, anfechten wollte.

In der Familie finden wir bereits die sittlichen Grundgesetze, nach denen die Gesellschaft sich entwickeln konnte und fortschreiten mußte. Sie heißen Liebe und Freiheit. Die Elternliebe sorgt für das vollständig hilflose Kind und weist ihm nach einer längeren Entwicklung einen Kreis freier Bethätigung an. Aus der Elternliebe entspringt die Autorität, das Recht, die Bethätigung der Familienglieder zu beeinflussen, auf einen bestimmten Kreis hinzuweisen und dadurch Schranken zu setzen. Da aber die Autorität nur der Ausfluß der Liebe ist, so ist klar, daß die Freiheit nicht mehr beschränkt wird, als es die wohlwollende Sorge des Familienoberhauptes für die Gesammtheit nothwendig macht. Liebe, Autorität, Vereinigung einerseits, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit andererseits bilden die Grundlagen des socialen Gebäudes, der Familie im Kleinen, der Gesellschaft im Großen. Liebe und Freiheit entsprechen sich gegenseitig in Kraft und Ausdehnung. Weicht einerseits die Liebe der rohen Gewalt, so tritt andererseits an die Stelle der Freiheit die Sklaverei.

Liebe und Freiheit bilden nicht bloß die Voraussetzung des Bestandes, sondern auch des Fortschritts. Nur aus der freien Bethätigung erwächst die Fähigkeit, nur aus der Vereinigung erwächst die Kraft des Fortschritts.

Aus der sittlichen Beschaffenheit, aus der Beschäftigung und den sonstigen Bedingungen des materiellen Lebens bilden sich alsbald Verschiedenheiten, welche die Neigung besitzen, zu feindseligen Gegensätzen sich zuzuspitzen. Diese Gegensätze bilden das Gegengewicht und das Hinderniß des Fortschritts, die Ursache der Verschlechterung und des Verfalles. Der sanfte, Ackerbau und Viehzucht betreibende Abel wird das Opfer des harten und selbstsüchtigen Jägers Kain. Der Egoismus erregt die Feindschaft und erzeugt einen unversöhnlichen Gegensatz. Der Egoismus steigert sich zum Hasse und gebiert den Mord. Das vergossene Blut Abels wird die Ursache bitterer Entzweiung zwischen den Nachkommen feindlicher Brüder. Die Blutschuld der Kainiten drückte schwer; die Sünde, das Bewußtsein einer entsetzlichen That hielt sie darnieder, so daß sie sanken von Stufe zu Stufe. Während aber die Einen einer allgemeinen Verschlechterung anheimfielen, strebten die Anderen aufwärts. Sie fanden in der Liebe die Kraft der Vereinigung, des Fortschritts und freiheitlicher Bethätigung. Die Verschiedenheiten, durch sittliche Beschaffenheit und physische Bedingungen (Oertlichkeit und Klima, Beschäftigung und natürliche Verhältnisse) hervorgerufen, erweiterten sich bei fortschreitender sittlicher Vervollkommnung oder Entartung der einzelnen Familienstämme. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit schwand immer mehr, der Haß reizte zum Angriffe, die Niederlage zur

Rache. Es entstand der Krieg. Die Gefangenen wurden Sklaven [1]. Krieg und Sklaverei entspringen Einer Quelle, dem Mangel der Liebe. Krieg und Sklaverei bilden den Gegensatz gegen das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft, gegen Liebe und Freiheit.

Keine Thatsache drängt sich dem Beobachter und Forscher so unwiderstehlich auf, als diejenige, daß die Gesellschaft, Individuen wie Völker, die Neigung und Tendenz besitzen, die höheren Güter, Religion und Sittlichkeit, die Voraussetzung von Liebe und Freiheit einzubüßen. H. George bemerkt mit Recht, daß die Güter der Civilisation die Tendenz haben, verloren zu gehen. Diese Neigung zum Falle und zur Verschlechterung, zum Sinken und zur Verkommenheit erklärt uns eine weitere Mittheilung, welche wir den ersten Blättern der Bibel entnehmen: es ist die Erbsünde, welche von den Stammeltern auf das ganze Geschlecht übergegangen ist. Nur durch Erziehung und elterlichen Schutz einerseits, durch persönliche Anstrengung und Kampf andererseits kann diese Neigung niedergehalten werden. Der Mensch fühlt selbst seine eigene Unzulänglichkeit, er sucht die mangelnde Vollkommenheit in der Liebe zu Gott, in der Vereinigung mit den Menschen. Nur in der Liebe zu Gott und zum Nächsten gewinnt der Einzelne die Kraft der Vervollkommnung [2].

Die Tendenz zur Verschlechterung zeigt sich so recht in der Sklaverei, in welche alle Völker des Alterthums versanken und an welcher sie zu Grunde gehen mußten. Zuerst waren es die Kriegsgefangenen, welche das harte Loos der Sklaverei traf. Bald ergriff das traurige Loos der Sklaverei alle Schwachen; selbst Weib und Kind wurden rechtlos. Statt der Liebe machte sich rohe Willkür und Despotismus geltend, statt freier Menschen gab es nur noch willenlose Werkzeuge. Und selbst derjenige, der sich einen Freien nannte, war es nicht. Er war wieder nur das willenlose Werkzeug des Staates, wie dieß namentlich beim römischen Staatswesen so grell zu Tage tritt.

Zunehmende Sklaverei [3] ist, wie die Geschichte aller Völker deutlich zeigt, eine Folge sittlicher Verschlechterung. Zuerst verfielen die Besiegten der Sklaverei, dann aber sanken auch diejenigen, welche der Autorität der

---

[1] Im römischen Worte mancipium tritt die ursprüngliche Identität zwischen Gefangenen (manu captus) und Sklaven noch deutlich zu Tage.

[2] „Die Association (entspringend aus der Liebe zum Nächsten) muß so recht eigentlich Integration (Ergänzung und Wiederherstellung) genannt werden." Henry George Buch 10, Kap. 3.

[3] Aus der Thatsache, daß zunehmende sittliche Verschlechterung und Anwachsen der Sklaverei immer Hand in Hand gehen, läßt sich der Schluß auf das Entstehen der Sklaverei ziehen. Als die Autorität den Charakter der Liebe abgestreift hatte, als Habsucht und Lüsternheit überhandnahmen, entstand aus dem ursprünglichen Verhältnisse der Familien- und Geschlechterzugehörigkeit die Sklaverei. Die erste größere sittliche Entartung und die ersten Anfänge der Sklaverei fallen zusammen.

Familien- und Stammeshäupter untergeben waren, allmählich in den Zustand absoluter Rechtslosigkeit herab, wurden die Opfer der Willkür, wurden verkäufliche Objecte und Sachen, mit Einem Worte: Sklaven.

Diejenigen, welche der darwinistischen Auffassung huldigen, wollen allerdings finden, daß die Sklaverei kein Rückfall, sondern ein Fortschritt gewesen sei. Der Menschenfresser, der ungebändigte und ungezähmte Wilde sei noch tiefer gestanden, als der eingefangene und gezähmte, als Lastthier benützte Sklave. Dieser „ungezähmte Wilde“ der Urzeit ist aber nur ein Phantasiestück, die Geschichte weiß nichts davon [1].

In der Geschichte jenes Volkes, dessen Schicksale wir am genauesten kennen, des israelitischen Volkes nämlich, finden wir ein beständiges Ringen und Kämpfen der religiösen Wahrheiten und Ideen gegen die Neigung sittlicher Entartung des Volkes, gegen Habsucht und Lüsternheit der Regierenden und Regierten. Mit dem religiösen Verfalle deckte sich immer gesellschaftliche Entartung und wirthschaftliche Abhängigkeit. Um die große Masse des Volkes vor dem Versinken in die Sklaverei zu bewahren, um gegen frevelhafte Lüsternheit und Habsucht Schutz zu gewähren, mußten die strengsten Maßregeln ergriffen werden. Die Wiedergabe der Freiheit für diejenigen, welche Schuldensklaven geworden waren, und die Wiederherstellung des ursprünglichen Besitzes alle sieben und alle siebenmalsieben Jahre bezeugen einerseits die lebhafte habsüchtige Tendenz aller Volkskreise, auf Kosten der Freiheit und des Vermögens des Nächsten sich zu bereichern, andererseits die Nothwendigkeit ganz außerordentlicher Maßregeln, um die Zunahme der Verarmung und der Sklaverei in möglichst enge Grenzen einzudämmen. Die Sklaverei war und blieb im ganzen Alterthum eine der Grundformen des gegenseitigen gesellschaftlichen Verhältnisses der unerlösten Menschheit.

Christus brachte den Unterdrückten die Freiheit. Gott ist die Liebe; die Beziehungen des Menschen zu Gott und der Menschen untereinander werden geregelt durch die Liebe. Und die Liebe allein kann dem Menschengeschlechte die Versöhnung von Solidarität (Gleichheit) und von Individualität (Freiheit) vermitteln. Alle Menschen sind Glieder Eines Geschlechtes, Alle haben Anspruch auf Theilnahme an den Gütern der Natur, Alle sind Geschöpfe Gottes, Alle sind von Natur aus gleich. Es darf keine Enterbte geben. Jeder trägt das Ebenbild Gottes in sich, in seiner unsterblichen Seele. Jeder hat darum Anspruch auf die Freiheit seines Gewissens, um Gott dienen und dadurch zu innerer Beseligung in diesem Leben, zur ewigen

[1] Die Kannibalen der Gegenwart können für den ursprünglichen Zustand der ersten Menschen nicht in Vergleich gebracht werden. Jene sind offenbar nicht der ursprüngliche Typus der Menschheit, sondern das Product der denkbar tiefsten Entartung, welche Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht sich steigerte.

Seligkeit im Jenseits zu gelangen. Es darf darum keine rechtslose Individuen geben.

Christus hat vom Himmel herab den Völkern die Freiheit und Gleichheit gebracht; einerseits die Vereinigung und die Gemeinsamkeit Aller, andererseits die freie Bethätigung der Persönlichkeit. Und auf den Principien der Gemeinsamkeit und Freiheit beruht die Möglichkeit des Fortschrittes. In der Liebe aber finden Solidarität und Individualität ihre Begränzung und Versöhnung.

Die Kirche hat diese Wahrheiten den Völkern verkündet und hat diese Ideen auch ins Bewußtsein und in das Leben der Nationen eingeführt. Die Kirchengeschichte, richtig aufgefaßt, ist nichts anderes, als die Geschichte des Kampfes der christlichen Wahrheiten mit den sündhaften Neigungen der Menschen und der Völker, mit der Habsucht und Lüsternheit, mit der Ueberhebung und Herrschsucht. Liebe verkündet die Lehre des Erlösers, die sündhafte Neigung des Menschen aber strebt nach Eigennutz und Unterdrückung des Nächsten, nach eigener Bereicherung und nach Ausschließung der Anderen. Möglichste Theilnahme Aller an den Gütern der Natur und möglichste Selbständigkeit Aller in freier persönlicher Bethätigung ist das Ziel und Resultat der christlichen Lehre; die Herrschaft der Starken und die Sklaverei aller Uebrigen ist Tendenz und Folge der Bestrebungen der unerlösten Menschheit.

Man hat häufig nach den Gründen geforscht, warum das Alterthum trotz vielversprechender Anfänge doch niemals zu jenen Fortschritten in Cultur und Civilisation gelangte, wie das christliche Zeitalter. Die Erklärung ist sehr einfach. Dem Alterthume mangelte die erlösende Kraft der Religion der Liebe, welche der Heiland den Völkern gebracht hat. Es mangelte an jener Solidarität, Gemeinsamkeit und Gleichheit, welche den Anstoß gibt zu mächtigem Streben nach Vollkommenheit in allen Fragen des materiellen und geistigen Lebens. Es fehlten Freiheit und Selbständigkeit, welche die Energie der Persönlichkeit zur höchsten Entfaltung bringen.

Die Triebfedern des Fortschritts in Cultur und Civilisation bilden Vereinigung und Freiheit. Das Alterthum kannte nur die Vereinigung in der Rechtslosigkeit der Sklaverei. Association und Freiheit entstammten erst der Religion der Liebe des Weltheilandes. Cultur und Civilisation des Alterthums konnten darum nur beschränkt und einseitig sein. Nur solange und soweit die Strahlen der Sonne, welche die Religion der Liebe voraussendete, die heidnischen Völker erwärmten, gab es Fortschritt im geistigen und materiellen Leben. Sobald dieser Abglanz christlicher Liebe aus Sitten und Anschauungen der heidnischen Nationen erloschen war, griff der Verfall um sich und die Entartung nahm die stärksten Dimensionen an.

Diejenigen, welche von Cultur und Civilisation sprechen und dennoch das Christenthum befehden, wissen nicht, was sie thun. Die Gleichheit und Freiheit sind außerhalb des Christenthums entweder gar nicht oder nur in äußerster Unvollkommenheit, in einem Zerrbilde vorhanden und möglich. Ohne Freiheit und Gleichheit, geeinigt in der Liebe, gibt es aber keinen dauernden Fortschritt. Alles, was die heutige Wissenschaft vom angeblichen Fortschritte mittelst des Kampfes um das Dasein behauptet, erweist sich bei ruhiger Betrachtung und Beobachtung als Illusion. Es gibt keinen Fortschritt ohne die Triebfeder der Vereinigung und Freiheit, ohne die Kraft der Liebe.

Derjenige würde das schönste und anziehendste historische Gemälde bieten, welchem es gelänge, in der Geschichte von 1800 Jahren Kampf und Sieg der christlichen Liebe über Sünde und Rohheit getreu zu schildern und damit eine wirkliche Geschichte der Civilisation zu schreiben, welche im Grunde zusammenfällt mit der Geschichte der religiös-sittlichen Bildung und Veredlung der Völker. Man hat die Kirchengeschichte bis zur Stunde viel zu äußerlich aufgefaßt und behandelt. Statt chronologische Register zu bieten, wäre es viel nothwendiger, zu zeigen, wie die christliche Liebe den römischen Patricier umwandelte. Er ging nicht mehr in die Provinzen, um von den armen Unterthanen Millionen und Millionen zu erpressen, welche nur den Zweck hatten, die Mittel zu maßloser Genußsucht und Ausschweifung zu bieten. Der christliche Patricier kniete am Altar neben seinem Sklaven, er gab einen Theil seines Vermögens hin für die Armen, sein Haus war eine Zufluchtsstätte für die Verfolgten und schließlich ging er zugleich mit seinem Sklaven, in welchem er die mit dem Blute des Erlösers erkaufte unsterbliche Seele verehrte, in den Tod. Wie schön hat Ambrosius das Verhältniß des Patriciers und des Sklaven in dem gemeinsamen Martertode von Agricola und Vitalis geschildert![1]

Wie edel ist die christliche Fabiola und die Tausende jener engelreinen und engelmilden Frauen, welche das römische Zeitalter des Christenthums zieren, gegenüber der genußsüchtigen und launenhaften heidnischen Patricierin. Fabiola gestaltete ihren Palast in ein Spital um und selbst pflegte sie die armen Opfer römischer Habsucht und Ausbeutung.

Ist es nicht der höchste Triumph christlicher Civilisation, daß selbst der Mächtigste der Menschen, dessen Gewalt schrankenlos und willkürlich war, der darum dem heidnischen Römer als Gott galt, daß selbst der

[1] Exhortat. de virginit. cap. 1. Agricola und Vitalis erlitten unter Maximian Hercules 303 den Martyrertod. Agricola, ein edler Patricier, trug einen Namen, welchen Tacitus verewigt hat; er wurde an's Kreuz geschlagen. Vitalis, sein Sklave, wurde zuerst hingerichtet, und wies mitten in der Marter noch seinen Herrn auf die himmlische Krone hin, um Agricola Muth zum Sterben einzuflößen.

römische Cäsar vor dem Gebote der christlichen Liebe in Demuth sich beugte? Theodosius, gleich groß als Feldherr, Regent und Gesetzgeber, Sieger in unzähligen Schlachten, gewann den schwersten Sieg über sich selbst. Er that, von der Blutschuld von Thessalonik niedergedrückt, öffentliche Buße, wie der Letzte seiner Unterthanen[1]. Der Hochmuth der Gegenwart erblickt in dieser Buße eine Herabwürdigung der „kaiserlichen Autorität". Die Geschichte sagt uns im Gegentheil, daß Theodosius der geachtetste und geliebteste Kaiser des römischen Reiches war und daß alle Völker des Weltreiches in tiefstes Wehklagen ausbrachen, als die Kunde von dem allzufrühen Tode dieses edlen Vorbildes christlicher Monarchen die Länder durcheilte. Die öffentliche Buße des Theodosius in Mailand brachte die Verwirklichung von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, sie bietet einen der Glanzpunkte der christlichen Civilisation, eine der rührendsten Aeußerungen der Macht der Liebe Christi, einen Markstein in der Geschichte der Völker. Soweit die christliche Liebe herrscht, sind die Scheusale auf den Thronen, Caligula und Nero, die Attila und Tamerlan, die Sultane und Chane unmöglich. Nur wo die Macht der christlichen Liebe erloschen ist, erstehen von Neuem die Tyrannen, Dictatoren und Cäsaren als Geißeln für die Völker und für sich selbst.

Man betrachte die Tausende, welche ihr Vermögen den Armen gaben und selbst arm wurden, um die Armen erheben zu können, welche zu den Verlassenen sich herabbeugten und den Hilflosen sich widmeten. Wie hat die christliche Liebe den trotzigen, ewig streitlustigen Germanen umgewandelt! Seine uneinnehmbare Burg wandelte der stolze Feudalherr in ein Spital oder Kloster um, er warf die Waffenrüstung von sich, womit er so viele Wunden geschlagen hatte, und kleidete sich demüthig als dienender Bruder,

[1] „Die Sünde tilgt man nur mit Thränen der Reue", schrieb Ambrosius an Kaiser Theodosius und kündigte Letzterem an, daß es unmöglich sei, in des Kaisers Gegenwart das heilige Opfer zu feiern, „so lange das Blut so vieler Unschuldigen ungesühnt auf dessen Gewissen laste". Trotzdem kam der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Kaum hatte er aber die Vorhalle, wo die Büßer und Katechumenen beteten, überschritten, als ihm der hl. Ambrosius gegenüberstand und ihm zurief, sich zurückzuziehen. Und hier war es, wo der große Bischof dem Kaiser zu bedenken gab, daß vor Gott, in der Kirche alle Menschen gleich sind. „Jene, welchen du befiehlst, sind Menschen, wie du, sind deine Brüder; sie stehen unter einem gemeinsamen Gehorsame, sind deine Gefährten in demselben Dienste des Herrn. Es gibt nur Einen Herrn, und der ist der Schöpfer aller Dinge. Wie werden deine Füße es wagen, sein Heiligthum zu betreten, und deine noch von unschuldigem Blute triefenden Hände, sich zu Gott zu erheben? Gieb Acht, daß du über dem Purpur nicht allzu sehr die Schwäche übersiehst, die er bedeckt. Vielleicht ist es die absolute Gewalt, die dich bethört, die schrankenlose Freiheit, die dich verblendet? Aber vergiß nicht, daß du Mensch bist und daß du sterblich und hinfällig bist." — Theodosius wich zurück und that Buße.

um die Wunden zu heilen, die Kranken zu pflegen und die Armen zu trösten. Kann es etwas Rührenderes geben, als die Macht der Liebe, von welcher die unvergleichliche hl. Elisabeth durchdrungen war, als sie ungekannt in die Hütten der Armuth drang, um überall Trost und Hilfe zu spenden? Und die hl. Elisabeth war nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern ragte nur hervor durch ihre unerschöpfliche Güte über die zahlreichen frommen, sittenreinen und glaubensinnigen Frauen ihres Jahrhunderts.

Doch es kann sich hier nur um Feststellung der Principien, nicht um die Geschichte der Werke der christlichen Liebe handeln. Der kurze Hinweis auf die Thatsache mag genügen, daß die ganze Geschichte der Religion und der Kirche in dem Kampfe christlicher Liebe gegen Habsucht und Lüsternheit beschlossen ist. Gar häufig drangen Hochmuth und Genußsucht, Habsucht und Streitsucht in die Kirche selbst ein und richteten große Verheerungen in den Herzen derjenigen an, welche die Verkündiger und Hüter der Religion Jesu Christi sein sollten; der Schlamm des Egoismus drohte nicht selten, die ganze Gesellschaft zu überfluthen. Immer aber gab es wieder edle christliche Seelen, welche durch die Thaten heroischer Liebe über den Sumpf hoch emporragten, welche sich sammelten und Centren bildeten, von denen aus das Feuer der christlichen Liebe über den Erdkreis sich verbreitete. Als beim Zusammenbruche des alten Römerreiches die ganze Gesellschaft einer gänzlichen Auflösung entgegenging, als die Stürme der Völkerwanderung alle staatlichen und socialen Verbände vernichteten, da waren es einige wenige christliche Seelen, welche in den Klöstern sich sammelten und von da aus das Angesicht der Erde erneuerten. Die Klöster wurden die Herde, wo das Feuer der christlichen Liebe treu bewacht, bewahrt und den unglücklichen Völkern mitgetheilt wurde. Jahrhunderte lange Erziehung war nöthig, um hier die Gewaltthätigkeit und Rohheit der Mächtigen, dort die Gleichgiltigkeit und den Stumpfsinn der verwahrlosten Massen zu brechen, um hier die hingebende Liebe zu pflanzen, damit sie den Armen zu sich emporziehe, um dort die eigene Thätigkeit zu wecken und eine allgemeine sittliche Erhebung zu ermöglichen. Es war eine Aufgabe, so schwierig, so aussichtslos, so abschreckend, daß nur die christliche selbstlose Liebe daran sich wagen konnte. Montalembert hat in seinen „Mönchen des Abendlandes" dieser Thätigkeit der Klöster das glänzendste Denkmal gesetzt.

Als bei zunehmendem Reichthume Habsucht und Luxus an dem Baume der christlichen Gesellschaft zerstörend nagten, da erschienen in den Bettelorden jene Schaaren großmüthiger Seelen, welche auf Alles verzichteten, um den Christen die Nothwendigkeit der Entsagung zu lehren. Leider mangelte es zu Ausgang des Mittelalters der regenerirenden Kraft innerhalb der Kirche. Jenes Unglück, die Trennung der Christenheit, intellectuelle Zerfahrenheit und moralische Schwäche traten ein, und die Völker zerfleischten

sich in hundertjährigen Kämpfen. Als eine religiöse Regeneration endlich sich Bahn brach, war es zu spät, um den klaffenden Riß beseitigen zu können. Die Wunde eitert fort, die individuelle Anarchie beschränkt sich nicht mehr bloß auf die obern Klassen, sondern theilt sich auch bereits den Massen mit, überall die sittliche Kraft zerstörend und lähmend. Hochmuth und Lüsternheit, Habsucht und Gewaltthätigkeit vergiften die Gesellschaft. Die Liebe entflieht aus den Herzen der Menschen. Und doch sollten die Werke der Liebe das Merkmal der Jünger Christi sein. An die Stelle der Liebe treten bei den Starken despotische Willkür und Gewaltthätigkeit, bei den verwahrlosten Massen Haß und Zerstörungslust. Wir stehen heute mitten in einer Gesellschaft, welche den christlichen Namen trägt, während einerseits die „Intelligenz" das Christenthum höhnt und alle christlichen Tugenden, vorab die selbstlose Liebe, verspottet, andererseits die ungebildeten Massen der Verwilderung anheimfallen. Intellectuelle Anarchie und sittliche Schwäche bilden den Typus der Gegenwart und verleihen der Gesellschaft und den Staaten den Charakter der Zerfahrenheit und Haltlosigkeit.

Ziehen wir die principiellen Resultate der bisherigen Erörterungen.

Cultur und Civilisation sind nicht die Producte eines Kampfes um die Bedingungen des Daseins. Die erbliche Uebertragung civilisatorischer Fortschritte ist ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht die Rasse als Gesammtheit vervollkommnet sich nach einem natürlichen Processe, nicht mit Nothwendigkeit ergibt sich der Fortschritt für Alle. Die Theilnahme an den Gütern der Civilisation ist vielmehr individuell. Einzelne Völker vervollkommnen sich durch freie Befolgung der Sittengesetze. Der Fortschritt ist nicht das Ergebniß naturgesetzlicher Nothwendigkeit, sondern freier sittlicher Entscheidung. Die Voraussetzung von Cultur und Civilisation bilden Vereinigung und Freiheit, deren Ursprung, Maß und Ziel die Liebe ist. Die Liebe ist das Grundgesetz nicht bloß für das sittliche, sondern auch für das wirthschaftliche Leben der Völker. Fortschritt in Cultur und Civilisation ist nur möglich, solange die Völker in Wort und That das Gebot befolgen: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst."

Höhe und Tiefe religiös-sittlicher Bildung sind individuell. Die Individuen machen nicht bloß Fortschritte, sondern auch Rückschritte und fallen nicht selten der gänzlichen Verkommenheit anheim. Ergreift dieser Verfall größere Schichten der Gesellschaft, so tritt, beim Fortgange allgemeiner Verschlechterung, der Untergang ein.

Häufig wird die Frage aufgeworfen, ob die Gegenwart im Fortschreiten oder Rückgange begriffen sei. Die Einen sprechen nicht bloß von Fortschritt, sondern von riesigem Fortschritte, während die Andern vom nahen Verfalle

überzeugt sind. Dieser Gegensatz beweist, wie schwierig es ist, ein annähernd richtiges Urtheil über die Zeiterscheinungen abzugeben, welche vor unsern Augen vorüberziehen. Diese Schwierigkeit vergrößert sich durch die Unklarheit, welche über die Voraussetzungen und Triebfedern der Cultur und Civilisation herrscht. Nachdem sich uns aber die religiös-sittlichen Kräfte, die aus dem religiösen Bewußtsein entspringende Liebe als Grund und Triebfeder dauernden Fortschrittes erwiesen haben, können wir nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung wohl ein Urtheil uns erlauben.

Noch ist ein mächtiges christliches Bewußtsein im Volke vorhanden, noch zeigt uns die Kraft christlicher Liebe staunenswerthe Wunder der Hingebung und Entsagung. Noch ist es deßhalb verfehlt, von allgemeinem Verfalle zu sprechen. Aber die Eine Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß die sogen. „gebildeten" Kreise von der Wahrheit des Christenthums in überwiegender Mehrzahl sich abgewendet haben, daß geistige Anarchie, Zweifel und Verzweiflung in diesen Schichten immer weiter um sich greifen und eine offenkundige sittliche Schwäche erzeugt haben. Eines größern Maßes von Opfer und Entsagung sind diese Kreise nicht mehr fähig [1].

Es ist eine weitere Thatsache, daß diese geistige Anarchie immer mehr in die untern Klassen hinabsickert und hier nicht bloß sittliche Schwäche, sondern förmliche Entartung erzeugt. Alle Rufe zur „Mäßigung" verhallen in den untern Kreisen nutzlos.

Man spreche heute den sogen. „gebildeten" Ständen gegenüber von dem unendlichen Werthe der unsterblichen Seele, von dem kostbaren Gute der Unschuld, von der Erhabenheit eines reinen, fleckenlosen Gemüthes, von der Größe, welche aus der Entsagung entsprießt. Man wird verhöhnt und verspottet. Die „Gebildeten" preisen nur den Genuß, und ihre einzige Weisheit besteht darin, mäßigen Genuß zu predigen. Ihr sittliches Gefühl ist schon gänzlich abgestumpft dagegen, daß ihre Habsucht sich nährt auf Kosten des Liedlohnes Anderer, daß ihre Genußsucht die armen Opfer entehrt und entwürdigt. Die Wirkungen auf die untern Klassen brauchen wir nicht zu schildern. Die Erscheinungen des Socialismus und Nihilismus geben die beredteste Antwort.

Gibbon hat seiner Zeit die Behauptung aufgestellt, daß die heutige Civilisation nicht mehr verloren gehen könne, weil es an Barbaren fehle, welche die Macht besäßen, unsere Länder zu zerstören. Es braucht aber

[1] Daher kommen die zahlreichen Selbstmorde, dadurch ist ferner auch die merkwürdige Thatsache erklärlich, daß fast alle großen Erfinder und bedeutenden Männer der Neuzeit dem gewöhnlichen Bildungsgange ferneständen, sich vielmehr selbständig, durch eigene Kraft von unten emporarbeiteten. Vgl. die zahlreichen Belege bei Lukas, Schulmeister von Sadowa. Die moderne Bildung verflacht den Geist, schwächt die sittliche Energie, sie erzeugt im besten Falle geistige Mittelmäßigkeit und sittliche Halbheit.

keine Völkerwanderung uns Barbaren zu senden; diese erstehen aus unserer Mitte und es stehen ihnen Waffen zur Verfügung, welche den alten Barbaren unbekannt waren. Die Communards in Paris arbeiteten mit Petroleum, die Nihilisten in St. Petersburg mit Dynamit und Nitroglycerin. Keine Stadt und keine Festung, keine Bibliothek und kein Museum, keine Sammlung und kein Institut ist gegen diese Macht der Zerstörung sicher. Die Bücher der Bibliotheken dienen vielleicht dereinst dazu, den verwüstenden Barbaren Patronen zu liefern.

„Es ist schrecklich, daran zu denken, wie schwache Spuren von unserer Civilisation übrig bleiben würden, wenn sie den Todeskampf durchmachen müßte, der den Untergang jeder früheren Civilisation begleitet hat. Papier dauert nicht wie Pergament, und unsere massivsten Gebäude und Monumente sind an Festigkeit mit den aus Felsen gehauenen Tempeln und titanischen Bauwerken der alten Civilisation nicht zu vergleichen. Und der Erfindungsgeist hat uns nicht nur die Dampfmaschine und die Druckerpresse, sondern auch Petroleum, Nitroglycerin und Dynamit gegeben.“[1]

Manche glauben, daß das „alternde Europa“ dem Untergange zueile, aber sie sehen eine rosige Aera in der neuen Welt anbrechen. Das beruht ganz sicher auf einem Irrthume. Die religiös-sittliche Verkommenheit ist auch in Amerika in rapider Ausdehnung begriffen. Ein amerikanischer Schriftsteller, H. George, ein scharfer Beobachter, hat erst jüngst ein abschreckendes Gemälde von der herrschenden Corruption[2] in Amerika entworfen. „In den

---

[1] Henry George Buch X, Kap. 4.

[2] Es ist bekannt, daß die letzten Präsidentenwahlen regelmäßig das Resultat großartiger Fälschungen und Betrügereien waren. Käuflichkeit und Bestechlichkeit gehören zu den hervorragendsten Eigenschaften der Politiker, der Beamten und Richter. Die Corruption drängt sich schamlos an die Oeffentlichkeit, die Schande ist in Nordamerika nicht schüchtern:

„Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie das Tageslicht.“

In der Nummer, in welcher der „New-York-Herald“, das verbreitetste Blatt der Union, das Attentat auf den Präsidenten der Republik, James Garfield, mittheilte (2 Juli), erklärte das Blatt, daß das Verbrechen durch einen der stalwarts, ein Mitglied des „Rings“ geschehen sei, und schrieb wörtlich: „Das Beutesystem entspricht der Durchschnittsanschauung des amerikanischen Volkes und wird daher so bald nicht geändert werden.“ Seit der ersten Präsidentschaft des Generals Jacson gilt nämlich der Spruch: To the victor the spoils — dem Sieger die Beute. Sobald der Wahlsieg errungen ist, geht die Vertheilung der Beute an. Diese Beute sind die Aemter und Stellen, Steuern und Zölle des Staates. Man rechnet, daß die Union jährlich circa 500 Millionen Dollars ausgibt, und daß davon mindestens ein Viertel an den Händen der Professionspolitiker kleben bleibt. In den Einzelnstaaten, Städten und Gemeinden ist die Verwaltung beispiellos corrupt. Die Gerichtshöfe sind durchwegs bestechlich. Eine

Vereinigten Staaten hat ein Despotismus der niedrigsten und gemeinsten Art begonnen und schreitet unter unseren Augen mit Riesenschritten vorwärts. Daß unsere gesetzgebenden Körper in der Zusammensetzung sich beständig verschlechtern, daß Männer von höchster Fähigkeit und edelstem Charakter genöthigt sind, die Politik zu fliehen, und daß die Künste des Jobbers mehr zählen, als der Ruf des Staatsmannes; daß die Parteien unter die Herrschaft der Geldoligarchen kommen, das Alles sind Zeichen politischen Verfalles." H. George schildert nun diese Geldoligarchen. „Sie tragen Stadtviertel in ihrer Tasche, beherrschen die Stimmzettel, vertheilen die Aemter wie einen Handelsartikel und tragen, obgleich sie weder säen noch spinnen, die besten Kleider und geben mit verschwenderischen Händen das Geld aus. Sie sind Leute von Macht, deren Gunst der Ehrgeizige suchen, deren Rache er meiden muß. Wer sind diese Männer? Die Weisen, die Guten, die Gebildeten? Männer, die das Vertrauen ihrer Mitbürger durch die Reinheit ihres Lebens, durch den Glanz ihrer Talente, durch ihre Rechtschaffenheit bei öffentlichen Verwaltungen, durch das tiefe Studium der Probleme der Politik erworben haben? Nein! es sind Spieler, Salonhalter, Klopffechter oder noch Schlimmeres, welche ein Geschäft daraus machen, Stimmen zu beherrschen, Stellen und Amtshandlungen zu kaufen und zu verkaufen. Sie stehen der Verwaltung dieser Städte auf demselben Fuße gegenüber, wie die Prätorianer der des verfallenden Roms. Wer den Purpur tragen, auf dem kurulischen Sessel Platz nehmen oder die Lictorstäbe vor sich hertragen lassen will, muß nach ihrem Lager gehen oder seine Boten dorthin senden, ihnen Schenkungen machen und Versprechungen vorhalten. Durch diese Männer vermögen die allmächtigen Geldinteressen den Senat und die Richterbank mit ihren Creaturen zu füllen. Diese Männer sind es, welche die Schuldirectoren, die Stadtverordneten, die Schätzungsbeamten, die Mitglieder der Legislatur, die Männer des Congresses machen." Männer, wie Washington, Franklin, Jefferson hätten in vielen

---

Reihe von Congreßmitgliedern ist gegenwärtig gleichfalls wegen Annahme von Geldern in Untersuchung. Die Volksvertretungen der Einzelnstaaten bestehen ausschließlich aus käuflichen Creaturen. Den Höhepunkt erreichte die Corruption unter der zweiten Präsidentschaft des Generals Grant. Seine Freunde und Minister waren offenkundig Mitglieder des „Whiskey-Rings", d. h. einer Organisation behufs systematischer Hintergehung der Steuerbehörden. Ein ähnlicher „Ring" bestand unter Mitwissen des Präsidenten Hayes bei der Postverwaltung. Postdirector Brady betrog alljährlich den Staat um fünf Millionen Dollars bei Abschluß der Contracte für die Fahrposten in den westlichen Territorien, bei den sogenannten Starlinien. Ein Theil des veruntreuten Geldes floß in die republicanische Wahlkasse; Garfield selbst verlangte und erhielt von Brady 50 000 Dollars zu Wahlzwecken. Als trotzdem der von Garfield ernannte Generalpostmeister James den Ring sprengen wollte, traf den Präsidenten die Kugel Guiteau's. Die Sieger wollten die Beute haben.

Wahlbezirken keine Aussicht mehr, gewählt zu werden, weil nur mehr Creaturen, keine Charaktere reussiren.

Diese Geldoligarchen sind über alle Gesetze erhaben. Tödtet Einer ein Opfer seines Hasses, „so stehen hundert Chancen gegen eine, daß er keine andere Strafe erleiden wird, als die Untersuchungshaft und eine Summe Geldes, welche nicht etwa der Familie des Ermordeten zufällt, die ihren Beschützer verloren hat, sondern dem Advocaten, welcher es versteht, Verschleppungen herbeizuführen, Zeugen zu finden, Geschworne zu bestechen und uneinig zu machen. Und so kann auch Jemand, der genug stiehlt, sicher sein, daß seine Strafe factisch nur auf den Verlust eines Theiles des gestohlenen Gutes hinausläuft; und stiehlt er genug, um mit einem Vermögen davonzukommen, so wird er von seinen Bekannten begrüßt, wie vor Alters ein normännischer Viking nach einem glücklichen Raubzuge begrüßt worden sein dürfte. Selbst wenn er diejenigen beraubt, die ihm Vertrauen schenkten, wenn er Wittwen und Waisen um ihr Letztes bringt, hat er nur genug, um bestechen zu können, so mag er ruhig vor Aller Augen einherstolziren. Die Tendenz in dieser Richtung nimmt immer mehr zu. Wenn das nicht Rückkehr zur Barbarei ist, was ist es denn?"

Die Steigerung der Herrschaft der Geldoligarchie und die Zunahme der Corruption gehen Hand in Hand. „Leuten, welche betteln, stehlen oder verhungern müssen, wenn sie keine Arbeit finden, solchen Leuten Stimmrecht zu ertheilen, ist nicht mehr und nicht weniger, als die Zerstörung provoziren. Politische Macht in die Hände hungriger, durch die Armuth erbitterter und erniedrigter Leute zu legen, heißt den Füchsen Feuerbrände an die Schwänze binden und sie unter das wallende Korn loslassen; es heißt einem Simson die Augen ausstechen und seine Arme um die Pfeiler des nationalen Lebens legen. Die Zufälle erblicher Thronfolge oder die Wahl durch das Loos (eine Einrichtung einiger Republiken des Alterthums) können zuweilen dem Weisen und Gerechten die Macht verleihen, in einer korrumpirten Demokratie dagegen ist die Tendenz darauf gerichtet, sie dem Schlechtesten zu geben. Die Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe erliegen, die Gewissenlosigkeit erringt den Erfolg. Die Besten gehen zu Grunde, die Schlechtesten kommen auf die Höhe, und die Gemeinen werden nur noch von Gemeineren verdrängt. Während der Volkscharakter allmählich den Eigenschaften, welche Macht und folglich auch Ansehen gewinnen, ähnlich werden muß, schreitet jene Demoralisation der öffentlichen Meinung vor, durch welche wir in dem großen Panorama der Geschichte immer und immer wieder Geschlechter freier Menschen in Sklaven umgewandelt sehen."

Henry George gehörte ursprünglich der Arbeiterklasse an, er hat durch Studium, unabhängig von der Schule, durch Beobachtung und Scharfsinn sich selbst zu einem angesehenen Schriftsteller emporgearbeitet. Die berufs-

mäßigen Professoren und Schulmeister urtheilen bekanntlich ganz anders, sie sehen nichts als Fortschritt und predigen täglich von neuen „Errungenschaften" der Cultur. Genau so machten es die Sophisten Griechenlands, die Rhetoren Roms, die Humanisten des 15. Jahrhunderts. Als Griechenland schon den Macedoniern zinsbar war, declamirten die Sophisten noch immer von Fortschritt; die Rhetoren und Dichter unter den Cäsaren wußten nicht genug über die „Errungenschaften" unter den einzelnen Imperatoren zu sprechen und zu dichten. Selbst als die Barbaren schon gegen Rom heranstürmten, glaubte Symmachus, so der rechte und echte Typus verschrobener Schulweisheit, nichts Besseres thun zu können, als lange gelehrte Promemoria über die Göttin Viktoria an die christlichen Kaiser zu richten. Und wen ekelt nicht die Lobhudelei an, mit welcher, gerade zur Zeit des allertiefsten Verfalles der Kirche, die Gelehrten und Professoren den Papst Leo X. verherrlichten? Schon zeigten sich überall die Symptome des Sturmes, welcher Jahrhunderte hindurch die Christenheit verheerte, als die Humanisten nicht genug Worte finden zu können glaubten, um die angeblichen großen Culturfortschritte zu preisen. Derselben Selbsttäuschung begegnen wir bei den Gelehrten des vorigen Jahrhunderts[1] und ähnlich geschieht es auch heute. Ja es hat sich in den sogenannten gebildeten Kreisen eine Theorie ausgebildet, welche die Barbarei als Cultur, den Verfall als Fortschritt preist.

Unter Culturfortschritt versteht man heute die Resultate der Gesetzgebung, welche es ermöglichen, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben. Als culturelle Errungenschaften werden jene Hypothesen und Behauptungen gepriesen, welche den offensten Gegensatz zu den Lehren des Welterlösers aussprechen. Der theoretische Gegensatz und der praktische

---

[1] Ueber den Unglauben bei den gebildeten Ständen Frankreichs im vorigen Jahrhundert, über den geistigen Verfall und die sittliche Verkommenheit der herrschenden Klassen vgl. die drastische, aber naturgetreue Schilderung bei *Taine*, Les origines de la France contemporaine (der zweite Theil unter dem Titel: La révolution; ein neuerer Band mit dem Titel: La conquête jacobine). Das Beste hat Taine im ersten Theile geliefert. Er zeigt uns z. B. den Edelmann der älteren Zeit, welcher auf seinem Schlosse in Mitte der Bauern lebt, ihnen Recht spricht, sie zuweilen unterdrückt, meistens aber sie beschützt, so daß sie wie eine streng gehaltene Familie um ihn herum wohnen Er kennt ihre Lebensbedingungen, welche er selbst mit ihnen theilt. Ganz anders ist der „aufgeklärte", ungläubig gewordene Edelmann. Er zieht an den Hof, und sein väterliches Schloß zerfällt. Vor lauter Bildung verliert er das Verständniß für die Bedingungen seiner Existenz. Er verachtet den Bauern und saugt ihn aus. Der Bauer erwidert mit Zorn und Haß. Aus dem Edelmann ist ein raffinirter Hofmann geworden, welcher seinen Geist mit Intriguen, mit hohler „Wissenschaft" und unwahrer Kunst, sein Herz mit conventionellen und frivolen Liebschaften beschäftigt, sein Geld und sein Vermögen in sinnloser Verschwendung oder im Spiele verschleudert u. s. w. Das waren die Voraussetzungen der Revolution von 1789.

Widerspruch gegen Christus und seine Kirche gelten heute als Inbegriff von Cultur und Civilisation.

Die heutige „Wissenschaft" hat die ausgesprochene Tendenz, Resultate zu Tage zu fördern, welche mit den Lehren des Christenthums im Widerspruche stehen. Jeder Schulmeister, groß und klein, will „Cultur" verbreiten; er kennt aber den Begriff Cultur nur als Gegensatz gegen den Glauben und gegen die christliche Offenbarung. Hiezu kommt die gegenwärtige Zersplitterung in Detailstudien. Nicht immer im Einzelnen, aber gewiß im Großen und Ganzen zeigt sich der erhabene Plan des Schöpfers. Detailuntersuchungen führen oft zu Resultaten, welche im Einzelnen ganz richtig sein mögen, in der Uebertragung auf das Ganze aber zur offenen Unwahrheit werden. Die heutigen Detailgelehrten stellen aber die gewonnenen Resultate ihrer Untersuchungen als absolute, für die Allgemeinheit geltende Gesetze, als Errungenschaften der Wissenschaft hin und verwerfen jene Glaubenssätze, welche hiemit nicht in Einklang zu stehen scheinen. Auf diese Weise hat sich ein ganzer Complex von wissenschaftlichen „Errungenschaften", von „culturellen Fortschritten" herausgebildet, welche den christlichen Lehren entgegengestellt und mit unerhörter Selbstüberhebung gepredigt werden. Dieser Gelehrtenwelt hat sich ein Fanatismus[1] bemächtigt, wie er in solch abstoßender Weise bei den Gläubigen, selbst im vielverlästerten Mittelalter kaum jemals sich vorgefunden hat. Dieser Fanatismus ist, wie immer, mit Grausamkeit und Verfolgungssucht gepaart, und wir haben ja gesehen; wie diese fanatische Zunft überall nach Monopol und Zwang ruft, alle Andersdenkenden auf's Tiefste anfeindet, ja sogar vor Acht und Verbannung nicht zurückscheut. Pedro d'Arbues war noch eine milde Natur gegenüber den Fanatikern, welche heute die höheren Lehranstalten für sich mit Beschlag nehmen, jede andere Ansicht als „unwissenschaftlich" vom Katheder herab censuriren und sich in den Mantel persönlichster Infallibilität hüllen. Ueber die lehramtliche Infallibilität des Papstes spotten sie in demselben Augenblicke, wo sie über jeden Zweifler an ihrer eigenen Infallibilität mit Berserkerwuth herfallen. Für ihre abgeschmackten Doctrinen fordern sie Toleranz; jedem Gegner versperren sie den Zutritt zu den Lehranstalten und jagen ihn womöglich aus dem Lande. Der Staat muß diesen Fanatikern die arme Jugend rudelweise in die Hörsäle treiben. Das heißt man Toleranz und „Freiheit der Wissenschaft".

---

[1] Ein solcher Fanatismus findet sich, wie Masaryk S. 167 bemerkt, z. B. bei Du Bois-Reymond, welcher schreibt: „Der unverrückbaren Grenzen kundig, die dem menschlichen Verstande nun einmal gesteckt sind, verlangt er nicht darüber hinaus. Schwindelfrei auf dieser Höhe des Pyrrhonismus verschmäht er, die Leere, die um ihn gähnt, mit Gebilden seiner Phantasie auszufüllen, und blickt furchtlos in das unbarmherzige Getriebe der entgötterten Natur" (*Darwin*, Versus Galiani p. 29).

Prüft man die Resultate dieser „Wissenschaft" unbefangen, so findet man regelmäßig nichts anderes, als voreingenommene Tendenz. Der Gelehrte sucht etwas, was dem Glauben zu widersprechen scheint, und findet es dann bloß deßhalb, weil er es sucht. Aber auch von der Tendenz abgesehen, begegnet man immer einem Fehler der Forschung, welcher in der heute herrschenden Generalisirung von einzelnen Erscheinungen besteht[1]. Verweisen wir z. B. auf die vorstehenden Untersuchungen über die Voraussetzungen des Darwinismus. Darwin fand, daß im Pflanzen- und Thierreiche der Kampf um's Dasein die Rolle der Zuchtwahl spielt. Dieses Resultat ist an und für sich vollständig richtig. In der Generalisirung, in der Uebertragung auf die gesammte Entwicklung der Welt und in der Ausdehnung auf die Menschheit wurde dagegen dieses Resultat zur offenbaren Unwahrheit. Für die Menschheit existiren ganz andere Gesetze der Entwicklung, als für das Pflanzen- und Thierreich. Das Thier zerstört einfach, indem es verzehrt, der Mensch hat aber eine Hand zur Pflege, wodurch er die reichliche Reproduction dessen, was er verzehrt, veranlassen kann. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Pflanzen- und Thierwelt bietet bei gehöriger Pflege den Menschen immer Unterhaltsmittel zur Genüge. Die Fruchtbarkeit der Menschen ist sehr verschieden. Doch wir müßten wiederholen, was wir schon ausführlich genug erörtert haben.

Denselben Fehler der Generalisirung haben wir gesehen bei den Statistikern, welche aus der Constanz gewisser Erscheinungen auf unabänderliche Gesetze geschlossen haben, denen der Mensch zum Opfer fallen müsse. Wir haben gezeigt, daß diese Constanz, daß das regelmäßige Erscheinen von Laster und Verbrechen nur unter einer Voraussetzung zutrifft, wenn nämlich die Gesellschaft in derselben geistigen und sittlichen Verfassung verbleibt. Einzelne und Alle können aber mit voller Freiheit diese Voraussetzung beseitigen und haben es häufig genug gethan.

---

[1] Der Specialforscher hat die Resultate zu geben, wie er sie gefunden hat. Erst dem eigentlichen Gelehrten, d. h. dem Manne von umfassendem Wissen, steht es zu, den Einzelresultaten im großen Rahmen des Wissens den Platz anzuweisen und die Bedeutung für das Ganze zu bestimmen. Diese Gelehrten werden freilich immer seltener. Statt dessen wimmelt es von „Fachgelehrten", von denen Jeder sein Specialwissen für das Wichtigste hält. Die eigene Wichtigkeit wird bis zur Lächerlichkeit übertrieben und die ganze Welt in ein System gezwängt, wie es dem winzigen Wissen des „Fachgelehrten" entspricht, welcher regelmäßig fixen Ideen und partieller Verrücktheit verfällt. Der Nachfolger kritisirt den Vorgänger zu todt, verfällt aber genau denselben Fehlern des Hochmuths, sein eigenes Wissen zum Mittelpunkte zu machen, um damit die Welt aus den Angeln zu heben. Man verfällt von einer Uebertreibung zur andern, von einer Einseitigkeit in die andere. Die positiven, dauernden Resultate für die Wissenschaft sind in Folge dessen regelmäßig gleich Null, trotz aller Specialstudien und Detailuntersuchungen.

Wir haben ferner gesehen, daß die Theorie vom Lohnkapitale, worauf das eherne Gesetz vom Lohne beruhen solle, nur aus Unkenntniß, aus einseitiger und unrichtiger Auffassung von Production und Consumtion entsprungen ist. Was bleibt von jenen angeblichen Gesetzen, Errungenschaften und Sätzen der Wissenschaft, auf denen Cultur und Civilisation beruhen sollten, übrig? Nichts! Man kann sich nicht genug mit Verachtung waffnen gegen die angeblichen Culturfortschritte der „Wissenschaft".

Am meisten brüsten sich die Naturforscher ihrer wissenschaftlichen Resultate. Und doch haben sie den ganzen Ideengehalt einfach entlehnt; sie haben den Gedanken des Kampfes um's Dasein der politischen Oekonomie von Adam Smith und Malthus entnommen. Heute dämmert schon in den meisten Köpfen, welche noch selbständig zu denken im Stande sind, die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der Thesen von Smith und Malthus. Auch in der Naturwissenschaft wird sich die Wahrheit Bahn brechen.

Das Malthusianische System mußte in seinen Consequenzen mit Nothwendigkeit zur Leugnung eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele führen. Es war unvereinbar mit dem Begriffe Gottes, daß der allmächtige Schöpfer Wesen in's Leben rief, für welche die Natur keinen Platz hatte. Für die unendliche Vollkommenheit und Güte Gottes war in einem Systeme, welches Laster und Elend, Verbrechen und Vernichtung durch überlegene Gewalt als einzige Mittel des Fortschrittes kannte, absolut kein Platz vorhanden. Andererseits konnte aber auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nicht mehr bestehen, wenn im Systeme der Entwicklung nur jene Wesen eine Existenzberechtigung hatten, deren Ueberlegenheit im Daseinskampfe sich erprobte. Für eine moralische Persönlichkeit, für die Existenz einer Seele war in diesem Systeme kein Raum. Gott und die Unsterblichkeit der Seele mußten consequenter Weise von allen Jenen geleugnet werden, welche den Concurrenzkampf als einzigen Hebel des Fortschritts annahmen. Indem seit Darwin diese Annahme der ganzen Naturwissenschaft die Richtung gab, war es unausbleiblich, daß die Leugnung eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele das ganze wissenschaftliche Denken und Forschen beherrschte.

Im Kampfe um das Dasein war für einen Schöpfer nicht bloß kein Raum, er war auch ganz überflüssig. All die wunderbare Ordnung, all die zahlreichen Anpassungen, all die staunenswerthen Organisationen erwiesen sich ja nur als Resultate des Kampfes um die Existenz und um die Fortpflanzung. Es bedurfte keines allweisen Schöpfers, die wunderbare Zweckmäßigkeit entsprang der Nothwendigkeit, sich anderen Organismen anzupassen, um bestehen und sich fortpflanzen zu können[1].

---

[1] Vgl. Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte.

Heute stehen sich nun die zwei Weltanschauungen gegenüber: Die christliche mit ihrer Lehre von der Schöpfung, von dem Sündenfalle und der Erlösung. Die andere sogen. „wissenschaftliche" Doctrin erklärt die gesammte Entwicklung durch den Daseinskampf, welcher eine sehr langsame, aber beständige Veredlung mit sich führe und durch erbliche Uebertragung fortpflanze. Wir haben gezeigt, daß diese Theorie den Titel „Wissenschaft" mit Unrecht beansprucht, da das System der Entwicklung durch den Daseinskampf theils auf Uebertreibungen, Generalisirungen und unbeweisbaren Hypothesen, theils auf offenbaren Unwahrheiten beruht. Die Geschichte spricht ihr unbedingtes Verdict gegen diese Theorie aus.

Niemand kann sich einer Täuschung darüber hingeben, daß im Großen und Ganzen die Gebildeten heute im Lager der sogen. „Wissenschaft" stehen, d. h. daß sie der materialistischen Richtung huldigen, mit dem Glauben an die christliche Wahrheit mehr oder minder gebrochen haben und nicht selten mit wahrem Fanatismus auf die Sätze schwören, welche die Vertreter des Kampfes um das Dasein plausibel zu machen verstanden haben. Sie donnern gerne gegen den Glauben und wollen nur das Wissen gelten lassen. Und doch ist der Inhalt ihres angeblichen Wissens nur gläubige Annahme; für ihr angebliches „Wissen" fehlt ihnen der Beweis und die Möglichkeit eines Beweises.

In Folge der Verirrungen der Wissenschaft ist die Geisterwelt der Haltlosigkeit und Verwirrung verfallen. Diejenigen unter den Gebildeten, welche offen zum Materialismus in all seinen Consequenzen sich bekennen, sind ebenso wenig, wie jene, welche sich noch voll und ganz zum Christenthum halten. Die große Masse der Gebildeten huldigt einer Art von Eklectizismus[1], genau wie zur Zeit des Verfalls der griechisch-römischen Welt. Die nothwendige Folge davon ist geistige Anarchie und sittliche Schwäche, welche wir bereits als die charakteristische Erscheinung der Gegenwart gezeichnet haben. Sittliche Kraft und Energie verleiht nur die volle und ganze Ueberzeugung. Beides fehlt der Mehrzahl der Gebildeten.

In der geistigen Anarchie und sittlichen Halbheit liegt heute die größte Gefahr für die Cultur und Civilisation. Nicht bloß die gläubigen Christen fühlen das, sondern auch die Materialisten. Es ist das Ideal der Söhne der Kirche: Eine Heerde und Ein Hirt. Aber auch die Ungläubigen fühlen die Nothwendigkeit einer einheitlichen Weltanschauung und sie wollen letztere

[1] Goethe, anfänglich dem Pessimismus ergeben (Werther), suchte später in seinem „Faust" die Halbheit der Zeit zu einer Art von Religion zu machen. Schon Goethe's nächste Ableger, die Romantiker, verfielen meist dem Wahnsinne oder nahmen sich das Leben; sie gingen physisch und moralisch zu Grunde, so weit sie nicht katholisch wurden. Das heutige „gebildete" Deutschland ist überwiegend dem religiösen Unglauben und dem Pessimismus, diesem modernen „Buddhismus" verfallen. Vgl. Masaryk S. 199.

durch die obligatorische Verbreitung des Unglaubens erzwingen. Hoch interessant sind in dieser Beziehung die Bemerkungen des geistreichen Funk-Brentano[1], und Jules Ferry spricht es bei jeder Gelegenheit aus, daß in Frankreich die Schulfrage im Sinne der republikanisch-materialistischen Weltanschauung gelöst werden müsse, um im ganzen Lande „die geistige Einheit“ herzustellen. Es ist dieß ein vergebliches Bemühen. Der Unglaube bietet kein verbindendes Organ, er ist die Verneinung. Nur in der Verneinung sind die Gegner der christlichen Wahrheit einig, sonst gehen sie immer auseinander und hassen sich gegenseitig. Die Religion des Welterlösers ist einzig und allein die Religion der Liebe und der Einheit. Dieß ist ihre höchste Auszeichnung, dieß der Stempel ihrer Wahrheit, dieß ihr charakteristisches Merkmal: „Daran soll die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“

Die mittleren und unteren Klassen unseres Volkes sind der Mehrzahl nach dem christlichen Glauben noch treu anhänglich in Bekenntniß und Handeln, in Gesinnung und Leben. Die Weltanschauung des Volkes ist von derjenigen der sogen. „Gebildeten“ gänzlich verschieden. Beide Schichten der Bevölkerung stehen sich ohne ein einheitliches geistiges Band gegenüber, und dieß ist der Grund all der inneren Parteiungen und Spaltungen und der äußeren Kämpfe, welche keine rechte Lebensfreudigkeit und kein fröhliches Schaffen mehr aufkommen lassen wollen. Dieß ist auch der Grund, warum in allen Ländern die Schulfrage auf der Tagesordnung steht. Die ungläubige

[1] La civilisation et ses lois (Paris 1876). Die „Gebildeten“ Frankreichs stehen noch immer unter dem Einflusse von August Comte, welcher an die Stelle des Christenthums eine „Religion der Humanität“ zu setzen suchte, um wieder eine einheitliche Lebensanschauung zu ermöglichen. Das Christenthum hielt August Comte für abgethan, seine „positive Philosophie“ sollte mittelst der allgemeinen Schulbildung die einheitliche allgemeine Volksreligion werden. Jules Ferry und Genossen machen soeben den praktischen Versuch. Von der Vergeblichkeit dieses Versuches hat für jeden Verständigen das traurige Ende dieses bedauernswerthen Philosophen bereits die Probe geliefert. August Comte wurde geisteskrank und suchte sich selbst das Leben zu nehmen. Der Kampf gegen das Christenthum führt so häufig zu moralischer und physischer Selbstvernichtung! — In England versuchte sich der bekannte Nationalökonom John Stuart Mill als Religionsstifter. Seine ganze Religion ging in der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit (Utilitarismus) auf und endete in der Leugnung höherer edler Sittlichkeit. Die guten und schlechten Gewohnheiten des englischen Durchschnittsmenschen galten Mill als Maßstab für sein „Sittlichkeitssystem“. Die verschwommenen Versuche der Freimaurer und der Apostel der (sehr zweifelhaften) „Humanität“, eine Sittlichkeit ohne positive Religion und eine einheitliche Lebensanschauung durch die Schulbildung dem Volke zu vermitteln, fußen auf den Theorien von August Comte und John Stuart Mill. Auch in dieser Beziehung sind die deutschen „Denker und Gelehrten“ nur „Schüler, Nachbeter und Nachtreter, Kleinhausirer des ausländischen Großgeschäftes“.

Welt der Gebildeten will ihre materialistische Weltanschauung durch die Schule dem Volke aufoctroiren. Das gläubige Volk fühlt und sieht die Gefahr und wehrt sich hiegegen, leider meistens erfolglos. Die Schule ist bis auf die Volksschule herab nahezu in allen Ländern im Dienste einer Weltanschauung, welche der christlichen Lehre in allen Fragen des Lebens widerspricht. Schon über den allerersten Zweck der Schule gehen die Meinungen weit auseinander und stehen sich unversöhnlich gegenüber. Die materialistische Weltanschauung will das Kind „rein menschlich" sich entwickeln lassen und ihm einen Fond „allgemeinen Wissens" beibringen. Die christliche Schule muß den Hauptaccent auf die Erziehung legen, weil des Menschen Herz in Folge der Erbsünde zum Bösen neigt. Diese Neigung muß niedergehalten und durch Opfer und Entsagung unschädlich gemacht werden. Eine tägliche Uebung muß die Entscheidung für das Gute dem Charakter tief einprägen.

Ganz entsprechend der herrschenden Halbheit der Zeit bleibt man auch in der Regelung der Schulfrage meist auf halbem Wege stehen. Die Schule dient im Großen und Ganzen der materialistischen Richtung, man fügt aber den Lehrgegenständen regelmäßig noch den „Fachgegenstand" der Religion hinzu. Nur in der Schweiz und Holland hat man die Religion aus der Schule ganz entfernt, während man in Frankreich eine der materialistischen Weltanschauung entsprechende Moral vortragen läßt, um in den Schulen eine „geistige Einheit" herzustellen. Die „Humanität" äfft die Einheit der Kirche nach. Lehrer werden gezwungen, eine Moral vorzutragen, an welche sie selbst nicht glauben; die Kinder werden genöthigt, eine Sittenlehre sich anzueignen, welche keiner religiösen Ueberzeugung entspricht. Das Resultat kann nur Anarchie, babylonische Verwirrung und Mißachtung aller Sittengesetze sein. Die Moral des Materialismus ist die Nützlichkeitstheorie. Damit wird aber nur der äußere Schein, der gesellschaftlichen Stellung halber, gewahrt, eine innere Sittlichkeit wird nicht erzeugt, Charaktere, welche zu entsagen und sich zu opfern verstehen, werden nicht herangebildet. Die Meisten werden es verschmähen, eine Maske gesellschaftlicher Rücksichten vorzuhalten, sie werden sich in ihrem nackten Materialismus zeigen und der tiefsten sittlichen Entartung anheimfallen. Die Anfänge zeigen sich überall jetzt schon in abschreckendster Form.

Aber auch da, wo man die Religionslehre bloß als Fachgegenstand beibehält, wird die Schule keine einheitlichen Charaktere erzeugen können. Die Religion muß gelehrt werden; das ist sehr nothwendig, aber doch nicht die Hauptsache. Die Religion muß geübt werden und täglich geübt werden, erst dann bildet sie einheitliche, sittliche Charaktere. Die Religion muß die ganze Anschauungsweise bestimmen und das ganze Handeln regeln. Was der Geist erfaßt, muß das Herz fühlen,

die Begeisterung muß Entschlüsse reifen, Ideen und Gefühle müssen harmonisch entwickelt werden. Erst dann werden Unterricht und Erziehung vollendete, innerlich gefestigte, in sich glückliche und nach Außen beglückende Charaktere erzeugen.

Diesen Anforderungen entspricht das heutige Schulwesen in keiner Weise, im Gegentheile, die ganze moderne Bildung ist der Civilisation geradezu feindlich und abträglich. Ganz richtig zeichnet Masaryk den verderblichen Einfluß der heutigen Halbbildung, indem er schreibt[1]: „Den Verstand überlassen wir der Wissenschaft, das Gemüth der Religion und Kirche, an die wir nicht mehr glauben und der wir nicht mehr vertrauen — das ist der einzige, aber ungeheure Fehler unserer Civilisation. In allen unseren Schulen, kleinen und großen, wird nur der Verstand ausgebildet, um die sittliche Führung kümmert sich die Schule nicht, die überläßt sie der positiven Religion. So wird denn die moderne Gesellschaft von zwei geistigen Gewalten, der Wissenschaft und der Religion geleitet; aber da diese Gewalten miteinander im Kampfe sind, ist die Leitung beider ungenügend und verderblich. Es können sich in Ermanglung einer einheitlichen Weltanschauung keine vollendeten Charaktere bilden, nur ein intellectuelles und moralisches Chaos. In einer solchen Zeit der geistigen Anarchie kann es keine allgemein verbreitete gründliche Bildung geben, nur eine Halbbildung, eine Halbcultur, und so ist denn das charakteristische Kennzeichen unserer Civilisation jene eigenthümliche Halbheit mit all ihren schrecklichen Folgen für Kopf und Herz derer, welche sich nicht zur Einheit und Harmonie emporarbeiten können. Thoren und gescheidte Leute, sagt Goethe, sind gleich unschädlich, nur die Halbthoren und Halbweisen, das sind die Gefährlichsten."

„Schon Baco hat gesagt, daß halbes Wissen von Gott abwende, während wahre und gründliche Wissenschaft den Menschen zur Religion zurückbringe[2]. In dem Maße nun, als die Halbbildung um sich greift, macht sie sich als Atheismus oder, besser gesagt, als Irreligiosität bemerkbar. Die Irreligiosität führt aber zur Unzufriedenheit. Der Mensch braucht im Leben und Sterben außer dem Wissen noch einen moralischen Halt und den kann ihm doch nur die Religion bieten. Verliert er diese, wird sie ihm gewissenlos geraubt, so schwindet mit ihr die Seelenruhe." „Wenn der Glaube," sagt Lamennais[3], „aus der Seele schwindet, welcher sie zu Gott erhob und mit

---

[1] S. 168.

[2] Certissimum itaque atque experientia comprobatur: leves gustus in philosophia movere fortassis ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere. De augm. scient. I, col. 5.

[3] Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie. Lamennais verfiel selbst in diesen traurigen Zustand.

ihm verband, so geht etwas Entsetzliches in ihr vor. Die Seele, von ihrer eigenen Schwere gewissermaßen in die Tiefe gezogen, sinkt und sinkt, und sinkt immerfort ohne Aufhören, ohne Unterlaß, und zieht mit sich hinab in den Fall ihre Intelligenz, die nun losgerissen ist von ihrem Ursprung, und sie hängt sich nun an Alles, was ihr auf ihrem Wege in die Tiefe begegnet, jetzt in schmerzlicher Unruhe, jetzt wieder mit einer Lust, ähnlich dem Gelächter des Wahnsinnigen. Gequält immerfort von einem unstillbaren Drange und Durst nach Leben, hascht sie bald nach der Materie, die sie vergebens zu beleben, vergebens zu vergeistigen und zu vergöttern sucht; bald verfolgt sie leere Abstractionen, die flüchtigen, gestaltlosen Schatten ihrer Phantasie. Alle höhern Anlagen und Kräfte erlahmen und liegen wie in einem tiefen Schlafe; alle jene geheimnißvollen Mächte in der Seele, welche in uns und um uns her ein Reich der Sitte, eine geistige Weltordnung schaffen, welche das Wesen des innern, wahren Menschen bilden, sterben nach und nach, und er fühlt mit einem Schmerze, der sein Innerstes zerreißt, dieses allmähliche Sterben seines bessern Selbst. Seine Seele hungert, er hat keine Nahrung für sie; was soll er beginnen? Er tödtet seine Seele, um nicht mehr zu hungern, nicht mehr diese innere Qual zu empfinden."

„Es gibt heutzutage," fährt Masaryk fort, „zwei große Klassen von Menschen; Gläubige und Ungläubige, Christen und Nichtmehrchristen. Die Gläubigen haben einen moralischen Halt, sind glücklich, zufrieden und mit dem Leben ausgesöhnt; von den Ungläubigen aber sind Wenige, sehr Wenige glücklich und zufrieden, weil nur Wenige einen Halt im Leben finden. Diesen Wenigen genügt die sittliche Anarchie; die Mehrzahl geht in der intellectuellen und moralischen Anarchie zu Grunde. Dieser intellectuellen und moralischen Anarchie ist einerseits unsere große nervöse Aufregung und die fortwährend wachsende Zahl der Geisteskranken zuzuschreiben, andererseits bildet sich durch sie jene pessimistische Weltanschauung aus, welche nicht nur in der modernen Poesie und Philosophie ihren beredten Ausdruck findet, sondern die Tausenden und Tausenden das Leben thatsächlich unerträglich macht. Wenn man die große Zahl der pessimistisch gesinnten Dichter der Neuzeit überblickt — Young, Byron, Shelley, Poe, Grabbe, Hölderlin, Heine, Kleist (selbst Goethe spielte mit dem Selbstmord), Lenau, Sénancour, Musset, Foskolo, Leopardi, Carducci, Giusti, Slowacki, Lermontow, Puschkin, Gogol — und mit Schopenhauer's pessimistischer Philosophie zusammenhält, so erhält man eine directe Bestätigung dessen, was uns die Daten der Statistik so furchtbar trocken sagen: Wir sind lebensmüde, wir haben keine rechte Lebensfreudigkeit. Zu den massenhaften Selbstmorden singen unsere Dichter die Todtenklagen, die Grabrede hält der Frankfurter Weise. . . . Die Menschen sind unglücklich und unzufrieden und immer lauter und drohender erheben

sich die Stimmen, welche selbst vor einer gewaltsamen Reorganisirung der Gesellschaft nicht zurückschrecken."[1]

Das sind die Früchte der heutigen Bildung, das sind die „Errungenschaften" der Wissenschaft. Die Männer der „Wissenschaft" bilden sich ein, Träger der Cultur zu sein, und gerade sie sind es, welche die Cultur untergraben und die Civilisation zerstören, indem sie die geistige Anarchie unter das Volk tragen und die sittliche Kraft lähmen, die nur der religiösen Ueberzeugung entspringt. Die Popularisirung der wissenschaftlichen Theorien durch die Presse hat überall die innere Einheit und Einigkeit des Volkes gebrochen, hat zahlreiche Parteiungen, Spaltungen und Secten hervorgerufen und ein förmliches politisches und sociales Chaos geschaffen. Ueberall, wo man hinblickt, findet man Streit und Hader, Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, innere Zerrissenheit und äußere Spaltung. Kein denkender Mann kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß wir vor einer gewaltigen Entscheidung stehen. Das Volk muß entweder die frühere Einheit in der religiösen Ueberzeugung, in dem treuen Bekenntnisse und in der treuen Uebung der christlichen Heilslehre wiederfinden, oder die Zersetzung durch die „Wissenschaft" und Presse geht ihren Weg und zerstört völlig die Grundlagen der Cultur und Civilisation. „Welcher Umschwung kommen wird, kann kein sterblicher Mensch sagen, aber daß ein großer Umschwung kommen muß, fangen denkende Menschen an zu fühlen. Die civilisirte Welt zittert am Rande einer großen Bewegung. Entweder muß es ein Sprung aufwärts sein, welcher den Weg zu ungeahnten Fortschritten eröffnet, oder es wird ein Fall nach Unten sein, welcher uns in die Barbarei zurückschleudert."[2]

In Folge der zerstörenden Kraft dessen, was sich Wissenschaft und Bildung nennt, stehen wir heute vor derselben geistigen Anarchie und sittlichen Schwäche, wie die Zeit, in welcher der Erlöser erschien. Die zerfahrenen politischen und socialen Verhältnisse machen Cäsaren und Dictatoren nothwendig, aber diese Dictatoren sind heute ebenso rathlos, wie seiner Zeit der Cäsar Tiberius, welcher finster brütend auf Capreä saß. Tiberius gedachte, durch politische, wirthschaftliche und sociale Reformen die alte Kraft der Römer wiederherzustellen. Alle seine Versuche scheiterten, und Tiberius wurde in der Verzweiflung zum Tyrannen. So glauben auch heute die großen Staatsmänner und Politiker, die Welt durch „wirthschaftliche Reformen" neugestalten zu können. Die Thoren! Alle Reform muß von Innen kommen[3], von einer Erneuerung des Geisteslebens, von religiöser

[1] S. 170 ff. [2] H. George Buch 10, Kap. 4.

[3] Auch Masaryk S. 231 schreibt: „Die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse eines Volkes sind nur die Außenseite des inneren Geisteslebens, sie sind durch dieses Geistesleben bedingt, und daher muß der Arzt dieses in's Auge fassen. Oft kommen mir die Versuche und Kämpfe unserer Parlamentarier, Politiker und National=

Neubelebung und sittlicher Kräftigung. Das religiös-sittliche Leben muß erstarken. Christliches Bekenntniß und christliche Handlungsweise können allein den Verfall aufhalten. Ist das Volk wieder religiös einig, dann wird eine wunderbar sittliche Kraft sich entfalten, und die vielen politischen, socialen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten, welche heute nicht zu bewältigen sind, werden mit Leichtigkeit zu überwinden sein; der Stein wird weggewälzt werden.

Jeder Fortschritt in Cultur und Civilisation hat seine Triebfeder und seinen Ursprung in der Seele. Die bewegende Kraft des Fortschritts ist, wie wir gesehen haben, die Liebe, welche opfert und entsagt. Diese Liebe entspringt nur der christlichen Ueberzeugung, Opfer und Entsagung sind Acte der religiösen Uebung. Die Reform muß mit der Seelsorge beginnen, nur die Verblendung kann sich schmeicheln, durch Gesetze und Organisationen, durch etwas mehr Geld und Brod allein die Gesellschaft erneuern zu können. Gewiß sind wirthschaftliche Reformen sehr nothwendig, und dieses Buch empfiehlt sie eindringlich genug, aber die erste und nothwendigste Aufgabe ist heute die Erneuerung des religiösen Lebens, die Herstellung der Einheit des Volkes im freudigen Bekenntnisse der Lehre des Welterlösers.

Jeder Reformversuch muß an die Seele des Einzelnen sich wenden, wie uns Christus selbst durch sein Beispiel gezeigt hat. Die Seele des Einzelnen muß empfänglich gemacht werden für die Liebe Jesu Christi. Und die Lehren des Heilandes müssen in Thaten umgesetzt werden. Die Tugenden der Christen, welche in Wort und That die Lehren des Erlösers bekennen und üben, werden wie ein Sauerteig in der Gesellschaft wirken und eine sociale Erneuerung, Fortschritt in Cultur und Civilisation vorbereiten. Und soll die Gesellschaft einer Erneuerung nicht mehr fähig sein, wie dieß zur Zeit des Unterganges der alten Welt der Fall war, so braucht doch der Einzelne nicht zu verzagen und zu verzweifeln. Er wird in den Lehren des Erlösers die Kraft finden, alle Widerwärtigkeiten selbst zu ertragen und Andern in den Werken geistiger und leiblicher Hilfe beizustehen.

ökonomen recht kleinlich und nichtig vor; jedenfalls werden politische und ökonomische Concessionen, Reformen und Reförmchen die Gesellschaft nicht retten. Das Bischen Rechte oder Geld mehr oder weniger wird den pessimistischen Lebensüberdruß nicht heben. Wer erlöste die Menschheit? Kein Politiker, kein Nationalökonom, kein Socialist, kein Demagog. Es ist wahrhaft großartig zu sehen, wie Christus in jener politisch und social so hoch aufgeregten Zeit jeglicher Politik sich enthielt. Wie leicht hätte es für ihn sein müssen, die Gemüther durch politische und socialistische Aufreizungen zu gewinnen! Aber er dringt auf Besserung der Charaktere, er dringt auf Verinnerlichung des religiösen Gefühles; er will, daß die Menschen gut werden, denn er weiß, daß sie nur dann Ruhe für ihre Seelen finden würden."

Die Erkenntniß und die Uebung des christlichen Glaubens setzt nicht lange Schulbildung und Weltweisheit voraus. Der schlichteste Verstand kann die Lehren des Erlösers erfassen und dennoch bieten ihm diese Lehren den sichersten Wegweiser und Compaß in allen Lagen des Lebens. Der Mann, welcher sein ganzes Leben mit dem Studium der Philosophie zugebracht hat, wird nicht soviel praktische Weisheit besitzen, wie der letzte Mann aus dem Volke, welcher die Lehren des Christenthums in der That übt. Darin besteht eines der göttlichen Merkmale des Christenthums, daß seine Lehren für den Gebildetsten noch erhaben und heilig, für den Ungebildetsten faßlich und verständlich sind. Nicht das Wissen, sondern die Uebung macht den Christen zum Christen. Beherrscht die christliche Lehre Anschauung und Handeln, dann trocknet sie die Thränen, gibt Freudigkeit des Herzens und verleiht Milde des Gemüthes, stählt aber auch zugleich die Thatkraft und Energie, ruft Begeisterung und Hingebung hervor. Der Kleinmuth schwindet, die Schwierigkeiten schrecken nicht, denn nicht aus Selbstsucht und Eitelkeit, sondern um Gottes, um des Seelenheiles, um des Nächsten willen handelt der Christ, und das Gottvertrauen stählt seine Kraft. Die Macht unerschütterlicher Ueberzeugung; der Muth, für diese Ueberzeugung in den Tod zu gehen; daneben die Demuth, welche die eigene Schwäche fühlt und die Stärke nur außer sich, in der Liebe zu Gott und in der Hingabe für Gott findet; die Ausdauer, welche auch dann noch den Muth nicht verliert, wenn Mißerfolg auf Mißerfolg sich zu häufen scheint, wenn die Welt spottet und höhnt, wenn selbst die eigene Existenz feindlichen Gewalten unterliegt und den gewaltsamen Tod der Marter erleidet; die Weisheit, welche mit dem Muthe sich verbindet, hier unerschrocken dem Gegner gegenübertritt, wenn es gilt, für die Wahrheit Zeugniß zu geben, dort aber in Bescheidenheit und Demuth sich zurückzieht, wo nur eigene Ruhmredigkeit und persönliche Eitelkeit in Frage stehen: all diese Tugenden lehrt das Christenthum dem einfachsten schlichtesten Manne, dem armen Fischer ebenso, wie dem hochgebildetsten Weltweisen.

Und die Wissenschaft und die Philosophie? Hat jemals nur ein einziges dieser vielen wissenschaftlichen Systeme auch nur eine einzige Thräne getrocknet? Hat jemals eines der Systeme der Weltweisheit die Sehnsucht des Geistes befriedigt, die Unruhe des Herzens gestillt? Hat es die Menschen besser, milder, charaktervoller gemacht? Hat es nicht gerade in den Tagen der Entscheidung Zweifel, in den Tagen des Unglücks Verzweiflung gebracht?

Nur das Christenthum bildet harmonische Charaktere, gibt Zufriedenheit und Glück, verleiht Muth und Kraft zur Ueberwindung der Schwierigkeiten. Alle Bemühungen, mit sonstigen äußern Mitteln, mit politischen Aenderungen und wirthschaftlichen Experimenten die Völker glücklich und zufrieden zu

machen und die Gefahren der heutigen intellectuellen und moralischen Anarchie zu bewältigen, werden scheitern.

Dieß ist eine der Verirrungen der Gegenwart, mit äußern Mitteln innere Wunden heilen zu wollen. Die andere Verirrung liegt darin, daß man nur gegen den Unglauben in den untern Klassen ankämpft. Die „Intelligenz" hat die geistige und sittliche Anarchie verschuldet und veranlaßt. Was in den untern Klassen vorgeht, ist nur eine Nachahmung dessen, was oben Lebensanschauung und Lebensbrauch war und ist. Von Oben wurde das Gift in das Volk geträufelt, von Oben ging das Verderben aus, und nur durch Umkehr und Besserung der höhern Stände kann die Gefahr in den untern Schichten beschworen werden. Die socialistischen Arbeiter werden sehr bald bekehrt sein, sobald es den Hof- und Oberhofpredigern gelungen ist, die „obern Zehntausend" für das Bekenntniß und die Uebung des christlichen Glaubens wieder zu gewinnen. Es ist aber eine Sisyphusarbeit, in socialistischen Conventikeln die Lehren des Erlösers zu predigen, solange von Oben herab das Aergerniß des Unglaubens Alles überwuchert. Alle Universitäten und höhern Lehranstalten, alle Theater und Romane, nahezu die gesammte Presse und Literatur stehen im Dienste der sogen. „Wissenschaft" und befehden das Christenthum[1]. Es kann kaum ein landwirthschaftlicher Kalender gedruckt werden, ohne daß nicht der Versuch gemacht wird, dem Bauern den Darwinismus mundgerecht zu machen und das Christenthum der Unwahrheit zu zeihen. Die Verherrlichung des Lasters und die Verhöhnung der christlichen Entsagung und des christlichen Opfers, die Glorificirung des Reichthums und die Verlästerung der Armuth, die Verspottung des Glaubens und die Anpreisung materialistischer Weltanschauung werden von den gebildeten, höhern, intelligenten Kreisen systematisch betrieben in Vorträgen und in Reden, in Schriften und Broschüren, in der politischen Presse und in der Unterhaltungsliteratur, in Theaterstücken und Volksliedern.

[1] Masaryk S. 198 schreibt: „Jeder Tag bringt neue Ausgeburten dessen, was man in Deutschland Philosophie nennt, wenn es auch nur eine Philosophie der Jahreszeiten oder Aehnliches ist. In keinem Lande macht sich der Widerwille gegen das Christenthum so merkbar, nirgends wird die Destruction so systematisch betrieben, wie in Deutschland. Jede, auch die unschuldigste Gelegenheit wird in Schrift und Wort benützt, um den positiven Glauben zu verunglimpfen und räuberisch anzufallen. So starken Ausdruck, wie in Deutschland, hat die Verachtung Gottes und seines Wortes, die Abwendung von Christus und seinem Heile, der Haß gegen die Kirche und ihre Institutionen kaum irgendwo sich gegeben. Wenn es auch nur eine neue Auflage von Brehms Thierleben ist, es muß ein boshafter und hämischer Ausfall auf den christlichen Glauben hinein, und es ist nicht die socialdemokratische Presse allein, die sich in den Angriffen auf das Christenthum höchstens durch die Rücksicht auf den Staatsanwalt einigermaßen beschränken läßt." Vgl. Prof. Cremers Bericht über das evangelisch-religiöse Leben in Deutschland auf der siebenten Hauptversammlung der evangelischen Allianz.

Es ist eine wahre Sündfluth von Verführung, welche von Oben herab über das gläubige, christliche Volk hereinbricht. Hier, wo das Aergerniß entsteht, auf der Höhe der Intelligenz sollten die Hofprediger das Feld ihrer Thätigkeit suchen, um die Gefahr des Verderbnisses, welches riesengroß anschwellt, abzuwenden. Aber vergeblich sieht man sich hier nach den berufenen Wächtern des Heiligthums um. Sie sind stumm und das „Salz der Erde ist schal" geworden. Die Geschichte wird eine furchtbare Anklageschrift schreiben gegen diejenigen, welche zu Hirten und Hütern berufen wurden, aber unfähig, persönliche Opfer zu bringen, lieber die Hände in den Schooß legen und müßig zuschauen, wie von Oben herab das noch gläubige Volk systematisch entchristlicht wird. „Es nützt ja doch nichts," ist die beschönigende Ausrede all derjenigen, welche es für die vorzüglichste Weisheit halten, mit der ungläubigen Welt sich bequem abzufinden!

Der künstliche Gegensatz, welcher von der Wissenschaft zwischen „Intelligenz" und Glauben geschaffen wurde, muß beseitigt werden. Die höhern Anstalten bedürfen einer dringenden Reform im Sinne einer harmonischen Ausbildung von Geist und Herz auf Grund der Lehren des Welterlösers. Mit der Ausbildung des Verstandes allein, mit dem bloßen Wissen ist sehr wenig gethan. Mit der intellectuellen Bildung muß Hand in Hand gehen die Charakterbildung durch Veredlung des Herzens. Und dieß kann nur durch religiöse Erziehung geschehen. Das Wissen allein, ohne religiöse Erziehung, wird zum Instrumente der Zerstörung, wie dieß die Nihilisten so unwidersprechlich bekunden. Die Fortschritte der Wissenschaft werden in ihrer Hand zu den furchtbarsten und grausamsten Mitteln der Vernichtung.

Von Oben herab, an der Universität und den humanistischen Anstalten, muß diese Reform beginnen. Denn hier sind die Mängel der Erziehung am schreiendsten und gefährlichsten. „Man sehe sich nur," schreibt Masaryk[1], „unsern absolvirten Hochschüler an. Am Gymnasium lernt er Mathematik, Griechisch und Latein, die Literatur seines Volkes und etwas Naturwissenschaft; an der Universität obliegt er seinem Fachstudium, macht seine Prüfung aus Philologie, Jurisprudenz oder sonst einem Fache, und tritt nun in's Leben, bringt aber für's Leben nichts, gar nichts mit! Im „Leben" soll er vor Allem ein Charakter sein, dazu wurde er nicht gemacht. Er soll Staatsbürger sein, er weiß von Politik nichts, nur das, was ihm die Zeitungen vorkauen. Er wird Ehemann und Vater, er weiß aber nichts

[1] S. 169. S. 68 schreibt Masaryk: „Die Schulbildung ist am besten und gleichmäßigsten geordnet in Deutschland. Aber die Schulbildung ersetzt nicht die praktische Ausbildung, die der Mensch überall im Leben gewinnen kann und soll. In Deutschland gehen Leben und Schule auseinander; man lernt sehr viel, aber man wendet es im Leben nicht an, höchstens beim Militär, wie denn die ganze Schulpolitik Deutschlands die Heranbildung eines intelligenten Heeres im Auge hat."

von Erziehung, was Gattenpflichten und das Familienleben erheischen. Es ist zu traurig, als daß ich das düstere Bild noch weiter ausmalen würde, und ich überlasse es denjenigen, welche über die Erziehung unserer Völker wachen, über den Gegenstand nachzudenken. Noch so gut geregelte Schulen, in denen man überdieß mehr auf die Disciplin der Lehrer, als der Schüler achtet, taugen nichts, wenn sie den praktischen Anforderungen des Lebens nicht genügen, und unsere Schulen entsprechen diesen Anforderungen absolut nicht. Geradezu schreiend ist aber das Mißverhältniß zwischen unserer intellectuellen und moralischen Ausbildung. Menschen, welche zwanzig Jahre lang in die Schule gehen, lernen und lernen immer wieder, aber um ihr Gemüth und ihren Willen kümmert sich Niemand. Man wird mir doch nicht einwenden wollen, daß der Gymnasiast wöchentlich zwei Religionsstunden hat. Gesetzt, dieser Religionsunterricht wäre so gut, wie er es nicht ist[1], so ist er eben Unterricht, während der Wille eine Erziehung braucht. Und wer sagt unsern Universitätshörern etwas Ethisches?"

Die Religion ist Uebung und Leben. An den höhern Lehranstalten ist aber die Religion zu einem bloßen Gegenstande des Wissens gemacht und zu einem Fachgegenstande herabgewürdigt. Das bloße Wissen macht noch nicht religiös und verleiht nicht sittlichen Charakter, sondern erzeugt nur allzu häufig den Religionsspötter. Die Religion muß vielmehr die gesammte Bildung und Erziehung durchdringen, muß geübt und gelebt werden, soll sie einen harmonischen, in sich gefestigten Charakter erzeugen[2].

---

[1] Ueber die katholischen Religionslehrbücher an den höheren Anstalten muß man dieselbe Klage aussprechen, wie über die Katechismen. Sie sind viel zu sehr dogmatisch gehalten und accomodiren sich der falschen herrschenden Richtung nach einseitiger Ausbildung des Kopfes. Die Hauptsache ist indeß niemals das Religionshandbuch, sondern die Persönlichkeit des Religionslehrers.

[2] Dasselbe Urtheil fällt eine der edelsten und verständigsten Frauen der modernen Zeit, Frau von Gérando, deren Briefe an Gehalt fast alle Briefsammlungen weit überragen. In einem Briefe an den Director eines Institutes, in welchem der ältere Sohn der Frau von Gérando untergebracht war, heißt es u. A.: „Ich wünsche, daß ein Kind langandauernden, gründlichen religiösen Unterricht erhalte. Die Dogmen des Katechismus sind nothwendig, aber sie genügen nicht, um heute die Menschen religiös zu machen. Diese müssen durch alle Fähigkeiten, vor Allem durch Herz und Verstand, dahin geleitet werden; sie müssen ebenso sehr von der Schönheit der Religion, als von ihrer Nothwendigkeit durchdrungen werden. Es liegt ein so großer Schwung in der Seele eines wahrhaft frommen Menschen! Mag er auch nur wenig Geist und Verstand besitzen, wenn er aber religiös ist, so wird die Innigkeit seines Glaubens all seinem Thun eine gewisse Größe aufprägen ... Das Selbstbewußtsein ist eine Triebfeder, welche man nicht zerstören darf, jedoch legt man ihm höheren Werth bei, als es meiner Ansicht nach verdient. Ich möchte es nicht vernichten, aber daneben noch eine andere Triebfeder mit viel größerer Sorgfalt entwickeln, so daß

Man verwechselt ferner höheres Wissen mit der Bildung überhaupt. Die einseitige intellectuelle Bildung gewährt wohl eine gewisse äußere Verfeinerung, aber nicht innere Sittlichkeit. Sittliche Besserung, der Adel des Charakters entspringt nicht aus dem Wissen, sondern aus der religiösen Erziehung. Das bloße Wissen ist eine Halbheit, welche eher verderblich, als günstig auf den Charakter wirkt.

„Wissen ist Macht" [1], lautet ein weiterer Spruch, welcher dazu mißbraucht wird, immer erhöhte Anforderungen an die einseitig intellectuelle Bildung zu stellen. Wissen ist aber nur dann Macht, wenn sie sich mit dem praktischen Können deckt. Hierin fehlt es aber gerade der heutigen Bildung. Die Alten sagten: nicht für die Schule lernen wir, sondern für das Leben. Die heutige Generation lernt aber überwiegend Unnützes und Unpraktisches, sie lernt viel zu viel für die Schule, zu wenig für das Leben.

Aus der Ueberschätzung des bloßen Wissens entwickelte sich die Halbheit der Zeit. Hier hohes Wissen, aber Mangel an Charakter; hier intellectuelle Kenntnisse, aber Mangel an praktischem Geschicke; hier der Flitter feiner äußerer Bildung, aber rohes Herz und Gemüth. Diese Halbheiten und Widersprüche erzeugten die herrschende Unzufriedenheit und bedrohen Cultur und Civilisation. Diese Halbheiten und Widersprüche sind aber das Resultat der Einseitigkeit der „höhern Bildung" [2].

Nicht bloß für die Charakterbildung ist die einseitige Ueberschätzung des Wissens von schlimmen Folgen begleitet, auch Wissen und Können, die theoretische Bildung und practische Leistungsfähigkeit entsprechen sich nicht mehr, sondern spitzen sich allmählich zu förmlichen Gegensätzen zu. Dieß zeigt sich namentlich, wenn man die Geschichte der Kunstakademien verfolgt. A. von Wurzbach hat jüngst in einem sehr bemerkenswerthen Aufsatze auf die allgemein bekannte geschichtliche Thatsache hingewiesen, daß die Kunstblüthe überall gleichzeitig mit dem Aufblühen der Kunstacadémieen erlosch. In Italien war seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, seit Gründung der Academie in Rom, die Blüthen-

sie erstere beherrsche, ich meine das Gewissen, diesen vornehmsten Interpreten des Willens Gottes, welches uns lehrt, über das Urtheil der Menschen uns zu erheben, Schmeicheleien, Ehren und Belohnungen gering zu achten. Nur auf diese Weise erlangt man unbeugsame Grundsätze, erringt man Charakter."

[1] Knowledge is power. In England, bei der dortigen praktischen Erziehung, hat dieses Wort einen tiefen Sinn. Auf unser Durchschnitts-„Wissen" angewandt, enthält dieser Spruch die bitterste Persiflage.

[2] „Unsere jetzige Beschulungsweise macht eine gediegene Charakterausbildung unmöglich", sagte Alexander v. Humboldt, und auf sich selbst exemplificirend, meinte er: „Wäre ich der jetzigen Schulbildung zum Opfer gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen."

epoche der italienischen Kunst zu Ende. In Spanien erreichte die Kunst unter Velasquez, zur Zeit Philipps IV. ihren Höhepunkt. Da erachtete es der König für angezeigt, in Madrid eine Academie nach römischem Muster ins Leben zu rufen und Velasquez selbst ging nach Rom, um die erforderlichen Vorarbeiten zu pflegen. Die Academie wurde errichtet und damit war es mit der spanischen Kunst ebenfalls vorbei.

Die Stellung der Academie in Frankreich ist bekannt. Schon bei der Begründung begegnete dieses Institut der heftigsten Opposition, indem ein Theil der französischen Maler alle Anstrengungen machte, um sich der Herrschaft der Academie zu entziehen. Diese hatte aber den Hof und den König für sich und die Gegner wurden einfach bei Seite geschoben. Heute sucht und kauft man in Frankreich die Werke dieser Antagonisten der Academie, zieht sie aus dem Staube und stellt Betrachtungen an, wie weit es die französische Kunst gebracht hätte, wenn sie auf dem bescheidenen Wege vorwärts gegangen wäre, den diese Meister eingeschlagen hatten, statt in unmöglichen fremden Formen die Muster der Academie zum Ekel der Nachwelt nachzuäffen. Der Einfluß der Academie in Frankreich war für die Entwicklung des künstlerischen Lebens nichts weniger als günstig. Die Academie half nur einer Anzahl von Malern zu Ehren und Würden, machte die Namen ihrer Professoren und Mitglieder populär, aber der Kunst selbst hat sie einen sehr geringen, ja vielleicht gar keinen Vorschub geleistet. Mit Ende des vorigen Jahrhunderts verlor die Academie Macht und Einfluß, Ansehen und Bedeutung und sofort eilte die künstlerische Thätigkeit in Frankreich von Erfolg zu Erfolg. Mit David kehrte die Reaction wieder ein, aber die Academie und ihre Bedeutung für die künstlerische Entwicklung der Nation wird heute mit sehr nüchternen Augen betrachtet.

Interessant ist ferner die Stellung der Academie in Antwerpen und der nach ihrem Muster errichteten ähnlichen Institute in den holländischen Städten, wo die alten Malergildenhäuser durch die neuen Academien verdrängt wurden. Mit der Errichtung der Antwerpener Academie war es um die vlämische Kunst geschehen, ebenso hatte in Holland jede originelle künstlerische Production ihr Ende erreicht. „Es war aus, vollkommen aus", sagt Wurzbach.

Man verweist gerne auf die Thätigkeit der Kunstacademien in Oesterreich und Preußen. A. v. Wurzbach gibt aber zu bedenken, daß in diesen Ländern einfach nichts vorhanden war, was einer Kunstblüthe ähnlich gesehen hätte, als im vorigen Jahrhunderte Academien gegründet wurden. Letztere konnten darum nichts zerstören. „Was sie geschaffen haben, sind wir heute ziemlich in der Lage, zu beurtheilen und wir wollen sagen, daß es der Mühe werth war. Was mit Wien, Berlin und andern Städten

geschehen wäre, wenn es keine Academien daselbst gegeben hätte, sind wir absolut nicht in der Lage, zu beurtheilen, da wir überhaupt nicht sagen können, was geschehen wäre, wenn gewisse Ursachen nicht eingetreten wären. Aber Thatsache ist es, daß die Academien in allen jenen Staaten, welche sich bereits einer hohen Kunstblüthe erfreut hatten, unvermögend waren, die Production auf derselben Höhe zu erhalten, und unvermögend, eine neue Blütheepoche hervorzurufen."

„Das entschiedenste Argument gegen die Academie ist, daß der Staat mit dem academischen Professorentitel den unfähigsten, talentlosesten Stümper decorirt, ihm den Lehrstuhl übergibt, Autorität verleiht und Vollmacht ertheilt, über Fragen zu entscheiden, zu deren Beurtheilung er nicht die geringste Fähigkeit besitzt. Um diesen Academiker sammelt sich nothgedrungen ein Kreis der Schüler, ein Kreis von jungen Leuten, unter denen gewiß mehr als Einer ist, der nur eines unbedeutenden Anstoßes von einem ihm verwandten Geiste bedürfte, um sofort auf den richtigen Weg zu gerathen. Von dem Academiker werden die Schüler diesen Anstoß niemals erhalten. Sie werden aber auch von ihm niemals etwas lernen, denn er hat nichts zu lehren; er saß ja seiner Zeit selbst zu den Füßen einer ihm vollkommen ebenbürtigen Autorität."

Aehnlich, wie A. v. Wurzbach, urtheilt J. A. Romberg, indem er kurz und bündig sagt: „Die öffentlichen Kunstschulen stellten sich als faule Plätze des Pedantismus heraus, wo kaum die von Hand zu Hand gehenden Löscheimer jeden Belehrungsdurstigen nach seiner Weise und nach seinen Bedürfnissen zufriedenstellen konnten." Noch drastischer beurtheilte sie Rumohr, der folgende Berechnung anstellte: „Von 1700—1800 darf man wohl annehmen, daß die Academien von Neapel bis Stockholm, von Petersburg bis nach Lissabon im Ganzen jährlich an Gehalten, Unterstützungen und anderen Anschaffungen, an Feuerung, Licht und Modellen wenigstens 300 000 Thaler gekostet haben. Das macht in jenen hundert Jahren 30 Millionen Thaler. Was ist aber daraus hervorgekommen? Welchen Künstlern dieser Zeit gestattet man in Galerien, sich neben andere hinzustellen? Will man sehen, was herausgekommen ist, so suche man auf den Treppen und Hausböden und anderen Magazinen älterer Lehranstalten dieser Art nach den Preis- und Aufnahmestücken, welche von 1700—1800 dort allmählich sich angesammelt haben. Es ist ein niederschmetternder Anblick, daß so großer Aufwand zu nichts geführt habe, als falsche Richtungen zu perpetuiren, welche wahrscheinlich aus Mangel an Uebernehmern sonst ungleich früher in sich selbst würden erloschen sein."

Aus Italien, dem Vaterlande der Kunst, bringt in diesem Augenblicke die überraschende Nachricht über die Alpen, daß der jetzige Unterrichtsminister Baccelli nichts Geringeres plane, als die Aufhebung sämmtlicher

Staatsacademien, Umwandlung derselben in Staatsgalerien zur Aufbewahrung der Kunstwerke und Einführung voller Lehrfreiheit auf künstlerischem Gebiete. Der wirkliche Künstler solle einen Kreis von Schülern um sich sammeln, nicht ein patentirter Staatsprofessor. Die Academiker aller Länder fühlen sich bedroht und in Deutschland nennt man das Project Baccelli's „künstlerischen Blödsinn". Anders urtheilt ein Theil der römischen Künstlerschaft, welcher kürzlich dem Unterrichtsminister die Zustimmung erklärte mit der Motivirung, daß die bisher vom Staate für die Kunstacademien verausgabten Summen als „nutzlose Vergeudung" sich herausstellten.

Die Deutschen rühmen sich gerne ihrer Universitäten im Tone überschwenglichsten Lobes. Darüber werden die unleugbar großen Schattenseiten gänzlich übersehen. Der Professor kümmert sich um den Hochschüler nur insoweit, als dieser das Collegium besucht, die Collegiumgelder richtig bezahlt und das Examen macht. In der Bildung des Charakters, in der Aneignung praktischen Wissens ist der Universitätshörer ganz auf sich allein angewiesen. Die Professoren begünstigen und erzwingen möglichst einseitige und unpraktische Ausbildung, indem sie die Kenntnisse des Hochschülers beim Examen ausschließlich darnach bemessen, wie der Examinand die Collegiumshefte seinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Der talentvolle Schüler, dem die Einseitigkeit der Collegiumshefte zum Ekel ist, welcher sein Urtheil nach den besten Erscheinungen der Literatur selbständig sich zu bilden sucht, ist immer der Gefahr ausgesetzt, durchzufallen oder doch das Mißfallen des Professors zu erregen. Die Folge davon ist theils völlig einseitige Bildung und Mangel an praktischer Auffassung, theils das Obenaufkommen einer gewissen Mittelmäßigkeit, indem der talentvolle Mann es verschmäht, auf die Worte im Collegiumshefte des Professors zu schwören. In beiden Beziehungen sind die Mängel für die nationale Erziehung höchst bedenklich. Unsere Universitäten werden immer mehr und mehr zu Brutstätten der Mittelmäßigkeit und zu einfachen Abrichtungsanstalten. Die große Mehrzahl der Universitätshörer lernt wohl oder übel die Hefte des Professors auswendig, um das Examen zu bestehen. Der Nachwuchs an Lehrkräften rekrutirt sich aus Mittelmäßigkeiten, welche Wohlwollen und Werthschätzung durch besondere Geschmeidigkeit zu erwerben verstanden. Dühring, welcher diese Zustände an einzelnen deutschen Universitäten drastisch schilderte, ist wohl viel geschmäht, aber niemals widerlegt worden.

Die Reform der Universitäten im Sinne harmonischer Bildung von Geist und Herz, von Verstand und Charakter; im Sinne praktischen Könnens und Wissens ist eine der dringendsten Forderungen der Gegenwart. Es würde über den Rahmen der Aufgabe dieser Abhandlung hinausgehen, wollten hier detaillirte Vorschläge gemacht werden. Auf zwei Punkte möge

aber das Augenmerk gelenkt werden. Erstens die Examina sollen nicht die Professoren vornehmen. Diese Aufgabe soll vielmehr einer Commission von Männern zufallen, welche, mitten im Leben stehend, hohe theoretische Kenntnisse mit praktischer Bildung und Begabung vereinigen. Der Studirende könnte sich dann beim Examen nicht in bequemer Weise durch Memorirung der Collegiumshefte abfinden, sondern er müßte bekunden, daß er in seinen Studien nicht bloß die nöthigen theoretischen Kenntnisse, sondern auch praktische Auffassung sich zu eigen gemacht hat. Ein zweiter Punkt ist die Durchführung der Freiheit der Wissenschaft. Jedem, der das Doctorat erlangt hat, soll es freistehen, an der Universität Vorlesungen zu halten und ein Collegium zu gründen. Jeder Schüler soll die freie Wahl haben, wie und wo er die nöthigen Kenntnisse sich sammelt. Dann wird von selbst ein innigeres Band zwischen Schüler und Lehrer sich herausbilden, das Hauptgewicht wird beiderseits auf das praktische Wissen und Können gelegt werden. Das Collegium wird dem Lernen und der Erziehung, dem Wissen und Leben dienen!

Der Staat wird sich eine Regelung des Verhältnisses vorbehalten können, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen die Benützung der Sammlungen, Einrichtungen und Anstalten stattzufinden habe. Im Großen und Ganzen aber soll die Freiheit der Wissenschaft endlich Wahrheit werden. Heute von Freiheit der Wissenschaft zu sprechen, ist ein wahrer Hohn auf die thatsächlichen Verhältnisse. Freilich diejenigen, welche das Wort „Freiheit der Wissenschaft" so gerne im Munde führen, verstehen heute noch nichts Anderes darunter, als die Berliner vor hundert Jahren, zur Zeit Friedrichs des Großen und Nicolai's, sie meinen nämlich die Freiheit, über die geoffenbarte Religion so viel Sottisen aussprechen zu dürfen, als man will.

Ein frischer, freier Luftzug ist sehr nothwendig, um die Miasmen zu zerstreuen, welche im Bereiche der Kreise der „Intelligenz" vergiftend und zerstörend sich angesammelt haben. Sind diese Miasmen beseitigt, dann wird die Wissenschaft, statt die geistige Anarchie hervorzurufen, im Anschlusse an die Wahrheiten des Christenthums eine einheitliche Lebensanschauung, eine harmonische Bildung des Geistes und des Herzens ermöglichen und den Völkern Kraft und Fortschritt vermitteln, statt wie heute, Auflösung und Zerstörung zu bringen.

Freilich wendet man ein, und leider nicht mit Unrecht, daß ja die Christenheit selbst gespalten sei. Und Viele werfen die bittere Frage auf: Wo ist Wahrheit? Die Trennung der Christenheit[1] ist eine forteiternde

---

[1] „Von der Kirchentrennung," schrieb Böhmer 1846, „datirt all unser Unglück. Wie beklagenswerth, daß das Herzvolk Europa's durch die Streitigkeiten mit der Kirche

Wunde, und Materialismus und Unglauben können nicht mit dauerndem Erfolge bekämpft werden, solange diese Wunde nicht geheilt ist. Die erste Kirchentrennung lieferte den Orient den Barbaren aus, Cultur und Civilisation gingen in den Ländern des Ostens zu Grunde. Die neue Kirchentrennung durch die Reformation des 16. Jahrhunderts trug die Keime der Auflösung und Zerstörung mitten in das Herz Europa's unter die christlichen Völker selbst. Aus der eigenen Mitte entstehen die zerstörenden Kräfte, Materialismus und Unglauben, welche in weiterer Entwicklung unsere Cultur und Civilisation zu begraben drohen.

Betrachten wir Gang und Ursachen der jeweiligen Spaltungen und Häresien ruhig und leidenschaftslos; die geschichtliche Betrachtung wird uns auch Mittel und Wege der Wiedervereinigung bieten.

Diejenigen, welche mit den thatsächlich bestehenden Verhältnissen in der Kirche unzufrieden waren, richteten immer ihren Blick in die Vergangenheit, in die ersten Jahrhunderte der Christenheit. Dort erblickten sie ihr Ideal, welches sie neuerdings verwirklichen zu wollen vorgaben. Dieser Zug ist durch die ganze Kirchengeschichte, von Tertullian bis Döllinger, zu beobachten. Es ist eine Verirrung, welche die Gesetze der historischen Entwicklung verkennt, und merkwürdigerweise sind es meistens Historiker, welche dieser Verirrung anheimfallen. Es ist absolut unmöglich, die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung auf die Gestalt irgend einer Zeitepoche zu fixiren und zu krystallisiren. Die Kirche, dieser geist- und lebensvollste Organismus darf nicht versteinern, sondern muß in ihrer äußeren Ausgestaltung fortwährend den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen, für neue Aufgaben neue Organisationen hervorbringen und muß neuen Schwierigkeiten auch neue Kräfte entgegensetzen. Die Kirche hat die Aufgabe, wie der hl. Paulus so treffend sich ausdrückte, Allen Alles zu werden. Das könnte aber eine Kirche nicht, welche auf irgend einen historischen Typus unabänderlich festgebannt wäre, wie diejenigen es wollen, welche immer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ihr Ideal suchen. Diesem Drange nach einem idealen Zustande der Vergangenheit steht eine andere, nicht minder gefährliche Verirrung gegenüber, welche Alles festhalten will, was augenblicklich besteht und bloß deßhalb, weil es besteht. Erstere wollen, in völliger Verkennung der nothwendigen, fortschreitenden geschichtlichen Entwicklung die Kirche auf einen Typus der Vergangenheit, letztere auf die Gestaltung der Gegenwart festbannen. Es sind meistens eifrige, aber kurzsichtige Anhänger der Kirche, welche die Unabänderlichkeit des Glaubens-

vom positiven Berufe abgezogen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Inneren zersetzt, zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in welchem es bald von Fieberhitze durcheinandergeworfen wird, bald in Mattigkeit verfault." Janssen S. 262.

inhaltes mit der äußeren, der Veränderlichkeit unterworfenen Ausgestaltung verwechseln. Dieses Festhalten an einmal gegebenen Verhältnissen hat die Fruchtlosigkeit der Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts mit verschuldet. Die ärgsten Mißbräuche fanden energische Vertheidiger.

Diejenigen, welche die Kirche als die Braut Christi lieben und verehren, müssen sich vor Uebertreibungen auf der einen, wie auf der anderen Seite hüten, wenn sie nicht eine schwere Schuld auf sich laden wollen. Der Glaubensinhalt, das Wesen und die von Christus gegebene Verfassung der Kirche haben die Verheißung des Bestandes bis ans Ende der Zeiten. Aeußere Erscheinungen aber wechseln mit den Zeiten, und es ist ebenso thöricht, irgend eine Form der Vergangenheit, als irgend eine äußere Gestaltung der Gegenwart mit der Hartnäckigkeit des Sectirers festzuhalten.

Drehten sich die Ursachen der Kirchentrennung vor dem 16. Jahrhunderte meistens um die Berechtigung geschichtlicher Erscheinungen, so tritt mit dem Lutherthume ein zerstörendes Princip auf: der Kampf des Individualismus mit der Autorität. Die Kirche, die Stiftung des Erlösers wurde principiell negirt und jeder Einzelne zum Schiedsrichter in Sachen des Glaubens gemacht. Doch zeigte sich dieses Streben erst keimenhaft. Thatsächlich erkannten auch diejenigen, welche die unheilvolle Trennung von der Kirche vollzogen, die Nothwendigkeit an, eine objective Norm des Glaubens und ein System der Kirchenverfassung festzuhalten. Eine Kirche ohne Normirung des Glaubensinhaltes konnten sich auch die Lutheraner nicht denken, und aus diesem Bedürfnisse entsprangen das Interim und die Confessionen, namentlich die Augsburgische und die helvetische Confession. Erst seit dem vorigen Jahrhunderte tritt der Individualismus als Verneinung jedes objectiven Glaubensinhaltes und als Gegner jeder äußeren Kirchenverfassung auf, zerstört die gemeinsamen Glaubenssymbole und pflanzt das Banner religiöser Anarchie auf. Wie weit bereits diese Anarchie selbst bei denjenigen sich festgesetzt hat, welche die Nothwendigkeit einer einheitlichen religiösen Weltanschauung anerkennen, beweist das Beispiel eines sonst so unbefangenen und ernsten Forschers, wie Masaryk, welcher nicht bloß die Autorität der katholischen Kirche verwirft, sondern auch alle protestantischen Secten für unzureichend erklärt und Hilfe von einer neuen Religion erwartet[1]. Masaryk will natürlich eine Religion, welche ganz

---

[1] S. 284. Am besten conveniren Masaryk noch die Zustände des Protestantismus in Nordamerika, wo Begriff und Wesen der Kirche gänzlich geschwunden sind und wo nur „Denominationen" (Secten) sich geltend machen. Masaryk schreibt S. 215: „Der Protestantismus hat sich in Amerika am natürlichsten und schönsten entwickelt; das Princip der freien Forschung innerhalb der Bibel ist praktisch vollkommen durchgeführt und führte zum religiösen Individualismus." An den Engländern lobt Masaryk (S. 211), daß „sie in der Religion die sichere und einzige

nach seiner Individualität zugeschnitten wäre; er zeigt sich in dieser Forderung so recht als Typus des excentrischen Individualismus der Gegenwart.

„Der Katholicismus ist für uns unmöglich geworden," sagt Masaryk, und die Gründe, welche er hiefür geltend macht, stützen sich ausschließlich auf das Princip des Individualismus, welcher doch die eigentliche geistige Krankheit der Zeit ist. Die katholische Kirche hat die Persönlichkeit, die Individualität immer anerkannt und erst in der katholischen Kirche kam die Persönlichkeit zur vollen Geltung. Aber über dem Individuum steht die Gesammtheit, über der eigenen Weisheit der gemeinsame Glaube. Rüttelt man einmal an der Autorität des gemeinsamen Glaubensinhaltes, über dessen Reinheit zu wachen die Hirten der Kirche berufen sind, dann ist die religiöse Anarchie mit all ihren zerstörenden Folgen für das geistige und sittliche Leben der Völker unvermeidlich.

Die Gegner der Kirche machen sich freilich aus dem Glaubensinhalte und der Verfassung der Kirche immer ein Zerrbild. Und gegen dieses Zerrbild richten sich ihre Angriffe. Auch Masaryk verfiel dieser Verirrung, wie aus seinen Bemerkungen über die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes folgt [1]. Fast alle Angriffe gegen die katholische Kirche entspringen aus Mißverständnissen und aus der Unkenntniß ihrer Lehren und Institutionen. Freilich geschieht auch von katholischer Seite viel zu wenig, um diese Mißverständnisse zu zerstreuen und diese Unkenntniß zu beseitigen. Es möge hier an ein Wort Dupanloup's erinnert werden: „Es gibt außer unserem Kreise viele und zwar sehr edle Seelen, welche durch einen Strohhalm zurückgehalten werden. Wie bei ins Wasser gefallenen Fliegen würde es zur Rettung genügen, ihnen liebreich den Finger zu bieten. Aber es ist zu befürchten, daß nur zu oft Ungeschicklichkeit und Unzartheit sie in die Tiefe stoßen, statt zu retten." [2] In Deutschland besitzen wir in Hettingers Apologie des Christenthums ein nach Form und Inhalt meisterhaftes Werk, welches freilich von den Gegnern der Kirche am liebsten todtgeschwiegen wird. Leider steht Hettingers Werk ziemlich vereinzelt da. Wie

---

Basis des socialen und politischen Gedeihens der Nation erblicken. In keinem Lande Europa's ist die weltliche Literatur von so hohem religiösem Geiste getragen, wie in England. Ob Christ oder Nichtchrist, Jeder respectirt die Institutionen und Ueberzeugungen, welche Millionen seiner Mitbürger heilig sind."

[1] S. 167: „Der entschiedenste, aber auch unvernünftigste Protest gegen menschliches Wissen ging von Rom aus, indem sich der Papst allen Ernstes für unfehlbar erklärte — so führte einst Augustus den Imperatorencultus ein, als das religiöse Bewußtsein der Römer geschwunden war."

[2] L. c. S. XXIII. — Auch der hl. Augustin spricht das bemerkenswerthe Wort: Tuba insultationis infructuosum facit bellum.

viel Geist und Talent werden verschwendet, um Christenthum und Kirche zu bekämpfen? Wie selten und wie mangelhaft ist die Abwehr?[1]

Man darf sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß in katholischen Ländern Viel, sehr Vieles faul ist. Abgesehen von denjenigen, welche bloß in der katholischen Matrikel stehen, ohne zu glauben, fallen auch den gläubigen Katholiken viele Unterlassungen und Fehler zur Last. Wenn die Katholiken heute überall zurückgesetzt erscheinen, wenn sie in allen Ländern Boden an Boden verlieren, wenn sie aus dem öffentlichen Leben vielfach verdrängt werden und selbst im besten Falle immer nur geduldet erscheinen, so möge man nicht vergessen, daß hier genußsüchtige Trägheit, dort eitle Selbstsucht vielfach mitschuldig sind.

Zwei Dinge sind es, welche zu jedem dauernden sittlichen Erfolge nothwendig sind: eigene Arbeit und Gottes Segen. Der Mensch muß unausgesetzt thätig sein im Dienste Gottes, er muß zur Ehre Gottes und zum Wohle der Gesammtheit sinnen und trachten, streben und wirken. Aber all dieses Sinnen und Streben bleibt fruchtlos, wenn nicht der Segen Gottes errungen wird durch edle Selbstverleugnung, durch Demuth und Opfer. Beides wird heute vielfach vergessen. Hier sehen wir eine große Masse, welche träge und faul ist und lieber müßig zuschaut, wo es gälte, eine unermüdliche Thätigkeit zu entfalten. Dort erblicken wir eine thätige, energievolle Schaar, welche muthig den Kampf kämpft. Aber es mangelt die rechte Weisheit, welche nur aus der Demuth und Selbstverleugnung entspringt. Statt Liebe zu Gott sehen wir eitle Ruhmredigkeit, statt dem Nächsten zu dienen, erblicken wir persönliche[2] Bestrebungen, jene Selbstsucht, welche die Fackel der Zwietracht schürt, Spaltungen und Risse hervorruft, überall

[1] Die wissenschaftliche theologische Literatur ist meist nach Form und Inhalt nur auf den engeren Kreis der Theologen berechnet und entspricht weder nach Styl noch Auffassung weiteren Ansprüchen und Bedürfnissen. Die Lesegier des Publikums wendet sich dafür der ungläubigen „Wissenschaft" zu, deren Resultate im großen Style popularisirt werden. Diese „Wissenschaft" beherrscht jetzt thatsächlich den Kopf der Massen, wie man es am Einflusse der ungläubigen Presse am besten sehen kann. Schon die Herzen der frühesten Jugend werden durch den Unglauben vergiftet und verfallen geistiger und sittlicher Anarchie. Es muß den berufenen Kreisen überlassen werden, zu erwägen, ob eine Aenderung im religiösen Unterrichte und eine Reorganisation der theologischen Lehranstalten nicht dringendstes Bedürfniß der Zeit sei. Wie weit die theologische Wissenschaft hinter den praktischen Bedürfnissen der Zeit zurückgeblieben ist, mag z. B. der Thatsache entnommen werden, daß die heutige Moral nicht einmal mehr zu sagen weiß, was Wucher ist. Die dominirende Richtung der Casuistik ist ein trauriges Zeichen tiefen wissenschaftlichen Verfalles.

[2] In Frankreich theilen sich die Katholiken in Royalisten, Imperialisten, Republicaner. In Spanien in Carlisten und Alphonsisten, in Oesterreich in Föderalisten und Centralisten u. s. w. Persönliche Interessen gewinnen die Oberhand, die gemeinsame Sache des Glaubens wird geschädigt.

zerstört, die besten und edelsten Bestrebungen lähmt und vergiftet. Alles ist verloren, wo der Mensch nur sich selbst sucht.

Diejenigen, welche zur Führung berufen wären, die sogen. gebildeten und intelligenten katholischen Kreise sind in allen Ländern in überwiegender Mehrzahl der Opferfähigkeit verlustig gegangen. Sie wollen in ihrer Ruhe, im Wohlsein des Genusses nicht gestört sein und predigen fortwährend weise Mäßigung, wo es Pflicht wäre, für die Sache Gottes persönlich einzutreten. Auf der andern Seite, wo noch persönliche Opferfähigkeit vorhanden ist, fehlt es an Demuth und Selbstverleugnung. Das sind die Gründe all der Uneinigkeit und all der Spaltungen, all der gegenseitigen Verlästerungen und Verketzerungen! Und doch sollte die Kraft der Einheit und Einigkeit die Stärke der Katholiken bilden! Aus der Einigkeit entspringt die Macht des Handelns. Wie oft hört man aber von Resolutionen, wie selten von thatkräftigem Handeln!

Liebe zu Gott, Hingabe im Dienste der Gesammtheit, das ist das Ideal, welchem jeder Katholik nachstreben muß. Liebe und Demuth, Opfermuth und Selbstverleugnung, müssen die Waffen der Katholiken sein. Dann werden sie, auch unter scheinbaren Niederlagen, das Reich Gottes ausbreiten und erweitern.

Die geistige Anarchie und sittliche Halbheit der Gegenwart sind die Folge des übertriebenen Individualismus auf religiösem Gebiete, sind die Resultate jenes falschen Princips, welches an die Stelle der Autorität die Souveränität des Individuums setzte. Um eine einheitliche Weltanschauung der Völker, um eine harmonische Entwicklung von Geist und Herz, von Verstand und Gemüth, von Idealen und Gefühlen wieder zu ermöglichen, um intellectuelle Energie und sittliche Kraft wiederherzustellen, gibt es nur Ein Mittel und nur Einen Weg: die Wiedervereinigung im Glauben und die Rückkehr zur Einheit der Kirche. Hierin gipfelt die Frage der Cultur und Civilisation der nächsten Zukunft. Von dieser Entscheidung hängt es ab, ob wir vor einem Sprunge nach Aufwärts stehen oder weiterm Verfalle entgegengehen.

Liebe und Freiheit, die Macht der Vereinigung und die Kraft der Individualität bilden die Triebfeder des Fortschritts, die Grundlage von Cultur und Civilisation. Vereinigung und Individualität sind die Resultate des Gebotes: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die Nächstenliebe ist das Band der Vereinigung, die Selbstliebe ist die Grundlage für den Wirkungskreis der Individualität, für das Gebiet der Freiheit. Die Gegenwart übertreibt die Bedeutung der Individualität und erweitert den Kreis der Freiheit auf Kosten der Nächstenliebe. Dieß ist die Ursache der heutigen socialen Krankheit; hierin besteht die Gefahr für Cultur und Civilisation.

Die Selbstliebe, die Individualität, die Freiheit haben eine bestimmte

Schranke in der Nächstenliebe. Indem diese Schranke durchbrochen, die Nächstenliebe mißachtet wurde; indem an Stelle der Liebe das grausame Naturgesetz des Rechtes des Stärkern, das Princip des Kampfes um's Dasein gesetzt wurde, kam die Gesellschaft aus dem Gleichgewichte und verfiel einem innern Gegensatze, dem Kampfe Aller gegen Alle, zuerst theoretisch, später nach Wegräumung der Schranken, welche die Weisheit vergangener Jahrhunderte gesetzt hatte, auch praktisch. Heute stehen wir mitten in diesem Kampfe Aller gegen Alle, ein Kampf, welcher nur durch die sittliche Kraft christlicher Erziehung noch in soweit gemildert wird, um nicht zur völligen Auflösung aller socialen Bande zu führen. In den Kreisen, in welchen die Kraft christlicher Erziehung gebrochen wurde, herrscht bereits die Barbarei, hier der Ausbeutung und Unterdrückung, dort des Communismus und Nihilismus.

Zuerst kam die theoretische Verirrung, dann die praktische Verwirrung. Dieß ist für diejenigen, welche heilen und helfen wollen, sehr zu beachten. Zuerst muß die theoretische Erkenntniß in den „gebildeten" Schichten sich Bahn brechen, daß die Uebertreibung des Individualismus und die Mißachtung der Nächstenliebe die heutigen unglücklichen Zustände veranlaßt haben, dann erst kann mit Erfolg an eine praktische Reform gegangen werden.

Die Uebertreibung des Individualismus machte zuerst auf religiösem Gebiete sich geltend und übertrug sich dann in das socialpolitische[1] Leben. Das Lutherthum erhob das Individuum über die Gesammtheit, über die Kirche. Das Individuum durchbrach die Schranken der Vereinigung und erklärte sich für souverän auf religiösem Gebiete. Der „freien Forschung" folgte die Souveränität des Individuums in der Politik und im socialen Leben. Die Endresultate sieht man in der Anarchie des Nihilismus und Socialismus.

In den gebildeten Kreisen hat die Krankheit der Uebertreibung der Individualität auf Kosten der Nächstenliebe[2] zu einer völligen geistigen Anarchie geführt. Die Zersetzung der Gesellschaft nimmt von Tag zu Tag

---

[1] Die Organe der Berliner Hofpredigerpartei (namentlich der „Reichsbote") geberdeten sich wüthend, als in der jüngsten Encyklica des Papstes Leo XIII. vom 29. Juni 1881 auf die Thatsache dieser geschichtlichen Entwicklung hingewiesen wurde. Für diejenigen, welche in Irrthum verrannt sind, schmeckt die Wahrheit immer bitter.

[2] Masaryk S. 165: „Die Selbständigkeit des Charakters wird nicht selten auf Kosten der Nächstenliebe errungen; darum weisen Protestanten bei ihrer größeren Energie nicht selten eine gewisse Härte auf, die auch dann herztödtend ist, wenn sie als ethischer Rigorismus auftritt." S. 160: „Der Katholicismus macht seine Anhänger geduldig und gehorsam und verleiht den Menschen etwas eigenthümlich Sanftes und Mildes." Selbstverständlich ist nur von Katholiken die Sprache, welche die Lehren der Kirche mit Geist und Herz erfassen und im Leben mit voller Hingebung üben.

größere Dimensionen an. Die geistige Anarchie hat aber auch moralische Schwäche erzeugt, und so fallen die Völker der Dictatur der Schlechtesten anheim, welche rücksichtslos genug sind, um den Grundsatz: Macht geht vor Recht, durch ihre eigene Handlungsweise zu verwirklichen. Schauen wir nach Nordamerika, so sehen wir einen Ring von offenen Betrügern um die Zügel der Regierung kämpfen. In Rußland herrscht die Barbarei bald eines Murawieff, bald namenloser Nihilisten, welche es verstehen, ihre Gesellschaft mit dem Nimbus des Schreckens zu umgeben. In Frankreich hat ein ebenso verwegener und rücksichtsloser, als schlauer und berechnender Patron, der jeder sittlichen Haltung bar ist, die Macht in Händen. In Italien herrscht die Coterie einiger Parteiführer, wie Crispi und Nicotera, Depretis und Cairoli, Männer, welchen man zu viel Ehre erweisen würde, wollte man sie näher nach ihren Handlungen charakterisiren.

Weiteres Fortschreiten auf dieser Bahn des Verfalles müßte die Völker in die Barbarei zurückschleudern. Es ist Zeit, an eine Umkehr zu denken und sich wieder auf die Principien zu besinnen, welche die christlichen Völker zur Cultur und Civilisation geführt haben. Es ist die Einheit der religiösen Ueberzeugung, welche den Geist mit idealer Kraft, das Herz mit Liebe und Hingabe erfüllen muß. Vereinigung und Freiheit, die Hingabe für die Gesammtheit und die Energie persönlichen Strebens müssen eine harmonische, einheitliche Zusammenfassung und Entfaltung finden in dem gemeinsamen Ziele des Einzelnen und Aller, in der Liebe zu Gott. Die christlichen Völker haben das Grundgesetz für die menschliche Gesellschaft: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst", mißachtet und darum sind sie den Verirrungen der Gegenwart verfallen.

Die überall herrschende geistige und leibliche Noth wird, so hoffen wir, in den Herzen das Feuer der Liebe entzünden, die Kraft der Hingebung und die Macht des Opfers zur Entfaltung bringen. Die Werke der Liebe werden die Völker wieder näher bringen und werden die künstlichen Schranken beseitigen, welche Hochmuth und Selbstsucht errichtet haben[1]. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts der Rechthaberei der Professoren und dem Zanke der Theologen, der Habsucht und Herrschsucht der Fürsten und ihrer Rathgeber auf den Conto zu schreiben ist. Wirkliche Religiosität hatte mit jenem Werke der Zwietracht, der Entzweiung, des Haders nichts zu thun. Heute zeigen sich die letzten Folgen dieser Trennung in geistiger und leiblicher Noth, in intellectueller und moralischer Anarchie, in wirthschaftlichem Niedergange und in socialer Zerrissenheit. Gegen all diese Leiden ist das Heilmittel vorhanden in der christ-

[1] An seinem Sterbetage, 22. October 1863, sagte Böhmer: „Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß."

lichen Liebe, welche alle Menschen vereinigt zu einer gemeinsamen Familie, deren Haupt Christus selbst ist. Die Einheit und Einigkeit ist das nothwendige Resultat der Liebe, die Liebe aber ist das Kennzeichen des Christenthums.

Alle diejenigen, welche auf den Namen und die Würde eines Christen Anspruch machen, mögen wohl beherzigen die testamentarischen Mahnungen unseres Heilandes in den Abschiedsworten des letzten hohenpriesterlichen Gebetes, jene göttlichen Ergüsse, in welchen der Heiland noch einmal Alles zusammenfaßte, als er im Begriffe stand, für immer von den Jüngern sich zu trennen! Liebe und Einheit, diese zwei Worte bilden den Inhalt jenes ergreifenden Gebetes. „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander.“ [1] Und dann flehte der Erlöser zum Vater: „Erhalte sie in deinem Namen, daß sie Eins seien, wie wir es sind . . . Damit Alle eins seien, wie du Vater in mir bist . . . Damit sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast.“ [2]

Dreimal, immer dringender betete der Herr für die Einheit, für die vollkommene Einheit. Liebe und Einheit sind die Kennzeichen des Christen; mit Unrecht tragen diesen Namen diejenigen, welche diese Liebe mißachtet, diese Einheit verlassen haben. Und wir sehen auch in der Geschichte, daß die Secten immer mehr und mehr der Verirrung anheimfielen, je weiter sie sich von der Einheit entfernten. Und dieß wird auch die Schlußentwicklung des heutigen Protestantismus sein, daß, während die Einen immer weiter sich entfernen und dem gänzlichen Unglauben verfallen, die Anderen die Einheit wieder aufsuchen und zur Mutterkirche zurückkehren. Und diese Mutter wird ihnen um so verehrungswürdiger erscheinen, je mehr sie unterdessen gelitten hat. Und wenn die Wiedervereinigung aller Christen erfolgt, dann werden die Völker zu neuen glorreichen Werken sich erheben, eine neue Glanzepoche christlicher Cultur und Civilisation wird anbrechen, der Geist der Völker wird von Fortschritt zu Fortschritt, von Entdeckung zu Entdeckung eilen; die sittliche Kraft der Völker wird in bewundernswerthen Schöpfungen der Liebe und des Opfers sich zeigen, und Werke werden erstehen, von denen die heutige, in kleinlicher Selbstsucht versunkene, in Hader und Haß gespaltene, keiner Größe mehr fähige Gesellschaft kaum eine Ahnung besitzt. Und wenn der Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte auf das kleinliche, niedrige, gehässige, kurzsichtige Treiben in der Culturkampfsperiode des 19. Jahrhunderts herniederblickt, dann wird er Betrachtungen anstellen, wie tief die Völker sinken, wie sie geistig und sittlich verfallen, wenn sie sich

[1] Joann. 13, 34. [2] Joann. cap. 17.

von der Quelle der Wahrheit, vom Christenthume entfernen; wie hoch sie sich aber zu erheben im Stande sind, wenn sie lächerlichen Hochmuth und kleinliche Selbstsucht begraben und mit der vollen Kraft des Geistes und der ganzen Innigkeit des Herzens dem Herrn und Erlöser sich zuwenden!

Bei großen Geistern, auch wenn sie in der Nacht des Irrthums wandeln, begegnet man nicht selten einzelnen Gedankenblitzen, welche das Dunkel plötzlich erhellen und auf einen kurzen Moment die Wahrheit schauen lassen. So faßte Goethe einmal die ganze Geschichte der Cultur und Civilisation in den wenigen treffenden Worten zusammen: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem Alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Glaubens und Unglaubens." Goethe zeichnete auch kurz den Gang der Entwicklung: „Alle Epochen in der Weltgeschichte, in denen der Glaube herrscht, sind herrlich, herzerhebend, fruchtbar für Mit- und Nachwelt; alle jene, in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg erringt, verschwinden vor der Nachwelt."

Es ist kaum möglich, treffender und kürzer den Zusammenhang von Glauben und Civilisation zu kennzeichnen, als dieß von Goethe geschah, welcher doch persönlich außerhalb der Sphäre des Glaubens stand. Es ist eine der Wahrheit gebrachte Huldigung. Aus unseren Erörterungen erhellen auch die Gründe, warum die Epochen des Unglaubens unfruchtbar, warum nur die Zeiten, wo der Glaube herrscht, fruchtbar und herrlich waren und sind. Nur aus dem Glauben entspringt die Macht der Liebe und die Kraft der Freiheit, die Energie der Thätigkeit und der Arbeit, die Fähigkeit des Opfers und der Entsagung. Der Unglaube zerreißt das gemeinsame Band, welches die Völker eint und vereint, schwächt die Kraft des sittlichen Bewußtseins, löst die socialen Verbindungen, untergräbt die Energie der idealen Arbeit und zerstört damit die Grundlage geistigen Schaffens und wirthschaftlichen Gedeihens.

Zwei Factoren sind es, welche Civilisation und Cultur den Völkern vermitteln sollten, welche aber ihre Aufgabe verkannten und nun vereint an der Zerstörung arbeiten: Wissenschaft und Kapital. Anstatt auf dem Boden des Christenthums im Einklange mit den Lehren des Weltheilandes das religiös-sittliche Verhältniß zu Gott immer reiner und inniger zu gestalten, anstatt den Bestrebungen zu dienen, einzelne Völker und die ganze menschliche Gesellschaft geistig zu erheben, sittlich zu vervollkommnen, die gegenseitigen Beziehungen zu verbessern und den idealen Anforderungen gemäß zu verfeinern, hat sich die Wissenschaft in Gegensatz zum Christenthume gesetzt, hat die einheitliche Lebensanschauung vernichtet und den religiösen Glauben untergraben. Bildung und Unglaube sind heute nahezu identische Begriffe geworden.

Die Einen wollen ihren Unglauben auch dem „ungebildeten" Volke

aufdrängen, während die Anderen aus Opportunitätsrücksichten die Ansicht vertreten, daß nur die Gebildeten dem Unglauben frei und offen huldigen sollten, während das Volk religiös zu erziehen sei[1]. Beides führt zur Vernichtung der Güter der Civilisation. Die Wissenschaft muß vielmehr auf den Boden des Christenthums zurückkehren, die Bildung des Geistes muß in Harmonie mit der christlichen Wahrheit gebracht werden.

Das Kapital, anstatt der Production neue Mittel zu bieten und der Consumtion neue Bahnen zu weisen, dient heute vielfach nur mehr der ungerechten Bereicherung, Auswucherung und Ausbeutung. Die Errungenschaften einer tausendjährigen Cultur fallen einer raschen Zerstörung anheim. Die Schätze der Erde werden erschöpft, die Kräfte des Bodens der rohen Gewinnsucht und dem kurzsichtigen Egoismus geopfert.

Wissenschaft und Kapital arbeiten gemeinsam an der Zerstörung der Güter der Civilisation und Cultur. Die Wissenschaft vertritt die Interessen des Kapitals und erklärt die schrankenlose Herrschaft desselben als Fortschritt, als nothwendiges Postulat, als Naturgesetz. Das Kapital hinwiederum popularisirt durch die Zeitungsunternehmungen die Theorien der Wissenschaft und beherrscht die öffentliche Meinung. Schule und Presse üben auf das geistige Leben der Nation den überwältigendsten Einfluß, dem nur sehr Wenige sich zu entziehen vermögen.

Sollen die Güter der Civilisation und Cultur nicht dem Egoismus geopfert werden, sollen die Völker vor einer neuen Barbarei bewahrt bleiben, dann müssen Wissenschaft und Kapital in andere Bahnen gelenkt werden. Die sociale Frage ist in erster Linie eine Frage des Unterrichts und der Erziehung, in zweiter Linie erst steht die Nothwendigkeit einer Reform der wirthschaftlichen Zustände. Ein wirthschaftlicher Aufschwung ist ein Ding der Unmöglichkeit, so lange die Völker nicht aus der geistigen und sittlichen Anarchie befreit werden. Kopf und Herz, Geist und Gemüth müssen gleichmäßig ausgebildet werden, die Lehren des Christenthums müssen Ideale und Gefühle der Völker beherrschen, dann erst wird die Gesellschaft die moralische Energie und Kraft gewinnen, die Gefahren des Reichthums und der Armuth zu überwinden, unsittlichen Luxus und entsittlichendes Elend zu beseitigen und in der christlichen Liebe das dauerhafte Band der Einheit und Vereinigung zu finden. Aus der Liebe wird das Reich der Freiheit sich entwickeln; die Güter, welche die Revo-

[1] Treitschke z. B. hat sich offen zu diesem Grundsatze der Heuchelei bekannt. Masaryk (S. 232) fragt hingegen mit Recht: „Wo fängt die Bildung an und wo hört sie auf?“ Die Halbheit und Zerrissenheit der Gesellschaft würde bei Befolgung der Grundsätze eines Treitschke und Genossen erst recht um sich greifen. Die heutigen unhaltbaren Zustände wurden ja hauptsächlich durch praktische Befolgung dieser Grundsätze herbeigeführt.

lution vergeblich anstrebt: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit werden den christlichen Völkern zu Theil werden. In der christlichen Liebe, in der christlichen Freiheit, in der christlichen Arbeit, in der Vereinigung von Liebe, Arbeit und Freiheit liegt das Programm einer Reform der Gesellschaft und beruht die Möglichkeit neuer Fortschritte in Cultur und Civilisation.

Vergeblich bemühen sich die Politiker, durch bloße Pflege der materiellen und wirthschaftlichen Interessen die Völker glücklich und zufrieden zu machen. Glück und Zufriedenheit sind mit irdischen Gütern nicht zu erkaufen. Nur der Mensch, dessen Herz Ruhe in Gott sucht, dessen Geist seinem Schöpfer sich entgegensehnt, wird wahrhaft glücklich und zufrieden sein können. Mangel oder Besitz irdischer Güter werden diesen Glücklichen weder beunruhigen, noch leidenschaftlich fesseln; er wird diese Güter suchen und pflegen, soweit sie ihm und dem Nächsten dienen, das Dasein zu verschönern, geistige und sittliche Zwecke zu erreichen, aber er wird sein Herz nicht daran hängen. Er wird arbeiten und thätig sein, aber nicht habsüchtigen Gewinnes oder leidenschaftlichen Genusses wegen, sondern weil Jeder verpflichtet ist, im Schweiße des Angesichtes sich sein Brod zu verdienen, und weil derjenige, welcher nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Er wird seinen Erwerb und Besitz als Gabe Gottes betrachten, bestimmt nicht bloß für die eigenen Bedürfnisse, sondern auch zur Linderung der Noth des Nächsten. Und dieß ist der einzige Weg, um Allen möglichsten Antheil an den Gütern dieser Welt, um Allen das tägliche Brod zu verschaffen. Arbeit und Genügsamkeit begründen und erhalten den Reichthum, und darum kann allgemeiner Wohlstand bei edlem vereinten Streben den christlichen Völkern nicht ausbleiben. Es geht in Erfüllung das Wort des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; Alles Uebrige wird euch beigegeben werden.“ [1]

In diesen Worten der Verheißung liegt das Lebensprogramm für Individuen und Völker, für Regierende und Regierte, heute und immer!

---

[1] Matth. 6, 33.

Personen- und Sachregister.

A.

F.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

W.

Berichtigungen.

Seite 54 Zeile 11 von oben: Genügsamkeit, statt: Genügkamkeit.
Seite 90 Zeile 13—14 von unten: in-dem, statt: in dem.
Seite 93 Zeile 1 von unten: 22, statt: 32.
Seite 278 Zeile 8 von oben: Wechselmißbrauch, statt: Fälschung.
Seite 393 Zeile 4 von unten: zeigten, statt: zeigt.



